Theodor Koch-Grünberg



VOM ROROIMA ZUM ORINOCO

BAND I

VERLAG DIETRICH REIMER
(ERNST VOHSEN) BERLIN



Trockenheit in Roraima

20.I.1966

Nach einer Inspektionsreise im Bundesterritorium von Roraima berichtete der Innenminister, Marschall Cordeiro de Faria, dem Bundespräsidenten über die dramatische Lage, in der sich dieses Gebiet wegen der dort herrschenden Trockenheit befindet. Der Rio Branco, die einzige Verbindung nach Boa Vista, ist ausgetrocknet, so dass die Stadt von der Aussenwelt abgeschlossen ist.

Roroima.

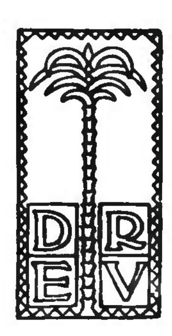
VOM ROROIMA ZUM ORINOCO

ERGEBNISSE EINER REISE IN NORDBRASILIEN UND VENEZUELA IN DEN JAHREN 1911—1913

UNTERNOMMEN UND HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE UND MIT MITTELN DES BAESSLER-INSTITUTS IN BERLIN

VON

THEODOR KOCH-GRÜNBERG



ERSTER BAND

SCHILDERUNG DER REISE

MIT 6 VOLLTAFELN UND 109 ABBILDUNGEN IN LICHTDRUCK

DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)
IN BERLIN 1917

DRUCK VON J. J. AUGUSTIN IN GLÜCKSTADT UND HAMBURG.

DEM FREUNDE DER INDIANER
ERLAND NORDENSKIÖLD
IST DIESES BUCH GEWIDMET.

VORWORT.

Das fünfbändige Werk, dessen ersten Band ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, enthält die Früchte einer Forschungsreise, die ich in den Jahren 1911 bis 1913 im Auftrage und mit Unterstützung des Baessler-Instituts zu Berlin in Südamerika unternommen habe, und die mich vom Roroíma, dem großartigen Sandsteingebirge auf der Grenze von Brasilien, Venezuela und Britisch Guayana, nach Westen durch größtenteils unerforschtes Gebiet zum Orinoco führte.

Der vorliegende erste Band bringt eine Schilderung der Reise, meistens Tagebuchblätter in zwangloser Form, die aus dem unmittelbaren Empfinden heraus an Ort und Stelle niedergeschrieben sind.

Der zweite Band, der bereits erschienen ist, enthält Mythen und Legenden der Taulipáng- und Arekuná-Indianer, Stämme in der Gegend des Roroíma, die zur großen Karaibengruppe gehören.

Der dritte Band soll in Wort und Bild die materielle und geistige Kultur verschiedener Stämme behandeln. Ein Anhang bringt indianische Melodien, Gesänge und Musikstücke, nach Phonogrammen.

Im vierten Band sind die sprachlichen Ergebnisse niedergelegt, Texte mit Interlinearübersetzung und Wörterlisten von 23 Sprachen und Dialekten, von denen sechs bis dahin ganz unbekannt waren.

Der fünfte Band, ein Typenatlas, enthält auf 180 Tafeln anthropologische Typen und Gruppen.

Von allen Seiten ist mir vor, während und nach dieser Reise freundliche Hilfe zuteil geworden. Den größten Dank schulde ich dem Baessler-Institut, das mir reiche Mittel gewährte und dadurch die Reise, sowie die Veröffentlichung der Ergebnisse ermöglichte. Dem Entgegenkommen der Verlagsanstalt verdanke ich es, daß trotz der Ungunst der Zeiten die Ausstattung des Werkes nach meinen Wünschen ausgeführt werden konnte. Großen Dank schulde ich meinen Freunden und Landsleuten in Manaos, die nie gezögert haben, mich mit Rat und Tat zu unterstützen, und stets bemüht waren, meine Verbindung mit der Heimat aufrecht zu erhalten, soweit dies überhaupt möglich war. Viel Gastfreundschaft und tätige Hilfe habe ich während der Reise im Innern genossen. Der erste Band gibt davon Zeugnis. Allen denen, die mich freundlich aufnahmen und in uneigennütziger Weise förderten, werde ich ein dankbares Andenken bewahren. Dankbar gedenke

ich auch der Indianer. Soll ich sie anklagen, weil sie mich manchmal nicht verstanden, weil meine Pläne oft ihren Neigungen, ihren Erfahrungen widersprachen? — Trübe Erinnerungen an einzelne Undankbare und Übelwollende werden reichlich aufgewogen durch die zahlreichen Beweise der Freundschaft und Treue, die mir diese braunen Leute entgegengebracht haben. An meiner Zuneigung zu ihnen hat auch diese Reise nichts geändert.

Stuttgart im Jahre 1917

Theodor Koch-Grünberg.

INHALT.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

1. KAPITEL.

AUF DEM RIO NEGRO UND RIO BRANCO.

Am 27. Mai 1911 kam ich in Manaos an. Der Hafen war garnicht wiederzuerkennen. Die „Manaos-Harbour“-Gesellschaft hat ihn ganz modernisiert. Überall erheben sich langgestreckte Lagerhäuser. Die Ozeandampfer legen unmittelbar an den Pontonbrücken an, auf denen man bequem an Land geht. Freilich ist dadurch das früher so reizvolle Gesamtbild der sanft ansteigenden, in frischem Grün gebetteten Stadt stark beeinträchtigt. Im Innern hat sich Manaos wenig verändert. Einige Paläste sind hinzugekommen, einige Lichtspieltheater, Pflanzstätten moderner Kultur. Durch die holperigen Straßen sausen und hüpfen die Automobile. Sonst war das Leben ebenso arbeitsam, aber auch ebenso leichtsinnig, ebenso abenteuerlich wie vor acht Jahren.

Drei Wochen mußte ich mich hier aufhalten. Nach endlosen Laufereien, nur durch die Bemühungen meines verehrten Freundes Moers, eines der ältesten Mitglieder der deutschen Kolonie, und durch das Entgegenkommen der brasilianischen Behörden erhielt ich mein Gepäck, 35 Stück, uneröffnet aus dem Zoll. Von den Agenturen der Dampferlinien nach dem Rio Branco wurde ich von einem Tag zum anderen vertröstet. Die kleinen Schraubendampfer, sogenannte Lanchas, die den Verkehr mit dem oberen Rio Branco vermitteln, gehören reichen Privatpersonen oder Handelshäusern in Manaos und gehen mit der größten Unregelmäßigkeit. Endlich war alles so weit. Meine Habe wurde auf den Batelão, das Lastboot, der kleinen Lancha „Macuchy“ verladen. Am 16. Juni feierten wir, einige gute Freunde, Abschied im deutschen Konsulat bei Ohliger. Ein letztes Glas wurde auf ein frohes Wiedersehen geleert. Hübner und Suter brachten mich im Ruderboot zur Lancha, die im Igarapé de São Raymundo, einem kleinen Zufluß des Rio Negro, lag. — Schweigend glitten wir über den Riesenfluß, durch die stille, sternenglitzernde Nacht, vorbei an den Kolossen der deutschen und englischen Ozeandampfer, der letzten Verbindung mit der Heimat. —

Kurz nach Mitternacht fahren wir ab. „O perigo da Sexta-Feira“ („die Gefahr des Freitags“) ist vorüber. —

Das plumpe Lastboot, das für die nächsten Tage mein Heim bildet, — der Dampfer ist zu klein, um Passagiere zu nehmen, und dient nur als

Schlepper — ist rechts an die Lancha gekoppelt, ein großer Kahn mit Steinkohlen links. Gewöhnlich wird mit Holz geheizt, das die Ansiedler zum Verbrauch fertig am Ufer aufstapeln. Diese Batelões sind eigentlich keine Passagierschiffe. Sie dienen zum Transport der Ochsen, die jährlich in einer Zahl von einigen 1000 Stück aus den großen Savannen des Rio Branco als Schlachtvieh nach Manaos geliefert werden. Unser Batelão „Mucuripe" ist überdacht, aber nach allen Seiten offen, sodaß man immer frische Luft und freien Ausblick hat, was den Reiz der Fahrt erhöht. Vorn erhebt sich ein Bretterhäuschen, die Kabine des Kommandanten. Für die Passagiere gibt es keine Kabinen. Das Deck gilt als Raum für alles. Man bindet seine Hängematte an, wo man gerade Platz findet, und behilft sich, so gut man kann. Morgens werden die Hängematten hoch gebunden und damit der Schlafraum in Speise- und Rauchsalon verwandelt. Am Heck des Bootes befindet sich die Küche, der zartbesaitete Gemüter besser fern bleiben; daneben ein kleiner Verschlag, der zugleich als Baderaum und Abort dient. Der Kommandant hat den Schlüssel dazu und stellt ihn den besseren Passagieren zur Verfügung. Bei Tagesanbruch bilden die Reinlichkeitsfanatiker davor eine Kette, wie an einer Theaterkasse. Man zieht sich splitternackt aus, seift sich ein und übergießt sich vom Kopf bis zu den Füßen mehrmals mit kühlem Flußwasser, das man mit einem Holzeimer an langer Leine schöpft. Die Verpflegung ist den Verhältnissen entsprechend recht gut. Um 6 Uhr morgens gibt es Milchkaffee oder Thee mit Bolachas (Schiffszwieback) oder getrocknetem Weißbrot aus Manaos. Um 11 Uhr wird gefrühstückt. Es ist immer für frisches Fleisch gesorgt, das in verschiedener Zubereitung auf den Tisch kommt. Dazu gibt es ein gutes Glas „Collares" (portugiesischer Rotwein) und zum Schluß Früchte oder Marmelade mit holländischem Käse und ein Täßchen vorzüglichen Kaffee. Danach die unvermeidliche Zigarette und ein Schläfchen im bequemen Liegestuhl des Kommandanten. Gegen drei Uhr wird wieder Kaffee gereicht, und um 5 Uhr nachmittags findet die Hauptmahlzeit statt, ähnlich dem zweiten Frühstück, nur etwas reicher.

Das kleine Fahrzeug ist mit Passagieren vollgepfropft, sodaß man sich nachts kaum zwischen den Hängematten durchwinden kann. Die Passagiere sind teils Beamte, teils Großgrundbesitzer, teils arme Bauern vom oberen Rio Branco und zeigen in ihrer Hautfarbe alle Schattierungen von Weiß zu Schwarz. Dabei herrscht, was in diesen Ländern so angenehm wirkt, bei aller Höflichkeit eine absolute Nichtachtung jedes Standes- und Rassenunterschiedes. Wie heilsam wäre eine solche Fahrt einmal für so manchen, der in der alten Welt im Bewußtsein seiner Würde herumstelzt! —

Meine Reisepläne interessieren natürlich alle sehr und werden an der Hand der Karten eifrig besprochen. Einige Passagiere glauben nicht recht an meine Mission zu den „Indios bravos“ und sind fest überzeugt, daß ich in den unerforschten Gebirgen Gold und Mineralien suchen wolle. Am Tacutú gebe es viele schöne Kristalle.

Über die politischen Verhältnisse am oberen Rio Branco höre ich manches wenig Erfreuliche. Es gebe dort zwei Parteien, die sich scharf befehdeten. Neves, der Administrator der Domäne São Marcos, an den ich Empfehlungen habe, sei ein Todfeind von Bento Brazil, dem Deputierten vom Rio Branco, einem der einflußreichsten Grundbesitzer. Kürzlich habe Neves mit seinen Gegnern in Manaos im Café da Paz („Café des Friedens“!) eine Schießerei gehabt, wie es dort manchmal vorkommt, und eine Revolverkugel im Bein davongetragen. Bento Brazil ist Besitzer der Lancha „Macucby“ Ich lernte ihn neulich in Manaos kennen. Ein etwas steifer, von seinem Werte überzeugter Herr. Sein Sohn Adolpho, ein schöner junger Mann, fährt mit uns in seinem eigenen Boot, das wir im Schlepptau haben. Er und seine junge hübsche Frau können ihre Abstammung von den Ureinwohnern des Landes nicht verleugnen.

Unter dem Deck unseres Batelão ist die Ladung verstaut. In dem kleinen Raum, der zum Ausladen freigehalten wird, lungern einige Indianer umher, die zur Schiffsmannschaft gehören und gelegentlich auch Steuerdienste leisten. Es sind Makuschí vom Uraricuéra, häßliche Kerle mit plumpen Gesichtern. Schon lange im Dienste der Weißen, sind sie reichlich von der „Kultur“ beleckt. Mit dem ältesten von ihnen, Ignacio, einem sehr höflichen Manne mit gutmütigem Gesichtsausdruck, freunde ich mich bald an. Er ist Häuptling von Santa Rosa, einer der letzten Niederlassungen der Makuschí am Uraricuéra. Ich frage ihn, ob er einige Monate mit mir reisen wolle, ich würde ihn gut bezahlen. Er scheint nicht abgeneigt zu sein und sagt, wir wollten in São Marcos mit Neves darüber „konversieren“. Mein reiches Gepäck imponiert ihm sehr, besonders die großen, buntbemalten Koffer mit ihrem geheimnisvollen Inhalt. Er fragt mich, ob sie aus „Demerára“ wären, wie die Indianer Georgetown und danach ganz Britisch-Guayana nennen.[1] Er hält mich für einen Engländer. Von den Stämmen des oberen Uraricuéra weiß er manches zu berichten. Die Wayumará und Sapará seien nur noch wenige Leute. Sie sprächen vom Makuschí sehr verschiedene Sprachen. Westlich von ihnen wohnten die Purukotó und Majonggóng, Stämme, die schon Robert Schomburgk vor 70 Jahren

[1] Nach dem Flusse Demerára, an dessen Mündung die Hauptstadt von Britisch Guayana liegt.

dort traf, ferner die Auaké und die Marakaná, die sehr wild seien. Genug zu tun wird es also dort geben.

Kommandant, Offiziere und die „besseren" Passagiere spielen den ganzen Tag und bis spät in die Nacht hinein Karten, wie immer auf diesen Flußfahrten. Verluste von 1000 Mark und darüber bei einer Fahrt von fünf Tagen sind nichts Ungewöhnliches. Aber, das muß man ihnen lassen, alles vollzieht sich in den besten Formen, ohne Geschrei und Zank. — Der erste Maschinist, ein langer, haariger Mulatte, ist ein leidenschaftlicher Spieler. Auf der vorigen Reise habe er in vier Tagen 800 Mark und ein Reitpferd verloren, so erzählt mir der „Immediato" (I. Offizier und Verwalter), der keine Karte anrührt, „nicht einmal Billard spielt".

Über die Ehe haben diese Brasilianer manchmal merkwürdige Begriffe. Der Lotse, ein reinblütiger Caboclo[1], fragte mich eines Tages, als ich ihm Photographien von meiner Frau und meinen Kindern zeigte: „Haben Sie Familie in Manaos?" „Nein, Herr!" „Also nur in Deutschland?" „Ja, Herr!" —— Das läßt tief blicken! ——

Die Szenerie des unteren Rio Negro ist ungeheuer einförmig. Meistens fahren wir durch schmale Arme nahe dem linken niedrigen Ufer, das weithin überschwemmt ist. Deshalb sind auch Ansiedlungen selten, die gewöhnlich nur aus einem baufälligen Haus bestehen, aber stolze Namen führen, wie Conceição, São Antonio u. s. w. Sie liegen auf höheren, lehmigen Uferspitzen, die halbinselartig in das Überschwemmungsland hineinragen. Nur der Uferrand ist notdürftig bekannt. Landeinwärts ist alles „terra incognita". Ansiedlungen wilder Indianer sollen bis nahe an das Ufer herankommen. Conceição, wo wir am ersten Tag der Fahrt gegen Sonnenuntergang Halt machten, um einige Boote mitzunehmen und Orangen zu pflücken, war verlassen. Ein paar Schweine und schattenhaft magere Hunde bevölkerten das große verfallene Wohnhaus. Nach und nach stellten sich von ihren nahegelegenen Hütten einige verkommene Indianermischlinge ein und ein alter Neger, für den ich durchaus der Neffe Bento Brazils sein sollte. Ganz in der Nähe, in wenigen Stunden auf einem Pfad durch den Wald zu erreichen, finde sich eine Maloka[2] wilder Indianer.

Am 18. Juni lagen wir morgens kurze Zeit vor der Villa Ayrão, der ersten größeren Ansiedlung auf dem rechten Ufer, die wir seit Manaos anliefen. Der Ort hat etwa 150 Einwohner, die aber sehr zerstreut in ihren Pflanzungen wohnen. Ayrão gehört noch zum Municipio Manaos. Kurz

[1] Brasilianische Bürger indianischer Abstammung.

[2] Sippenhaus. Die Dörfer dieser Indianer bestehen in der Regel nur aus einem großen, im Grundriß runden Haus für mehrere Familien.

oberhalb mündet der Rio Jahú und gegenüber der Rio Carapinána, an deren Ufern Kautschuk ausgebeutet wird. Gegen Mittag passierten wir die breite Mündung des Uniní, eines ansehnlichen rechten Nebenflusses, der große Kautschukwälder hat, und nachmittags die Hauptmündung des Rio Yauaperý und legten bald darauf vor der Villa Moura an.

Moura liegt in einer weiten Bucht, die durch einen Felsenvorsprung gebildet wird, und zählt 25—30 größtenteils verfallene Häuschen und Hütten und eine Kapelle in demselben Zustande. Die meisten Bewohner, Caboclos, waren schon abwesend in den Kautschukwäldern. Der Ort hat insofern eine traurige Bedeutung erlangt, als die Bewohner seit Jahrzehnten mit den wilden Indianern des Rio Yauaperý, den Uámirí, die nach dem Fluß gewöhnlich Yauaperý genannt werden, in erbitterter Fehde liegen. Dieser noch gänzlich unerforschte Nebenfluß des Rio Negro, der im wesentlichen dem Rio Branco parallel fließt und dasselbe weiße Wasser hat, wie dieser, hat wahrscheinlich seinen Ursprung nahe den Quellen des Essequibo in der Serra Acaraï, die wohl die Fortsetzung der großen Tumuc-Humac-Kette bildet und einen Teil des langgestreckten Höhenrückens der Wasserscheide zwischen dem Amazonas-Gebiet und dem östlichen Guayana. Der Yauaperý ist der Schlupfwinkel einer Anzahl unberührter Stämme, die „bravos“ und „anthropophagos“ genannt werden, weil sie sich von den sogenannten „Zivilisierten“ nicht alles gefallen lassen. Der Fluß sei jetzt von Kautschuksammlern ganz verlassen. Infolge der letzten unnützen Metzelei durch eine Strafexpedition von Manaos aus, im Jahre 1905, die angeblich 200 Indianern jeden Geschlechts und Alters das Leben kostete, seien diese erregt.[1] Sie kämen nur in der Trockenzeit zum Hauptfluß, um Tartaruga-Schildkröten zu fangen; in der Regenzeit zögen sie sich weit in das Quellgebiet zurück. Im vergangenen Jahr seien wieder einige Kanus mit Yauaperý-Indianern in Moura gewesen, um Tauschhandel zu treiben. Daß diese Indianer immer wieder versuchen, mit der Zivilisation in friedlichen Verkehr zu treten, beweist, daß sie nicht die wilden Kannibalen sind, als die sie verschrieen werden. Die Helden von Moura wagen sich nur in Gesellschaft von 20—30 Booten in den Yauaperý, um dort in der Trockenzeit zu fischen und Schildkröten zu fangen. Dabei kommt es nur zu häufig vor, daß auf jeden Indianer, der sich zeigt, sofort geschossen wird; und wenn diese dann an dem mischblütigen Gesindel gelegentlich Rache nehmen, so ist es ihnen nicht zu verdenken.

[1] Vgl. G. Hübner und Koch-Grünberg: Die Yauaperý. Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 1907 S. 225 ff. Berlin.

Gegen 8 Uhr abends verlassen wir den Rio Negro und fahren unter prachtvollem Sternenhimmel in den Rio Branco ein, dessen Nähe schon Stunden vorher die weißliche Färbung des Wassers anzeigt.

Der Rio Branco hat in seinem Unterlauf stellenweise die gewaltige Breite von 3—4000 m, ist aber nicht sehr tief. Im Sommer trocknet er stark aus, sodaß riesige Sandbänke zu Tage treten, zwischen denen man in schmalen Wasserrinnen kaum einen Weg findet und längere Strecken das Boot über den Sand schieben muß. Während der Rio Negro in seinem Oberlauf keine ausgesprochene Trockenzeit hat, sondern das ganze Jahr hindurch einen beständigen Wechsel von Regen und Sonnenschein, hat der Rio Branco eine scharfe Scheidung zwischen Regenzeit und Trockenzeit. Die Trockenzeit dauert in der Regel von August (September) bis März (April). In dieser Zeit fällt in den Savannen des Oberlaufes sehr wenig Regen. Die Schiffahrt ist vom Oktober an vollkommen unterbrochen. Indessen tritt meistens in den ersten Tagen des Dezember ein kurzes Anschwellen des Flusses ein, das der Brasilianer *repiquete* nennt, und das man in der dortigen Gegend mit dem indianischen Namen *boiasú*[1] (große Schlange) bezeichnet. In außergewöhnlich trockenen Jahren, die etwa alle zehn Jahre wiederkehren, bleibt diese Repiquete aus, und der Verkehr mit der Außenwelt ist bis in den April, ja bis in den Mai hinein lahm gelegt. Den höchsten Stand erreicht der Fluß im Juni, den niedrigsten Ende Dezember und im Januar-Februar. Der Unterschied in der Höhe des Wasserspiegels beträgt am Unterlauf des Flusses etwa 10 m. Am unteren und mittleren Rio Branco und an seinen Nebenflüssen, die sich durch böse Sumpffieber auszeichnen, wird etwas Kautschuk ausgebeutet, doch fehlen die Hilfskräfte, zumal der Fluß nur sehr spärlich besiedelt ist. Früher zog man zu diesem Dienst zwangsweise Indianer aus den Savannen heran, die dann, an das ungesunde Leben in den feuchten Wäldern nicht gewöhnt, massenhaft dahinstarben. Unter dem jetzigen humanen Regime, das in einem über ganz Brasilien eingerichteten Indianerschutzdienst[2] seinen Ausdruck gefunden hat, ist dies unmöglich, und so wird es hoffentlich auch in Zukunft bleiben.[3]

Der untere Rio Branco gibt an Einförmigkeit dem Rio Negro nichts nach. Der Fluß ist von zahlreichen Inseln durchsetzt. Inseln und Ufer stehen tief unter Wasser, sodaß stellenweise nur die Kronen der Bäume

[1] Nach dem Sternbild „Skorpion", von den Indianern „große Schlange" genannt, das um diese Zeit im Zenit steht.

[2] Seit 1910. Chef ist der ausgezeichnete und moralisch hochstehende Oberst Candido Mariano Rondon, angeblich selbst reinblütiger Indianer.

[3] Aus Mangel an Mitteln ist die Tätigkeit des Indianerschutzes (protecção dos indios) inzwischen eingestellt worden.

traurig hervorragen. Man fragt sich unwillkürlich: „Ist dies überhaupt Festland?" Auf beiden Seiten breiten sich unzählige große und kleine Seen aus, die jetzt in der Regenzeit mit dem Fluß in Verbindung stehen und auf dem östlichen Ufer bei Hochwasser mit dem Yauaperý kommunizieren sollen.

Die Barreira de Santa Maria, an der wir am Vormittag des 19. Juni entlang fahren, ist die erste kurze Erhebung des linken lehmigen Ufers in einer Länge von etwa 10 Kilometern, die auch im Winter von der Flut nicht bedeckt wird, ihrem beständigen Ansturm aber mit der Zeit erliegen muß. Im 17. Jahrhundert, als die Bevölkerung des Rio Branco weit bedeutender war als heute, bildete Santa Maria neben dem jetzt ganz verschwundenen Carmo und anderen Plätzen einen wichtigen Punkt der Karmeliter-Mission und zählte mehrere hundert Seelen. Ein paar erbärmliche Palmstrohhütten sind die traurigen Reste einstiger Herrlichkeit. Die Bewohner, Mischlinge unbestimmter Herkunft, machen einen verkommenen und degenerierten Eindruck. Aus den hohlen Augen der hageren, fahlgelben Gesichter blickt das Fieber, das diese halben Amphibien von der Geburt bis zum Tode nicht verläßt. Sie leben von Jagd, Fischfang und primitivem Ackerbau, arbeiten aber nur so viel, daß sie nicht verhungern und sich gelegentlich eine Flasche Schnaps kaufen können, um den Namenstag ihrer Schutzheiligen festlich zu begießen. Das ist ihr ganzes Christentum! — Der Boden scheint gut zu sein. Ein Caboclo bringt uns im Kanu für einige Winchester-Patronen eine Last riesiger Abacaxí[1], eine Art Ananas. Die größten haben eine Länge von 30 cm bei einem Umfang von 53 cm. Es gibt solche von 8 kg Gewicht.

Eine Frau vor einer Hütte weht krampfhaft mit einem Tuch, nicht etwa, um uns zu begrüßen, sondern wegen der zahllosen Piuns (kleinen Tagesstechmücken)[2], die am Rio Branco in der Regenzeit eine furchtbare Plage bilden.

Die Lancha „Obidense", die einen Tag später als wir von Manaos abfuhr, ist dicht hinter uns. Sie fährt aber auch nur einen Batelão und hat sich nirgends aufgehalten, während wir außer unseren zwei plumpen Kähnen ein halbes Dutzend Boote mit uns schleppen und an jeder Hütte anlegen. Es gibt zum Schluß noch ein kleines Wettrennen. Beide fahren mit voller Kraft, doch wir kommen um eine Nasenlänge früher im Hafen von Sta. Maria an. Spottreden hinüber und herüber. Obidense muß zurück, da der Anlegeplatz zu klein ist.

[1] Sprich: Abakaschí. [2] Simulium.

Nachmittags haben wir einen kurzen Zwischenfall. Plötzlich Durcheinanderlaufen und lautes Geschrei: „Manda parar a lancha!“ („Laß' die Lancha halten!“) Zwei Kanus mit zwei Caboclos, die wir morgens in Sta. Maria ins Schlepptau genommen hatten, haben sich losgerissen. Das eine hat sich im starken Kielwasser um sich selbst gedreht und droht auf den Grund zu gehen. Auch das andere ist voll Wasser. Die beiden Kerle schöpfen wütend mit ihren Kalabassen und sind schon weit abgetrieben. Der Kommandant läßt sofort halten und schickt ein Boot mit zwei unserer Makuschí nach, die die Leute noch glücklich erreichen und in Sicherheit bringen. Um ein Haar wären sie ertrunken. Sie wollten nach Matamatá, einer kleinen Ansiedlung flußaufwärts, haben aber nun fast ihre ganze Habe eingebüßt und fahren nach Santa Maria zurück. Wir verlieren über dem Spaß eine halbe Stunde. Inzwischen fährt die „Obidense“ zu unser aller Ärger unter höhnischem Tuten an uns vorüber. Wir werden sie natürlich nicht mehr einholen, da sie rascher fährt als wir.

Nach Sonnenuntergang passieren wir den Äquator, der die große Insel Aruaná schneidet. Zur Feier des Augenblicks spielt unser „Orchester“: Ziehharmonika, Guitarre und — schauerlich schön — Piston, und der Kommandant gibt mit großem Geschick einige seiner Taschenspielerkunststückchen zum Besten. Dann kommen die Karten, und das tägliche Spiel beginnt, höher als sonst. Wir andern hocken in der schwülen Nacht auf der Spitze des Bootes. Adolpho singt zur Guitarre schwermütige Liebeslieder. Im Südwesten leuchten grelle Blitze. Ein schweres Wetter zieht auf und entlädt sich gegen Mitternacht mit aller Wucht über unsren sündigen Häuptern.

Je weiter wir den Rio Branco aufwärts fahren, desto schlechter wird das Wetter. Tag und Nacht kalte Regengüsse, die der Sturm über Deck fegt. Wir sind hier plötzlich in eine ganz andere Zone eingetreten. Der Rio Branco, besonders oberhalb des Äquators, hat noch Winter, wenn am unteren Rio Negro schon Sommer herrscht. — Unter strömendem Regen, der die ganze Nacht nicht ausgesetzt hat, passieren wir am frühen Morgen des 20. Juni die Mündung des großen rechten Nebenflusses Catrimáni, richtiger Caratirimáni oder Caratarimáni, und bald darauf die Mündung des weit kleineren Iniuini (Agua boa de Iniuini), der jenem parallel fließt.

Die Stimmung der Passagiere ist grau in grau, wie der Himmel. Zitternd vor Kälte kauern die Frauen und Kinder zwischen ihren bunten Gepäckstücken. Es fehlt sogar das allmorgendliche reizvolle Bild: Lausen der kleinen Mädchen, die vor der Mutter stehen und den Kopf in ihren Schoß legen. Die Spieler sind schon wieder bei der Arbeit; kaum, daß sie sich ein paar

Stunden Ruhe gegönnt haben. Taktmäßig, von halblauten Zurufen begleitet, klatschen die Karten auf den Tisch.

Der Lauf des Catrimáni ist noch völlig unbekannt. Er soll viele Katarakte haben und weit aus Westen kommen, vielleicht von der langgestreckten Paríma-Kette, auf der Uraricuéra und Orinoco ihren Ursprung haben, oder von einem weiter östlich vorgelagerten Gebirge. In seinem Oberlauf soll er mit dem Demeneni oder mit dem Padauirý, linken Nebenflüßen des Rio Negro, kommunizieren.

Um 9 Uhr legen wir uns kurze Zeit an der Mündung des Lago Aricurá fest, eines großen Sees auf dem linken Ufer, in dem es viele Fische und Tartarugas gibt. Zwei unserer Boote fahren hin. Die Leute wollen mit Bogen und Harpunenpfeilen fischen. Es ist ein „lago encantado" ein „verzauberter See". der unzählige große Schlangen und andere Ungeheuer beherbergen soll. Kein Indianer wagt sich hinein.

Gegen Mittag hört endlich der Regen auf, und die Sonne kommt etwas hervor.

Das Tierleben wird reger. Der Rio Branco ist im Gegensatz zum Rio Negro ein reicher Fluß mit viel Jagd und Fischfang. Das sieht man schon im Vorüberfahren. Fortwährend jagen wir spitzschnäbelige Carará, weiße und graue Reiher und andere Wasservögel auf. In den Wäldern trifft man Tapire, kleine Hirsche, zahlreiche Herden großer und kleiner Wildschweine und anderes jagdbares Wild. Auch die Vogelwelt liefert reiche Beute. Die Flüsse und Seen wimmeln von großen schmackhaften Fischen und Schildkröten verschiedener Art, die in der Trockenzeit in unzähligen Scharen zum Hauptfluß kommen, um in den Sandbänken ihre Eier abzulegen. In den stillen Buchten streckt der Manatí, die unförmige Flußsirene, seine komische Schnauze aus dem Wasser hervor, um in nimmersattem Drange die Uferpflanzen abzuäsen. Auf den überhängenden Ästen der Uferbäume liegen dicht bei einander große Leguane und plumpsen bei der Annäherung des Dampfers ins Wasser.

Vom Schiff aus jagen wir mit wechselndem Erfolg. Eine große schwarze Ente, die uns immer ein Stück vorausfliegt, wird mehrmals gefehlt und entgeht schließlich über Land ihrem Schicksal. Adolpho, ein vorzüglicher Schütze, erlegt mit sicherer Kugel einen Mutum, diesen stolzen Auerhahn des südamerikanischen Tropenwaldes. Zwei Makuschí holen die Beute im Kanu.

Um 8 Uhr fahren wir an der Mündung des Anauá vorüber, eines bedeutenden linken Nebenflusses. In seinem Quellgebiet, das dem des Essequibo nahe kommen soll, wohnen die Wayewé[1], die von den Brasilianern

[1] Robert Schomburgk: Woyawai.

wegen ihrer hellen Hautfarbe „Tapioka“[1] genannt werden. Sie liegen mit den Indianern des oberen Yauaperý in beständiger Fehde, sind aber den Weißen freundlich gesinnt, wenn sie auch klugerweise sich von ihnen fern halten. Der Anauá fließt in seinem mittleren Lauf durch Savannen, die hier inselartig im Waldgebiet liegen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde er von den Portugiesen befahren und aufgenommen. Heute ist er unbekannter als damals.

Nächtliche Unterhaltung. Wir liegen vor einer Pfahlbau-Baracke, an die das Flußwasser reicht, der elenden Behausung eines Kautschuksammlers. Der Besitzer, ein total betrunkener, baumlanger Neger, pechschwarz wie der Himmel dieser Regennacht, produziert sich vor einem dankbaren Publikum. Auf der schmalen Laufplanke, die von seiner Hütte zu unsrem Batelão führt, taumelt er beim unsicheren Licht einiger Laternen hin und her und erzählt mit seiner krächzenden Niggerstimme lange Geschichten. Gröhlendes Gelächter auf beiden Seiten. Halbverhungerte, knurrende Hunde lugen bisweilen aus der Finsternis hervor. Schade, daß uns der schwarze Kerl nicht den Spaß macht, ein erfrischendes Bad zu nehmen.

Am 21. Juni kommen mittags die ersten höheren Gebirge in Sicht, die Höhenzüge der Serra Yauára auf dem linken Ufer. Wir fahren an dem hohen Ufer von Vista Alegre entlang. Trotz des heiteren Namens nur eine schlechte Hütte, an Stelle des alten Indianerdorfes Inajatúba. Rauschend bahnt sich die „Macuchy“ mit ihren Anhängseln einen Weg durch die reißende Strömung auf Caracarahý los, einen der wichtigsten Punkte am Rio Branco. Man sieht ihm seine Bedeutung nicht an. Eine elende Strohhütte, das ist alles.

Caracarahý liegt am Fuß der großen Stromschnellen des Rio Branco. Die Stromschnellen, „as cachoeiras“ bilden den Hauptinhalt der Unterhaltung während einer Fahrt auf dem Rio Branco, da sie ein gewaltiges Hindernis für den Verkehr darstellen, obwohl ihr senkrechter Fall nur etwa 18 m beträgt, die sich auf 24 km verteilen. Sie werden durch drei niedrige Hügelketten hervorgerufen, die sich in ziemlicher Entfernung vom Fluß auf beiden Ufern erheben. Bei Hochwasser passiert man das Schnellengebiet aufwärts in etwa 6 Stunden durch einen langen, vielfach gewundenen Kanal auf dem östlichen Ufer, den „Furo do Cujubim“, der voll Felsen ist und eine reißende Strömung hat, im Sommer aber fast trocken liegt, sodaß er dann nur mit kleinen Booten befahren werden kann. Außerdem ist auf dem westlichen Ufer ein Weg angelegt, der die Strom-

[1] Feines, weißes Maniokmehl; Stärkemehl.

schnellen — für einen Reiter in 5 Stunden — umgeht, die sogenannte „Estrada de Caracarahý", die aber einen großen Teil des Jahres unter Wasser steht. Auch sonst bietet diese Estrada kaum einen Nutzen, höchstens für kleinere Warentransporte, während sie für größere Transporte viel zu kostspielig, beschwerlich und zeitraubend ist, zumal das Vieh mehrmals aus- und eingeladen werden muß. Deshalb wird dieser Weg auch nur selten benutzt.

Der Fluß ist in den letzten Tagen stark gefallen, wie man an den Marken sieht. Deshalb muß der Kommandant zu meinem großen Bedauern die weitere Reise flußaufwärts aufgeben, da er die tiefgehende „Macuchy" der nun folgenden gefährlichen Strecke nicht aussetzen will. In den nächsten Tagen sollen einige kleinere Lanchas vom oberen Fluß kommen. Auch die „Obidense" ist noch hier. Sie liegt in einem oberen Hafen und wartet auf Ochsen.

Der Platz ist berüchtigt wegen seiner bösen Sumpffieber. Es wimmelt hier von Piuns, diesen elenden Blutsaugern des Tages, die mit Eintritt der Dunkelheit von den Carapanas (großen Moskiten) abgelöst werden. Das Wetter ist fortgesetzt miserabel.

Am 22. kommt die kleine Lancha „Yaricuna", die in der Nähe verankert war, und fährt bald darauf unter strömendem Regen mit dem Boot Adolphos, einer Anzahl Passagiere und Ladung flußaufwärts. Auch die Makuschí fahren mit. Häuptling Ignacio erkundigt sich noch einmal eingehend nach dem Inhalt meiner Koffer. Er will mich in Boa Vista erwarten.

Der Fluß sinkt rapid, doch wird er sicherlich wieder steigen, da seine Zeit noch nicht gekommen ist. Gegen Abend kehren unsere Jäger zurück mit einem Mutum und Herz und Leber eines mächtigen Tapirs, den sie leider im Wald liegen lassen mußten, da sie sich bei dem fürchterlichen Regen verirrt hatten.

Die einzige Abwechselung an diesem elenden Platz bietet die Jagd. Stundenlang wate ich, von einem kleinen Indianerjungen begleitet, in den überschwemmten Savannen umher, die sich hier mitten im Waldgebiet meilenweit nach Westen erstrecken. Sie sind stellenweise von unzähligen Wasservögeln belebt, Reihern und Enten verschiedener Art, anderen Vögeln, die mir neu sind und den Savannen Guayanas eigentümlich: schwarzweißen Curicáca[1] und schöngezeichneten, eleganten Téu-téu[2], die einen roten, scharfen Sporn am Flügelbuge tragen. Doch kommt man selten zu Schuß, da keine Deckung da ist, und die Vögel zu scheu sind infolge der

[1] Theristicus sp., Geronticus sp. [2] Belonopterus sp.

vielen Knallerei an diesem im Winter so verkehrsreichen Platz. Bei jedem Schritt jagen wir Wolken von Moskiten auf, die schwarz unsere Kleider bedecken.

Frühmorgens wecken mich die Stimmen der Savanne. Wie erinnern sie mich an Matto Grosso mit seiner ganz ähnlichen Pflanzen- und Tierwelt! Aber wie ganz anders höre und empfinde ich heute dieses eigenartige wilde Leben. Damals schaute ich alles zwar äußerlich krampfhaft mutig, innerlich aber mit erschreckten Augen an. Heute ist mir nichts mehr fremd. Diese ganze großartige Natur ist mir vertraut geworden, wie ein alter Bekannter. Ich verstehe sie, wenn sie freundlich zu mir spricht, und ich fürchte sie auch nicht, wenn sie mir einmal feindlich entgegentritt, denn ich kenne sie und weiß, ihr zu begegnen.

Am 24. Juni kommen die für die „Macuchy" bestimmten Ochsen, und wir müssen den Batelão verlassen. Die ganze Fracht wird ausgeladen und in der Baracke untergebracht. Die kleine Hütte ist bis zum Dach voll Waren und Menschen, denn es bleiben mit mir noch einige 30 Passagiere hier.

Am folgenden Morgen werden die 105 Ochsen verladen; eine tolle Sache! Die Matrosen haben vom Corral aus, in dem die Ochsen untergebracht sind, einen Hohlweg gegraben, der von dem steilen Lehmufer allmählich abwärts zum Wasserspiegel führt und auf beiden Seiten von hohen Zäunen eingegrenzt ist. Die Ochsen werden zu je 20 hinabgetrieben. Unten erwarten sie einige handfeste Leute, die jeden Ochsen mit einem kurzen dicken Tau an den Hörnern fesseln. Dann kommt von oben, mit der Maschine getrieben, eine starke Stahltrosse mit einer Tauschlinge, die dem Ochsen um die gebogenen Hörner gelegt wird. Mit dieser Art Krahnen wird der Ärmste in die Höhe gewunden, schwebt eine Zeitlang mit immer länger werdendem Hals jämmerlich zwischen Himmel und Wasser und wird dann vorsichtig in die Luke und, wenn der Schiffsraum voll ist, auf Deck niedergelassen. Hier werden die Tiere ganz kurz angebunden, sodaß sie mit den Köpfen zusammenstoßen und dicht nebeneinander stehen. Ein Reitpferd, das der Kommandant hier gekauft hat, wird mittels eines breiten Gurtes gleichfalls an Deck gehißt, wo es friedlich neben den Ochsen steht. Das Bild ist ein ganz anderes geworden. Die Ochsen spielen nun die erste Rolle. Der ganze Kahn ist voll von ihnen. Etwaige Passagiere sind nur geduldete Gäste und überall im Weg. Selbst der Kommandant ist auf seine kleine Kabine beschränkt. Wo vorher kreuz und quer die Hängematten hingen, stehen jetzt Ochsen. Wo unser langer Tisch stand, an dem wir so gut und reichlich gegessen und getrunken haben, an dem

die Spieler so unermüdlich ihre Karten schwangen — Ochsen. Wo unser Gepäck untergebracht war — Ochsen. Nichts als Ochsen.

In vier Stunden ist die schwere Arbeit getan. Nach herzlichem Abschied von dem liebenswürdigen Kommandanten, dessen Gast ich seit unserer Ankunft war, fährt die „Macuchy" unter dreimaligem Tuten in großem Bogen flussabwärts gen Manaos.

Diese etwas barbarischen Viehtransporte sind recht kostspielig, da immer nur verhältnismäßig wenige Ochsen geladen werden können, und bringen auch sonst große Nachteile mit sich. Die Tiere können sich nicht legen und fressen während der 2—3 Tage dauernden Fahrt bis Manaos nichts; kein Wunder, wenn viele in einem bedauernswerten Zustande dort ankommen. Um diesem Übelstande abzuhelfen, begann man seinerzeit, mit großen Kosten eine Straße anzulegen, die in nordwestlicher Richtung Manaos direkt mit den Savannen des Rio Branco verbinden sollte. Doch es blieb bei den Vorarbeiten. Es war von Anfang an ein verfehltes Unternehmen, da der Weg, etwa 500 km, ausschließlich durch dichten Urwald führt, und bei dem Mangel an Weidefutter wahrscheinlich kein Stück Vieh Manaos lebend erreicht hätte.

Bis zum 28. Juni mußten wir in Caracarahý liegen. Infolge der großen Feuchtigkeit bildeten sich auf den Ledersachen wahre Schimmelkulturen; die Eisengeräte überzogen sich mit einer dicken Rostschicht. Die Hütte, in der die Passagiere untergebracht waren, starrte von Schmutz, wie ihre Bewohner. Durch das schadhafte Palmstrohdach drang ungehindert der Regen. Der Boden war an manchen Stellen in einen übelriechenden Morast verwandelt. Die Nächte kalt, die Tage ohne Sonne. Stechmücken bei Tag und bei Nacht. Fast unaufhörlich strömender Regen. Alles litt an Katarrh, besonders die kleinen Kinder, die zum Teil, nur in eine dünne Decke gehüllt, zwischen den Gepäckstücken auf dem nackten Boden schliefen. Ich war schon im Begriff, mit leichtem Gepäck in einem Ruderboot weiterzufahren und das Hauptgepäck später nachholen zu lassen, da stieg der Fluß wieder, und von oben kam die kleine Lancha „Bruxa" (Zauberin) und erlöste uns.

Freilich ist der Batelão, auf dem wir alle Unterkunft finden, noch kleiner als der der „Macuchy". Besonders in der Nacht ist es recht ungemütlich. Hängematte an Hängematte, Körper an Körper, Geplärr der kleinen und kleinsten Kinder, schreiende Unterhaltung der Passagiere. Sie sind in der besten Stimmung, froh, endlich weiterzukommen. Ein alter Mulatte bewirtet die ganze Gesellschaft mit einer Korbflasche Rotwein.

Mein Aluminiumbecher macht die Runde. Dazu spielt ein großes Grammophon lustige Weisen. — So geht es bis lange nach Mitternacht.

An Baden ist nicht zu denken. Man putzt sich morgens die Zähne, fährt sich mit dem Rest des Wassers ein paar mal über das Gesicht — fertig! Die Gütergemeinschaft nimmt immer mehr überhand. Einer erbittet sich meinen Kamm. Ich gebe ihn natürlich. Er hätte es auch getan! — Läuse habe ich bis jetzt noch keine.

Glatt nehmen wir den Furo do Cujubim, der auf dem Ostufer von der niedrigen Kette gleichen Namens begleitet ist, die auch Serra do Castanhal genannt wird. Die Felsen, von denen der Arm im Sommer starrt, sind jetzt zum größten Teil vom Wasser bedeckt. Der Pilot führt selbst das Steuer und schlängelt uns meisterhaft hindurch. Scharf geht es an Felsen vorbei, die noch aus der schäumenden Flut hervorragen. Am oberen Ende des Armes machen wir kurze Zeit Halt. Hier ist die sogenannte „Boca da Estrada", eine Hütte im Wald, Hauptanlegeplatz der Lanchas. Wir nehmen noch einen Batelão mit, der Ochsen gebracht hat, wie man an den Spuren sieht.

Nachts bricht plötzlich ein wilder Sturm los. Ein kalter Guß fegt über Deck und durchnäßt alles. Das Fahrzeug tanzt auf den hohen Wogen. Kaum sind wir etwas zur Ruhe gekommen, da fahren wir in der Stockfinsternis mit aller Wucht auf einen Baumstamm auf, der wenig unter Wasser liegt. Es gibt einen gewaltigen Ruck. Alles läuft und schreit durcheinander. Einige wollen schon ins Wasser springen, da einer ruft, der Batelão sei durchbohrt. Es kostet zwei Stunden schwerer Arbeit, bis wir wieder loskommen.

Mit Tagesanbruch passieren wir die Mündung des großen rechten Nebenflusses Mocajahý, der im wesentlichen dem Catrimáni parallel fließen und in derselben Gegend entspringen soll wie dieser. Auch der Mocajahý ist noch völlig unbekannt und wegen seiner schrecklichen Fieber gefürchtet. An seinem mittleren Lauf wohnt in wenigen Dörfern der Rest des einst bedeutenden Stammes der Pauschiána[1], die auch am Catrimáni vorkommen sollen; friedliche Leute, die in der Trockenzeit bisweilen zum Hauptfluß kerabkommen, um von den Ansiedlern europäische Geräte gegen Schildkröten und feingearbeitete Hängematten aus Palmfasern[2] einzutauschen. Somatisch unterscheiden sich die Pauschiána sehr von den umwohnenden Stämmen, mit denen sie wenig Verkehr unterhalten. Viele von ihnen zeichnen sich durch Schlankheit des Körperbaus und feine,

[1] Auch Pauischána genannt.

[2] Von der im Gebiet des Mocajahý zahlreich vorkommenden Mirití-Palme (Mauritia flexuosa).

fast semitische Gesichtszüge aus. Ihre sprachliche Stellung ist noch sehr unsicher, da sie niemals wissenschaftlich untersucht wurden[1].

Der Mocajahý bildet die Grenze des dichten Waldgebietes. Von hier beginnen die Savannen Guayanas, die „Campos geraes“, wie der Brasilianer sagt, die sich über den Uraricuéra hinaus weit nach Norden bis zum Roroima erstrecken.

Wir fahren entlang der schöngeformten Serra Araracuára, die sich dicht am linken Ufer hinzieht. Sie bildet den südwestlichen Ausläufer des mindestens 1000 m hohen Massivs von Carumá, auch Serra Grande genannt, des Wahrzeichens des oberen Rio Branco. Das Gebirge hat eine Nebelkappe aufgesetzt. Von seinen schroffen Abhängen stürzt Wasser in einzelnen Fällen zu Tal. Auf seinem Gipfel soll sich ein See mit vielen Fischen befinden. Es wird wohl eine Ansammlung von Wasser infolge der Niederschläge sein, und Fische wird man darin vergeblich suchen.

Nachmittags machen wir Halt an einigen offenen Hütten links in der Savanne, um Brennholz einzunehmen. Die Bewohner, Caboclos und Mulatten, haben sich fein gemacht, als wenn sie zur Kirche gehen wollten. Der Platz heißt Serra Pellada nach dem Gebirge, das dahinter liegt, einigen niedrigen kahlen Kuppen, daher der Name. Als eben der Kaffee kommen soll, müssen wir weiter.

Bald liegen wir im Hafen von Boa Vista, der Hauptstadt des Municipio Rio Branco, dem Sitz der Behörden, einer Reihe heller, freundlicher Häuschen auf dem hohen, felsigen rechten Ufer. Ich suche zunächst nach Häuptling Ignacio, kann ihn aber nirgends finden. Mit unserem freundlichen Kommandanten mache ich Besuch in einigen Familien. Die politische Stimmung ist sehr gespannt; das hört man aus jedem Gepräch. Abends kommen zwei Benediktiner-Pater an Bord, Thomas und Adalberto. P. Adalberto freut sich sehr, in mir einen Landsmann zu treffen, und ich freue mich nicht minder über die heimatlichen allemannischen Laute. Er stammt aus Lörrach in Baden, hat aber dieses schöne Land seit 15 Jahren nicht mehr gesehen. P. Thomas ist Engländer. Kürzlich sind zwei von den Pater auf der Reise nach Pará gestorben, am Fieber, das sie sich wahrscheinlich in Caracarahý geholt hatten. Der Sitz der Mission ist in Capella weiter flußaufwärts. Außerdem haben sie eine noch junge Station unter den Indianern tief im Innern am oberen Surumú.

Um 10 Uhr nachts gehe ich mit unsrem Kommandanten João Silva zum Ball bei Terentio Antonio de Lima, einem kaffeebraunen, sehr liebens-

[1] Nach Richard Schomburgk sollen sie eine dem Wapischána verwandte Sprache reden, sodaß sie zur Aruakgruppe gehören würden.

würdigen Herrn. Er gilt als einer der einflußreichsten Bewohner von Boa Vista. Von einem kleinen Indianerjungen werden wir mit der Laterne abgeholt. Es ist aber auch nötig, denn die Straßenbeleuchtung in Boa Vista ist gleich Null. Die Wege sind mit hohem Gras bewachsen, und auch die Hauptstraße ist der Tummelplatz des lieben Viehs, von Ochsen und besonders Schweinen, die in den tiefen Morastlöchern der nächtlichen Ruhe pflegen und unwillig grunzen, wenn der Schein der Laterne sie trifft. Der Ball ist eine ziemlich langweilige Geschichte, wie alle diese Sachen. Nichts Originelles. Europäische Tänze: Walzer, Mazurka, Quadrille, wie bei uns. Die Mädchen zum Teil recht hübsch, in allen Farbenabstufungen, einige in gut sitzenden Reformkleidchen, andere nach etwas antiker Mode zurechtgeputzt, durchweg hell und luftig; die Männer in dunklen Anzügen, Dutzendware aus Manáos. Orchester: Guitarre, Flöte, Grammophon. Getränke: Flaschenbier, „Cerveja nacional" aus Rio, und Aluá, ein aus Mais hergestelltes Erfrischungsgetränk. Der Tanzsaal ist eine Art Veranda, über deren Lehmmauer als Zaungäste das Indianerpersonal guckt. Schlürfender Tanz. Viel Staub. Den einzigen wirklich erfrischenden Anblick gewährt eine Hündin, die es sich während einer Tanzpause im Saal bequem macht und ihr Junges säugt.

Um Mitternacht nach dem Kaffee drücken wir uns unter vielen Umarmungen und unzähligen „feliz viagem!" Um 1 Uhr fahren wir weiter. P. Thomas hat sich noch mit Mühe ein Hängemattenplätzchen erobert. P. Adalbert sitzt eingenickt auf einer Bank.

Capella, das wir am nächsten Morgen um 9 Uhr passieren, liegt ebenfalls auf dem rechten Ufer und besteht aus einigen Häusern und einer weißen, gut erhaltenen Kapelle, während die von Boa Vista einzustürzen droht. Der Anstieg vom Hafen ist mit Felsen übersät. P. Thomas steigt hier aus. P. Adalbert fährt mit bis São Marcos, um mich dem Administrator vorzustellen, der ein Hauptfreund und Beschützer der Missionare ist. Eine halbe Stunde später kommen wir dort an. José Ricardo Franca das Neves kommt an Bord. Dank meiner Empfehlungen werde ich in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen. Mein Gepäck wird ausgeladen und durch Indianer auf die Höhe geschafft, wo es in der großen Veranda der Wohnhauses untergebracht wird. Die Lancha fährt mit dem Rest der Passagiere weiter flußaufwärts. P. Adalbert kehrt bald im Ruderboot nach Capella zurück.

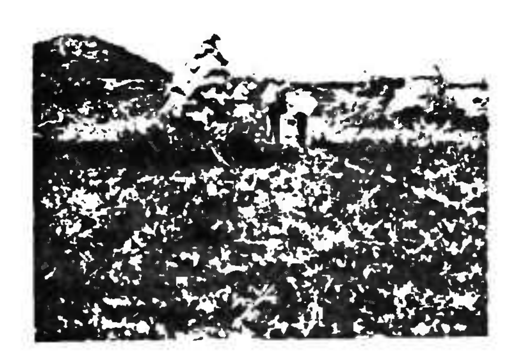
São Marcos hat eine beherrschende Lage auf dem hohen, linken Felsenufer des Uraricuéra. Gleich unterhalb mündet der Tacutú, der in seinem mittleren und oberen Lauf die Grenze gegen Britisch-Guayana darstellt. Man nimmt allgemein an, daß der Uraricuéra und der Tacutú als zwei



1. Viehzaun bei São Marcos.



2. Durch die Savannen von Chiquiba.



3. Termitenhaufen.

gleichberechtigte Quellflüsse den Rio Branco bilden. Dagegen spricht die Tatsache, daß der Uraricuéra eine weit größere Wassermenge und auch einen weit längeren Lauf hat als der Tacutú, und daß die Indianer den ganzen Fluß bis zu seiner Mündung in den Rio Negro Paríma oder Paríme[1] nennen. Sie wenden den ihnen ursprünglich fremden Namen, den dieser große Fluß heute auf allen Karten trägt, nur im Gespräch mit den Weißen an und sagen bald „Uraricuéra", bald „Araricuéra".

Die Aussicht von der Höhe von São Marcos ist herrlich. Man blickt weit flußabwärts auf die blauen Höhenzüge von Carumá, Araracuára, Malaguachéta, Pellada und andere Gebirge des oberen Rio Branco. Es herrscht hier immer frische Luft, die Krankheiten nicht aufkommen läßt, wie überhaupt der ganze obere Fluß durchaus gesund ist, im Gegensatz zu dem unteren und mittleren Rio Branco und dem berüchtigten Fieberherd Caracarahy.

2. KAPITEL.

IN SÃO MARCOS.

São Marcos ist der Zentralpunkt der „Fazendas Nacionaes", riesiger Viehdomänen der brasilianischen Bundesregierung, deren Gesamtflächenraum auf etwas 35000 Quadratkilometer geschätzt wird. Es sind eigentlich drei Domänen, São Bento im Süden und Westen, São José im Osten und São Marcos im Norden. Von diesen ist aber nur noch die letztere mit einem Flächenraum von etwa 8000 Quadratkilometern im Betrieb. Sie wird im Süden vom Uraricuéra und Tacutú, im Osten vom Rio Cotingo, im Norden vom Rio Surumú und im Westen von Rio Parimé begrenzt. Auf diesen riesigen Staatsgütern haben sich nun in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Privatleute angesiedelt, Viehzüchter, die das Land ohne Berechtigung in Besitz nahmen und das wilde Vieh, das sie darauf fanden, mit ihren Zeichen brannten. So befinden sich auf der Domäne São Marcos nach der Angabe des Administrators 18—20000 Stück Rindvieh, von denen aber nur etwa 5000 notorisch dem Staate gehören. Die übrigen sind mit der Marke des verstorbenen Großgrundbesitzers und Kapitalisten Sebastião José Diniz aus Pará gezeichnet, dessen Erben seit Jahren mit dem Staate im

[1] Wahrscheinlich: „großes Wasser". Die Bezeichnung „paru, palu" findet sich in vielen Namen für Bäche in den Sprachen der dortigen Stämme Makuschí, Taulipáng u. a.

Prozeß liegen. Der brasilianische Staat könnte gesetzlich jeden Tag alle diese stolzen Fazendeiros enteignen, wenn er in diesen entlegenen Gebieten die Macht dazu hätte und nicht befürchten müßte, eine Revolution heraufzubeschwören.

Der Platz São Marcos setzt sich zusammen aus dem großen, palmstrohgedeckten Wohnhaus des Administrators, einem halben Dutzend Hütten für das Personal und einer kleinen Kapelle. Alle Gebäude sind im Zustande starken Verfalls. Im Hintergrunde finden sich einige große Corrals (Viehzäune). In dem einen sind die Kühe untergebracht, die den täglichen Bedarf an Milch liefern. Die Rinderhirten (Vaqueiros) sind in der Mehrzahl reinblütige Indianer aus den umwohnenden Stämmen, Makuschí, Wapischána u. a., und es ist erstaunlich, wie rasch diese Leute, wenn sie aus dem Innern kommen, mit Pferd und Lasso umgehen lernen. (Abb. 1)

Diese indianischen Bediensteten haben hier zum Teil recht sonderbare „christliche" Namen. Neves hat die, übrigens ganz praktische, Marotte, seine Leute statt mit nichtssagenden portugiesischen Namen, wie Pedro, Antonio, João usw., die immer wiederkehren und zu Verwechselungen Veranlassung geben, nach berühmten Männern zu benennen. So gibt es hier einen „Lamartine", einen „Chateaubriand", einen „Cleveland"; ein dicker Makuschí wird „Caruso" gerufen, und es wirkt ungeheuer komisch, wenn ein junger Wapischána auf den Namen „August Bebel" hört.

Neves ist am ganzen Rio Branco berühmt wegen seiner unbeschränkten Gastfreiheit und wird darin von vielen ausgenutzt. Meinen Studien bringt er großes Verständnis und stete Bereitwilligkeit entgegen. Auch Hübner, der ihn mehrmals besuchte, und der Botaniker Ernst Ule, der 1908 am Rio Branco sammelte, können davon erzählen[1]. Den Titel „Consul dos Estrangeiros" (Konsul der Fremden), den ich ihm einmal im Scherz gab, würde er mit Recht verdienen. Ich hätte nirgends besser aufgehoben sein können. São Marcos, am Rande des Indianergebiets gelegen, ist wie geschaffen als Stützpunkt für Unternehmungen ins Innere, und Neves hat einen weitgehenden Einfluß bei den Ansiedlern und den relativ zahlreichen Indianern.

Die Verpflegung ist über allen Zweifel erhaben, sehr gut und sehr reichlich. Donna „Teta", Neves' Frau, eine Weiße aus Manáos — er selbst ist Bahianer — führt eine ausgezeichnete Küche. Es ist für mich das reinste Schlaraffenleben. Neves will mich mästen, wie er sagt, damit ich die großen Strapazen der späteren Reise nach dem fernen Westen besser

[1] Mein lieber Freund Ule, einer der besten Kenner der südamerikanischen Flora, ist leider 1915 plötzlich gestorben.

aushalten kann. Ein besonderer, lang entbehrter Genuß ist der erste Morgentrank, schäumende Milch „frisch von der Kuh", die einer der indianischen Hirten in ein große Kalabasse melkt. Auch für die Reinlichkeit ist bestens gesorgt. Man braucht nicht jedesmal den weiten und beschwerlichen Weg zum Hafen hinunterzuklettern. Hinter dem Wohnhaus erhebt sich auf einem Pfahlrost, durch den das Wasser abfließen kann, das geräumige Badehaus, das ganz im Stil der runden Indianerhütten erbaut ist. In einem großen Faß ist immer frisches Wasser.

Zahlreich und mannigfaltig sind die Haustiere. Stolze Pfauen, Truthühner, Perlhühner und gewöhnliche Hühner, Enten, Ziegen und Ziegenböcke, Schafe und Schafböcke mit gewundenen Hörnern, junge und alte, Hunde verschiedener Mischrassen, — Katzen kann der Hausherr nicht ausstehen, sicherlich sehr zur Freude der unzähligen Mäuse und Ratten — Schweine, Pferde, Ochsen, Kühe, Rinder, Kälber und viele nützliche Aasgeier, die mit den Schweinen für die „Abfuhr" sorgen — all dies Viehzeug lebt unter sich und mit den Menschen friedlich zusammen und dringt auch gelegentlich in die Wohnräume ein. Selbst die Giftschlangen, kleine Jararácas[1], die in nächster Umgebung des Hauses zahlreich vorkommen, sind verhältnismäßig harmlos und zu träge, um sofort zu beißen. Eines Morgens findet Donna Teta ein solches Tierchen in ihrem Nähkorb, wo es sich ein warmes Lager zurechtgemacht hatte. Am nächsten Abend gehe ich mit Neves in meinen Schlafraum, um Platten zu entwickeln, da schreit mein Gastwirt plötzlich: „Cuidado, Doutor, cobra!" („Achtung, Doktor, Schlange!") Eine kleine Jararáca schlängelt sich dicht vor mir am Boden. Sie suchte wohl Schutz vor dem Regen, was man ihr schließlich nicht verdenken kann. Ein Stockschlag macht ihr den Garaus. Nachts jagen die Schlangen häufig im Dach nach Mäusen. Man hört sie durch die Palmblätter rauschen und vernimmt das angstvolle Pfeifen ihrer Beute. Doch man gewöhnt sich bald daran und ist nur unangenehm berührt, wenn einem ein solcher nächtlicher Jäger in die Hängematte fällt, wie es später meinem Gefährten Schmidt geschah. Aber es gibt hier auch eine gute Schlange, 2 bis 3 m lang, die in einem Mauerloch der Kapelle ihre Wohnung hat und die bösen Schlangen tot beißt und auffrißt. Man sieht sie bisweilen von einem Spaziergang aus der Savanne heimkehren. — Das sind die paradiesischen Zustände in São Marcos.

Die Kehrseite der Medaille ist, wie so oft im Leben, die Politik. Die Spannung ist offenbar auf dem Höhepunkt. Es geht hier zu wie in einem Feldlager. Neves hat, scheint es, alle Fäden in der Hand, sendet Boten

[1] Cophias, bothrops atrox.

und Kundschafter aus, empfängt Berichte jeden Tag. Bis spät in die Nacht hinein hallt die Veranda wider von erregten Gesprächen, die sich alle um den einen Namen drehen — Bento Brazil. Ich lerne hier einen Mann kennen, der alle diese Politiker weit überragt, José Gouveâ, einen furchtlosen Mann von sympathischem Äußeren und Charakter, das Rückgrat der ganzen „Empörung", wie man in Manáos dieses Aufbäumen gegen behördliche Willkür nennt.

São Marcos ist eine Art Sammelpunkt für die Indianer der weiten Umgegend. „Nevi", wie sie den Administrator nennen, behandelt sie gut und ist bei ihnen weithin bekannt und beliebt. Öfters kommen sie in kleineren Trupps, Männer, Weiber und Kinder, um einige europäische Waren und besonders Salz gegen Maniokmehl, Mais und allerhand Früchte einzutauschen. Viele von ihnen haben sich zur Feier des Tages mit Lumpen behängt. Ein alter Makuschí, der kein Wort portugiesisch spricht und wie ein Siouxhäuptling aussieht, hat sich nach seiner Meinung ganz besonders fein gemacht. Über dem hageren Körper, an dem noch Spuren von Tanzbemalung zu sehen sind, trägt er eine — einstmals — weiße Weste und einen schwarzen Rock, dessen lange Schöße ihm um die nackten Beine schlottern. Neves stellt mich ihnen als „Inglez" vor, da die Engländer diesen Leuten, von denen manche einen Brocken englisch sprechen, wohl bekannt sind. Den ganzen Nachmittag lungern sie um die Veranda herum und schauen neugierig zu bei allem, was ich treibe. Es sind meistens Leute des Oberhäuptlings Ildefonso, darunter Julião, der Onkel des Häuptlings, ein alter Bekannter von mir. Ich traf ihn 1905 mit Ildefonso in Manáos, wo ich mit ihnen meine ersten Studien der Makuschí-Sprache machte. Neves hatte sie damals mitgenommen, um sie dem Gouverneur vorzustellen. Julião ist sehr erfreut, mich wiederzusehen, und will nur mit mir zu tun haben. Das ganze Haus ist voll Indianer. Es geht sehr fidel zu. Auch das Feuerwasser spielt dabei eine Rolle. Neves tanzt mit ihnen in seinem kleinen Zimmer mit wippenden Knien eine Runde, den Parischerá, den Haupttanz der Makuschí.

Das Makuschí ähnelt in der Klangfarbe und in vielen Lauten sehr dem Bakairí im fernen Matto Grosso, mit dem es zu derselben Sprachgruppe der Karaiben gehört. Das gleiche rasche Sprechen, dieselben halb unterdrückten Laute, besonders ein ganz verschwommener Laut zwischen l und r, der für das Bakairí typisch ist. Ich fühle mich an den Xingú zurückversetzt, wenn ich die Gesellschaft plappern höre.

Abends lasse ich Maria, die im Gesicht und an den Armen tatauierte Schwester Ildefonsos, die ihrem Bruder lächerlich ähnlich sieht, und ihre

hübsche Nichte Carmelita in den Phonograph singen, Tanzmelodien und rhythmische Lieder der Frauen beim Maniokreiben. Nach kurzem, schamhaftem Zögern machen sie ihre Sache recht gut, und ich ernte lauten Beifall, als ich die Gesänge sofort vor dem andächtigen Indianerpublikum wiedergebe.

Neves sorgt für Abwechselung. Er veranstaltet ein Wettrennen seiner indianischen Rinderhirten. Es ist ein wildes Schauspiel, wenn die Reiter fern am Horizont der flachen Savanne, kaum erkennbar wie Punkte, auftauchen, dann rasch größer werden und mit verhängtem Zügel, die nackten Füße im Steigbügel dahersprengen, um kurz vor uns den schnaubenden Gaul zu parieren.

3. KAPITEL.

DIE SAVANNEN VON CHIQUIBA UND DIE ERSTEN GEBIRGE.

Meinen Plan, von São Marcos aus die Indianer im Norden zu besuchen, konnte ich bald verwirklichen.

Am 9. Juli kommt P. Adalbert mit einigen Indianern und lädt mich ein, ihn zu begleiten. Wir wollen vom Parimé aus nordwärts wandern bis zum Surumú. Ich nehme nur das notwendigste Gepäck mit. Wir werden wohl ein paar Tage durch Wasser waten müssen, da die Savannen noch weithin überschwemmt sind. Unter Strömen Schweißes packe und trockne ich den ganzen. Tag. Vieles von meinem Gepäck ist durch die täglichen Gewitterregen, die hier stets von Osten kommen und vom Sturmwind durch die offene Veranda gepeitscht werden, durchnäßt.

P. Adalbert hat einige Indianer mitgebracht. Einer davon, ein lieber Junge, der hinreichend portugiesisch spricht, um mir als Dolmetscher zu dienen, will mich für die nächste Zeit begleiten. Er heißt, wie so viele, João. Wir nennen ihn nach dem klangvolleren Namen seines Vaters Pirokaí. Sein Vater ist Makuschí, seine Mutter Wapischána. Er gehört deshalb nach den dortigen indianischen Gesetzen dem letzteren Stamme an, obwohl er fast nur Makuschí spricht.

Um Mitternacht kommt die Lancha „Perseverança" mit einem Batelão. Sie nimmt auch 9 Stück Reservegepäck von mir mit, die ich in der Ansiedelung Apparecida, Uraricuéra aufwärts, für die spätere Reise nach Westen deponieren will. Den Eigentümer der Fazenda Apparecida,

einen Deutschbrasilianer Namens Jakob Bamberg, lernte ich in Manáos kennen.

In Boa Vista sind zehn Polizeisoldaten eingetroffen. Bento Brazil hat sie von Manáos kommen lassen, um den verhaßten Gouveâ und andere Gegner zu fangen. Gouveâ fährt deshalb mit uns, mit Winchester und Patronengürtel bis an die Zähne bewaffnet. Seine Frau hat er im Hause von Terentio in Boa Vista zurückgelassen. Er fährt in „geheimer Politik“, wie er sagt. Sein „Hauptgepäck“, ein großer Quersack, ist zentnerschwer, voll Winchesterpatronen. — Nun kann die Geschichte losgehen.

Am nächsten Morgen (10. Juli) um 9 Uhr fahren wir ab. Der Uraricuéra ist hier noch sehr breit, stellenweise 1000 m und mehr. Den ganzen Nachmittag liegen wir vor Passarão, einer kleinen Niederlassung von Parahybanern, die die Regierung hier angesiedelt hat. In den ärmlichen Hütten herrscht ein unglaublicher Schmutz. Die Bewohner, die zum Teil auf der Reise bis São Marcos meine Mitpassagiere waren, sind mit allen möglichen Zivilisationskrankheiten behaftet und machen einen verkommenen Eindruck. Sie leben vom Anbau von Maniok, Zuckerrohr, Bananen usw., den sie auf indianische Weise betreiben. Wir laden Waren aus und nehmen Brennholz ein. P. Adalbert tauft einige Kinder.

Mit Einbruch der Nacht fahren wir weiter und lenken in früher Morgenstunde in den Parimé ein. Er ergießt sich in mehreren Armen von links in den Uraricuéra. Wir verfehlen anfangs in der Dunkelheit die Hauptmündung und fahren uns in einem schmalen Arm beinahe fest, sodaß wir unter vielem Gefluche der Schiffsmannschaft wieder zurück müssen.

Der Name Parimé für diesen kleinen Savannenfluß, der im Nordwesten am Südabhange des Uraucaíma-Gebirges[1] entspringt, ist wohl nur durch ein Mißverständnis in die alten portugiesischen und damit in die modernen Karten gekommen. Sein eigentlicher indianischer Name ist M a r u á. Die Ufer des unteren Parimé sind flach und überschwemmt, mit Palmenhainen und kleinen Bauminseln bestanden. Das Wasser hat eine schöne hellgrünweißliche Farbe. Im Sommer soll es ganz klar sein. Auf der stillen Flut treibt in der Morgenfrische, noch nicht von den erwärmenden Sonnenstrahlen gelöst, viel Schaum, von einer Stromschnelle, Cachoeira do Poço grande, die sich weiter flußaufwärts findet. Wir passieren kurz nacheinander fünf große Indianerhütten auf dem rechten Ufer. Viel nacktes Volk, Wapischána, rennt über die Savanne, verschwindet in den niedrigen Eingängen und tritt dann bekleidet heraus.

[1] „Ucaraima“ der Karten. Siehe später.

Die Wapischána, ein Aruakstamm mit eigenartiger Sprache, wohnen in verstreuten Gruppen nördlich und südlich vom unteren Uraricuéra. Ihre Hauptzentren sind am Parimé und am Majarý, einem weiter westlich mündenden Nebenfluß des Uraricuéra, ferner am Cauamé, einem rechten Nebenfluß des oberen Rio Branco, der dem Uraricuéra parallel fließt und etwas oberhalb Boa Vista mündet. Ein Zweig des Stammes mit dialektisch verschiedener Sprache wohnt neben den nahe verwandten Atorái östlich vom oberen Rio Branco über den Tacutú hinaus bis tief nach Britisch-Guayana hinein. Früher der mächtigste Stamm des ganzen Gebietes, sind sie heute an Zahl sehr zurückgegangen, degeneriert und in der Knechtschaft der Weißen demoralisiert. Besonders die Wapischána des Parimé genießen wegen ihrer Gaunereien einen schlechten Ruf.

Gegen 8 Uhr morgens erreichen wir unser Ziel, die Station Chiquíba, eine saubere Hütte am Rande einer flachen Lagune, gegenüber der Mündung des gleichnamigen linken Zuflüßchens. Hier wohnt Marcos José Pereira de Brito Filho, der Administrator der westlichen Hälfte der großen Fazenda Victoria Flechal, die sich vom Cotingo bis zum Parimé erstreckt und ein Gesamtareal von über 4000 Quadratkilometern, also mehr als die Hälfte der ganzen Fazenda Nacional von São Marcos, umfaßt. Flechal gehört der Donna Victoria Diniz de Faria, der Mutter des verstorbenen Kapitalisten und Sonderlings Sebastião Diniz. Der Prozeß der Erben mit dem Staat, bei dem es sich um 20000 Stück Vieh handelte, dauerte 4 Jahre und wurde schließlich von den Erben gewonnen. — So behauptet wenigstens Brito, der zu den Erben gehört. Neves ist anderer Ansicht. Die Advokatenkosten waren, wie immer in solchen Fällen, ungeheuer. Es wurde sogar von den Advokaten, um die Anrechte der Erben zu beweisen, ein dickleibiges Buch mit sehr schlechten Karten herausgegeben.

Der arme Brito! Neun Monate im Jahr führt er hier in Chiquíba kein allzu angestrengtes Dasein, aber er sehnt sich nach Pará, wo er eine hübsche Villa besitzt, wo er seine Familie zurückgelassen hat. Nicht daß er sein Strohwitwertum allzu schwer nähme. Manches braune Wapischána-Mädchen ist gegen ein kleines Entgelt gern bereit, den Einsamen zu trösten. — Armer Brito! Neun Monate im Jahr sehnt er sich nach zivilisierteren Genüssen, die Pará in so reichem Maße bietet. — —

Am nächsten Morgen machen wir uns auf den Marsch. P. Adalbert und ich sind mit Rucksäcken schwer beladen. Pirokaí, die beiden Indianer des Paters und Mello, ein Mischling aus Passarão, der in der Mission am Surumú im Feldbau arbeitet, haben sich Kiepen aus Palmblättern geflochten und schleppen gewaltig am Phonograph, einem kleinen eisernen

Koffer und einer schweren Ledertasche, die mit photographischen Platten, Phonogrammzylindern und Tauschwaren mancherlei Art gefüllt ist. Einer hat noch das ganze Küchengerät an seinen Tragkorb gebunden und sieht aus wie ein „Mausefalle-Rattefalle-Krämer“ Ein Teil des Gepäcks ist in Chiquíba zurückgeblieben. Wir wollen es später nachholen lassen.

Im Gänsemarsch und Indianergeschwindschritt geht es über die Savanne, auf der die Sonne brennt. Je höher die Sonne steigt, desto langsamer werden unsere Schritte. Die Savanne ist stellenweise weithin überschwemmt und fast unpassierbar, ein Brutherd zahlloser Stechmücken jeder Art und Größe. Stumpfsinnig trotten wir einer dicht hinter dem anderen her, über die vor Hitze flimmernden Grasfluren oder waten bis an den Bauch durch übelriechenden Schlamm, der die Füße fesselt. Die Zunge klebt am Gaumen. Der wenige Speichel schmeckt bitter wie Chinin. Auch das Denken trocknet ein. Jede Unterhaltung verstummt, da deutliches Sprechen unmöglich wird. (Abb. 2)

Es sind keine wirklichen Wege nach unseren zivilisierten Begriffen, sondern schmale Indianerpfade, in denen man einen Fuß vor den anderen setzen muß, häufig tief ausgetreten, sodaß der Fuß abgleitet, und die kaum verharschte Wunde sich immer wieder öffnet. Auch sind es keine zusammenhängenden Grasflächen, sondern einzelne harte Grasbüschel ragen aus dem sandigen Boden empor und machen das Marschieren mit wunden Füßen unter der schweren Last zur Qual. Da hilft häufig nur die äußerste Energie weiter.

Unzählige spitz zulaufende Termitenhaufen, zweimal mannshoch und höher, sind über die Savanne verstreut. Man könnte meinen, und irgend ein Stubenethnologe kommt vielleicht noch einmal auf den Gedanken, die Indianer hätten die Form ihrer Häuser diesen kunstvollen kleinen Wohnungen abgeguckt, so ähneln sie sich. (Abb. 3)

Das Tierleben ist gering. Wasservögel, ein einsames Reh, wildes Vieh auf einer fernen Anhöhe. Nur einmal stören wir einen großen Ameisenbär bei seiner Abendmahlzeit an einem Termitenhügel. In komischem, kurzem Galopp, den buschigen Schweif hoch erhoben, trottet er davon.

Fern im Osten und Westen erblickt man blaue Höhenzüge, Gebirge des Tacutú und Uraricuéra. Wir durchwaten zahlreiche Bäche, die alle nach links zum Parimé fließen. Sie sind von prächtigen Fächerpalmen[1] begleitet, auf deren dunklem Grün das von der flimmernden Luft gequälte Auge für kurze Zeit ausruht. Sonst ist die Vegetation fast trostloser als das Tierleben. Das von den glühenden Sonnenstrahlen versengte Gras ist von unbe-

[1] Mirití: Mauritia flexuosa.

Tafel II.



Palmenhain in der Savanne

stimmbarer Farbe. Hier und da ein niedriger, verkrüppelter Baum mit sonderbar verzackten Ästen und lederartigen Blättern, die im leichten Lufthauch leise rascheln. Sonst kein Laut, nur selten der heiser krächzende Schrei eines Sumpfvogels. (Tafel II)

Diese gewaltigen, einförmigen und eintönigen Grasfluren, die kein Ende nehmen wollen, erwecken in dem Menschen das Gefühl einer ungeheuren Traurigkeit, Verlassenheit, bringen ihm so recht zum Bewußtsein, wie klein, wie unbedeutend er ist im Vergleich zu der gewaltigen Natur. Und doch haben sie ihren Reiz, ihre Schönheit, trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer herzbeklemmenden Traurigkeit.

Bei Hochwasser suchen Vieh und Wild einträchtig Zuflucht auf den wellenförmigen Erhebungen, die von der Flut nicht erreicht werden. Auch in der Trockenzeit bleiben an einzelnen tiefer gelegenen Stellen lagunenartige Wasseransammlungen zurück, an denen die Tiere von weit her zusammenkommen. Daneben ziehen natürliche Salzlecken die Tiere an, d. h. Plätze mit salzhaltiger Erde, die durch den gänzlichen Mangel an Vegetation kenntlich sind. Die Indianer gewinnen daraus ihr Salz, indem sie diese Erde mit Wasser durch ein dichtes Sieb geben und das Wasser dann verdampfen lassen.

Am 13. Juli lagern wir an einem schnell fließenden Bach, der zahlreiche schöne Fische hat, Tucunaré, Matrincham, Trahíra. Dem Tucunaré, der im Aussehen, im Geschmack und in seinen Lebensgewohnheiten unserer Forelle ähnelt, gebührt von allen Fischen dieser Gegend die Krone. Auch der Matrincham, ein Schuppenfisch, steht dem Tucunaré an Schmackhaftigkeit nicht nach, ist nur fetter als dieser. Die Trahíra ist der gemeinste Fisch dieser Savannenflüßchen. Wegen seiner vielen Gräten kommt man nicht recht zum Genuß seines sonst wohlschmeckenden Fleisches.

Frische Fische sind eine Wohltat, nachdem wir tagelang nur von hartem, trockenem Ochsenfleisch gelebt haben. Zum Überfluß schießt Pirokaí noch eine große Curicáca und einen anderen schwarzen Wasservogel, dessen Augenringe und Schnabel schön orangefarbig leuchten. Die Makuschí nennen ihn nach seinem Ruf Tará[1]. Leider müssen wir uns ohne Salz und Pfeffer behelfen, da die Leute beides in Chiquíba vergessen haben.

Pater Adalbert fühlt sich unwohl. Wir beschließen deshalb, heute hier zu bleiben und morgen früh zwei Mann vorauszuschicken, damit sie von einem Wapischána-Haus, das eine Tagereise von hier entfernt ist, Leute holen oder ohne Gepäck rasch zu uns zurückkehren.

Um 3 Uhr nachts gehen Pirokaí und ein anderer Indianer bei Mond-

[1] Ibis oxycercus (Spix).

schein ab. Um 7 Uhr folgen wir nach. Der Marsch geht stundenlang über wasserlose Flächen, dann wieder durch tiefen Sumpf. Bald nach Mittag passieren wir die erste niedrige, felsige Erhebung, ein Zeichen, daß wir uns der Gebirgsregion nähern, die sich allmählich in einem herrlichen, weitausgedehnten Panorama vor uns aufrollt. Im Südwesten erblicken wir die Serra Tarámi und andere Gebirge des Uraricuéra, im Westen die Serra Uanáru, nahe vor uns im Nordwesten die Serra da Aruaná und dahinter, sich kulissenartig vorschiebend, die Serra do Panellão, Serra do Banco und die Serra do Mel, unser vorläufiges Reiseziel. Fern im Norden erhebt sich das hohe Mairarí-Gebirge, an das sich in ununterbrochener Reihe bis weit nach Südosten die zahlreichen Gebirge des Surumú und Tacutú anschließen. Wir kampieren am Lago da Anta, einer größeren Lagune mit klarfrischem Wasser, die auch im Sommer nicht austrocknet. Millionen großer Leuchtkäfer blitzen wie fliegende Diamanten aus dem Dunkel auf. Aber auch unzählige Stechmücken sorgen dafür, daß man sich nicht ganz in Illusionen verliert.

Früh am Morgen ziehen wir weiter. Die Lagune ist von einer großen Viehherde und zahlreichen Wasservögeln belebt. Auf einem Baum in der Nähe unseres Lagers hat eine Versammlung weißer Reiher die Nacht verbracht. Mit Tagesanbruch fliegen sie nach allen Seiten auseinander, jeder in sein Revier. Wir durchwaten den Lago da Anta und bald darauf den Lago de Aruaná. Zwei Menschen kommen uns entgegen. Es sind unsere beiden Abgesandten, zwar ohne Leute, aber sie übernehmen unsere Rucksäcke, sodaß wir jetzt freier ausschreiten können. Der Weg schlängelt sich zwischen den westöstlich gelagerten, flachen Kuppen hindurch, aus denen die Serra de Aruaná besteht, und führt dann entlang einem von hohen Miritípalmen eingefaßten Bach zu einer kleinen Wapischána-Niederlassung, die wir gegen 1 Uhr erreichen. Ein niedriges, halbrundes Giebelhaus, daneben eine offene Baracke, unter der wir Unterkommen finden.

Ein alter hagerer Herr empfängt uns freundlich. Es ist der Vater von Joaquim, dem ersten Vaqueiro von Brito in Chiquíba. Auch einige halbnackte Damen mit Strichtatauierung am Kinn, alte und junge, treten im Gänsemarsch an und reichen uns linkisch die Hand. Wir werden mit gebratenem Ochsenfleisch bewirtet, das in scharfer Pfefferbrühe schwimmt. Dazu gibt es frische Maniokfladen und Bananen und zum Schluß eine große Kalabasse rötlich schäumenden Maiskaschirí. Von meinen früheren Reisen kenne ich diesen indianischen Labetrunk und seine nach europäischen Begriffen etwas zweifelhafte Zubereitung. Die gekochten Maiskörner

werden von den Weibern gekaut, damit der Stoff rascher gärt. Aber das stört mir nicht den Genuß.

Wenn die Indianer auf diesen Savannen kein anderes Wildbret haben, schießen sie einen Ochsen. Die Fazendeiros sind wütend darüber. Sie bedenken nicht, daß sie den alten Herren des Landes ihr Jagdgebiet widerrechtlich weggenommen haben.

Eine Menge zahmer Tiere gibt es unter dieser Indianerbaracke, einen behenden Affen, mit dem sich unsere Jungen necken, verschiedenartige Papageien und Perikiten, eine Katze, Hunde, Hühner. Alles wimmelt um und zwischen uns herum. Am barmherzigsten sind die Küchlein, die auf unsere nackten Füße klettern und die unzähligen voll Blut gesogenen Piuns aufpicken. Nachmittags kommt für kurze Zeit viel bemalter Besuch, Wapischána und Makuschí, von einem Haus in der Nähe, wo ein Tanzfest stattfindet. Die Männer sind leider mit europäischen Lumpen behängt, die Kinder nackt, die Mädchen tragen schön gemusterte Perlenschürzchen. Mello hat nicht widerstehen können. Er ist ohne Erlaubnis mit seiner Last voraus zum Tanz. Ich kaufe von den Hausbewohnern für Glasperlen und kleine Spiegel einige Ethnographica, reizende Flechtarbeiten, in denen die Wapischána Meister sind, und einen einfachen Rahmen mit halbfertigem Perlenschürzchen, an dem die Großmutter gerade arbeitet. Sie kann es garnicht begreifen, daß ich die Arbeit unfertig kaufen will, und betrachtet mich mit unbeschreiblichem Blick. Sie hält mich für verrückt. — Wie oft ist mir dieser Blick später noch auf der Reise begegnet!

Jetzt bin ich also wieder im echten Indianerhaushalt mit seinem typischen säuerlichen Geruch nach gärender Maniok, nach Kaschirí, Pfeffer und allem möglichen anderen, mit seinem Wirrwarr an Körben, Töpfen und Geräten mannigfacher Art, mit seinen zahlreichen Schirimbábus (zahmen Tieren), die anfangs scheu und bald ebenso zutraulich sind, wie ihre Herren und Herrinnen, und ich muß gestehen, ich fühle mich viel wohler in dieser wilden Umgebung, als in der karikierten Zivilisation, die ich vor kurzem verlassen habe.

Am nächsten Morgen kommen einige bildhübsche, halbnackte Makuschímädchen, im Gesicht mit schwarzen Strichen bemalt und am Oberkörper mit dicken Perlenschnüren behängt. Die Männer, die wir gestern als Träger verpflichtet haben, seien betrunken und schickten sie als Ersatz. Echt indianisch!

Die Last wird in die in ganz Guayana mehr oder weniger gleichen Kiepen aus Flechtwerk gepackt, die von den Brasilianern am Rio Branco Panacú genannt werden. Das breite Tragband, das aus weichem Palmbast

geflochten ist, liegt über der Stirn. Bald nach 7 Uhr marschieren wir ab. Die Serra do Panellão, die, wie alle diese Gebirgszüge bis zum Surumú, in westöstlicher Richtung verläuft, lassen wir zur Linken. Wir schreiten über hügeliges Terrain zwischen hohen, abgerundeten Granitfelsen, die mit zahlreichen frischen Ritzzeichnungen bedeckt sind, Darstellungen von Menschen, Vierfüßlern, Vögeln und einem Batelão.

Um 8 Uhr erreichen wir ein rundes Wapischána-Haus mit spitzzulaufendem Dach auf niedriger Lehmwand. Viel nacktes Volk ist da. Man tanzt gerade den Parischerá oder Parischára, wie die Wapischána sagen, eine halboffene Runde. Im Viervierteltakt mit den Knieen wippend und mit dem rechten Fuß aufstampfend, schreiten Männer, Weiber und Kinder unter eintönigem Gesang im Kreise. Das Fest ist im Absterben. Die meisten Männer sind stark angetrunken. Einige alte Herren schnarchen in der halbdunklen Hütte in ihren Hängematten. Die ganze Geschichte macht einen recht entarteten Eindruck. Man kredenzt uns starkes Maniokkaschirí, Payuá genannt. Es ist schlecht durchgeseiht, sodaß man beständig das Gefühl hat, als schlucke man einen abhanden gekommenen Zahn mit. Ich engagiere einen jungen Wapischána, Namens Manduca, der noch unter Alkohol torkelt. Auch Mello hat schweren Kater. Wie unsere hübschen Trägerinnen drastisch schildern, hat er die ganze Nacht getanzt, gesungen und getrunken, auch sich übergeben, wie es bei einer echten Kirmes vorkommt.

Bald nach 10 Uhr ziehen wir weiter. Wieder kommen wir an großen, runden Felsen vorüber, die frische Ritzzeichnungen tragen: Hirsch, Pferd, Hund, Schildkröte und andere Tiere, auch primitive Darstellungen von Menschen, ganz in der Art der alten Felszeichnungen. Die Flächen der Körper sind zum Teil angerauht, ähnlich wie bei manchen Felsmalereien der Buschmänner Südafrikas. Die Zeichnungen sind mit einem spitzen Stein gemacht, wie mir Pirokaí demonstriert. Am oberen Parimé befinde sich die sogenannte „Pedra pintada“, ein riesiger Felsen, der ganz bedeckt sei mit derartigen Zeichnungen aus alter Zeit. (Abb. 18)

Ich bin mit meinen wunden Füßen ein wenig zurückgeblieben. Ein niedliches Waspischána-Mädchen von etwa 5 Jahren mit großen, klugen Augen ist meine aufmerksame Führerin. So erreichen wir bald zwei oblonge Hütten mit Corral auf baumloser Savanne. Nur die Großmama ist daheim. Sie liegt krank in der Hängematte und klagt mir auf Wapischána ihr Leid. Um 1 Uhr kommen wir nach anstrengendem Marsch zu zwei runden Makuschí-Hütten am Fuß der Serra do Banco. Es ist die Heimat unserer Trägerinnen, aber ihre Angehörigen sind beim Fest, und sie gehen

weiter mit uns. Der Weg führt steil über den westlichen Ausläufer des Gebirges, der Wasserscheide zwischen Parimé und Surumú. Der lichte Wald, der die Hänge bedeckt, ist stellenweise unterbrochen durch Maniokpflanzungen, die zwischen den hohen Felsen äußerst mühsam angelegt sind. Es ist die einzige Möglichkeit für die umwohnenden Indianer, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen, da in der Savanne nichts wächst. Der Pfad ist halsbrecherisch. Die Felsen treten bisweilen so dicht zusammen, daß sich die Träger kaum durchwinden können. Trotzdem sind unsere Indianermädchen immer voraus. Man sieht es den schlanken, feingliedrigen Dingern garnicht an, wie schwere Lasten sie schleppen können. Vom Kamm des Gebirges hat man einen herrlichen Blick über das weite Tal des Surumú auf die nahe Serra do Mel und die hohe Serra Mairarí, die es im Norden begrenzt.

Pirokaí erzählt mir eine Legende von der Serra do Banco: In alter Zeit habe auf ihrer Höhe ein großer Sitzschemel gestanden, aber Makunaíma, der Stammesheros, habe das Sitzbrett weggenommen und auf einen benachbarten niedrigen Höhenzug getragen, wo es noch in Gestalt eines großen, flachen Felsens zu sehen sei. Die vier Füße der Bank stünden als vier hohe Felspfeiler, im Quadrat angeordnet, auf der Höhe der Serra do Banco oder Muréi-tepö, die davon ihren Namen hat, denn *muréi* bezeichnet im Makuschí den niedrigen, aus einem Stück gearbeiteten, hölzernen Sitzschemel.

Wir klettern hinab ins Tal zu einer Makuschí-Niederlassung, deren runde Hütten malerisch in der Savanne verstreut liegen. Abseits erblickt man einen Corral mit Vieh. Es ist der Sitz des Häuptlings Manuel, eines jüngeren Bruders des Oberhäuptlings Ildefonso. Nur zwei Familien sind zur Zeit hier. Manuel weilt im großen Dorf an der Serra do Mel. Sein Schwager Hermino, ein schöner, schlanker, hochgebauter Mann, wie die meisten Makuschí dieser Gegend, macht die Honneurs. Er erzählt uns böse Geschichten von Ildefonso. Wie viele Angehörige seiner Rasse, ist dieser durch den langen Verkehr mit den Weißen vollkommen demoralisiert und läßt sich von ihnen zu allen möglichen Schurkereien mißbrauchen. Fast alle seine Leute hätten ihn verlassen. Jetzt habe er sich an Bento Brazil verkauft und suche ihm Arbeiter für die ungesunden Kautschukwälder am Anauá zu verschaffen. Da niemand gutwillig mit ihm gehe, drohe er den Indianern, Bento käme mit Soldaten und würde Leute mit Gewalt fortführen. Ildefonso erhalte für den Kopf zehn Milreis. Der reinste Sklavenhandel!

Ein junger Indianer geht in der Nacht bei Mondschein ab, um Manuel hierher zu holen. Wir schlafen unter einer der offenen Baracken. Unzählige

große Moskiten und besonders die winzigen Maruins, die sogar durch die engen Maschen des Moskitonetzes schlüpfen, stören die Nachtruhe. Unsere jungen Leute haben sich in das dumpfe Wohnhaus zurückgezogen, wo sie den Angriffen der kleinen Blutsauger nicht so ausgesetzt sind. Trotz des anstrengenden Marsches sind sie noch wohlauf und schwatzen und lachen bis spät in die Nacht hinein.

Frühzeitig am anderen Morgen kommt Häuptling Manuel, der mit seinem indianischen Namen Pitá heißt, ein prächtiger Typus, von hoher, schlanker, gebietender Gestalt, einem nordamerikanischen Indianer ähnelnd, kurz und fertig in Rede und Antwort. Er bringt einen langen Zug nackter Leute mit, meistens Taulipáng aus den Gebirgen im Norden. Die einzige Bekleidung der Männer ist ein langer, handbreiter Streifen blauen, seltener roten Kattuns, der vorn und hinten unter die Hüftschnur gesteckt wird und hinten nur wenig, vorn aber lang herabhängt, sodaß das Ende von eitlen jungen Männern um den Hals geschlungen oder auch malerisch über die Schulter geworfen wird. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen sie fingerlange Rohrstäbchen, von denen halbmondförmige Silberplättchen an kurzer Perlenschnur herabbaumeln. Die meisten haben durch die durchbohrte Unterlippe ein feines Rohrstäbchen oder eine europäische Nadel mit der Spitze nach außen gesteckt. Auch die Nasenscheidewand ist bei einigen durchbohrt und mit einem Stückchen Rohr verziert. Fast alle sind zur Feier des Besuches im Gesicht rot und schwarz bemalt, auch die Weiber neben der üblichen Stammestatauierung, Punkten, Strichen und angelhakenförmigen Mustern in der Gegend des Mundes. Viele der jungen Männer haben weibisch volle Formen und unterscheiden sich dadurch von den häufig hageren Makuschí und besonders von den Wapischána mit ihren feineren, fast europäischen Zügen.

4. KAPITEL.

BEI HÄUPTLING PITA IN KOIMELEMONG.

Unter lautem Jubelgeschrei setzen wir uns um 10 Uhr in Bewegung. Die Savanne ist vereinzelt mit Krüppelvegetation bestanden und mit großen Felsgruppen bestreut. Nach rechts schlängelt sich in morastigem Bett ein Bach, den wir mehrmals bis zur Brust durchwaten müssen, das erste Wasser zum Surumú. Aus dem sumpfigen Tal steigen wir allmählich

an. Der Pfad ist mit scharfem Geröll bedeckt; eine Qual für die wunden Füße. Die Indianer legen, wenn sie an eine solche Stelle kommen, Sandalen an, die sie aus den unteren, breiten Blattstielenden der Mauritia-Palme, seltener aus Hirsch- oder Tapirleder verfertigen.

Nach zwei Stunden erreichen wir das östliche Ende der Serra do Mel, die von Südosten nach Nordwesten verläuft. Wir verlassen nun die nördliche Richtung und wenden uns nach Westen, das Gebirge zur Linken, hinab ins Tal, wo auf weitem, freiem Platz die braunen Hütten des Dorfes Koimélemong zu uns herüber grüßen. Wir ordnen uns in einem langen Zug: voran der Häuptling, dann die vielen Träger und Trägerinnen, endlich der Pater und ich. Die Indianer stoßen laute Juchzer aus. Pitá bläst gellend auf meiner Signalhuppe, die er sich zu diesem Zweck von mir erbeten hat. So kommen wir im Geschwindschritt im Dorfe an, wo uns ein großartiger Empfang bereitet wird. Am Eingang des Dorfes erwartet uns ein halbes Dutzend „Ehrenjungfrauen“, hübsche braune Mädchen in ihrer ebenso einfachen, wie geschmackvollen Tracht, ihren in schönen alten Mustern gewebten Perlenschürzchen, von deren unteren Ecken lange Baumwollschnüre herabhängen. Die langherabwallenden, tiefschwarzen, glänzenden Haare sind mit einem Band umwunden, in dem rundum gelbe Blumen stecken. Brust, Arme und Beine sind über und über mit Schnüren aus blauen und weißen Perlen und braunen Samen behängt. Dann passieren wir eine unendliche Reihe von Männern, Weibern und Kindern, bis zum Eingang der Hütte, die sich die Missionare hier für ihren zeitweiligen Aufenthalt haben bauen lassen. Jedem, auch dem kleinsten Kindchen auf dem Arm der Mutter reichen wir die Hand. Nur wenige der Leute sind bekleidet. Die meisten zeigen sich in ihrer nackten Schönheit, prächtige, schlanke Gestalten. Fast alle sind bemalt. (Abb. 4)

Um Pater Adalbert scharen sich einige Kinder und junge Mädchen, die zum Teil schon kurze Zeit in der Mission gewesen sind. Sie beten das „Vaterunser“ in Makuschí und singen einige Kirchenlieder mit Makuschítext, Weihnachtslieder. Es ergreift mich, hier unter dem nackten Indianervolk die schönen, alten Melodien von den hellen Kinderstimmen zu hören: „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“ Meine Gedanken schweifen in weite Ferne. — — —

Darauf stellt mich der Häuptling dem versammelten Volk, wohl 400 Menschen, feierlich vor. Er erzählt ihnen, was ich für ein Kerl sei, was ich hier wolle, daß ich schon viele Jahre mit Indianern reise, usw., usw. — Auch für des Leibes Nahrung und Notdurft sorgt der Herrscher. Ein vorzügliches Mittagessen wird aufgetragen: gekochtes Huhn und Hirsch-

fleisch mit Pfefferbrühe, eingekochter Zuckerrohrsaft mit Farinha (Maniokmehl) als „süße Speise", endlich Kaschirí. Als Tisch dient eine ausgebreitete Ochsenhaut, um die wir am Boden hocken.

Nach dem Essen zeigt Pitá dem Volk Indianertypen vom Uaupés und Yapurá, die ich mitgebracht habe. Eine köstliche Szene! Am Eingang unserer Hütte sitzt auf niedrigem Schemel der Häuptling, vor ihm liegt die Ochsenhaut. Neben ihm steht sein Schwager. Die Zuschauer bilden einen Halbkreis. Pitá läßt sich von mir jedes Bild erklären: welcher Stamm, ob Häuptling oder Zauberarzt, den Schmuck usw. Er übersetzt dann meine Rede in Makuschí, worauf sein Schwager das Bild hochhebt und herumzeigt und die Erklärung noch einmal laut wiederholt. Darauf werden die Bilder wohlgeordnet auf die Ochsenhaut gelegt, oder einzelne noch einmal zum Betrachten herumgereicht. Alles geht in der größten Ordnung und Ruhe zu. Kein Drängeln, kein Stoßen, kein Zank, kein Geschrei. Der Häuptling gibt seine Befehle mit lauter Stimme, und die Leute gehorchen aufs Wort.

Ich beobachte hier, wie schon auf meinen früheren Reisen, daß der Indianer ein Bild, das er betrachten will, fast nie in der richtigen Lage hält wie wir, sondern es entweder umgekehrt oder von der Seite anschaut.

Mit Sonnenuntergang versammelt der Pater noch einmal seine „Gläubigen", die der Häuptling mit seiner Signalhuppe herbeiruft. Ich habe sie ihm geschenkt. Sein Herz hing gar so sehr daran.

Mag man über Missionen denken, wie man will — ich spreche hier vom rein menschlichen Standpunkt —, einen großen Nutzen hat diese Mission: sie schützt die armen Indianer vor den Übergriffen der Weißen und verhindert, wenn auch vielleicht nur für eine kurze Spanne Zeit, daß sie zu entarteten, mit Zivilisationskrankheiten behafteten Schnapsbrüdern werden. Vom christlichen Standpunkt freilich stecken sie trotz der heiligen Lieder und Gebete noch im tiefsten Heidentum und plappern alles gedankenlos nach. Aber, stehen sie deshalb moralisch niedriger als die meisten von uns?

Befände man sich hier nicht in einem halbwilden Hinterlande, könnte die Mission mit großen Mitteln arbeiten, Schulen einrichten, dann könnte ein Werk geschaffen werden, das wirklich Bestand und Wert hätte, aber hier, wo der Weiße glaubt zu zivilisieren, wenn er dem Indianer einige Lumpen gibt und ihn Schnaps trinken und fluchen lehrt und ihn dabei in unverantwortlicher Weise für seine eigene Tasche ausbeutet, in dieser Unglücksecke, Amazonas im allgemeinen und Rio Branco im besonderen, wird jede aufrichtige Kulturbestrebung Stückwerk, eine vorübergehende Erscheinung bleiben. Schade um den Aufwand an Mühe und Arbeit!



4. Koimelemong.



5. Wapischana-Mädchen.



6. Taulipang-Backfische.



7. Taulipang-Mädchen.



8. Makuschi-Mädchen.

Unter der dunkelbraunen, von der heißen Savannensonne verbrannten Indianergesellschaft fiel mir sofort ein fast weißer Indianer auf, hellgelb mit roten Wangen, weit heller als viele Südeuropäer. Ich hielt ihn zuerst für einen Weißen. Es ist ein Majonggóng aus dem fernen Westen, dem Gebiet des oberen Orinoco. Er kam eines Tages mit seinem Vater hierher, arbeitete einige Zeit bei einem Weißen, verheiratete sich dann mit einer Makuschí und siedelte sich hier in der Nähe an, während sein Vater in die Heimat zurückkehrte. Der ganze Stamm der Majonggóng sei so weiß, was von ihren nahen Verwandten am oberen Orinoco, die dort Makiritáre genannt werden, allgemein bezeugt wird.

Die Majonggóng sind die regsten Handelsleute des ganzen Gebietes. Fast jedes Jahr machen sie große Reisen bis nach Britisch Guayana hinein, um europäische Waren, besonders englische Vorderlader, und Jagdhunde gegen einheimische Erzeugnisse, Maniokreibebretter, Blasrohre und Pfeilgift, einzutauschen.

Manduca, wie er gewöhnlich mit seinem brasilianischen Namen genannt wird, — sein indianischer Name ist Mayulíhe — spricht einige Worte portugiesisch. Er hat ein rundes Gesicht mit hellbraunen, freundlich blickenden Augen, wunderschöne weiße Zähne, die er gern beim Lachen zeigt, und ein natürlich feines, etwas stolzes Benehmen. Er stellt sich sofort in meine Dienste und willigt auch ein, mich später in seine ferne Heimat zu begleiten.

Früh am nächsten Morgen setzt Påter Adalbert mit Mello und zwei Indianern die Reise zur Mission, 1½ Tagereisen von hier, fort. Mein Pirokaí ist von der Serra do Banco direkt zu seinem Haus gegangen, das am westlichen Ende der Serra do Mel liegt. Er will seine Familie besuchen, von der er lange getrennt war, besonders seine junge Frau, was ich ihm nicht verdenke. In wenigen Tagen will er mir nachkommen. Ich richte mich häuslich ein. Ich will einige Wochen hier bleiben, an diesem schönen Platz bei meinem aufmerksamen Wirt, der es an nichts fehlen läßt.

Koimélemong in seiner jetzigen Ausdehnung ist eine moderne Gründung. Das Dorf bestand ursprünglich nur aus zwei Makuschí-Häusern alten Stils, um die sich im Laufe des letzten Jahres ein Dutzend Hütten und offener Schuppen gruppiert hat. Diesen großen Zuzug hat einmal die Persönlichkeit des Häuptlings Pitá bewirkt, der durch sein ruhiges, besonnenes und dabei energisches Wesen einen weitgehenden Einfluß unter den hiesigen Indianern hat. Sodann ist es die Nähe der Mission. Die ausgesprochene Neugierde der Indianer, eine gewisse Zuneigung zu den Missionaren, die so ganz anders sind als die übrigen Weißen, mit denen sie gelegentlich zusammenkommen, und das Geheimnisvolle, der Zauber, der die Missionare

umgibt, dies alles zieht die Indianer an. In ähnlicher Weise ist auch am Südostabhange des Mairarí-Gebirges ein größeres Dorf von angeblich zehn Hütten entstanden, die sogenannte „Maloka Bonita“[1]). Freilich sind die meisten Hütten von Koimélemong oder „Maloka do Mel“ nur vorübergehend bewohnt. Es herrscht ein beständiges Kommen und Gehen, sodaß die Bewohnerzahl sehr wechselt. Zu großen Tanzfesten strömen die Indianer hier von weither zusammen. Besondere Ereignisse, wie meine Anwesenheit mit allen ihren Sehenswürdigkeiten und der Gelegenheit zum Handel, locken die braunen Leute. Großer Reisevorbereitungen bedarf es nicht. Der geringe Hausrat ist im Augenblick in die Kiepen verpackt und ebenso rasch im neuen Heim angeordnet. Die meisten Bewohner von Koimélemong haben außer diesen provisorischen Hütten ihre Stammhäuser mehrere Tagereisen weit nach Norden und Westen über die gebirgige Savanne verstreut. Dort haben sie auch ihre Pflanzungen. Die Pflanzungen von Koimélemong, die mühsam an den Abhängen der Serra do Mel angelegt sind, liefern nur kärglichen Ertrag. Daher ist hier eine größere Ansammlung von Menschen auf die Dauer unmöglich. Schon aus diesem Grunde ist diese fluktuierende Bevölkerung von Zeit zu Zeit gezwungen, ihre eigentlichen Wohnsitze aufzusuchen, um ihre Pflanzungen zu bearbeiten und neue Vorräte zu holen.

Die Hütten des Dorfes sind in zwei Straßen angeordnet, die Südost-Nordwest verlaufen. In der Mitte erheben sich die zwei alten Makuschí-Häuser, die mit ihrer charakteristischen Form ungleich schöner wirken und auch geräumiger sind, als die neueren, sehr niedrigen, im Grundriß achteckigen Hütten, die mit ihren Firstdächern und den abgerundeten Ecken der niedrigen Wände eine unglückliche Mischung von indianischem und brasilianischem Stil darstellen. Die Straßen und die weitere Umgebung des Dorfes sind sehr sauber gehalten. Der Häuptling hält streng darauf, daß die jungen Mädchen abwechselnd Gras jäten. Der Boden ist fest, wie der gestampfte Boden einer Tenne. Die Hütte der Missionare, die mir als Wohnung zugewiesen ist, liegt am südöstlichen Eingang des Dorfes und zeigt die charakterlose brasilianische Bauart. Sie hat vorn einen großen, leeren Raum und hinten zwei kleine, halbdunkle Abteilungen, in denen man Platten entwickeln kann. An den Wänden hat der fürsorgliche Häuptling einige Gerüste anbringen lassen, auf denen mein Gepäck, sicher vor Termiten und anderem Ungeziefer, lagert.

[1] *malóka* ist ein indianisches Wort und bezeichnet in Brasilien gewöhnlich ein großes Gemeindehaus, das mehreren Familien als Wohnung dient, die aber meistens einer Sippe angehören. Hier bezeichnet es ein größeres Dorf.

Die Lage von Koimélemong ist herrlich. Im Süden bildet der bewaldete Höhenzug der nahen Serra do Mel den Abschluß. Von ihren schroffen Felswänden stürzt Wasser herab, das die reflektierenden Sonnenstrahlen silbern glänzen lassen. Die kleinen Rinnsale vereinigen sich zu einem klaren Bach, der das Dorf in einem großen Bogen umfließt, bald unter gewaltigen Felsen hervorsprudelt, bald über feinen Sand dahinrieselt, dem nahen Surumú zu. Deutlich ertönt in der Stille der Nacht das Brausen seiner Katarakte. Nach Norden und Nordosten schweift der Blick ungehindert über das weite Tal und die großartige Gebirgslandschaft von Guayana mit ihren unzähligen Höhenzügen und malerischen Kuppen. In blauer Ferne schneidet mit horizontalem Kamm ein langgestreckter Gebirgszug ab. Y a r ó nennen ihn die Indianer. Es ist die Wasserscheide zum Orinoco. Vor uns im Nordosten, nur wenige Stunden entfernt, erhebt sich über 1000 m hoch das Mairarí-Gebirge und weit im Osten das fast ebenso hohe Mondgebirge, K a p o í - t e p ö.

Unbeschreiblich schön sind die Sonnenaufgänge. Ganz allmählich erhellt sich der Nachthimmel über dem Mairarí-Gebirge und läßt seine Umrisse scharf hervortreten. Türkisblau, hellgrün, gelb leuchtet er auf. Einige ferne Wölkchen zeigen sich schon gerötet vom Kuß der Sonne, während andere, nähere noch schwarz im Schatten der Nacht dahinziehen, bis dann plötzlich das gewaltige Gestirn hervorbricht, dessen Strahlen der menschliche Blick nicht erträgt.

Es ist nicht ganz richtig und kann leicht mißverstanden werden, wenn man in geographischen Lehrbüchern liest, in den Tropen gingen Tag und Nacht ganz plötzlich ineinander über. Zwar ist die Dämmerung in den Tropen bei weitem nicht so lang wie bei uns, aber auch in den Tropen gibt es eine ausgeprägte Dämmerung von einer Stunde und mehr, sowohl morgens, wie abends, sodaß man lange vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang lesen kann.

Die Mehrzahl der Bewohner von Koimélemong gehört den Stämmen der Makuschí und Taulipáng an. Dazu kommen noch einige Wapischána, meistens Mischlinge zwischen Makuschí-Vätern und Wapischána-Müttern, die aber nach hiesiger Sitte zum Stamme der Mutter gerechnet werden. (Abb. 5, 6, 7, 8)

Der Stamm der Taulipáng hat eine große Ausdehnung. Seine Wohnsitze erstrecken sich vom Surumú nördlich bis zum Roroíma, dem gewaltigen Sandsteingebirge auf der Grenze von Brasilien, Venezuela und Britisch-Guayana, und südwestwärts über den Oberlauf der Flüsse Parimé und Majarý, bis zur großen Insel Maracá des Uraricuéra.

Den Stammesnamen Taulipáng habe ich entdeckt. Diese Indianer werden von den Wapischána und danach von den Weißen Yarikúna genannt. Alle früheren Reisenden, wie die Brüder Schomburgk, Appun, Brown u. a., nennen sie Arekuná. Yarikúna oder Arekuná, Alekuná nannten sie sich anfangs auch mir gegenüber. Erst nach längerem Zusammensein mit ihnen erfuhr ich, daß ihr eigentlicher Stammesname Taulipáng sei, und fand dies auch durch die Texte, die ich von ihrer Sprache aufnahm, bestätigt. Als ich später nach São Marcos zurückkehrte und Neves erzählte, Taulipáng sei der wirkliche Stammesname aller Indianer vom Surumú bis zum Roroíma, lachte er mich aus und sagte: „Ich lebe nun schon zehn Jahre mit diesen „Yaricúnas", und dieser deutsche Doktor, der kaum ein paar Monate hier ist, will mich belehren!" Er rief einen seiner Leute, einen „Yarikúna", der aus der Nähe des Roroíma stammte, und fragte ihn: „Von welchem Stamm bist du?" Antwort: „Yarikúna!" Triumphierendes Lachen. Darauf fragte ich ihn: „Wie nennt ihr euch selbst?" Antwort: „Taulipáng!" Nun lachte ich.

Erst westlich und nordwestlich vom Roroíma wohnen die eigentlichen Arekuná, besonders im Flußgebiet des Rio Caróni. Von den Sapará des Uraricuéra würden sie Kamarakotó genannt, doch bezeichnet dieser Name nach anderen eine besondere Unterabteilung des Arekuná-Stammes. Die Sprachen der Taulipáng und Arekuná, die beide zur Karaibengruppe gehören, zeigen unter sich geringe dialektische Unterschiede und sind dem Makuschí nahe verwandt.

Zu den Bewohnern von Koimélemong gehören ferner zahlreiche zahme Tiere, ohne die man sich eine Indianerniederlassung in Guayana nicht denken kann: viele magere Hunde, von denen einige immer des Nachts in meinen Schlafraum eindringen und ihre Flöhe absetzen, Hühner, die ich allmählich aufesse, Papageien verschiedener Arten, ebenso Periquitos, darunter fast ganz gelbe, die nach jedem Regen einen Höllenlärm vollführen, Nachtigallen, mehr gelbe und mehr schwarze[1], verschiedene andere kleine Vögel, eine possierliche Landschildkröte[2]), die Kluge in den indianischen Tiermärchen, die den dummen Jaguar mehrfach überlistet und schließlich den schnellen Hirsch im Wettlauf besiegt, und — ein Jacamí[3]), dieser komische Bauchredner, der beste Freund des Menschen, der zu den klügsten und am leichtesten zu zähmenden aller Vögel gehört.

Ich führe hier ein idyllisches Leben. Früh morgens, bevor die Sonne sich über den Bergen erhebt, gehe ich mit meinen Jungen zum Bad im

[1] Ageloeus Imthurni.
[2] In Brasilien Jabutí genannt; Testudo tabulata.
[3] Trompetervogel: Psophia crepitans.

nahen Bach, an einem lauschigen und zugleich wildromantischen Platz, wo das kühle Gebirgswasser aus dunkler Felsengrotte hervorschießt und nach lustigem Sprung sich in einem sauberen, sandigen Becken sammelt. Eine Rotte fröhlicher Indianerbengel leistet uns stets Gesellschaft, und der Jubel ist groß. Wenige Meter unterhalb baden die Frauen und Mädchen. Ihr Gelächter und übermütiges Kreischen schallt zu uns herüber. Sobald ich in meine Hütte zurückgekehrt bin, bringt mir eine ältere Wapischána, die der Häuptling zu meiner Bedienung und Küche bestellt hat, das erste Frühstück, die „Kartoffelsuppe", eine violette, dickflüssige Brühe aus verkochten Cará[1]). An besonderen Festtagen leiste ich mir auch wohl eine Tasse Schokolade, die ich mir selbst im Aluminiumbecher zubereite. Dann beginnt die Tagesarbeit. Die Indianer werden einzeln und in Gruppen photographiert. Kein Mensch hat Scheu vor dem geheimnisvollen Apparat. Sie drängen sich förmlich zu dieser Leistung, denn als Bezahlung gibt es Tabak und Angelhaken für die Männer, Perlen und bunte Bänder für die Frauen und Kinder. An allen meinen Arbeiten nimmt der intelligente Pitá großes Interesse. Er beobachtet unter dem schwarzen Einstelltuch auf der Mattscheibe die Bewegungen der Menschen und Tiere und will sich ausschütten vor Lachen, wenn die Weiber, den Kopf nach unten, dahergelaufen kommen.

Einen besseren Impresario kann ich mir überhaupt nicht denken. Ich habe ihm gesagt, was ja schließlich keine Lüge ist, ich sei vom „Governo" beauftragt, alle Stämme zu besuchen und zu sehen, ob die Häuptlinge gut seien oder nichts taugten. Der Governador, der „primeiro tuxaua" (oberste Häuptling) in Manaos, wolle alles wissen, wie die Leute lebten, was sie trieben usw. Zu diesem Zweck müßte ich auch alle Sachen kaufen. Nun tut er alles, was ich will; er schleppt mir alles heran, befiehlt, dies und das zu bringen, schickt die Leute zum Photographieren, zu phonographischen Aufnahmen, und sie gehorchen ihm auf jeden Wink.

Er befiehlt, daß sich die Einwohnerschaft festlich bemalt, da ich geäußert habe, ich wollte ein paar photographische Aufnahmen machen. Sein ganzes Volk läßt er dazu antreten. Einige Mädchen haben europäische Kattunröcke angezogen. Ich gebe ihnen zu verstehen, daß ich dies garnicht schön finde. Sofort lassen sie die Röcke fallen und stehen da in ihren hübschen Perlenschürzchen, die sie unter der „Zivilisation" trugen.

Die Bemalung äußert sich in geometrischen Mustern und Figuren von Menschen und Tieren über den ganzen Körper, und die jungen Leute beiderlei Geschlechts sind bestrebt, immer wieder neue Zusammenstellungen zu

[1] Knollenfrucht: Dioscorea.

finden. Besonders originell wirkt es, wenn die Muster auf beiden Seiten des Gesichts verschieden verlaufen. Ein kleines Taulipáng-Mädchen trägt auf Leib und Armen eine ganze Menge derselben primitiven menschlichen Figuren aufgemalt, die wir so zahlreich unter den alten Felszeichnungen finden. Auch Figuren von Skorpionen sind darunter. Zur Bemalung benutzt man vegetabilische Farben, für den Körper gewöhnlich den blauschwarzen, lange in der Haut haftenden Saft der Genipapo-Frucht[1]), für das Gesicht die rote, stark ölige Farbe, in die die Urucú-Samen[2]) gebettet sind. Es bereitet den eitlen Leuten eine gewisse Genugtuung, wenn ich ihre Bemalungen in meine Schemata eintrage, und sie halten mir geduldig stand.

Ich lasse die Leute das sie umgebende Leben mit dem Bleistift in das Skizzenbuch zeichnen. Ihre Kunstleistungen erheben sich kaum über die unserer fünfjährigen Kinder.

Ernste Stunden sind den Sprachaufnahmen gewidmet. Ich sitze dann mit Pirokaí und meinem Wapischána von der Serra do Panellão zusammen, der mit seinem indianischen Namen Jáni heißt und kein Wort portugiesisch spricht, und wir arbeiten, bis uns der Kopf raucht. Bisweilen hilft uns die Köchin, die in dieser Beziehung weit intelligenter ist, als meine beiden Jungen.

Im Gegensatz zu den anderen Sprachen der großen Aruakgruppe ist das Wapischána sehr hart und dabei schwer festzuhalten, da viele Laute, ja ganze Silben sehr undeutlich ausgesprochen oder halb verschluckt werden.

Pitá ist zu diesen Sprachaufnahmen garnicht zu gebrauchen. Es ist eine eigentümliche Tatsache, die ich auf meinen Reisen stets bestätigt fand, daß die Häuptlinge, mögen sie auch noch so intelligent sein, bei dieser geistig sehr anstrengenden, ungewohnten Arbeit versagen, keine Ausdauer dazu haben.

Der Handel geht nach wenigen Tagen flott. Besonders des Vormittags herrscht ein reges Leben in meiner Hütte, ein beständiges Kommen und Gehen von nackten Leuten, die irgend etwas verkaufen wollen. Da bringt mir eine Frau einen großen Maniokfladen, frisch warm vom Backofen, eine andere zwei Bündel Bananen oder einige Mamão[3]), kürbisförmige Früchte mit grünlicher Schale und dunkelgelbem, süßlich-fad schmeckendem, aber sehr gesundem Fleisch. Ein Mann bietet mir einen Kürbis zum Kauf an oder einen Korb Bataten. Auch Ethnographica erscheinen: schöne alte Federkronen, eine fein geschnitzte und mit Figuren beritzte Kriegskeule,

[1] Genipa brasiliensis Mart.
[2] Bixa Orellana.
[3] Carica Papaya.

große, mit hübschen Mustern bemalte Kürbisflaschen, ein in bunten Mustern gewebter Perlgürtel eines Knaben, große Knäuel Baumwollefaden, Flöten aus Hirsch- und Vogelknochen, Kinderbogen und -pfeile, breite gewebte Baumwollbinden, in denen die Frauen die kleinen Kinder tragen, und so vieles andere. Ein junges, bildschönes Taulipáng-Ehepaar kommt vom nahen Surumú. Sie bringen mir ein paar Hühner. Der Mann trägt eine Flöte aus Jaguarknochen an der Hüftschnur, die ich ihm sofort für eine Torpedopfeife abhandele. Kleine, runde Spiegel, Glasperlen, Angelhaken, Streichhölzer, Messingglöckchen und -schellchen, Kinderspielzeug und anderer Tand, für wertvollere Sachen Messer und Scheren, das ist mein Geld. Und die Leute sind zufrieden. Ich weise nichts zurück, was mir gebracht wird; höchstens Ethnographica, die gar zu schlecht sind.

Um die Vermehrung der ethnographischen Sammlung ist Pitá sehr besorgt. Eines Tages machen wir auf seinen Vorschlag Handel im Großen. Der Häuptling, auf einer Kindertrompete blasend, an der Spitze; darauf ich im Schlafanzug, den ich hier der Bequemlichkeit halber trage; hinter mir ein langer Zug halbwüchsiger Jungen, die allen möglichen Unfug treiben. So geht es in die einzelnen Hütten, die bis zum letzten Winkel durchsucht werden. Ich bezeichne die Gegenstände, die ich kaufen will, und der Häuptling übersetzt meine Wünsche mit seiner lauten Stimme. In derselben Ordnung marschieren wir in meine Hütte zurück, wo auf einen Wink des Häuptlings die Besitzer mit ihren Sachen der Reihe nach antreten und von mir ausgezahlt werden. Alles wickelt sich glatt ab, ohne Geschrei, und ich erhalte eine hübsche Sammlung. Freilich sind die Gegenstände bei weitem nicht so mannigfaltig, so schön gearbeitet und reich verziert, wie am oberen Rio Negro und besonders am Uaupés. Ganz minderwertig ist das Tongeschirr, das von den Frauen hergestellt wird. Die plumpen Töpfe und Schalen sind ohne alle Verzierung und schlecht gebrannt, nicht im entferntesten zu vergleichen mit den herrlichen Erzeugnissen der Keramik, die ich auf meiner vorigen Reise bei den Aruakstämmen und von der Aruakkultur beeinflußten Stämmen am oberen Rio Negro sammelte[1] Die Flechterei dagegen, die ein Monopol der Männer ist, steht auch bei diesen Stämmen in hoher Blüte und liefert die mannigfachsten Erzeugnisse: aus Palmblättern geflochtene Matten, Feuerfächer, zylindrische Körbchen verschiedener Form und Größe, Korbwannen zum Aufbewahren von Maniokfladen, Preßschläuche für Maniokmasse, viereckige Körbchen mit übergreifendem Deckel zum Verwahren von Tabak, Perlen und anderem

[1] vgl. Koch-Grünberg: Zwei Jahre unter den Indianern. 2 Bände. Berlin 1909, 1910.

Kleinkram u. a. In die Korbwannen verstehen die Männer mittels schwarzgebeizter Flechtstreifen geschmackvolle Muster einzuflechten: Mäander, Haken, Kreuze und Vierecke. Leider scheint auch diese Kunst zu schwinden. Bei einigen Körben sind die Muster nachträglich mit schwarzer Farbe aufgemalt.

Auch meine Bibliothek erfährt hier eine Bereicherung. Ein Makuschí bringt mir ein altes, ziemlich gut erhaltenes, gedrucktes Buch mit hübschen Abbildungen. Es stammt von englischen Missionaren, die früher im Norden wirkten, und enthält die Genesis, die Evangelien Matthäus, Lukas und Johannes in der Sprache der Akawoío, eines den Taulipáng verwandten Stammes in Britisch-Guayana. Das Titelblatt fehlt. Der Druck ist von „Gilbert and Rivington, 28 Whitefriars Street, London". Ich gebe dem nackten Kerl, der doch nicht lesen kann, für das Buch eine Schachtel Zündhütchen und zwei Pistons für seinen Vorderlader.

Pitá hält peinlich auf Sauberkeit. Anfangs wurde wir diese sonst lobenswerte Eigenschaft recht lästig, da die jungen Mädchen alle paar Tage, ohne zu sprengen, unter großen Wolken Staub meine Hütte kehrten. Ich mäßigte ihren Eifer und zeigte ihnen, wie auch bei dieser Arbeit die Anwendung von Wasser eine Wohltat sein kann.

Die Hauptmahlzeiten, um Mittag und gegen Sonnenuntergang, nehme ich gemeinsam mit dem Häuptling ein. Wir hocken auf niedrigen Schemeln um eine alte Kiste und bedienen uns der Gabel, die uns die Natur gegeben hat. Fisch oder Huhn, scharf gepfeffert, mit Maniokfladen und Bataten oder süßem Kürbis, ein Becher frisch ausgepreßten Zuckerrohrsaftes, Bananen, bisweilen eine Melone, das ist so unser tägliches Menu. Nach der Mahlzeit bringt unsere saubere Köchin stets frisches Wasser zum Händewaschen und Mundspülen.

Der Surumú ist reich an Trahíra, Tucunaré und anderen schmackhaften Fischen. Wenn unsere Vorräte aufgezehrt sind, holt auch wohl der Häuptling in eigener Person aus einer benachbarten Niederlassung Hühner, die dann mit zusammengebundenen Füßen kläglich auf seinem Rücken baumeln. Von Zeit zu Zeit kommt durch Wildbret Abwechslung in unsere Speisefolge. Ein Jäger bringt ein kleines Gürteltier, das er in der Savanne erlegt hat, oder eine fette Jabutí-Schildkröte. Der Makuschí Peré, ein eifriger Nimrod, geht mit meinem Drilling ins Gebirge und kommt nach einigen Tagen zurück mit einer Kiepe voll geröstetem Hirschfleisch.

Meine Jagdgewehre sind das Entzücken aller Männer. Jedem Besucher muß ich sie zeigen. Immer wieder muß ich sie mit einem Griff auseinandernehmen und die einzelnen Teile erkären. Allgemeines Erstaunen erregen



9. Jugend von Koimelemong.





10. 11. Kleine Taulipang-Mädchen.

auch die großen, schweren Patronen, mit denen man das Gewehr im Nu laden kann. Die meisten scheuen nur den gewaltigen Knall und den Rückstoß, den ihre leichten, einläufigen Vorderlader englischen Fabrikats nicht haben.

Das Kaschirí geht bei mir nie aus. Ich habe immer einige große Kürbisflaschen voll davon in meiner Hütte. Geht mein Vorrat auf die Neige, so brauche ich nur den Häuptling darauf aufmerksam zu machen. Ein Wink von ihm, und mein Weinkeller ist von neuem gefüllt. Am besten mundet mir ein Kaschirí aus violetten Bataten, das wie roter Aßmannshäuser schäumt und säuerlich-süß, erfrischend schmeckt, mit einer leichten Annäherung an gegorenen Himbeersaft. Zwar wird der Stoff vorher gekaut, aber nie von alten Weibern, sondern stets von jungen Mädchen, die sich meist durch schöne, weiße Zähne auszeichnen, sodaß die Sache ganz appetitlich ist. Auch ein weißliches Kaschirí aus Mais ist sehr wohlschmeckend.

Sobald das Frühstück erscheint, verlassen alle Besucher die Hütte und glotzen einem nicht in den Mund, wie es drüben unsere Bauern mit Vorliebe tun. Danach tiefe Stille. Man läßt mich Siesta halten.

Bald nach Mittag kommen Männer und Frauen von der Pflanzung zurück, in deren Bestellung sie sich teilen. Der Mann rodet und pflanzt; die Frau jätet und erntet. Man hört aus den verschiedenen Hütten die melodischen Gesänge, mit denen die Makuschí- und Wapischána-Frauen das taktmässige Reiben der Maniokwurzeln begleiten. Allmählich wird es wieder lebhaft in meiner Hütte. Kinderchen und Großmütter kommen und sitzen stillvergnügt umher. Auch einige Männer stellen sich ein und nehmen, freundlich lachend, die gewohnte Zigarette in Empfang. Der kleine Häuptling der Taulipáng, mein besonderer Freund, stellt mir wieder ein paar seiner Landsleute vor, die soeben aus den Gebirgen im Norden gekommen sind, um den weißen Fremdling anzustaunen. Es sind durchweg kraftvolle Gestalten. Jeder einzelne könnte einem Bildhauer als Modell dienen. Einer trägt als Lippenschmuck eine glockenförmig geschliffene Muschelschale mit einem langen Gehänge aus Glasperlen und Baumwolleschnüren. Bei einigen Knaben ist die Hüftschnur aus Menschenhaaren geflochten, während sie sonst bei den Männern aus mehr oder weniger dicken Bündeln Baumwollschnüre, bei den Knaben gewöhnlich nur aus einer Baumwollschnur besteht.

Besonders in den ersten Tagen kommt viel neugieriger Besuch von auswärts, oft weit her, Trupps von fünfzig und mehr Personen, festlich gesckmückt, in langer Kette, geführt von ihrem Häuptling oder Ältesten. Die Kunde von der Anwesenheit des merkwürdigen Weißen hat sich rasch

verbreitet. Es herrscht Eintracht und Ehrlichkeit unter diesen Taulipáng, die so selten mit Weißen in Berührung kommen. Bei aller Freundlichkeit, bei aller Neugierde benehmen sie sich höflich und zurückhaltend und betteln nicht. Beim Empfang hält Pitá jedesmal mit den älteren Männern zunächst ein langes offizielles Palaver ab. Es ist für den Zuhörer, der den Inhalt nicht versteht, eine langweilige Unterhaltung. Die Worte folgen eintönig gleichgiltig aufeinander. Nie fällt einer dem anderen ins Wort. Nie schreien beide durcheinander. Der eine erzählt zuerst seine lange Geschichte zu Ende. Der andere streut nur höfliche Ausrufe ein, „*ḗhẽ----énau----hẽ́'nã---*“, bis er selbst zu Wort kommt. Dann wird die Unterhaltung lebhafter, akzentuierter, mimischer. Pitá erzählt von mir, meiner Reise, meinen Eigentümlichkeiten. Er macht sich harmlos über mich lustig, denn alle schauen nach mir hin und lachen unterdrückt.

Der Indianer hat einen ausgesprochenen Sinn für Humor, für Spott. Nicht nur der Weiße, der längere Zeit unter ihnen weilt, erhält schon in den ersten Tagen einen Spottnamen, auch jeder Indianer hat einen Spitznamen nach hervorstechenden körperlichen Eigentümlichkeiten oder auffallenden Gewohnheiten. Diese Spitznamen hört man am meisten zur Bezeichnung von Personen, während der eigentliche Name, der jedem Kinde vom Vater oder Großvater wenige Tage nach der Geburt gegeben wird, nur selten angewandt und dem Europäer nur mit großem Widerstreben genannt wird. So heißt einer wegen seiner kleinen Gestalt und seines raschen Wesens nach einem kleinen, flinken Nagetier Akúli[1]). Ein anderer wird „Ungezogen“ genannt, weil er als kleines Kind so viel weinte, besonders des Nachts. Ein älterer Mann führt den merkwürdigen Namen „Ohne Namen“. Eine Frau heißt „Die Mädchen“.

Jedem neuen Besucher muß ich alle meine Herrlichkeiten vorführen. Pitá betrachtet stundenlang mit einigen älteren Taulipáng die „Indianertypen“ vom Uaupés und macht seine anzüglichen Witzchen darüber, besonders über die Bilder der Frauen. Die älteren Herren sind bei den Indianern nicht anders als bei uns.

Gegen fünf Uhr gehe ich zum Abendbad. Alles sitzt im Schatten vor den Häusern, schwatzt, ist fleißig oder spielt mit den zahlreichen zahmen Tieren. Großmutter schnippt Baumwolle mit Daumen und Zeigefinger; die Weiber lassen die Spindel schnurren. Jäger und Fischer schreiten stolz mit ihrer Beute über den Dorfplatz, gefolgt von den mageren Hunden. Wenn ich vom Bad zurückkomme, winken mir meine Freunde, die Taulipáng, schon von Ferne und rufen mich zum Vesperbrod. Ihre lange, niedrige

[1] Dasyprocta Aguti.

Hütte steht am nördlichen Ausgang des Dorfes, am Wege nach ihrer Heimat. Dicht daneben erhebt sich ein großer, runder Felsen, auf dem sich tagsüber immer eine Schar Kinder herumtreibt, auch junge Männer hocken, Pfeile schnitzen oder sonstige Arbeiten machen. Dort bin ich stets ein gerngesehener Gast. Ihr Pfeffertopf ist besonders wohlschmeckend zubereitet und mit pikanten Zutaten gewürzt. Die Frauen backen für mich dünne, knusperige Maniokfladen aus feinstem Stärkemehl. Nie fehlt Kaschirí, dunkles, starkes Payuá oder rotes, leichteres Parákali. Sie kennen neun Arten dieses Labetrunkes. Mit ihrem kleinen Häuptling, der so viel von meinem Tabak raucht, habe ich den Namen getauscht, wie es hier zu Lande Sitte ist. Er heißt jetzt „Theodoro"; ich werde „Yualí" genannt. Wo ich hinkomme, rufen mich die Leute mit meinem neuen Namen und haben ihre kindliche Freude daran. Er wird nicht müde, mir alle möglichen Phrasen und Sätze auf Taulipáng vorzusprechen, oder besser gesagt, ins Ohr zu brüllen, und er ruht nicht eher, als bis ich sie richtig nachspreche. Große Genugtuung bereitet es allen, wenn ich mein Pensum in mein Notizbuch schreibe und bei passender Gelegenheit richtig anwende. Bisweilen sagt er mir Anzüglichkeiten, und wenn ich diese dann getreulich nachspreche, gibt es ein schallendes Gelächter bei Jung und Alt, bei Herren und Damen.

Vor wenigen Jahren wüteten hier die Blattern und wurden weit ins Innere verschleppt. Mehrere Leute tragen die Spuren dieser furchtbaren Krankheit an sich. „Theodoro" ist ganz mit Narben bedeckt. Einige, auch Kinder, sind auf einem Auge erblindet. „Ein „bicho" (Wurm)[1] hat das Auge durchbohrt", so drückt sich Pirokaí aus.

Meine besten Freunde sind die Kinder. An manchen Tagen habe ich dreißig Stück der kleinen braunen Gesellschaft in meiner Hütte. Sie schauen gespannt zu, was ich treibe, und machen leise flüsternd ihre Bemerkungen dazu. Sie stören mich nicht. Sie warten, bis ich mich zu ihnen wende. Ich gebe ihnen eine Torpedopfeife. Ich halte ihnen die Ticktacktaschenuhr ans Ohr, und sie wollen auch das Tierchen sehen, das drinnen spricht. Ich lasse sie durch die Lupe schauen und hole dann mit diesem Zauberinstrument die brennende Sonne herunter. Ich zeige ihnen ein großes Tierbilderbuch und erkläre den künftigen Jägern die Tiere aus einer anderen Welt, den haushohen Elefanten, das Kamel mit dem merkwürdigen Buckel und die Giraffe mit dem langen Hals, die das Laub von den hohen Bäumen zupfen kann. Ich setze mich wieder zum Schreiben nieder und beobachte verstohlen, wie ein älterer Knabe den Kleinen die Bilder genau in derselben

[1] Auch allgemein „böses Tier" im Brasilianischen.

Weise erklärt. Er hat gut aufgepaßt. Eine Gruppe hat sich abgesondert und spielt eifrig mit einem großen Brummkreisel.

Die Sonne sinkt. Ich erhebe mich und schlage das Badetuch über den Arm. Die Sitzung ist beendet. Sie kommen auf mich zu getrippelt und reichen mir zum Abschied das Händchen: „*Ataponténg moyí!*", sagen die Knaben, die angehenden Männer. „*Ataponténg pipi!*", sagen die Mädchen. „Ich will schlafen gehen, mein Bruder!"

Wenn sie die erste Scheu vor dem Fremden überwunden haben, sind diese Kinder das zutraulichste und lustigste Völkchen, das man sich nur denken kann. Auf jeden meiner Späße gehen sie mit Jubel ein, aber sie arten nie aus. Sie sind gefällig und höflich gegen mich und unter sich von der größten Eintracht. Gebe ich einem von ihnen ein Stück Schokolade, sofort teilt er es mit den übrigen. Nie habe ich gesehen, daß sich zwei zankten oder gar prügelten. Freilich gehen ihnen die Eltern darin mit gutem Beispiel voran und sind in dieser Beziehung auch die besten Lehrmeister für einen Europäer. Äußerst selten wird das Indianerkind von den Eltern mit harten Worten angefahren oder gar gezüchtigt, und doch sind diese nackten, braunen Kinder auch nach unseren Begriffen „wohlerzogen", — solange sie mit unserer sogenannten Zivilisation sehr wenig oder gar keine Berührung haben. Geraten sie unter den ständigen Einfluß oder gar in die Dienstbarkeit der Weißen, welcher Menschenklasse diese auch angehören, dann werden diese harmlos fröhlichen und dabei taktvollen Kinder finster und verschlossen oder zudringlich und frech. Der natürliche Schmelz ist dahin. (Abb. 9, 10, 11)

Die Kinder und ich sind Freunde. Sie zeigen mir stolz ihre einfachen Spielsachen, die sie sich selbst verfertigen oder von ihren Eltern oder älteren Geschwistern erhalten. Sie zeigen mir ihre zahlreichen „Fadenspiele". Durch kunstvolles Ineinanderschlingen eines, selten zweier unendlicher Fäden bringen sie verschiedene Figuren hervor, denen sie die merkwürdigsten Namen geben. Freilich gehört schon indianische Phantasie dazu, Ähnlichkeiten mit Tieren, Pflanzen, menschlichen Körperteilen usw. herauszufinden. Ich schlage mit ihnen den leichten Ball, der aus den Deckblättern des Maiskolbens verfertigt ist. Oft sehe ich den Knaben zu, wenn sie mit Bogen und Pfeil oder mit dem kleinen Blasrohr auf die Scheibe schießen oder nach einem fliehenden Ziel, nach den Schwälbchen, die über den Dorfplatz hin und her streichen. (Abb. 12, 13) Ich beteilige mich auch wohl selbst an dem Wettschießen, und sie lachen mich vergnügt aus, wenn sie es besser können. Ich lasse die Knaben um die Wette laufen. Sie sind mit Leidenschaft bei der Sache. Ein bildhübscher Taulipáng mit langem, flatterndem

Haar und großen, wilden Augen, der Sieger, erhält den ersten Preis, ein wunderschönes rotes Kopftuch. Als Trostpreise verteile ich „Baader-Brezeln" die mir meine kleine Tochter für die „guten Indianer" mitgegeben hat. Auch der Häuptling ißt gern davon. In den kühlen Abendstunden oder in schönen Vollmondnächten führen mir die Kinder stundenlang Gesellschaftsspiele vor. Sie sind mannigfacher Art und recht unterhaltend. In erster Linie sind es Tierspiele. Eins der beliebtesten, das Spiel des Jaguars, Kaikuschí, will ich schon hier beschreiben: Knaben und Mädchen bilden eine lange Kette hintereinander, indem eins das andere mit beiden Armen um den Leib faßt. Ein größerer Knabe stellt den Jaguar dar. Auf seinen zwei Händen und einem Bein, das andere Bein, das den Schweif markiert, hochgestreckt, hüpft er knurrend vor der Kette herum. Die Kinder schwenken die Kette hin und her und singen im Rhythmus: *„Kaí-kuschí mā-géle tā-pē-waí!"* („Ich sagte es schon, daß dies ein Jaguar sei!") Plötzlich springt der Knabe, der den Jaguar darstellt, auf und sucht das letzte Kind zu haschen, indem er bald rechts, bald links an der Kette entlang läuft. Die anderen suchen ihn durch Abwehren und rasches Hin- und Herschwenken daran zu hindern, wobei bisweilen die Kleinsten, die den Schluß der Kette bilden, zum allgemeinen Jubel zu Boden purzeln. Gelingt es ihm nicht, so muß er auf seinen Platz zurück und die Sache nochmals versuchen. Gelingt es ihm, so schleppt er den Gefangenen im Triumph als Beute weg. So geht es fort, bis auch das letzte Kind gefangen ist. Die Teilnehmer an der Kette stellen verschiedene Tiere dar, Jagdtiere des Jaguars, wie Hirsch, Wildschwein, Agutí, Capivára[1] u. a.

In weitem Umkreis um die Spielenden sitzen in malerischen Gruppen stolze Mütter und erwachsene Mädchen und regen durch Zurufe die Kleinen immer wieder zu neuen Spielen an. Sie lieben den Weißen, der von weither in ihr Land kam, der so ganz anders ist als die mischblütigen Brasilianer, die von Zeit zu Zeit ihr Dorf besuchen und die jungen Burschen mit sich führen in ihre Dienste, sodaß sie erst nach Jahren zurückkehren und nichts mehr wissen wollen von den alten Sitten. Sie lieben den Weißen, weil er sich nicht mehr dünkt als sie, weil er mit ihnen lebt, wie einer der Ihrigen, mit ihnen jagt, mit ihnen trinkt, mit ihnen tanzt. —

Selbst für Unterhaltungslektüre ist in Koimélemong gesorgt. Freilich beschränkt sie sich auf einige lose Blätter „Deutsche Landwirtschaftliche Presse", XXXII. Jahrgang, Hinterlassenschaft des Botanikers Ule, der hier einige Zeit weilte, des *„dotōro aeketóng"* (des alten Doktors), wie ihn die Indianer nennen. Ich lese zum so und so vielten Mal eine glühende Schilderung

[1] Hydrochoerus Capyvara; Wasserschwein.

von A. Epplen „Am Hohentwiel", von „dem Phonolithblock, der zwischen Schwarzwald und Bodensee den Hegau beherrscht" von „den Silberfirnen des Säntis." Ich bin jetzt genau unterrichtet über die „Viehzucht der Gutswirtschaft Maggi". Ich weiß jetzt, daß sich „Morenga friedlich stellt" und einen sehr liebenswürdigen Brief an General von Trotha geschrieben hat, daß „die zum Angriff gegen Hendrik Witbooi versammelten Truppen am 25. August einen Vormarsch angetreten haben", und so vieles andere. Nur eins macht mir Kummer: Ich weiß nicht, ob Margarita ihren Pietro nach allen Anstrengungen doch bekommen hat, und werde es auch wohl nie erfahren. — Ich betrachte die mir so wohlbekannten Bilder vom Hohentwiel und fühle mich um 20 Jahre zurückversetzt, in die Zeit, da ich als lebenslustiger und lebensdurstiger junger Student, begeistert für alles Schöne in der Natur, hinauszog vom alten Tübingen nach den Stätten von Scheffels Ekkehard und stundenlang träumend auf dem Gipfel des gewaltigen Felsblocks lag zwischen Trümmern einstiger Macht und Herrlichkeit. — Lang ist's her! Die unbestimmten Träume des Jünglings sind zur Wirklichkeit geworden. Wenn ich damals in Tübingen, anstatt, wie ich es hätte tun sollen, klassische Philologie zu treiben, die Indianersprachen, die einst Martius sammelte, fein säuberlich, nach Sprachgruppen geordnet, in einzelne Hefte schrieb, so sitze ich jetzt selbst hier mitten unter den Indianern und quäle mich Tag für Tag mit den verzwickten Lauten des Makuschí und Wapischána.

Der Majonggóng hat sich mir sehr angeschlossen. Er wohnt mit seiner niedlichen jungen Frau Hermina eine Stunde von hier am Ufer des Surumú im Hause seiner sehr häßlichen, aber guten Schwiegermutter, einer Sapará, einer der wenigen Überlebenden dieses Stammes. Von Zeit zu Zeit kommt Manduca für einige Tage ins Dorf. Er schläft dann mit meinen Jungen im hinteren Raum meiner Hütte, wenn er nicht gerade einen Kranken kuriert, was fast jede Nacht der Fall ist, denn er steht in dem Rufe eines sehr kräftigen Zauberarztes. Der Majonggóng sei stärker als alle hiesigen Zauberärzte, sagt Pirokaí. Manduca selbst bildet sich nicht wenig auf seine ärztliche Kunst ein. Auch sein Vater, sein Bruder und sein Schwager seien Zauberärzte. Er ist ein sehr schlauer Kerl und läßt sich nicht verblüffen, auch wenn ihm einmal eine Kur nicht gerät. Ein alter Taulipáng hat einen furchtbar aufgeschwollenen, harten Leib und leidet zeitweise große Schmerzen. Manduca hat die Diagnose auf ein Tier mit einem Geweih wie ein Hirsch gestellt, das darin herumrumort. Wenn er es herausziehe, müsse der Alte sterben, ergo — zieht er es nicht heraus.

Zu seinen nächtlichen Krankenbeschwörungen lädt er mich gewöhnlich

ein. Freilich darf ich nur Zaungast sein, da die Kur in der dunklen, wohlverschlossenen Hütte stattfindet. Ich hocke mich dicht an die Außenwand. Man hört zunächst seine natürliche Stimme in einer Art längeren Rezitativs zu der rhythmischen Begleitung der Rassel. Dann läßt er einen einschmeichelnden Gesang ertönen. Nach kurzer Pause hört man eine frauenhafte Fistelstimme, in der Art wie wir auf den Maskenbällen unsere Stimme verstellen, dazwischen schrilles Pfeifen, Juchzen, dumpfes Blasen „*há-gsch--- há-gsch---*“ oder „*há-sch-- há-sch--*“. So geht es immer abwechselnd unter beständigem Rasseln. Man wird schon beim Zuhören ganz benommen davon und versteht die hypnotisierende Wirkung, die eine solche Behandlung auf einen Kranken ausüben muß. Die Beschwörungen dauern gewöhnlich von 8 Uhr bis gegen 10 Uhr nachts. Manducas Frau sitzt während der ganzen Kur neben ihm und sorgt dafür, daß seine Zigarre nicht ausgeht, deren Qualm er von Zeit zu Zeit auf die schmerzenden Körperstellen pustet, wodurch die Narkose des Kranken vollendet wird. Die Zauberrassel, ein kleiner, hohler Kürbis, auf einen Stab gespießt, mit Steinchen oder harten Samen zum Klappern darin, spielt bei diesen Krankenkuren eine große Rolle. Manduca verwahrt sie mit anderem Zaubergerät in einem wohlverschnürten Deckelkorb im Hause seiner Schwiegermutter. Manchmal vergißt Herminchen die Rassel, und dann kann der Herr Doktor nicht arbeiten.

Die Heimat Manducas ist der Merewarí, der Hauptquellfluß des Caura. Sein Vater und sein Onkel seien schon am oberen Orinoco gewesen und hätten am K u n ú (Cunucunuma) für die Weißen gearbeitet. Das Marauacá-Gebirge am oberen Orinoco beschreibt mir Manduca in seiner gewaltigen Größe. Er kennt es freilich nur vom Hörensagen. Wenn man ihm überhaupt Glauben schenken darf, so muß seine Heimat ein wahres Wunderland sein, wo „Milch und Honig fließt“. Wir werden ja sehen, was davon übrig bleibt! Der eigentliche Name seines Stammes ist Y e k u a n á. M a j o n g g ó n g werden sie von den Makuschí genannt. Die Sprache ist sehr weich und bis auf geringe dialektische Unterschiede identisch mit dem sogenannten M a k i r i t á r e des oberen Orinoco. Sie gehört zwar auch der Karaibengruppe an, unterscheidet sich aber erheblich von dem Makuschí und seinen Verwandten. Die Makiritáre würden von den Makuschí K u n u a n á genannt. Ihr wirklicher Name sei K u n u n y a n g u m ú. Majonggóng wohnten auch am Uraricuéra.

Über die anderen Stämme im Westen weiß er mir viel zu erzählen, besonders über die wilden S c h i r i s c h á n a, die K i r i s c h a n á oder K r i s c h a n á der Karten, die bei allen ihren Nachbarn in großem Respekt zu stehen scheinen. Sie bewohnten das Quellgebiet des Uraricuéra, hätten

schlechte, niedrige Hütten und äßen alles, Schlangen, Jaguare usw., aber keine Menschen. Das Glied bänden sie mittels des Hüftschnur hoch, ähnlich wie die Anwohner des Yauaperý. In früherer Zeit hätten die Schirischána mit den Majonggóng Krieg geführt und viele von ihnen mit ihren langen Pfeilen getötet. Jetzt lebten beide Stämme in Frieden und Handelsverkehr. Die Majonggóng brächten den Schirischána europäische Waren, Äxte, Messer, Stoffe u. a., und würden dabei von ihnen freundlich aufgenommen.

Die Waiyamará Robert Schomburgks nennt Manduca Wayumará. Von diesem Stamme sollen nur noch zwei Männer leben, die auf der großen Insel Maracá des Uraricuéra wohnten. Auch die Sapará, die er Sch(e)pará nennt, seien ein kleiner Stamm in derselben Gegend. Im großen Marutaní-Gebirge am oberen Uraricuéra wohnten die Ewakö, die mir schon der Makuschí-Häuptling Ignacio als Auaké angab[1], und nördlich von ihnen am Parauá, dem großen linken Nebenfluß des Caróni, die Sahä, die beständig umherschweiften, keine Häuser und keine Kanus hätten und lange Pfeilrohre in der durchbohrten Nasenscheidewand trügen. Beide Stämme seien Freunde der Schirischána. Die Guinaú, die Manduca Ginyaú nennt, wohnten zwischen den Majonggóng, wo sie schon Robert Schomburgk antraf. Am oberen Uraricuéra säßen die Máku, die „nicht wild" wären und große Häuser und Pflanzungen hätten, und weiter im Westen andere Stämme „mit vielen, vielen Leuten", die friedlichen Tumomeyämu, Kariniá, Wenkiári und endlich die sehr wilden Kurasch(e)kána.— Es scheint mir also noch viel Interessantes bevorzustehen.

Auch über die Entfernungen am Uraricuéra macht mir Manduca genauere Angaben. Zehn Tage brauche man von der großen Insel Maracá bis zu einem Dorf der Schirischána am Marutaní-Gebirge, etwas unterhalb der Mündung des linken Nebenflusses Arek(a)sá. In fünf Tagen käme man von da zu einem Dorf der Máku an dem großen linken Nebenflusse Aualí oder Auarí und in fünf weiteren Tagen diesen Fluß aufwärts zu dem ersten Dorfe der Majonggóng, die mit den Máku befreundet wären.

Unter den Makuschí und Taulipáng gebe es viele Kanaimé, sagt Manduca, bei den Majonggóng natürlich keinen einzigen.

Der Begriff Kanaimé spielt im Leben dieser Indianer eine sehr große Rolle. Er bezeichnet gewissermaßen das böse Prinzip, alles Unheimliche, das dem Menschen schadet, vor dem er sich kaum schützen kann. Der Bluträcher, der den Feind durch Jahre verfolgt, bis er ihn meuchlings tötet, er „macht Kanaimé". Fast jeder Todesfall wird dem Kanaimé zur

[1] Vgl. oben Seite 4. Bei Robert Schomburgk: Öwaku.

Last gelegt. Ganze Stämme sind als Kanaimé verrufen. Kanaimé ist aber immer der heimliche Feind, etwas Unerklärliches, etwas Gespensterhaftes. „Kanaimé ist gar kein Mensch", sagt der Indianer. Er geht nachts um und tötet Leute, nicht selten mit der kurzen, schweren Keule, wie sie beim Tanz auf der Schulter getragen wird. Er schlägt damit dem Menschen, dem er begegnet, „alle Knochen entzwei", aber der Mensch stirbt davon nicht sofort, sondern „geht in sein Haus. Abends aber bekommt er Fieber und nach vier bis fünf Tagen stirbt er"

Wer die akuten Fieber Guayanas, besonders die Malaria, in ihren Begleiterscheinungen am eigenen Leibe erfahren hat, der versteht diesen Glauben der Indianer.

„Einen Kanaimé zu töten, ist eine gute Tat, und dem Menschen, der dies tut, geschieht nichts."

Bisweilen zieht der Kanaimé das Fell eines Jaguars oder Hirsches über und schreckt damit die Leute.

Die Seregóng und Ingarikó am oberen Cotingo und nordöstlich vom Roroíma gelten hier als schlimme Kanaimé. In der „Maloka Bonita" an der Serra Mairarí, die von Taulipáng und Makuschí bewohnt sei, hätten sich seinerzeit einige Seregóng angesiedelt. Sie hätten aber dann als Kanaimé eine Anzahl Leute ohne Grund getötet. Deshalb will Pitá Leute dieser Stämme nicht in seinem Dorf haben.

Die Ingarikó wohnten nur zwei Tagereisen vom Roroíma im dichten Walde. Sie trügen lange Haare, wie Weiber, seien im Gesicht stark tatauiert und hätten Kanus aus Baumrinde. Die Taulipáng des Roroíma seien schon vielfach mit den Seregóng vermischt.

Auch auf die Wapischána des Majarý ist der Häuptling nicht gut zu sprechen. Ein Makuschí hat ihm die Nachricht gebracht, diese wollten jetzt alle nach Koimélemong ziehen, um den Bedrückungen der Weißen zu entgehen, denen sie besonders ausgesetzt sind. Nun sucht Pitá dies zu verhindern. Er will nicht, wie er sagt, „daß alles mögliche Volk hierher zieht, und es dann heißt, Koimélemong sei ein Retiro für Criminosos".

Mit den Weißen hat Pitá in seiner Jugend schlechte Erfahrungen gemacht. Der alte Campos, einer der ältesten Ansiedler des Uraricuéra, Schwiegervater Bambergs, heute ein ganz ehrenwerter Mann, habe ihn und 35 andere, Makuschí und Wapischána, mit lügenhaften Versprechungen nach Manaos gelockt. Dort seien sie auf einen Dampfer verladen worden, der sie angeblich zum Rio Branco zurückbringen sollte. Als der Dampfer wendete und flußabwärts zum Amazonas fuhr, hätten die Leute geweint und zwei Tage lang nichts gegessen. Sechs Jahre lang hätten sie in den

ungesunden Kautschukwäldern am Rio Purus gearbeitet. Zwanzig von ihnen seien am Fieber gestorben. — So werden die Indianer von den Weißen betrogen! — Pitá will deshalb auch nicht mehr für die Weißen arbeiten. Er sitzt hier in seinem Idyll, fern von aller sogenannten brasilianischen Zivilisation, herrscht energisch, aber gerecht über sein Volk und sorgt nebenbei kräftig für Nachkommenschaft. Von seiner einen Frau hat er sieben gesunde und intelligente Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter, wie die Orgelpfeifen. (Abb. 14)

Die beiden Kometen im vorigen Jahr haben auf die Indianer einen großen Eindruck gemacht. Sie erzählen mir oft davon, Wahrheit und Dichtung. Im Osten und Westen seien plötzlich zwei Sterne mit riesigen Schwänzen erschienen, die über den halben Himmel gereicht und sich schließlich fast berührt hätten. Dann habe unter donnerähnlichem Getöse ein Erdbeben stattgefunden, und die Sterne seien plötzlich verschwunden. Die Leute hätten große Angst gehabt, „die Sterne würden mit ihren Schwänzen die ganze Erde verbrennen".

Solche und ähnliche Geschichten erzählen wir uns in den kühlen Abendstunden, wenn wir gemütlich beisammen sitzen, Kaschirí trinken und eine Zigarette dazu rauchen. Jeder gibt etwas von seinen Erlebnissen zum Besten. Ich erzähle ihnen von meiner ersten Reise, von den Stämmen des Xingú, besonders den wilden Suyá mit ihren großen Lippenpflöcken und Ohrrollen. Ich zeichne ihnen den Kopf eines Suyá auf ein Blatt Papier, eine Suyá-Keule, eine Tanzmaske, furchtbare Kriegspfeile mit doppelten Widerhaken, die man nicht aus dem Körper herausziehen kann. Alles wird eingehend betrachtet und eifrig besprochen. Ich schildere ihnen mit lebhafter Mimik, wie die Suyá fünf Weiße zuerst freundlich empfangen und ihnen dann mit ihren langen, schweren Keulen, die sie im Sande verborgen hatten, hinterrücks die Schädel eingeschlagen hätten. — Meine Zuhörer sehen mich entsetzt an, lachen aber dann mit einer gewissen Befriedigung.

Jetzt gegen Ende der Regenzeit gibt es viele Kranke im Dorf. Die Leute leiden an Katarrh und Fieber. Hier finde ich es wieder einmal, wie schon oft auf meinen Reisen, bestätigt, daß die Bekleideten mehr der Erkältung ausgesetzt sind als die nackten Leute. Sie sind nicht mehr so widerstandsfähig. Die meist nicht sehr saubere Kleidung verhindert eine gesunde Ausdünstung des Körpers und läßt ihn nur langsam erwärmen, wenn sie vom Regen durchnäßt ist.

Die Zauberärzte haben viel zu tun. Fast jede Nacht erschallen ihre schauerlichen Gesänge aus den Hütten. Ich gehe öfters mit Pirokaí hin und höre der Kur von außen zu.

Diesmal ist es ein Taulipáng, K a t ú r a , einer der berühmtesten Zauberärzte seines Stammes. Der äußere Verlauf der Krankenbehandlung ist etwas anders als bei den Majonggóng. Der Zauberarzt singt in tiefen Kehllauten mit näselnder Stimme feierlich ein eintöniges Lied. Es zerfällt in einzelne Strophen, die er mit wildem Geschrei „*yá-hă-hă-há-- hă-hà-hă-hă-hă-há--*" beginnt und mit lange anhaltendem „*ó----*" ausklingen läßt. Während des ganzen Gesanges klatscht er mit einem Bündel Blätter neben dem Kranken auf den Boden. Dann hört man Ächzen und Stöhnen, Blasen, wild hervorgestoßenes „*hă-hă-hă-hă-hádĕdĕ-hádĕdè*". Gurgelnde Laute. Er trinkt Tabaksaft. Raschelnd fährt er mit dem Blätterbündel über den Erdboden hin und her und läßt es leise, wie in der Ferne, verklingen. „Jetzt steigt er in die Höhe!", sagt Pirokaí, der neben mir hockt. Längere Pause. Seine Seele hat sich vom Körper gelöst. Sie holt einen M a u a r í, einen Dämon der Berge, oder den Geist eines verstorbenen Zauberarztes, der an seiner Statt die Kur übernimmt. Mit einigen wild hervorgestoßenen Worten kommt der Geist an. Er bringt seinen Hund mit, einen Jaguar. Man hört ihn knurren. — So geht es über zwei Stunden mit kurzen Unterbrechungen. Aus dem Heulen des Zauberarztes wird allmählich ein einförmiger Gesang, der bis zum Schluß dauert.

Es ist eine ganz eigenartige nächtliche Musik, die außerordentlich auf die Nerven wirkt, der heisere schreiende Gesang des Zauberers, dazwischen grollender Donner. Ein Gewitter steht über den Gebirgen.

Bei schwerem Gewitter werden alle Feuer mit Blättern gedeckt, da „der Donner das Feuer nicht liebt." Auch die Zauberkuren werden immer erst nach dem Regen oder Gewitter begonnen.

Der geisterhafte Jaguar sei den Leuten gefährlich, sagen die Indianer, gegen die Zauberärzte aber zahm wie ein Hund.

Viel Ärger habe ich mit den photographischen Platten, die mir eine bekannte große Berliner Firma geliefert hat. Die Isolarplatten sind bei weitem nicht so fest, wie sie sein sollten. Obgleich ich mit der größten Vorsicht verfahre, nur nachts entwickele und im kühlen Gebirgsbach wässere, löst sich bei manchen die Schicht in großen Lappen los. Eine Anzahl Aufnahmen geht so verloren und muß wiederholt werden. Alaunbad, das ich genau nach Vorschrift anwende, zieht die viel zu weiche Schicht in zahllosen Runzeln zusammen und macht die Aufnahmen wieder unbrauchbar. Es berührt einen Tropenkenner schon ungemein lächerlich, wenn er auf den Schachteln dieses „tropensicheren" Materials in drei Sprachen liest: „Die Temperatur des Entwicklers soll möglichst nicht über 20° C betragen". Wie selten findet man in den Tropen Wasser, das diese niedrige Temperatur

besitzt oder sie wenigstens so lange beibehält, bis man ein Dutzend Platten darin entwickelt hat!

Umso reinere Freude machen mir die phonographischen Aufnahmen. Ich habe einige bespielte Walzen mitgebracht und spiele sie den Leuten vor, um sie daran zu gewöhnen, daß der Apparat die menschliche Stimme wiedergibt. „— — — bist meine süße, kleine Frau“ aus Lehár's „Der Graf von Luxemburg“ und den hübschen Rheinländer „Am Bosporus“ von Paul Lincke: „A— — ja, was ist denn blos mit der Rosa los“ wollen sie immer wieder hören, und es dauert nicht lange, da singen die musikalischen Kinder diese Melodien fehlerlos nach mit komischer Verstümmelung des deutschen Textes.

Häuptling Pitá leistet mir auch bei dieser Arbeit wertvolle Hilfe. Er singt selbst mit schwacher Begleitung von Pirokaí die Tanzlieder der Makuschí in den Trichter, den Parischerá, den Tukúi, den Muruá, einen Oarebã, der nur bei Tag, einen anderen, der nur des Abends getanzt wird, den Mauarí, der nur nachts getanzt wird. Zwei junge Mädchen singen mit ihren hellen, wohlklingenden Stimmen die einschmeichelnden Lieder, die das Maniokreiben begleiten. Die Texte sind sehr einfach. Sie bestehen aus kurzen Sätzen, die sich beständig wiederholen. Einfach sind auch die Melodien, in denen die gleichen Motive immer wiederkehren.

Eines dieser Lieder, das man am häufigsten hört, lautet:

„Fladen backe ich dir, Maniok reibe ich, Brüderchen;
„Fladen backe ich dir, Maniok reibe ich, Brüderchen.
„Den Savannenhirsch jage, Brüderchen!
„Den Waldhirsch jage!
„Die Tartarúga schieße, Brüderchen!
„Den Savannenhirsch jage!“ usw.

Ich führe alle Gesänge einem zahlreichen und sehr dankbaren Publikum vor. Eine Menge nackter und halbnackter Menschen hat sich in dem großen Vorraum meiner Hütte in malerischem Halbkreis an den Wänden gruppiert und lauscht aufmerksam dem Gesang ihres Häuptlings, den der Phonograph wiedergibt. Pitá lacht befriedigt, als er sich selbst singen hört. Einige Frauen halten etwas erschreckt die Hände vor das Gesicht oder den Mund, andere falten die Hände wie zum Gebet und sind ebenso andächtig wie neulich beim Gottesdienst des Paters.

Auf meine Bitte schleppt der Häuptling den Zauberarzt Katúra herbei. Anfangs sträubt sich dieser, in die „mákina“[1] zu singen, wie die Indianer alle meine Zauberinstrumente nennen. Er fragt mich mißtrauisch, warum

[1] Portugiesisch: maquina.

ich seine Stimme mit mir nehmen wolle. Ich verspreche ihm ein großes Messer. Da willigt er ein, macht aber zur Bedingung, daß es in aller Heimlichkeit geschehe, und ich nachher seine Gesänge nicht „den Leuten" vorführe. Offenbar fürchtet er, sonst seinen Einfluß zu verlieren. Pitá jagt alle Besucher aus der Hütte. Wir schließen die Zugänge und die Fensterlöcher, und im halbdunklen Raum geht der Zauber vor sich. Auf einem niedrigen Schemel hockt der schöne, schlanke, nackte Mensch mit seinem feinen, wilden, energischen Gesicht und singt mit starker, näselnder Stimme in den Schalltrichter, während er mit einem Bündel Zweige in der Rechten im Takt auf den Boden klatscht. In der Linken hält er die lange Zigarre, aus der er von Zeit zu Zeit mächtige Züge nimmt. Er singt drei Walzen voll, drei aufeinander folgende Gesänge, wie bei der Krankenkur. Sein Messer hat er redlich verdient. Er bittet mich noch um eine Tabakspfeife, wie sie von Britisch-Guayana her bei den Taulipáng sehr verbreitet sind. Ich gebe die Gesänge sofort wieder, natürlich nur in kleinem Kreise. Der Zauberer, der Häuptling, Pirokaí und ich sind die einzigen Zuhörer. Katúra macht ein bestürztes Gesicht, als ihm seine eigene Stimme klar und deutlich entgegen schallt; Pitá schüttelt sich vor Lachen.

Dann macht mir Katúra einige Angaben über das Zauberarztwesen: Wenn ein Taulipáng Zauberarzt werden will, trinkt er fünf Nächte lang Absud von der Rinde bestimmter Bäume, jede Nacht eine andere Mischung, und nach jeder dieser Kuren erbricht er sich. Dann trinkt er Tabaksbrühe. Während der ganzen Zeit ißt er nichts und wird sehr mager. Endlich holt er bestimmte Blätter, ordnet sie zu einem Bündel, wie es der Zauberarzt später bei der Krankenkur gebraucht, „steigt damit in die Höhe", kehrt zurück und ist nun befähigt, alle Krankheiten zu heilen. Bei der Krankenkur trinkt der Zauberarzt Tabaksaft, worauf sich sein Schatten, seine Seele vom Körper trennt und in die Höhe geht. Der Körper bleibt an Ort und Stelle. Auf den hohen Gebirgen begegnet die Seele anderen Zauberarztseelen. Sie erzählt ihnen, daß hier ein Mensch krank sei, und ruft sie herbei. Wenn der Tabaksaft im Körper „trocken" geworden ist, muß die Seele des Zauberarztes in den Körper zurückkehren, aber sie bringt die anderen Seelen mit und nimmt mit diesen die Kur vor. Wenn die Seele des Zauberarztes nicht fortgehen kann, stirbt der Kranke. Deshalb muß der Zauberarzt während der Krankenkur von Zeit zu Zeit Tabaksaft trinken, um seine Seele vom Körper zu lösen. Er zieht dann immer wieder neue Zauberarztseelen hinzu. Die Seelen der verstorbenen Zauberärzte gehen auf ein hohes Gebirge, in das für sie reservierte Jenseits.

Auch der Majonggóng muß in den Phonograph singen. Er singt zunächst

Tanzlieder seiner Heimat. Die Melodien sind ganz anders als die hiesigen, reicher an Tönen, rascher, wilder, nervöser. Einige sind besonders auffallend durch einen eigentümlichen, aus zwei Tönen bestehenden Refrain, der mit geschlossenem Munde gesungen wird. Auch die Zaubergesänge, die ich wiederum in meiner Hütte vor geladenem Publikum aufnehme, unterscheiden sich sehr von denen der Taulipáng. Meinem Pirokaí ist die Sache nicht ganz geheuer, denn es handelt sich um den Zauberarzt eines fremden Stammes, vor dessen Macht er eine unbegrenzte Hochachtung hat. Selbst mich regt der erste Teil, das mit rascher, monotoner Stimme gesprochene Rezitativ, auf, sodaß mir der Schweiß aus allen Poren rinnt.

In Ermangelung des Paters hält der Schwager des Häuptlings den „Gottesdienst" ab. Seinen englischen Namen William hielt ich anfangs für einheimisch, da ihn die Indianer „Wiyáng" aussprechen. Als Makuschí heißt er Tinápu. Er ist ein guter Kerl, aber etwas beschränkt, und nimmt sein Amt sehr ernst. Jeden Morgen und Abend um 6 Uhr ruft der Häuptling mit meiner, jetzt seiner geliebten Signalhuppe die Gläubigen zusammen. William betet und singt vor. Köstliche Szenen kann man dabei beobachten. Ein langer, nackter Taulipáng hält jedesmal mit beiden Händen ein buntes Heiligenbildchen vor sich, das ihm der Pater geschenkt hat, und „liest" daraus mit ernsthaftem Gesicht wie aus einem Buch. Der Zauberarzt Katúra steht abseits. Er scheint der Geschichte nicht so recht zu trauen. Die halbwüchsigen Jungen treiben auch bei dieser heiligen Gelegenheit ihren Ulk, ganz wie bei uns. Am andächtigsten sind die jungen Mädchen. — William hält streng auf Zucht und Ordnung. Eines Tages nimmt ein alter Zauberarzt am Gottesdienst teil. Er ist mit seinen Leuten vom oberen Parimé gekommen, um mir einen Besuch abzustatten. Auf seinem Haupt, das eine für einen Indianer seltene Glatze auszeichnet, trägt er eine brasilianische Soldatenmütze, auf die er sehr stolz ist. William schnauzt ihn fürchterlich an. Erschrocken nimmt der Alte die Mütze ab. — Bisweilen leidet der Gottesdienst unter meinen Arbeiten. Wenn ich frühmorgens photographiere oder Phonogramme aufnehme, findet er überhaupt nicht statt.

William liest die Gebete aus einem rot eingebundenen, schon sehr beschädigten Büchlein. Ich hielt es bisher für ein englisches Gebetbuch. Heute sah ich ihm über die Schulter und las zu meinem Erstaunen: „The cow gives us milk. Thank you good cow." — — Es ist eine englische Fibel! — —

Pirokaí hat von dem Christengott eine merkwürdige Vorstellung. An dem Mittelpfosten meiner Hütte hängt neben Heiligenbildchen ein farbiges

Bild vom Christuskind. Auf seine Frage erkläre ich Pirokaí, es sei „Tupána“, wie die Missionare Gott nennen. Da fragt er mich weiter, ob dieser auch mit der „mákina“ photographiert worden sei. —

Auch meine Badepüppchen, auf die die jungen Mädchen sehr versessen sind, nennen sie „Tupána“.

Trotz der heiligen Lieder und Gebete hat sich William seine indianische Weltanschauung bewahrt. Während die Wapischána monogam sind, ist die Vielweiberei bei den Makuschí und Taulipáng nach alter Karaibensitte sehr im Schwange. William geht auch hierin wie ein alttestamentlicher Erzvater mit gutem Beispiel voran. Er hat, was er dem Pater allerdings nicht erzählt, drei Weiber und von jeder — bis jetzt — zwei reizende Kinder. Früher hatte er sogar vier Frauen. Eine ist ihm davon gelaufen. Katúra, ein starker Mann mit starker Stimme, hat, wie es ihm gebührt, auch drei. Mein „Bundesbruder“ Theodoro begnügt sich mit einer, ebenso Häuptling Pitá, aber diese ist sehr fruchtbar.

Am 23. Juli kommt ein junger Ansiedler angeritten, der am Rio Branco unterhalb Capella seine Besitzung hat, ein dunkelhäutiger Mulatte. Die Indianer sagen „mekoró“ (Neger). Er will von hier ein paar junge Leute in Dienst nehmen. Er bringt mir zwei Briefe. In dem einen bittet mich ein gewisser Tenente[1]) Pinto Peixoto, früher Grenzkommandant, jetzt Viehzüchter, sein Haus am Tacutú zu photographieren. Der andere Brief ist von Ildefonso. Gott weiß, wer ihn geschrieben hat, denn der edle Häuptling kennt diese geheimnisvolle Kunst nicht. Der Brief ist in recht unverschämtem Ton gehalten und an den „Senhor Retratista“ (Herrn Photographen) gerichtet. Man hält mich für einen reisenden Photographen. Ildefonso nennt sich in dem Brief stolz „Capitão geral dos Indios do Rio Surumú“ und sagt mir rund heraus, ich hätte kein Recht, ohne seine Zustimmung die Indianerdörfer in den Gebirgen zu besuchen, da diese „ihm gehörten“. Ich müßte nachträglich seine Erlaubnis einholen und ihn zu diesem Zweck in seinem Haus an der Mündung des Surumú besuchen. Ich werde ihm natürlich den Gefallen nicht tun und lasse dem demoralisierten Kerl durch den Brasilianer, den ich energisch über meine Person aufkläre, sagen, für mich existiere überhaupt kein „Capitão geral“; ich mache meine Reisen, wie **ich** wolle; wenn er etwas von mir wünsche, solle er zu **mir** kommen. Auch gebe ich dem Mekoró einen längeren Brief an Neves mit, dem ich das Schriftstück Ildefonsos beischließe. Er wird ihm schon den Standpunkt klar machen.

Ildefonso ist leider von der Regierung des Staates Amazonas in Manaos

[1] Leutnant.

zum „Capitão geral“ (Oberhäuptling) ernannt und hat ein Patent erhalten. In der Tat aber hat er garnichts zu sagen, da ihm niemand folgt. Außerdem ist hier Föderalgebiet, das Amazonas nichts angeht.

Der Brasilianer hat auch die Nachricht gebracht, die Polizeisoldaten hätten das Haus José Gouveâs in Capella niedergebrannt und seien jetzt in einer Stärke von acht Mann auf seiner Verfolgung am Uraricuéra. Wenn sie ihn nicht lebendig fangen könnten, sollten sie seine Ohren mitbringen. Gouveâs Frau und ihr Beschützer Terentio seien gefangen gesetzt. — Saubere Zustände!

Am nächsten Morgen hat der Brasilianer längere Verhandlungen mit Pitá, der durch meine Anwesenheit gewaltigen Mut bekommen hat und jenen anschreit, er wolle ihm keine Leute geben; Ildefonso solle selbst hierher kommen und die Leute fragen. — Bald darauf zieht der Mekoró unverrichteter Dinge ab.

Die elende Politik am Rio Branco wirft ihre Schatten bis auf unser friedliches Idyll. Die widersprechendsten Nachrichten jagen sich, wie immer in aufregenden Zeiten. Die abenteuerlichsten Gerüchte gehen von Mund zu Mund. Entstellungen, Übertreibungen, Erfindungen — man weiß nicht mehr, was die Wahrheit ist. — Eines Tages kommen drei bekleidete Makuschí, zwei junge Männer und ein Mädchen. Sie wollen den „Doktor“ sprechen. Sie befinden sich schon längere Zeit auf der Flucht, und zwar vor — José Gouveâ, der ihnen in dieser Beziehung nicht nachsteht. Sie waren Bedienstete Gouveâs, der den einen, wie dieser wenigstens behauptet, mit dem Winchester bedrohte, auch einige Schüsse auf den Fliehenden abgab. Jetzt hat ihnen ein anderer Indianer erzählt, Gouveâ komme mit Soldaten, um sie zu fangen und alle Dörfer in Brand zu stecken. — Und dabei ist Gouveâ selbst auf der Flucht vor den Soldaten, die ihm sein Haus niedergebrannt haben! Es ist die reinste Komödie, wenn auch etwas mit Tragik gemischt.

Wenige Tage später fallen plötzlich mitten in der Nacht nahe beim Dorfe von der südlichen Anhöhe her kurz nacheinander mehrere Schüsse. Wir bewaffnen uns, ich mit dem Winchester, Pitá mit zwei alten Reiterpistolen, auf deren Besitz er sehr stolz ist, Pirokaí mit meinem Jagdgewehr. Alle Feuer werden gelöscht. Der Häuptling befiehlt den Frauen, sich zur Flucht ins Gebirge bereit zu halten. In der Finsternis schleichen wir durch die Büsche. Auch die anderen Männer haben ihre Flinten geladen. Einer gibt einen Schuß ab. Wieder fallen im Süden ein paar Schüsse. Man hört Schreie. Die Indianer sind in großer Aufregung. Wir denken an einen Überfall durch Soldaten oder an irgend eine Schurkerei, auf die man nicht vorbereitet ist. Wir



14. Häuptling Manuel-Pita mit Familie.



15. Parischera-Tanz in Koimelemong.

warten eine ganze Weile. Tiefe Stille. Schließlich ganz nahe einige Pfiffe; ein Zuruf auf indianisch, den der Häuptling erwidert; befreiendes Lachen. Aus der Dunkelheit tauchen zwei Indianer auf, Taulipáng. Sie sind auf der Heimreise in ihr Dorf am oberen Surumú und hatten nur geschossen und geschrieen, um zu melden, das keine Feinde kämen! — Am Anauá haben sie mit anderen im Kautschukwald gearbeitet. Von acht Mann seien zwei, ein Taulipáng und ein Makuschí, am Fieber gestorben.

Lange, eintönige Unterhaltung zwischen dem Häuptling und den Ankömmlingen. Sie wenden dabei einander den Rücken zu. Der eine schaut gleichgiltig in die Ferne; der andere blickt zu Boden und spielt mit einem Stück Pfeilrohr. — So ist die Etikette hierzulande.

Bald nach dieser aufregenden Nacht bringt ein Taulipáng, der am Majarý bei Verwandten zu Besuch war, die frohe Nachricht, die Soldaten hätten bei Pedra Grande am Uraricuéra, etwas unterhalb der Insel Maracá, mit Gouveâ und seinen Freunden eine Schießerei gehabt. Einer der Verfolger habe einen Schuß in den Arm erhalten. Darauf seien alle flußabwärts geflohen.

Nicht immer lassen sich diese Gebirgsindianer die Übergriffe der Weißen gefallen. Dies beweist ein Vorfall, der sich vor einigen Jahren am östlichen Ende der Serra do Banco zutrug. Ein junger Brasilianer, Namens Pires, der dafür bekannt war, daß er in der Trunkenheit seine Leute mißhandelte, war dort in eine Indianerhütte gekommen und hatte sich Freiheiten gegen die Frauen erlaubt. Darauf lauerten ihm die Makuschí auf, umzingelten ihn, der zu Pferd war, und schossen ihm einen Pfeil in den Leib. Er suchte zu entfliehen, aber die Indianer trieben ihn immer wieder zurück, rissen ihn schließlich vom Pferd und schlugen ihn tot. Über den Leichnam häuften sie eine Menge Steine. Die Täter waren einige meiner jetzigen Freunde. Der Hauptrādelsführer war der „christliche“ William. Eine Strafexpedition, die vom Grenzposten São Joaquim am unteren Tacutú gegen die „Aufständischen“ gesandt wurde, verlief ohne Ergebnis, da die Indianer ins Gebirge flohen. Die Soldaten fingen nur einen alten Mann, ließen ihn aber wieder laufen.

Einige Taulipáng, die ich nach Chiquíba geschickt hatte, sind endlich mit dem Rest meines Gepäcks angekommen. Sie sind lange ausgeblieben, und der Häuptling war schon in Sorge um sie, hatte ihnen auch Lebensmittel entgegen geschickt, denn die Wege sind noch sehr schlecht, die Savannen stehen noch immer stellenweise unter Wasser. Der neue Mond, der von den Indianern freudig begrüßt wird, bringt ein paar schöne Tage, bald aber brausen wieder die Gewitterstürme über die Savanne und ent-

laden heftige Regengüsse. Der Temperatursturz ist danach empfindlich. Schlangen kommen aus der Savanne und suchen die Wärme der Häuser. Neulich klatschte eine kleine Jararáca in meiner Hütte vom Dach herunter mitten unter die spielenden Kinder. Ein Glück, daß diese Tiere so träge sind.

Und doch — die Macht des Winters ist gebrochen. Wir sind im Anfang August. Die langen, einförmigen Regen haben aufgehört. Die Stechmücken, die uns anfangs bei Tag und Nacht so sehr plagten, werden immer weniger. Die Luft ist eine ganz andere, reinere geworden; die Fernsicht ist klarer. Der Sommer ist nahe. —

Wieder gehen zwei Boten ab, diesmal nach São Marcos. Sie nehmen Briefe mit und sollen Briefe holen, die wohl inzwischen dort für mich angekommen sind. Sie leihen sich vom Häuptling alte Kleider, die sie kurz vor São Marcos anziehen wollen, „damit die Leute nicht über ihre Nacktheit lachen“.

Wir stehen im Zeichen eines großen Festes, das Pitá zu Ehren seines hohen Besuches geben will. Leider hat der Häuptling Fieber, Malaria, und liegt in einer dunklen Ecke seiner niedrigen, dumpfen Hütte stöhnend in der Hängematte. Er zieht ausnahmsweise keinen Zauberarzt zu Rate, wohl aus Scham vor mir, was er garnicht nötig hätte, denn ich halte es mit dem großen Preußenkönig, daß „jeder nach seiner Fasson selig werden“ kann. Doch kuriere ich meinen Freund in wenigen Tagen mit Chinin nach Plehnscher Methode[1]. In Ermangelung von Oblaten wickele ich die bitteren Tabletten in Zigarettenpapier, und Pitá schluckt sie tapfer. Seit Betreten des südamerikanischen Bodens halte ich die Plehn'sche Chininprophylaxe streng ein und fühle mich wohl dabei.

Alles rüstet für das Fest. Die Frauen backen gewaltige Stöße Maniokfladen für starkes Kaschirí. Die Männer und Knaben bringen ihren Tanzschmuck in Ordnung. Ich quäle mich mit dem Häuptling im Schweiße des Angesichts an zwei europäischen Bänken herum, die ihm einer seiner Leute für die Hütte der Missionare zurecht gezimmert hat. Sie sind primitivster Art, zwei lange Bretter auf vier Pfählen, und so wackelig, daß sie jeden Tag mit Kindern umfielen und großes Geschrei verursachten. Die eine Bank, der wir gut auf die Beine geholfen haben, soll beim Fest einen Ehrenplatz für mich und den Häuptling abgeben.

Ein klarfrischer Morgen bricht am 4. August über Koimélemong an. Es

[1] A. Plehn: Kurz gefaßte Vorschriften zur Verhütung und Behandlung der wichtigsten tropischen Krankheiten bei Europäern und Eingeborenen für Nichtärzte. Jena 1906.

herrscht Feststimmung. Starkes, dunkles Kalamalayekú wird kredenzt. Ein Trupp Makuschí tanzt schon Parischerá auf dem Dorfplatz. Nachmittags kommen in langem Zug die Bewohner von „Maloka Bonita" am Südostabhange des Mairarí-Gebirges. Ihr alter Häuptling, der sie anführt, ist sehr hellfarbig und sieht mit seinem langen Gesicht und melancholisch über den Mund hängenden, weißen Schnurrbart einem Engländer verzweifelt ähnlich. Einem Anthropologen würde er zum Bastardierungsproblem vielleicht Material liefern können. — Alle reichen mir die Hand, die kleinen Kinder etwas zwangsweise, einige unter fürchterlichem Geschrei.

Auch mein alter Freund Julião stellt sich ein, Pitás Onkel, der mit Ildefonso zusammen wohnt. Er erzählt uns, der „mekoro" habe neulich auf dem Heimritt im Hause Ildefonsos mit diesem Streit bekommen, im Verlaufe dessen ihm der Oberhäuptling mit einem Lederriemen mehrmals über das Gesicht geschlagen habe. Julião bringt mir einen Brief von Neves, in dem dieser die Nachricht von der Schießerei bei Pedra Grande bestätigt. Das Haus von Manuel Galvão, dem dortigen Grundbesitzer, auf den es neben anderen auch abgesehen war, sei ganz von Kugeln durchlöchert. Außer dem Polizeioffizier sei niemand verwundet. Gouveâs Haus sei niedergebrannt. Seine Frau und Terentio säßen gefangen in Boa Vista. Gouveâ selbst werde täglich mit hundert Bewaffneten dort erwartet. — Der Brief ist schon zehn Tage alt. Inzwischen kann sich manches ereignet haben.

Als wir zum Abendbad gehen, läuft uns ein kleines Taulipáng-Mädchen nach und ruft, der Parischerá käme. Pirokaí sagt, sie sollten warten, bis wir zurück wären. Wir gehen dann zur Hütte Theodoros. In langer Reihe kommen die Tänzer fern aus der Savanne. Es ist eine Art Maskentanz. Sie tragen eigentümliche Kopfbedeckungen aus Blättern der Inajá-Palme[1], die das Gesicht zum Teil verhüllen. Lange Gehänge aus demselben Stoff sind um den Leib gewickelt und verdecken die Beine. Sie entlocken Rohren aus leichtem Ambaúva-Holz[2], auf die vorn allerhand buntbemalte Holzfiguren, auch von Fischen, gesteckt sind, dumpf heulende Laute, während sie die Instrumente auf und ab schwingen. Mit einknickenden Knieen tanzen sie daher. Jeden zweiten Schritt stampfen sie mit dem rechten Fuß und neigen dabei den Oberkörper leicht nach vorn. So bewegen sie sich immer eine längere Strecke vorwärts, eine kürzere rückwärts und kommen allmählich auf den Dorfplatz. Jede Abteilung hat ihren Vortänzer, der den langen, am oberen Ende mit Gehängen aus Hirschklauen oder halbierten Fruchtschalen umwundenen Tanzstock im Takte der Stampfschritte rasselnd aufstößt. Rot und schwarz bemalte Mädchen und Frauen, bis auf das zierliche

[1] Maximiliana regia. [2] Cecropia sp.

Perlenschürzchen nackt, schließen sich an. Die rechte Hand auf der linken Schulter des Partners trippeln sie in zweiter Linie oder an den Seiten mit, ebenso zahlreiches halbwüchsiges Kindervolk. Die jungen Frauen und Mädchen sind reich geschmückt. Auf dem Kopf tragen sie ein hübsches Diadem aus Rohrgeflecht mit aufgeklebten Flocken aus Baumwolle oder feinen, weißen Flaumfederchen. Die Tänzer bilden eine große, offene Runde und bewegen sich, abwechselnd nach rechts und links schwenkend, bald vorwärts, bald rückwärts. Nach jeder Tour stampfen sie mehrmals an der Stelle und stoßen ein lautes Geschrei aus: „*hē---hē---haí-haí-haí-haí-haí-jū--juhū́*“. Auf ein Zeichen des Vortänzers stehen sie still, das Gesicht nach dem Innern des Kreises gewendet, halten die Instrumente mit der einen Hand vor sich oder unter den Arm geklemmt und singen ihre einfachen, streng rhythmischen Lieder, getragene Weisen. Der Vortänzer singt einige Takte vor, worauf die anderen einfallen. Leise beginnend, lassen sie ihre Stimmen immer mehr anschwellen und allmählich wieder verklingen in den eintönigen, unzählige mal wiederholten Refrain: „*haí-ā--ā haí-ā--ā*“. (Abb. 15)

Mehrere Stunden tanzen sie so in der herrlichen Vollmondnacht vor meiner Hütte. Ich sitze auf der Ehrenbank und nehme die Ovation entgegen. Neben mir sitzt auf niedrigem Schemel Pirokaí und feuert die Tänzer an durch lautes Geschrei: „*Dotōro-parischerá! Dotōro-parischerá!*“ In einem großen Kreis um uns und die Tanzenden liegen und hocken die vielen nackten und halbnackten Zuschauer, von den flackernden Feuern rötlich bestrahlt. Ein Bild, das man nicht so bald vergißt.

Am nächsten Tag habe ich vom frühen Morgen an viel Besuch in meiner Hütte. Ich muß alle meine Künste spielen lassen. Bilderbücher, Indianertypen, Gewehre, Phonograph, alles findet staunenden Beifall. Pitá ist sehr stolz auf seinen Gast. Das Wetter bleibt herrlich. Noch immer kommen Gäste, Makuschí und Wapischána vom Gebirge Uraucaíma und vom Majary. Im Parischerákostüm tanzen einzelne Trupps an und machen mir auf dem sonneglühenden Dorfplatz die Honneurs. Es sind alles in allem jetzt wohl 1000 Personen hier vereinigt. Als Gruß feuern die Ankommenden auf der nahen Anhöhe Schüsse ab. Ich antworte mit dem Winchester. Viele Indianer haben gute englische Vorderlader mit langem Lauf, die sie sich meistens durch Zwischenhandel gegen Jagdhunde von den Stämmen im Norden, Taulipáng und Arekuná, verschaffen. Die Wapischána vom Majarý sind fast durchweg hohe, hagere Gestalten mit länglichen, scharf geschnittenen Gesichtern. Im Habitus ähneln sie den T a r i á n a und B a n í w a, ihren Sprachverwandten im fernen Westen am

oberen Rio Negro. Leider stecken sie alle in schlotternden europäischen Kleidern und machen dadurch einen verkommenen Eindruck. In der langen Dienstbarkeit der Weißen haben sie ihre Eigenart verloren, ein sklavisch unterwürfiges, bedauernswertes Volk.

Heute ist der Haupttag des Festes. Nachmittags kurz nach 3 Uhr, wie ich es wegen der photographischen Aufnahmen gewünscht habe, beginnt der Tanz. Eine unendliche Kette von Parischerá-Tänzern, Männern und Frauen, kommt von Westen her aus der Savanne unter dem dumpfen Geheul der Holztuten, wohl 200 Teilnehmer. Ein großartiger Anblick! Dann tanzen und singen sie auf dem Dorfplatz in einer gewaltigen Runde. Inmitten des Kreises tanzen Männer und Weiber den Tukúi, den Tanz des Kolibris. Sie sind nackt bis auf den Schurz und mit kunstvollen Mustern bemalt oder einfach mit weißem Ton beschmiert, auch in den Haaren, was manchen ein überaus wildes Aussehen verleiht. Zu zwei oder drei, zum Teil untergefaßt, schreiten sie hinter einander her, mit einknikkenden Knieen, den rechten Fuß aufstampfend. Die Männer pfeifen dazu gellend auf einem kurzen Stück Rohr, immer denselben Ton. Auch bei diesem Tanz wird zeitweise gesungen, lange epische Gesänge in zahlreichen Strophen wie beim Parischerá.

Alle Tänze und Tanzgesänge dieser Indianer hängen eng mit ihren Mythen und Märchen zusammen, beziehen sich auf diese. Für die Tanztexte gibt uns der betreffende Mythus erst den Schlüssel. So bezieht sich der Parischerá auf eine lange Mythe, in der zauberkräftige Jagd- und Fischereigeräte, die ein Zauberarzt von den Tieren bekommt, und die schließlich durch die Schuld böswilliger Verwandten wieder an die Tiere verloren gehen, eine Rolle spielen. Der Parischerá ist gewissermaßen die mimische Darstellung dieser Mythe. Wie der Tukúi oder Tukúschi[1] der Tanz aller Vögel und aller Fische ist, so ist der Parischerá der Tanz der Schweine und aller Vierfüßler. Die Ankunft der Tänzer und Tänzerinnen in langer Kette unter der dumpfen Musik der Holzröhren stellt die unter dumpfem Grunzen dahin ziehende Herde der Wildschweine dar. Ursprünglich sind wohl alle diese Tänze Zaubermittel, um reiche Beute bei Jagd und Fischfang zu erlangen.

Die Tänze dauern die ganze Nacht ununterbrochen fort. Bis nach Mitternacht halte ich aus. Ich tanze einige Runden mit, im Gesicht rot bemalt und mit Zahnketten behängt, auf dem Kopf die Federkrone, trinke auch mein Quantum Kaschirí, freilich leichtes Anaiyekú, aus Mais gebraut, während die Indianer stärkeren Stoff vorziehen. Von Zeit zu Zeit stoße ich

[1] Makuschí: *tukúi*, Taulipáng: *tukúschi* bezeichnet den Kolibri.

gellende Juchzer aus, wie es in meiner hessischen Heimat auf einer richtigen Kirmes Sitte ist. Alles ist entzückt.

Noch lange sitze ich mit dem Majonggóng und einigen anderen Zauberärzten rauchend zusammen. Die gelehrten Herren sind schon etwas angetrunken. Wir unterhalten uns über „Kanaimé" Der schlimmste Kanaimé der ganzen Gegend sei Dschilawó, der Häuptling eines Taulipáng-Dorfes nahe bei der Mission am oberen Surumú, der bestgehaßte Mann auch unter seinen Stammesgenossen. Er sei zwar ein ganz guter Mann, meint Manduca, aber seine Seele tauge nichts. Sie trenne sich, wenn er schlafe, vom Körper und beauftrage alle möglichen bösen Geister in Gestalt von Jaguaren, Riesenschlangen usw., den Leuten Böses zuzufügen. Die Fieberepidemie, die während der Regenzeit hier und in der Umgegend grassierte, wird diesem armen Teufel zur Last gelegt, auch die Krankheit von Pirokaís niedlichem Töchterchen. Wenn das Kind stürbe, sagt der Vater, würde er Dschilawó töten. — Das hat aber gute Wege, denn mein Pirokaí ist nichts weniger als ein Held.

Träume sind für den Indianer Wirklichkeit, selbständige Handlungen des vom Körper gelösten Schattens, der Seele. Sehr hübsch erklärt der schlaue Majonggóng, meine Seele arbeite auch nachts, lese und schreibe, während der Körper ausruhe. Auf Träume legen die Indianer großen Wert, besonders die Zauberärzte. Wenn die Träume auch noch so einfach sind, erzählt man sie als große Wichtigkeit. Neulich träumte Pirokaí, er sei mit seinem Töchterchen auf dem Arm von einem wütenden Ochsen angefallen worden, aber ich hätte ihn beschützt. Er war ganz stolz auf seinen „schönen Traum".

Auch am nächsten Tage nimmt das Fest seinen Fortgang, doch sind die Kostüme schon sehr schadhaft, die Tänzer betrunken und übermüdet von den gewaltigen Anstrengungen. Das Ganze ist nur noch eine Karikatur des gestrigen Schauspiels, zumal sich die prächtigen Taulipáng frühzeitig zurückgezogen haben. Die elenden Wapischána vom Majarý spielen jetzt die Hauptrolle und stören das Milieu.

Ich lasse einige der lautesten Sänger und Sängerinnen in meiner Hütte vor dem Phonograph tanzen und singen. Unter Wolken von Staub geht die Sache vor sich. Die Leute sind schon in vorgerücktem Stadium, die Stimmen abgesoffen und rauh. Ein altes, runzeliges Weib, dem ich statt des Perlenschürzchens lieber Kleider auf den Leib gewünscht hätte, schreit mit eigentümlich gepreßter Kehlstimme fürchterlich dazwischen, wie es hier viele, besonders alte Weiber tun; das Rasseln mit den Taktstäben nimmt der Schalltrichter nur schwach auf, doch geben die Aufnahmen

ein getreues Bild von indianischen Gesängen nach einem mehrtägigen Tanzfest. Es klingt, wie wenn bei uns zu Hause eine Kirmes frühmorgens in den letzten Zügen liegt.

Gegen Abend — es wird nur noch spärlich Kaschirí gereicht — tanzt alles auf meinen Wunsch und des Häuptlings Befehl den sogenannten „Arärúya" oder „Alälúya" (Halleluja), die Wapischána gesondert, die Taulipáng und Makuschí zusammen, zuerst vor dem Hause Theodoros, dann vor meiner Hütte. Der Tanz ist den Taulipáng der Gebirge, besonders der Umgegend des Roroíma, eigentümlich, eine ins Indianische übertragene Erinnerung an englische Missionare, die früher unter diesem Stamme wirkten, ohne aber bemerkbare „christliche" Spuren zu hinterlassen. Die Tänzer bilden eine geschlossene Runde. Zu zwei oder drei, paarweise oder meist nach dem Geschlecht getrennt, schreiten sie Arm in Arm oder die rechte Hand auf der linken Schulter des Partners, hintereinander her, wobei sie mit dem rechten Fuß aufstampfen. Dazu werden mit indianischem oder verdorbenem englischem Text verschiedene Melodien gesungen, kriegerische Weisen in flottem Marschtempo, offenbar englische Kirchenlieder. Freilich machen diese Melodien im Vergleich zu den ursprünglichen Tanzweisen der Indianer, wie Parischerá, Tukúi u. a., um mit Herrn von Hornbostel zu reden, „einen ähnlich kläglichen Eindruck, wie die Kattunfetzen auf luftgewohnten Körpern." Bisweilen drehen sich die Vortänzer um, und dann tanzen die beiden Hälften der Runde gegeneinander, kurze Zeit, die eine vorwärts, die andere rückwärts schreitend, indem sie den Oberkörper heftig vor- und rückwärts werfen. Am Schluß eines Liedes stehen alle eine Zeitlang still, nach dem Innern des Kreises gewendet, bis die Vortänzer ein neues Lied beginnen. — Wenn die guten Missionare sehen könnten, was aus ihrer christlichen Lehre geworden ist, sie würden sich wundern! —

So geht es fort bis zum frühen Morgen. Es herrscht harmlose, kindliche Fröhlichkeit unter Jung und Alt, Singen und Lachen, Kirmestrubel. Aber wenn ich dieses Fest mit unseren Kirmessen vergleiche, so kommen diese recht schlecht dabei weg. Auch hier gibt es Betrunkene; hat jedoch einer zu viel, so fällt er nicht überall herum, sondern verfügt sich bei Zeit in seine Hängematte und schläft seinen Rausch aus. Es geht hier zwischen beiden Geschlechtern durchaus anständig zu. Unter den 1000 Menschen, die verschiedenen Stämmen angehören, gibt es keinen Streit, geschweige denn eine Prügelei. Und das sind die „Wilden!" —

Am anderen Tag ist nur noch Nachfeier, Ausklingen des Festes. Der Stoff ist ausgegangen. Die älteren Herren haben morgens vor dem Haus

des Häuptlings noch einen kräftigen Katerfrühschoppen gemacht, zu dem auch ich eingeladen war, und sich dann zur wohlverdienten Ruhe zurückgezogen. Die Jugend ist weiter fröhlich auch ohne Alkohol. Der Gastgeber hat sich tapfer gehalten. Er hat alles vorzüglich angeordnet und geleitet und nicht mehr getrunken, als er vertragen konnte. Dafür war sein Schwager, der vielbeweibte „christliche" William um so tätiger beim Vergnügen und, nackt bis auf die Schambinde und eine schöne Federkrone, einer der unermüdlichsten Tänzer. Der „Gottesdienst" war während des ganzen Festes ausgesetzt. Am nächsten Morgen erinnert sich William seiner Pflicht und versammelt die Gläubigen. Er betet aus der Lektion über die „hen", die so brav Eier legen, aber — o weh — er hält das Büchlein verkehrt; die armen Hühner stehen auf dem Kopf. —

Viele Gäste verabschieden sich frühzeitig nach eintönigem Geplapper mit dem Häuptling. Die Indianer haben, wie das bei solchen Gelegenheiten üblich ist, allen möglichen kleinen Handel unter sich gemacht, Fischpfeile, Knäuel aus Baumwollgarn, Hängematten, Reibebretter u. a. getauscht. Die Gegenleistung geschieht häufig erst nach Monaten.

Abends herrscht große Aufregung im ganzen Dorf. Die geliebte Signalhuppe des Häuptlings, die in einem Raum meiner Hütte hing, fehlt und findet sich auch trotz eifrigen Suchens nicht wieder. Einige Wapischána, die schon auf dem Heimweg sind, sollen das Wertstück gestohlen haben. Eine Frau, die auf der Pflanzung war, will sie von fern haben blasen hören. Pitá ist wütend. Morgen in aller Frühe will er die Leute zurückholen lassen, um „mit ihnen zu sprechen" Schließlich finde ich das Instrument in einer Ecke. Wahrscheinlich hatte es einer der fremden Jungen entwendet und dann, von dem Gepolter des Häuptlings erschreckt, heimlich dorthin geworfen, während wir draußen zu Abend aßen.

Der Majonggóng bringt mir einen dunkelhäutigen Indianer mit starker Adlernase. Er ist, nach dem Stamme seiner Mutter gerechnet, ein Taulipáng vom oberen Uraricuéra. Sein Vater, der ihm wohl seinen besonderen Typus gegeben hat, war ein Purukotó, von einem früher zahlreichen Stamme in der Gegend von Maracá, der bis auf fünf Frauen und einige Männer ausgestorben sein soll. Leider spricht er angeblich kein Wort dieser Sprache. Maipalalí, so heißt er, ist ein weitgereister Mann, der schon bei den Majonggóng und Máku des Auarí und bei den Schirischána des Curaricará[1]) war. Wie viele Indianer, spricht er mehrere Sprachen und unterhält sich mit Manduca in den weichen Lauten seiner Heimat. Auch kennt er einige Wörter des Máku und Schirischána. Ich suche von ihm genaueres über diese Stämme

[1] Der Uraricapará der Karten, ein linker Nebenfluß des Uraricuéra.



16. Durchschreiten eines Baches an der Serra do Banco.



17. Rast in der Savanne.



18. Frische Ritzzeichnungen auf Granitfelsen.

zu erfahren. Seine Frau, die alle Reisen mit ihm gemacht hat, sitzt dabei hinter ihm und wird ganz ärgerlich, wenn er etwas nicht weiß: „Dort hast du doch so gut mit den Leuten sprechen können, und jetzt hast du so vieles vergessen!" — Die Schirischána am Curaricará, früher sehr gefährliche Leute, seien jetzt friedlich und bewohnten eine Anzahl großer Häuser von viereckigem Grundriß. Sie lebten darin auf Gerüsten, während ihre Sachen, Bogen, Pfeile usw., unten auf dem Boden lägen. Die Schirischána des Marutaní-Gebirges dagegen seien wild und töteten Besucher mit Pfeilen. Auch die friedlichen schwängen Bogen und Pfeile, schlügen sich auf die Brust und brüllten, wenn man zu ihnen käme. Sie trügen lange Stäbe im Nasenseptum. — Nach den wenigen Wörtern, die mir Maipalalí anzugeben weiß, scheint es sich um ganz unbekannte Sprachen zu handeln.

Jetzt bin ich schon fast einen Monat in Koimélemong, gut Freund mit allen Bewohnern. Man liebt mich, weil ich immer und für alle Zeit habe, gegen jedermann freundlich bin, nie „bravo" werde und jeden kleinen Dienst mit Perlen, Tabak und kleinen Angelhaken belohne. — Und doch richtet sich mein Blick täglich voll Sehnsucht nach Norden auf die fernen Gebirgszüge, die den Horizont abschließen. Hinter ihnen soll der Roroíma liegen, jenes wunderbare Sandsteingebirge, das jeden Reisenden, der es erblickte, zu glühenden Schilderungen begeistert hat. Pitá ist auch noch nicht dort gewesen und will mich begleiten. Mit allen Taulipáng, die von Norden kommen, halten wir lange Beratungen ab. Der Häuptling schickt einige als Boten voraus, um uns in den Niederlassungen, die wir auf dem Wege passieren sollen, anzumelden und vor allem Kaschirí zu bestellen. Es seien nur sechs Tagereisen, zählen mir die Indianer an den Fingern auf. An jedem Tag treffe man ein Haus; nur einmal müsse man im Freien schlafen. Vom Roroíma aus wollen wir auch die wilden Ingarikó besuchen, aber — die Sache hat einen Haken. Die Ingarikó, meint Pitá, seien gefährliche „Kanaimé". Als ich antworte: „Ich fürchte mich nicht!", sagt er rasch: „Ich auch nicht!" Zudem töte der Kanaimé nur einzelne Leute nachts „auf dem Weg", nie aber mehrere zusammen, sodaß wir nichts zu befürchten hätten. Trotzdem scheint ihm die Sache nicht ganz geheuer zu sein, denn als ihm einer seine englische Flinte abkaufen will, vertröstet er ihn bis zu unserer Rückkehr vom Roroíma, wo er das Schießeisen noch brauche, „um die schlimmen Kanaimé der Ingarikó und Seregóng totzuschießen!" —

Gleich nach dem Fest wollen wir aufbrechen. Da kommen am 10. August meine Expreßboten aus São Marcos zurück. Dies ändert mit einem Mal meine Pläne. Sie haben mir ein großes Paket Briefe mitgebracht, mit guten und weniger guten Nachrichten.

Mein Begleiter, der die kinematographischen Arbeiten übernehmen sollte — der schwere Apparat ist einstweilen in São Marcos zurückgeblieben — hat mich im Stich gelassen. Er ist von Manaos mit demselben Dampfer wieder heimgereist. So muß ich versuchen, die kinematographischen Aufnahmen selbst zu machen, obwohl mir die nötige Übung und Technik fehlt. Zu allen meinen Arbeiten kommt noch eine hinzu, die viel Zeit und Geduld erfordert.

Mein anderer Begleiter, Hermann Schmidt, ist in São Marcos angekommen und erwartet mich sehnsüchtig. Ihn und den Rest des Gepäcks wollen wir nun zunächst hierher holen. Dann will Pitá ein zweites großes Tanzfest veranstalten, wie ich es für die kinematographischen Aufnahmen wünsche. Er fragt mich, in wie viel Tagen es stattfinden solle. Ich rechne ihm mit Hin- und Rückreise und Aufenthalt in São Marcos 25 Tage heraus und mache ebensoviele Striche auf einen Pappdeckel. Die kalitá[1] geht von Hand zu Hand und wird eifrig besprochen. Pitá überträgt meine Rechnung in eine Art „Knotenschrift", die von diesen Indianern allgemein für zeitliche Verabredungen angewendet wird. In mehrere aus Miritífasern geflochtene Schnüre schürzt er je so viele Knoten als Tage bis zum Fest verstreichen werden, und schickt dann diese Schnüre durch rasche Boten nach den einzelnen Niederlassungen. Die Eingeladenen lösen jeden Tag einen Knoten, und am bestimmten Tage sind alle an Ort und Stelle.

Es gibt noch viel zu tun bis zur Abreise. Die Sammlungen müssen geordnet und verpackt werden. Die Weiber backen Maniokfladen und trocknen sie an der Sonne auf den Dächern; die Männer sorgen für Wildbret und Fische und konservieren sie auf den einfachen Bratrosten über langsamem Feuer; Proviant für den weiten Marsch. Die vielen, die nichts zu tun haben, hocken um mich herum, schauen mir fleißig bei der Arbeit zu und lassen mich zum so und so vielten Mal an den Fingern herzählen, in wie viel Tagen ich zurückkäme.

5. KAPITEL.

ZURÜCK NACH SÃO MARCOS.

Am 14. August ist alles bereit. Die ganze Bevölkerung ist zum Abschied gekommen. Die Frauen schärfen mir noch einmal ein, was ich ihnen alles mitbringen solle. Mit seiner lauten, energischen Stimme gibt Pitá seine Befehle und erteilt das strengste Verbot, in unserer Abwesenheit in meine

[1] Vom portugiesischen carta = Brief, Papier.

Hütte einzudringen. William-Tinápu übernimmt die Verantwortung für meine vielen Sachen, die hier zurückbleiben, denn außer den Sammlungen nehme ich nur das Notwendigste mit. Meine Habe ist sicher bei diesen grundehrlichen Leuten. Nie ist mir das Geringste abhanden gekommen. Der Häuptling und sein zweitältester Sohn Mario, ein frischer, aufgeweckter Bursche von etwa 12 Jahren, wollen die Reise mit mir machen. Als Träger habe ich außer meinen drei Jungen ein halbes Dutzend Makuschí und Taulipáng und meine Wapischána-Köchin.

Gegen 9 Uhr marschieren wir ab. Von der östlichen Anhöhe in letzter Sicht des Dorfes grüßen die üblichen Abschiedsschüsse nach Koimélemong hinunter. Dann nimmt uns ein groteskes Felsenchaos auf, das der perfide Stammesheros Makunaíma schuf, als er hier in grauer Vorzeit Menschen und Tiere in Steine verwandelte.

Bis jenseits der Serra do Banco bleibt unser Weg derselbe, wie auf der Hinreise. Die starken Regen der letzten Tage haben das Tal arg verschlammt. Die Bäche führen viel Wasser. Die Leute waten bis an den Hals hindurch, indem sie die Lasten und ihre Waffen auf dem Kopfe tragen. (Abb. 16) Ich selbst reite auf den kräftigen Schultern meines Jägers Peré hinüber. Im alten Dorfe Pitás trinken wir viel starkes Kaschirí, sodaß der Weitermarsch auf dem beschwerlichen Felsenpfad über den Paß der Serra do Banco nur unter Strömen von Schweiß vor sich geht. Früh am Nachmittage machen wir Halt in den beiden Hütten auf der anderen Seite des Gebirges, wo der Makuschí Agostino und sein Bruder mit ihren hübschen, schlanken Töchtern, meinen ehemaligen Reisegefährtinnen, ihren Sitz haben. Wieder muß ein Huhn das Leben lassen. Im letzten Monat habe ich an 30 Hühner gegessen!

Trotz seines zivilisierten Namens und seiner Leinenhose, unter der er aber den heimischen Schurz trägt, kann unser Gastwirt kein Wort portugiesisch. Am nächsten Morgen ruft er mich zu aller Ergötzen bei meinem indianischen Namen zum ersten Frühstück, dem berühmten Pfeffertopf: „*Tomá seléle Yualí!*" („Komm, Tamoríta essen, Yualí!"), und ich folge dem Ruf mit Vergnügen. Noch kurz vor dem Abmarsch bringt mir Agostino einige Ethnographica, hübsche Flechtarbeiten, Tanzrasseln und ein dickes, am oberen Teil mit Klappern aus Hirschklauen umwundenes Bambusrohr, dessen untere Öffnung durch eine Art Trommelfell verschlossen ist. Beim Tanz Muruá stößt der Vortänzer damit im Takt auf den Boden, wie mir der lebhafte Pitá unter Gesang demonstriert.

Der Weg führt nun nach Osten entlang der Serra do Banco, die sich allmählich abflacht. Parallel mit ihr, uns zur Rechten verläuft die Hügel-

kette Muréiapung, benannt nach jenem mythischen Banksitz[1], der sich auf ihrer Höhe findet. Wir durchschreiten zahlreiche Rinnsale, die vom nahen Gebirge kommen und nur der Regenzeit ihr kurzes Dasein verdanken. Beim Austritt auf die freie Savanne eröffnet sich uns ein herrlicher Blick auf die fernen Gebirge im Norden und Nordosten. Wie ein gewaltiger Turm überragt die steile Kuppe des Sabáng ihre Umgebung. Der Surumú ist nahe. Wir hören ihn brausen. Es ist Ulókemelu, der Papageienfall, seine größte Stromschnelle. An drei elenden Makuschíhütten machen wir kurze Rast. Hier wohnt der alte Ukaliáng. Seine Frau reicht mir ein gelbes, säuerlich schmeckendes Erfrischungsgetränk. Es ist aus essbarem Kürbis hergestellt. Vielleicht hat sie es gekaut; doch, was schadet das! Weiter geht der Marsch, eine kurze Strecke dicht am Ufer des Surumú entlang, der fortgesetzt Schnellen bildet. Mühsam arbeiten wir uns durch einen tiefen Sumpf und schreiten dann auf felsigem Pfad durch hügelige Gegend. Jede kleine Erhebung hat ihren Namen: Ataítai-eping, Moró-eping, Ualíliai-eping usw. Wollte man nach indianischen Gesichtspunkten kartographieren, man müßte einen Riesenmaßstab nehmen, um alle Namen unterzubringen. — Wieder kommen wir dem rauschenden Surumú ganz nahe, entfernen uns aber dann vorläufig von ihm. Er geht nach Nordosten weiter, während wir die östliche Richtung beibehalten. An einem schmalen Bach, dessen langsam fließendes Wasser fast heiß anmutet, treffen wir einen einsamen Fischer, einen Makuschí vom anderen Ufer des Surumú, das einzige menschliche Wesen in dieser Graswüste. Zögernd kommt er heran und wechselt mit Pitá ein paar Worte. Mich würdigt er kaum eines Blickes. Wir müssen noch einen mit spitzen Steinen übersäten, niedrigen Höhenzug überschreiten, bevor wir an unser heutiges Ziel kommen, zwei Makuschí-Hütten brasilianischen Stils. Der Hausherr, Antonio Tauarí[2], wie ihn Neves zu taufen für gut fand, ist nicht da. Seine Frau nimmt uns freundlich auf und bewirtet uns nach Vermögen. Einige kleine Kinder krabbeln umher. Die älteste Tochter, einen bildhübschen, wilden Backfisch mit feurigen, schwarzen Augen, lernte ich als Kindermädchen in São Marcos kennen. Von den zahmen Tieren stammen eine Truthahnfamilie und ein Perlhuhn sicherlich aus Neves' Hühnerhof.

Auf eine sternklare Nacht folgt ein klarer, heißer Sonnentag. Wir wenden uns nun nach Süden über endlose flache Savanne, die auf beiden Seiten von niedrigen Gebirgszügen und Felskuppen eingefaßt ist. Zahlreiche hohe Termitenhaufen geben der Landschaft ein eigenartiges Gepräge.

[1] *mureí-apúng* = Bank-Sitz (Brett).

[2] „Tauarí" bezeichnet im Brasilianischen den rotbraunen, feinen Baststoff eines Laubbaumes, der als Zigarettendeckblatt benutzt wird: Lecythis Ollaria (Lin.).

Unsere kleine Karawane zeigt zu den verschiedenen Zeiten des Vormittags ein ganz verschiedenes Bild. In den kühlen Morgenstunden schreiten wir in geschlossenem Zug unter lebhafter Unterhaltung rasch dahin. Scherzworte fliegen von einem zum andern, hin und wieder erschallt fröhliches Gelächter. Die Sonne steigt höher und höher. Die Hitze wird immer drückender. Die Träger keuchen unter der schweren Last. Allmählich löst sich unser geschlossener Zug. Hier bleibt einer zurück und macht zur Erholung auf einen Hirsch Jagd, der, aufgeschreckt von dem Lärm, über den Weg sprang. Dort hocken ein paar Träger erschöpft unter einem der vereinzelten Bäume, dessen verkrüppelte Krone nur notdürftig Schatten spendet. Die glühende Luft nimmt Rede und Atem, und alles ist froh, wenn an einem Bach unter einer Baumgruppe Mittagsrast gemacht wird. Erst eine halbe Stunde später treffen die letzten Nachzügler ein und lassen sich mit ihrer Last ermattet zu Boden fallen. Eine Zigarette hebt rasch die gesunkenen Lebensgeister. Der Magen fordert sein Recht. Jeder greift gern nach dem Mahl, das unsere Köchin, die stets die Erste ist, inzwischen bereitet hat, und wenn es auch nur ihre berühmte violette „Kartoffelsuppe" ist. (Abb. 17)

Heute kürzen wir die Mittagspause sehr ab, denn unser Ziel, ein Waldstreifen, ist nahe. Es ist der Galeriewald des Surumú, den wir kurz nach 1 Uhr erreichen. Der Fluß scheint hier tief zu sein und strömt ruhig. In einem schadhaften Einbaum, den wir im Hafen am Ausgang des vielbeschrittenen Pfades finden, fahre ich zum anderen Ufer. Etwas landeinwärts liegt dort auf der Savanne der aus mehreren Hütten bestehende Wohnsitz Ildefonsos. „Alleluja" nennt ihn der alte Gauner, der durch seine kriechende Frömmelei anfänglich die Pater täuschte, bis auch sie seine wahre Natur erkannten. Er selbst ist heute Morgen nach São Marcos gefahren. Seine ältere Frau Maria — er hat sich neuerdings noch eine junge zugelegt — bringt mir auf Veranlassung von Pitá eine Kürbisflasche voll Kaschirí.

Um 3 Uhr fahren wir ab in einem größeren Plankenboot (Montaria), das dem alten Julião gehört. Pitá sitzt am Steuer, sein Sohn Mario schöpft Wasser aus, denn der alte Kasten ist leck. Als Ruderer kommt zu meinen drei Jungen, Pirokaí, Manduca Wapischána und dem Majonggóng, ein Makuschí hinzu, Pedro, ein jüngerer Bruder Pitás und Ildefonsos. Auch ihn sah ich schon 1905 in Manaos. Er kennt am besten die nun folgenden bösen Stromschnellen.

Rasch geht es in südlicher Richtung den von schmalem Waldgürtel eingefaßten Fluß abwärts. Nach kurzer Fahrt öffnet sich links die Mün-

dung des Cotingo oder Cotinga, der vom Ostabhange des Roroíma-Gebirges kommt. Die Indianer nennen diesen Fluß Kutíng und bezeichnen, im Gegensatz zu unsren Karten, den Surúng, wie sie sagen, als seinen Nebenfluß. Diese Ansicht scheint mir die richtigere zu sein, zumal der Cotingo offenbar mehr Wasser führt als der Surumú oder Zurumá (Surumá), wie ihn Schomburgks Karte nennt. Bei beiden Flüssen hat das Wasser die gleiche, weißlich grüne Farbe. Rechts tritt die Savanne unmittelbar an das hohe, sandige Ufer heran. Vor uns im Südosten erscheint eine ferne Kuppe, Serra Cuácuá.

Bald wird die Strömung reißend. Hohe Felsen ragen mitten aus dem Fluß auf. Unter anfeuerndem Geschrei des Häuptlings passieren wir die Stromschnelle Maikaíue-tepö. In ihrem gewaltigen Strudel, an dem wir scharf vorbeisausen, wohne eine große Schlange, welche die Boote auf den Grund ziehe. Weiterhin, soweit wir blicken können, Felsen und spritzende Wogen. Aufregende Fahrt. Heftig stoßen wir auf einen Felsen unter dem Wasser. Doch wir kommen hinüber. In einem riesigen Felsen steigen hier beide Ufer empor. „Pedra grande" nennen deshalb die Brasilianer den Platz.

An einer kleinen Hütte legen wir an. Es ist ein „Retiro", ein Vorwerk der großen Viehwirtschaft Frechal weiter unterhalb. Der Vaqueiro, ein Stammesgenosse Pitás, ist abwesend, nur Frauen mit Kindern sind da. Auf einem großen Rost brät über langsamem Feuer Ochsenfleisch. Für Perlen und anderen Tand überläßt man uns einige schon etwas anrüchige Rippenstücke. Meine Makuschí-Sprachkenntnisse rufen bei den freundlichen Frauen lautes Entzücken hervor. Pitá holt Kaschirí aus einer benachbarten Hütte, wo ein „Onkel" von ihm wohnt. Früher habe hier eine große Maloka (Sippenhaus) der Makuschí gestanden.

In der Nacht kuriert mein Majonggóng im Hinterraum der Hütte ein krankes Kind. Eine Rassel hat er sich dazu aus der Sammlung geborgt. Pirokaí vertritt die Stelle seiner Frau. Er hockt neben ihm und zündet ihm von Zeit zu Zeit die schweren Zigaretten an, die sich Manduca zu der Kur von mir ausgebeten hat.

Früh am anderen Morgen setzen wir unsere Reise fort. Im Westen, nicht sehr weit, erhebt sich einsam über der flachen Savanne eine runde Kuppe, Serro Maruaí. Hinter uns, fern im Norden, erblickt man den blauen Höhenzug des „Mondgebirges" Kapoi-eping, das man von Koimélemong deutlich im Osten sieht. Die tückischen Felsen und Stromschnellen wollen kein Ende nehmen. Wieder kommt ein böser Absturz. Wonekaiselálu sagt Pedro; ein Name, so lang wie die Schnelle, die er bezeichnet.

Wir halten an einem Felsen und beraten uns über den besten Weg. Unterhalb in sicherem Fahrwasser kreuzt ein Kanu mit Indianern den Fluß. Wir rufen und winken, doch die Kerle achten nicht darauf und verschwinden hinter den Uferfelsen. Wir steigen wieder ins Boot. Die Mannschaft hat die Ruder eingezogen. Wir lassen uns treiben. Nur der Steuermann hält mit seinem breiten Paddelruder das Boot in gerader Richtung. Pedro, der das verantwortliche Amt des Proeiro (Vorruderers) hat, steht aufrecht und schaut zweifelnd voraus. Er wechselt mit Pitá ein paar hastige Worte. Mit seinem Ruder gibt er die Richtung an. So treiben wir bis an den Kopf des Absturzes. Rasch setzt sich Pedro. Ein kurzer Befehl. Mit voller Kraft werden die Ruder eingesetzt. In schwindelnder Eile geht es hinein in den Wogenschwall, vorbei an Felsen, an gurgelnden Strudeln. „Haí--haí--haí! Já vai! já vai!" („Hai--hai--hai! Es geht schon! Es geht schon!") schreit aufmunternd der Häuptling. Heftig pocht für Augenblicke das Herz. Man ist noch nicht wieder an solche wilde Fahrt gewöhnt. — Schon sind wir durch. Einige Spritzer sind ins Boot gekommen. Das ist alles. Wohlgefällig lachend schaut Pitá zurück auf die schäumenden Wogen.

Die Felsen bestehen aus Granit oder Glimmerschiefer, der mit Quarz stark durchsetzt ist. Dazwischen findet sich zahlreiches Geröll aus rotem Jaspis.

Es kommt nun eine längere ruhige Strecke. An jeder Flußwindung hat das Wasser das Ufer, das der Strömung ausgesetzt ist, abgerissen und den Sand an der gegenüberliegenden Uferspitze angeschwemmt, sodaß schroffe Sandufer mit flachen Sandbänken beständig abwechseln. Jede schärfere Biegung des Flusses zeigt dieses gleiche Bild. Die Vegetation ist äußerst dürftig. Hin und wieder ein schmaler Streifen lichten Waldes, krüppelhaftes Buschwerk, das von vereinzelten hohen Bäumen überragt ist, meist aber die dürre Steppe in ihrer farblosen Einförmigkeit. Das Tierleben ist sehr spärlich und beschränkt sich auf einige Wasservögel, besonders weiße und silbergraue Reiher, deren Fleisch aber, wie an allen Flüssen mit weißem Wasser, tranhaltig und daher wenig genießbar ist. Anders ist es mit den großen, grünen Leguanen, die hier und da auf den Zweigen der Uferbäume ein beschauliches Dasein führen und gewöhnlich nur dem scharfen Jägerauge des Indianers sichtbar werden. Ihr Fleisch ist recht schmackhaft und zartem Hühnerfleisch nicht unähnlich.

An einer Makuschí-Hütte auf dem rechten Ufer machen wir kurzen Halt. Ildefonsos Boot liegt im Hafen. Er kommt plötzlich selbst an und ist von kriechender Liebenswürdigkeit gegen mich. Er scheint also jetzt zu wissen, wer ich bin! Seinen Bruder grüßt er nicht einmal. Ich nehme gar keine Notiz von dem Heuchler. Da gibt er es auf und verschwindet.

Gegen Mittag fahren wir wieder unter dem üblichen Geschrei durch eine lange Stromschnelle, Molipoeselálu, in der die beiden jetzt verstorbenen Benedektiner kenterten und alles verloren. Um ein Haar wäre es uns ebenso ergangen. Die heftige Strömung treibt uns auf einen Felsen. Das Boot kracht in allen Fugen. Noch im letzten Augenblick stößt es Pedro mit dem Ruder ab.

Auf dem linken Ufer liegen ein paar Hütten halbzivilisierter Wapischána. Es sind Bedienstete der nun folgenden Viehwirtschaften. Portugiesische Flüche, europäische Lumpen, Gier nach Schnaps, das ist ihre ganze Zivilisation! Wir frühstücken auf einigen Felsen, soweit Wolken von Piuns, eine arge Plage des Cotingo und Surumú, uns zu einem reinen Genuß kommen lassen. Währenddessen fährt Ildefonso schweigend vorüber. Er ist tief gekränkt und dreht uns den Rücken zu. Um so besser!

Nachmittags passieren wir die Stromschnelle von Maruaí, die letzte bis São Marcos. Gleich unterhalb mündet rechts das gleichnamige Flüßchen, der einzige größere Zufluß des Cotíngo nach seiner Vereinigung mit dem Surumú. Der Maruaí ist von schmalen Streifen lichten Waldes begleitet bis zu der niedrigen Kuppe, die denselben Namen trägt, kommt aber nicht von dieser, sondern entspringt weiterhin in der Savanne. Oberhalb seiner Mündung besteht das 6 bis 8 m hohe Ufer aus rot-weißem, fettigem Ton.

An einer Sandbank halten wir. Mario hat zu viel Ochsenfleisch gegessen und erbricht sich fürchterlich, ist aber nach dieser Entleerung wieder kreuzfidel.

Die Hütten der Viehzüchter folgen jetzt rasch nacheinander auf beiden Ufern. Eine weiße Frau ruft Pitá zu: „O Manuel, hast du mir nichts mitgebracht? Keine Bananen, kein Maniokmehl, keine Fische?“ Es ist eine Peruanerin, die Frau des Negers Menandro, eines Angestellten von Frechal. Meine Leute ahmen ihre kreischende Stimme spottend nach. Pitá schmunzelt. — Vor einer Brasilianerhütte auf hohem Sandufer, das sich weit erstreckt und von den Makuschí Dakábi genannt wird, kriechen sechs nackte, braune Jungen spielend auf allen Vieren hintereinander her. Als wir sie anrufen, fliehen sie die steile Böschung hinauf. Der Kleinste kann nicht mit und schreit jämmerlich, bis ihn der ältere Bruder holt.

Die Fazenda Frechal, an der wir am nächsten Morgen vorbeifahren, liegt auf dem rechten hohen Ufer. Es ist der Hauptplatz der riesigen Besitzungen des verstorbenen Sebastião Diniz. Bis hierher kommen bei normalem Wasserstande die kleinen Lanchas (Dampfboote), um Rindvieh zu holen. Hinter den strohgedeckten Häusern zieht sich die niedrige Kette

gleichen Namens nach Westen. Flußabwärts liegen auf demselben Ufer fünf große Wapischána-Hütten.

Eine weitere Stunde Fahrt bringt uns zum Tacutú. Er ist vor der Mündung des Cotíngo nur wenige Meter breiter als dieser, der 265 m mißt. Nach der Vereinigung beträgt seine Breite etwa 345 m. Das Wasser, die Szenerie der Ufer sind bei beiden Flüssen dieselben. Von rechts empfängt er bald ein Zuflüßchen. das die Makuschí Anaí-ute, die Brasilianer Igarapé do Milho (Maisbach) nennen. An ihm hatte Ildefonso seinerzeit ein großes Dorf, aber seine Leute, auch Pitá, verließen ihn, weil er ein Lump war.

Bei der Ansiedlung Tupucú oder auch Tipucú auf dem linken Ufer, die mit ihrem weißen, ziegelgedeckten Haus einen recht zivilisierten Eindruck macht, begegnen wir der Lancha „Senador Silverio", die nach Frechal fährt, um Ochsen zu laden. Verwundert schauen uns die weißgekleideten Cavalheiros nach. Sie wissen nicht recht, was sie aus mir verwildertem Kerl machen sollen.

Am 19. August fahren wir frühzeitig ab, um noch zum zweiten Frühstück in São Marcos zu sein.

Der untere Tacutú hat einige bewaldete Inseln. Links münden unbedeutende Zuflüßchen, die von stattlichen Miritípalmen begleitet sind. Das rechte Ufer ist mit lichtem Walde bedeckt. Nahe der Mündung liegt auf der Höhe des linken Ufers das sogenannte ‚Acampamento", ein brasilianischer Militärposten von einigen 20 Mann unter einem Leutnant. Ein paar Rothosen lungern vor ihren Strohhütten herum, andere baden unten am Hafen und gröhlen uns ihr Niggerlachen nach, während wir rasch vorüber fahren.

Militärisch hat dieser Grenzposten jetzt gar keine Bedeutung mehr. Die Kommandanten haben ebenso wenig zu tun, wie ihre Untergebenen, und treiben nebenbei einen schwunghaften Handel mit Waren, die sie verhältnismäßig billig aus Manaos beziehen und mit gutem Gewinn an die Ansiedler absetzen, oder sie bereichern sich durch andere Praktiken. Daher ist diese Stelle auch von Offizieren aus der Hauptstadt unter Umständen gesucht. Mancher leichtsinnige Leutnant hat sich hier schon „arrangiert" und lebt jetzt als stolzer Grundbesitzer am Rio Branco.

Acampamento gilt als Ersatz für das alte Fort São Joaquim, das im Jahre 1775 von den Portugiesen zum Schutz gegen die spanischen Einfälle von Westen her angelegt wurde. Seine Ruinen liegen nicht weit von hier am Zusammenfluß des Tacutú und Uraricuéra. Die festen steinernen Mauern sind von Gestrüpp überwachsen, lassen aber noch die Parallelo-

---

Seite 73, Zeile 5 von oben muß es heißen:
„Nach der Vereinigung beträgt seine Breite 435 m"

gramm-Gestalt des alten Fort erkennen, das infolge seiner beherrschenden Lage über drei lange Flußstrecken ein strategischer Punkt erster Ordnung gewesen sein muß.

Um 10 Uhr fahren wir in den breiten Uraricuéra ein und liegen eine halbe Stunde später vor São Marcos. Schmidt kommt mir zum Hafen entgegen. Er ist sehr erfreut, da er mich noch nicht erwartet hat. Doch haben Indianer vor zwei Tagen die Nachricht gebracht, daß wir auf dem Marsch wären.

Hermann Schmidt stammt aus Wittstock a. D. und hat ein bewegtes Leben hinter sich. Vor 10 Jahren kam er als Kolonist nach Rio Grande do Sul und ging von da in die bald aufgegebene Kolonie Campos Sales bei Manaos. Dann wurde er Angestellter des „Museu Amazonense“ in Manaos, in dessen Auftrag er unter anderem auch am Rio Branco und Tacutú lebende Tiere und Ethnographica sammelte. Infolge Geldmangels und schlechter Verwaltung kam diese hoffnungsvolle Gründung nicht über die Anfänge hinaus. Die Bewohner des zoologischen Gartens gingen ein oder wanderten in die Küche des notleidenden Direktors. Die schönen ethnographischen Sammlungen wurden in alle Winde zerstreut. Zwei wertvolle Signaltrommeln vom Uaupés dienten den Arbeitern als Brennholz. Hermann Schmidt aber ergriff wieder den Wanderstab und begab sich zum oberen Rio Negro, den er schon von einer früheren Reise her kannte. Hier folgte er meinen Spuren, sammelte am Uaupés und Içána für nordamerikanische Museen und genoß, wie ich, die unbeschränkte Gastfreundschaft meines verehrten Freundes, des trefflichen alten Don Germano Garrido y Otero in São Felippe. Dort erreichte ihn meine Aufforderung, an dieser Expedition teilzunehmen. Die schlechten Verkehrsverhältnisse am unteren Rio Negro hielten ihn in Sta. Izabel, dem Endpunkt der Dampferfahrt, einen ganzen Monat zurück. Sonst wäre er wohl schon in Manaos zu mir gestoßen.

Es sind wieder eine Menge Menschen hier in São Marcos, auch Gouveâ mit seinen schönen wilden Augen und Brito, der Einsiedler von Chiquiba, alle mit Winchestern bewaffnet. Die Politik spielt eine große Rolle. Auf die Nachricht, daß die Polizei sein Haus mit allem Inhalt angezündet und seine Frau gefangen gesetzt hätte, war Gouveâ mit 60 Schwerbewaffneten vom Uraricuéra in Boa vista erschienen. Doch hatten sich dort die sämtlichen Behörden bei Zeit nach Manaos in Sicherheit gebracht. Das Nest sei jetzt wie ausgestorben. Man erwartet hier ein größeres Polizeiaufgebot, und dann wird es wohl wieder neuen Spektakel geben.

Ildefonso ist nur kurz hier gewesen und dann über Land zurückgekehrt. Neves hat seinem Gevatter den Standpunkt klar gemacht.

Weitere Briefe und die von mir bestellten Waren sind noch nicht angelangt. Die Verbindung mit der zivilisierten Welt ist unterbrochen. Der Fluß sinkt rapid. Auch die Lancha „Senador Silverio“ kehrt unverrichteter Dinge vom Tacutú zurück. Wegen des niedrigen Wasserstandes ist sie nicht mehr bis Frechal gekommen und fährt auch nicht durch den Furo do Cujubim bis Manaos, sondern nur bis Boca da Estrada am Kopf der großen Stromschnelle von Caracarahý. Der Kommandant Caetano, ein kleiner cholerischer Portugiese, hat schweres Fieber und noch schlechtere Laune als gewöhnlich. Meine Bitte, einen Teil meiner Sammlungen mitzunehmen, schlägt er rundweg ab.

Acht Tage bleiben wir in São Marcos und haben tüchtig zu tun, um fertig zu werden. Am Tag sägen, packen und nageln wir in der kleinen Kapelle. — Der Heilige möge es uns verzeihen! — Bei Nacht schreibe ich Briefe und Berichte oder mache astronomische Beobachtungen am Theodolit bis zum frühen Morgen. In der Veranda des Wohnhauses wird wieder bei Tag und bei Nacht leidenschaftlich politisiert. Die Gäste kommen und gehen.

Am 26. August sind wir mit allem fertig; aber wie die vielen Kisten und Ballen nun flußabwärts und nach Manaos kommen sollen, ist mir vorläufig ein Rätsel. Der freundliche Sargento vom Militärposten, der in dienstlicher Angelegenheit im leichten Boot nach Manaos fährt, nimmt wenigstens meine Briefe und ein Kistchen mit fertigen Platten mit. Das Übrige stapeln wir in der Kapelle auf, die mit Wellblech gedeckt und ziemlich regendicht ist. Hier mag es bleiben im Schutze des Heiligen bis zu günstigeren Zeiten.

6. KAPITEL.

WIEDER IN KOIMELEMONG.

Am nächsten Morgen fahren wir ab in einem größeren, festen Boot, das mir mein Gastfreund zur freien Verfügung stellt, denn unser altes Boot war den Strapazen nicht gewachsen und ist leck wie ein Sieb. Neves will in einigen Tagen zu Pferd nachkommen. Der Weg über Land, der in gerader Richtung geht und die Flußwindungen abschneidet, ist bei weitem kürzer, und wenn man die nötigen Träger hat, die uns leider fehlen, zieht man ihn dem langweiligen und beschwerlichen Wasserwege vor.

Der Tacutú ist an seiner Mündung ziemlich tief und strömt stark, sodaß wir nur langsam vorwärts kommen. Bald wird er flacher und zeigt viele große Sandbänke. Mit Varas (Stangen) stoßen die Leute das Boot im seichten Wasser rasch weiter.

Am 30. August lagern wir am Retiro de Maruaí, einem Vorwerk von Frechal, wo der Neger Menandro seinen zeitweiligen Wohnsitz hat. Er holt uns selbst in sein Haus, das etwas landeinwärts auf freier Savanne liegt. Das gute Abendessen, das uns seine weiße lebhafte Donna vorsetzt, wird leider sehr beeinträchtigt durch eine Tranfunzel, die die festliche Beleuchtung liefert und mir ihren Qualm in den Mund sendet, so oft ich ihn zu einem guten Bissen öffne. Menandro war unter dem Kaisertum Soldat in Cucuhý an der brasilisch-venezolanischen Grenze und kennt den oberen Rio Negro gut. An Gesprächsstoff fehlt es uns daher nicht. Er schimpft auf alles, auf die Regierung, auf Bento Brazil, auf die Missionare. Man hat die Auswahl. Wir sollen die Nacht im Hause bleiben. Ich lehne ab und schlafe bei den Booten, wie es meine Gewohnheit ist. Aus dem ersten Schlummer werden wir durch lautes Geschwätz und Gelächter aufgestört. Der Häuptling und Pirokaí sind noch einmal im Hause gewesen und haben Schnaps bekommen, den beide nicht vertragen können. Ärgerlich weise ich sie zur Ruhe.

Natürlich ist meine Stimmung am anderen Morgen nicht gerade rosig, und ich fertige einen jungen Schwarzen kurz ab, der uns im Namen Menandros einlädt, ins Haus zu kommen und frische Milch zu trinken. Neves sei schon angelangt. Auch frisches Fleisch sollten wir mitnehmen. Das fehlte uns gerade noch, daß wir mit betrunkenen Leuten den nächsten schlimmen Katarakt passierten, der gleich oberhalb braust. Doch geht alles gut. Pitá und Pirokaí strengen sich ganz besonders an, um den schlechten Eindruck zu verwischen.

Bei Pedra grande treffen wir am nächsten Tag eine Bande nackter und mit schwarzen Genipápo-Mustern bemalter Indianer, Monoikó, von einem Unterstamme der Makuschí, die in den Gebirgen östlich vom unteren Cotíngo ihre Sitze haben. Sie sind mit ihrem alten Häuptling Peré gekommen, um „den Doktor zu sehen". Die kräftigen Kerle, die durch rohe, breitnasige Züge auffallen, ziehen unser schwerbeladenes Boot unter wildem Geschrei rasch über die lange Stromschnelle, die bei dem niedrigen Wasserstande von Felsen starrt und noch gefährlicher ist, als bei der Talfahrt. Minutenlang hängt das Heil der Expedition an dem fingerdicken, straffgespannten Tau. Reißt es, so ist alles verloren. Kurz vor Sonnenuntergang kommen wir am Hafen des Fußpfades an. Neves und sein Freund Antonio, ein

Pernambucaner, sind drüben im Hause Ildefonsos. Sie laden uns brieflich zum Abendessen ein. Doch wir müssen noch arbeiten. Das Gepäck wird ausgeladen, auf untergelegten Baumstämmen zusammengestellt und gut gedeckt. Bis gegen Mitternacht stehen wir am Theodolit. Astronomische Beobachtungen mit Hindernissen! Die Sterne verstecken sich zeitweise schamhaft hinter Dunst und Wolken. Dazu unzählige Moskiten. Hat man einen Stern endlich im Fadenkreuz, dann spürt man wohl einen plötzlichen Stich. Man zuckt zusammen und muß die Arbeit von neuem beginnen. Es kommt noch viel Besuch ins Lager. Frauen bringen schweres Kaschirí, und die Unterhaltung wird immer lebhafter. Die fremden Indianer schauen uns bei unserer geheimnisvollen Arbeit zu und tauschen flüsternd ihre Ansichten aus. Ich lasse sie durch mein scharfes Glas den Mond betrachten. Sie staunen über sein „pockennarbiges Gesicht". „Alle Sterne, auch der Mond, sind Leute!" sagt mein Majonggóng, und der muß es doch wissen.

Kaum liegen wir in den Hängematten, da prasselt ein sintflutartiger Regen auf uns herab, der im Nu alles durchnäßt. Wir flüchten unter die Zelttücher, mit denen das Gepäck gedeckt ist, und erwarten, eng aneinander geschmiegt, vor Kälte zitternd, den fernen Morgen. Erst mit Sonnenaufgang schließen sich die himmlischen Schleusen.

Ich lasse mich übersetzen. Ildefonso empfängt mich sehr höflich an der Spitze von einigen hundert nackten Makuschí und Monoikó, die alle festlich bemalt und mit Schmuck behängt sind. Ein junger, schlanker Bursche hat sich besonders fein gemacht. Auf dem Kopf trägt er eine Krone aus grünen und roten Papageifedern, die hinten von zwei langen Schwanzfedern des roten Arára überragt werden. Die durchbohrten Ohrläppchen und das Nasenseptum zieren halbmondförmige Silberplättchen, die durchbohrte Unterlippe ein Muschelglöckchen mit langem Baumwollgehänge. Dicke Bündel weißer Perlenschnüre umschließen den Hals, breite Manschetten aus weißen Perlenschnüren die Handgelenke und die Beine über den Fußknöcheln. Unter den Knien sind die Beine mit weißen Baumwollschnüren fest umwickelt, deren Enden lang herabhängen. Die Oberarme sind geschmückt mit runden Stücken Schneckenschale, deren braune Oberfläche so abgekratzt ist, daß geschmackvolle Muster stehen geblieben sind. Die Baumwollschnüre, die zur Befestigung dieses hübschen Zierrates dienen, reichen bis zu den Knien herunter. Eine größere Anzahl weißer Baumwollschnüre bilden den Hüftgurt, von dem der Schamschurz aus starkem blauem Zeug lang herabwallt. Der schöne Körper des Stutzers glänzt von roter Farbe.

Langsam gehe ich, jedem einzelnen die Hand reichend, die Reihe

brauner Menschen entlang bis zum Hause Ildefonsos, das sich in seiner Bauart und inneren Einrichtung von der Wohnung eines brasilianischen Ansiedlers nicht unterscheidet. Die Tür ist ganz mit Bildern aus englischen und deutschen Zeitschriften beklebt, Erinnerungen an Ule, dessen Impresario der Oberhäuptling war. An zivilisiertem Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt ist, halten wir mit zivilisierten Löffeln, Messern und Gabeln von Porzellantellern ein recht zivilisiertes Mahl, Ochsenfleisch in verschiedener Zubereitung.

Auch die fremden Indianer, die mich hier zum ersten Male sehen, sind von der größten Liebenswürdigkeit gegen mich. Der Häuptling der Monoikó lädt mich ein, sie in ihren Dörfern zu besuchen, und ist ganz traurig, als ich ihm erkläre, daß ich keine Zeite hätte. Ein alter Wapischána vom Tacutú setzt sich zu mir und erzählt mir lange Geschichten in seiner harten Sprache, von den Aturaí, Tarumáng und anderen Stämmen östlich seiner Heimat. Wie gern würde ich mit ihm ziehen, um auch diese Gegenden und ihre Bewohner kennen zu lernen, über denen noch ein so geheimnisvoller Schleier liegt!

Kurz nach Mittag marschieren wir ab mit 30 Trägern und Trägerinnen und kommen gegen 4 Uhr am Wohnsitz des Makuschí Antonio Tauarí an. Der Weg kommt mir heute viel kürzer vor. Pirokaí sagt: „Jeder Weg, den man noch nicht kennt, erscheint einem länger", und er hat recht. Neves, Antonio und Ildefonso sind uns zu Pferd gefolgt.

Hinter den Hütten des alten Ukaliáng, wo wir am nächsten Tag Mittagsrast machen, schlagen wir einen anderen Pfad ein, der in nordwestlicher Richtung über einen Ausläufer der Serra do Banco direkt zum früheren Dorfe Pitás führt. Nach beschwerlichem Marsch über felsiges Hügelland kommen wir dort an.

Am Ufer eines kleinen Baches finden meine Leute acht große, längliche Eier mit harter, weißer, etwas rauher Schale. Sie stammen vom Jacaré-tínga, dem kleinen, eßbaren Alligator. Das Nest ist ein Haufen trockener Blätter, nur dem geübten Indianerauge erkennbar. Im Uferschlamm sind ganz frische Spuren. Das Tier muß in der Nähe sein. Die Indianer ahmen täuschend seinen halblauten Lockruf nach, aber vergeblich.

Einen Kilometer vor dem Dorf erwartet uns meine gute Wapischána-Köchin mit einigen großen Kürbisflaschen voll Kaschirí. Der fürsorgliche Pitá hat sie geschickt. Schmidt, der sich gestern die nackten Füsse wund gelaufen hat, ist den letzten Teil des Weges auf Ildefonsos Pferd geritten. Jetzt hat er Blasen an einem anderen Körperteil und schimpft auf den armen Gaul.

Viele Leute von Koimélemong sind da, um mich schon hier zu begrüßen. Sie freuen sich, mich wiederzusehen, denn „alle Leute haben den Doktor gern", wie Pitá immer wieder mit lauter Stimme versichert. — Ich bin stolz auf das Lob. — Leider bringen sie auch traurige Nachrichten mit. Während unserer Abwesenheit sind drei Taulipáng gestorben, zwei Alte, darunter der Schwerkranke mit dem „geweihten Tier" im Leib, und einer meiner jungen Freunde, der Sohn des einen Zauberarztes. Sie sollen vom „Kanaimé" getötet worden sein, so sagt man mir, wahrscheinlich von Pischaukó, den Erbfeinden der Taulipáng, deren Überbleibsel sich im Quellgebiet des Surumú weitab im dichten Walde ohne Verkehr mit anderen Stämmen herumtreiben sollen.

Am nächsten Tag kommen wir frühzeitig in Koimélemong an. Wieder treffen wir eine gute Strecke vor dem Dorf ein Häuflein Kaschiríjungfrauen. Der Empfang ist ebenso feierlich wie bei meiner ersten Ankunft. Wohl 500 Hände und Händchen müssen wir schütteln. Es sind schon zahlreiche Festgäste erschienen und mehr noch werden erwartet.

Das Auszahlen meiner vielen Träger und Trägerinnen ist, wie immer, eine schwierige Sache, da der eine dies, der andere das haben will. Doch sind zum Schluß alle zufrieden, da ich viel besser bezahle als die Fazendeiros. Die fremden Indianer kehren sofort in ihre Heimat zurück. „Diese Monoikó sind Kanaimé!" sagen die Hiesigen. Natürlich! —

Am 6. September reiten die beiden Brasilianer mit Ildefonso zurück. In wilder Karriere sprengen sie über den Dorfplatz und hinaus auf die Savanne, wobei Antonio zum allgemeinen Ergötzen vom Pferd fällt. — Ich bin nicht traurig über den Abschied, denn sie störten sehr das Gesamtbild. Auf meinen halbzivilisierten Pirokaí übten sie einen demoralisierenden Einfluß aus, doch wird er nach einigen Anschnauzern wieder vernünftig. Die Taulipáng hielten sich in diesen Tagen scheu zurück. Auch Pitá ließ sich wenig sehen. Er ging seinem verhaßten Bruder aus dem Weg, der sich überall breit machte und als den Oberhäuptling aufspielte.

Es kommen noch Hunderte von Indianern, von ihren Häuptlingen geführt, in einzelnen langen Zügen an, manche im Tanzschritt, bemalt und reich geschmückt, hübsche Diademe auf den schwarzen Köpfen oder im grotesken Parischerákostüm, Makuschí, Wapischána und Taulipáng vom Parimé, Majarý, Cauamé, Uanarú, zum Teil weit her. Bei unserer Ankunft haben wir das Volk gezählt. Es waren 160 Männer, 169 Weiber, 96 Knaben, 75 Mädchen und 53 Säuglinge, im ganzen also 553 Personen. Jetzt sind es weit mehr, an 1000.

Pitá hat das Fest hinausgezögert, bis die unliebsamen Besucher weg

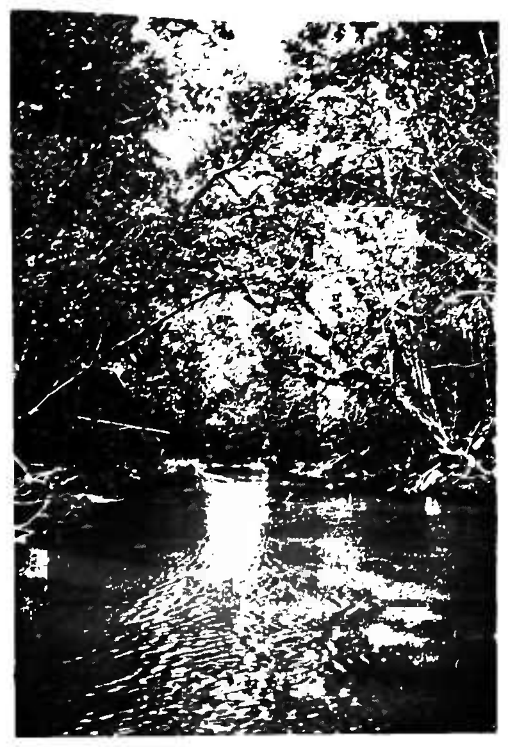
waren. Am 7. September beginnen die Tänze in der bekannten Weise. Pitás Festtracht verdient beschrieben zu werden. Mit einigen Sachen, die ich ihm schenkte, hat er sich wunderbar zurechtgemacht. An einer alten Offiziersschärpe, die seine Lenden umgürtet, hängt ein Infanterie-Seitengewehr. Auf seine graue Zwillichjacke hat ihm seine Frau stolze Pionierepauletten genäht. Auf dem Kopf trägt er eine Radfahrermütze. Die Marke, die das Futter trug, hat er vorn an die Mütze geklebt, und so prangt über seinem ewig lachenden, schlauen Gesicht die bezeichnende Inschrift „Tip-top"!

Das Fest nimmt einen sehr soliden Verlauf. Schon abends gibt es kein Kaschirí mehr, und um 11 Uhr nachts ist der Parischerá zu Ende. Dann tanzen wir „Arärúya" bis zum anderen Morgen. Um Mittag sind fast alle Gäste verschwunden. Es ist zu wenig Nahrung hier für so viele Menschen.

Der alte Häuptling von Maloka Bonita, der „Engländer", wie wir ihn nennen, wollte mich durchaus mitnehmen zu einem weiteren großen Tanzfest, das in seinem Dorf stattfinden soll, aber ich habe genug.

Was soll ich von den folgenden Tagen viel erzählen? Sie waren ebenso schön, ebenso friedlich, aber auch ebenso arbeitsreich wie bei meinem ersten Aufenthalt in Koimélemong. — Nicht die „Wilden" waren es, die uns quälten, nicht die Stechmücken, die von Tag zu Tag weniger wurden, nein — eine der modernsten Errungenschaften der Zivilisation, von der die Forschungsreisenden vor zwanzig Jahren noch nichts ahnten, der Kinematograph!

Tag für Tag plagen wir uns mit dem schweren Kasten ab, der anfangs allen unseren Bemühungen spottet. Trotzdem wir jede Vorschrift genau beachten, verwickelt sich nach wenigen Metern der Film. Das unbrauchbar gewordene Stück muß abgeschnitten und verbrannt werden, damit die Indianer kein Unheil anrichten. Die gutmütigen Leute harren geduldig in der glühenden Hitze aus, sie halten mit ihren Tänzen, mit ihren Arbeiten inne, bis ich eine neue Kassette eingesetzt habe. Ich kurbele weiter, und schon wieder stockt die Geschichte. So geht viel Material, viel Zeit, viel Geduld verloren. Die Films müssen sofort nach dem Belichten aus der Kassette genommen und, mit Staniol umwickelt, in Blechdosen verpackt werden. Halbnackt hocke ich unter dem engen Dunkelkammerzelt, einem Schwitzbad in des Wortes verwegenster Bedeutung, denn schon draußen sind es um die Mittagszeit 35° C im Schatten. Lange nach Mitternacht kommen wir häufig erst zur Ruhe, und noch im Schlafe kurbeln wir weiter.





23. Galeriewald des Kata.



24. Am Tschita-ute.



25. Fernblick auf Roroima.

Schmidt ist mir ein treuer Gehilfe, aber diese mannigfache Arbeit unter einem solchen Gewimmel von Menschen ist fast zu viel, selbst für zwei, die Tag und Nacht arbeiten, wie wir es jetzt meistens tun. Dazu kommt, daß man bei der anstrengendsten, nervenaufreibenden Arbeit, dem Kinematographieren, keinen Erfolg sieht, der einen immer wieder anfeuern würde, da man die Films hier nicht entwickeln kann und alles dem Zufall überlassen muß[1].

Um so schöner sind die wenigen Erholungsstunden an den jetzt so herrlichen Sommerabenden. Ein weicher und doch erfrischender Wind streicht nach der Hitze des Tages von Osten her schmeichelnd über die ausgedörrte Savanne. Der Vollmond streut in grellem Wechsel Licht und Schatten über den weiten Dorfplatz. Die Gebirge im Norden stehen in Flammen. Indianer, die vom Roroíma kamen, haben das dürre Gras angezündet. Seit Tagen haben wir die prächtigste Illumination. Feuerschlangen kriechen die Abhänge hinan, vereinigen sich hier zu einem düster leuchtenden Flammenmeer und scheinen sich dort zu fliehen, wenn ein breites Tal sie trennt. Unermüdlich zirpen die Grillen; der einzige Laut aus der schweigenden Savanne. Vom Ende des Dorfes ertönt schauerlicher Gesang. Der Zauberarzt kuriert dort einen Fieberkranken.

Lang ausgestreckt liege ich auf dem Boden, der eine Wärme ausstrahlt wie eine Ofenplatte. Ich schaue den Spielen der Kinder zu oder unterhalte mich mit den intelligenten Frauen und Mädchen, die bei mir Sprachunterricht nehmen. Sie renken sich fast die Zunge aus beim Nachsprechen der schweren Wörter, die ihnen so hart vorkommen durch die ungewohnte Häufung der Konsonanten. Ihr lustiges Gelächter will kein Ende nehmen. Für alles wollen sie die deutschen Namen wissen, für Mond und Sonne, für alle Sterne, für jeden Teil des Körpers. Sie fragen mich nach den Namen meines Vaters, meiner Mutter, meiner Frau, meiner Kinder; ob ich im Gebirge oder in der Ebene wohne; was für Tiere der Erde, des Wassers und der Luft in meiner Heimat vorkämen; ob man dort sterben müsse; ob es dort auch Piasáng (Zauberärzte) gebe, und noch vieles andere. Dann muß ich singen. Es ist wie einst am Uaupés. Und was für schöne Lieder singe ich! „Annemarie, wo willst du hin . . “, „Saufen ist das Allerbest . . . “, „Ich ging mal bei der Nacht . . . “ — Die hören sie freilich nicht von den Missionaren! —

Fröhlichkeit, Friede herrscht im ganzen großen Dorf. Hier gibt es keinen Zank und Streit, nicht zwischen den Alten, nicht zwischen den

[1] Trotz aller Schwierigkeiten habe ich eine größere Anzahl wohlgelungener Films heimgebracht.

Jungen. Diese harmlosen braunen Leute, sie haben unvergleichlich mehr innere Kultur, als die halbblütigen Brasilianer, die vorgeben, sie zu zivilisieren!

Bald nach 8 Uhr verabschieden wir uns von einander mit freundlichem „*ataponténg manó!*" — „*ataponténg pípi!*" „Gute Nacht, Schwester!" „Gute Nacht, Bruder!" Die Bürgerschaft geht zur Ruhe, und für uns beginnt wieder die Arbeit.

Am 15. September schon nach Einbruch der Dunkelheit kommt P. Bonaventura, der Vorsteher der Benediktiner-Mission, mit einem Haufen Indianer und einem plumpen Ochsenkarren eigenen Fabrikates. Sie sind auf dem Wege nach Chiquiba, um Waren zu holen, die dort lagern. P. Bonaventura ist Flamländer, ein feiner, lebhafter Mann. Er hat den Kopf voll großer Pläne, ein unermüdlicher Arbeiter und passionierter Jäger. Seine Ausdauer auf dem Marsch ist selbst bei seinen Indianern gefürchtet. Freundlich lädt er mich ein, die Mission am oberen Surumú zu besuchen und recht lange dort zu bleiben.

Am anderen Tage frühmorgens zieht er mit seinen Leuten ab. Einer meiner Jungen, der ihm eine vergessene Hose nachgetragen hat, meldet, der Ochsenkarren sei im nahen Bach umgekippt, und das ganze Maniokmehl sei durchnäßt. Die Indianer lachen. Schadenfreude ist doch die reinste Freude.

Kaum ist der Pater weg, da kommt ein Neger angeritten, ein Fazendeiro vom Uraricuéra. Er ist sichtlich enttäuscht, mich noch hier zu finden, und hat ein langes Palaver mit Pitá. Er will Leute haben, die ihm aber der Häuptling rundweg verweigert, mit der Angabe, ich brauchte jetzt alle Leute für die Reise zum Roroíma und später nach São Marcos. Gegen Mittag reitet er weg, ohne von uns Abschied zu nehmen.

7. KAPITEL.

ZUM ROROIMA.

Unsere lange geplante Roroíma-Reise soll nun endlich zur Ausführung kommen. Seit Tagen dreht sich die ganze Unterhaltung darum. Mit großen Vorbereitungen brauchen wir uns nicht aufzuhalten, da wir nur das Notwendigste mitnehmen, ein paar Kisten mit Tauschwaren und die verschiedenen Apparate nebst Zubehör.

Am 19. September herrscht schon lange vor Tagesanbruch reges Leben im Dorf. Wir rüsten zum Abmarsch. Vorher gibt es noch eine kleine Auf-

regung. Eine Klapperschlange hat sich in der Nacht nahe an eine der äußeren Hütten geschlichen. Indianer spießen sie mit einem Fischpfeil und töten sie dann durch einen Schlag über das Rückgrat. Es ist ein außergewöhnlich großes Exemplar mit acht Schwanzringen. Zum Glück sind diese Bestien hier selten, besonders im Sommer.

Bald nach 8 Uhr brechen wir auf unter dem üblichen Jubelgeschrei und dem Blasen mehrerer Kindertrompeten und der Signalhuppe des Häuptlings. Es sind wohl 30 Menschen, groß und klein, die mich begleiten. Pitá nimmt seine ganze Familie mit. Auch Freund „Theodoro" ist dabei mit seiner Frau. Er ist ja Häuptling über die nun folgenden Malokas. Bis weit vor das Dorf haben sich alle Zurückbleibenden aufgestellt, um uns Lebewohl zu sagen. Wir durchschreiten den kleinen Bach, der Koimélemong umfließt, und erreichen in einer halben Stunde den Surumú, der hier etwa 50 Meter breit ist. In einem Kanu setzen wir über. Von hier aus beginnt das alte Gebiet der Taulipáng. Der Surumú bildet die Grenze zwischen ihnen und den südlichen Stämmen, Makuschí und Wapischána. Der Weg geht in nördlicher Richtung weiter und durchschneidet eine Reihe niedriger Hügel, die von den Makuschí und Taulipáng K a m a r á genannt werden. Sie sind gekrönt von riesigen Felsen in länglicher Gestalt, die aufrecht nebeneinander stehen, als hätte sie Menschenhand errichtet. Eine Gruppe täuscht aus der Ferne eine Burgruine vor. Wahrscheinlich sind es Gänge eines basischen Gesteins im Granit, der hier, wie überall, das Hauptgestein bildet. Den etwa 30 m breiten, jetzt aber sehr trockenen Y a p a r ú überschreiten wir nahe seiner Mündung in den M i á n g, indem wir von Stein zu Stein springen. Dabei gleitet ein Träger auf dem glatten Felsen aus und stürzt mit der schweren Kiste in das Wasser. Kurz nach 11 Uhr kommen wir nach O l o y a l e m ó n g, einer runden Hütte nebst Schuppen. Freundlich begrüßt uns der Hausherr, Taulipáng Antonio, den ich wegen seiner Zuverlässigkeit und seiner langen Beine zweimal als Expreßboten nach São Marcos schickte. Wir kommen heute nicht weiter. Meine Leute wollen Kaschirí trinken, das in mehreren großen Kürbisflaschen schäumt. Ich habe keine Eile. Warum sollte ich ihnen das Vergnügen nicht gönnen? Morgen steht uns ein heißer Tag bevor. Wir kommen in die Gebirge und haben einen starken Tagemarsch bis zur nächsten Niederlassung. Ein alter Hahn wird geschlachtet — für 25 starke Männer. Dazu gibt es Pfefferbrühe und Maniokfladen. In die Kiste ist nur wenig Wasser eingedrungen. Die Mittagssonne trocknet alles rasch.

Dolce far niente in den Hängematten. Ein glühend heißer Wind fegt über die dürre Savanne, die an vielen Stellen in Flammen steht. Pitá de-

monstriert mir, wie sie sich „marupiára“[1] für Jagd und Fischfang machen. Samen[2] gewisser Bäume, waikíng-epig, moró-epig usw. („Hirschmittel, Fischmittel“) werden fein gestoßen und mit Wasser angerührt. Dann nimmt er einen aus Miritífasern gedrehten Strick von der Vierteldicke eines kleinen Fingers, der am unteren Ende lang und breit auseinandergefranst ist. Am oberen Ende ist eine Miritífaser angebunden. Diese steckt er in die Nase und zieht sie unter fürchterlichem Röcheln und Rülpsen in den Rachen und dann aus dem Mund heraus. Darauf reibt er den Strick und das Faserbüschel tüchtig mit dem Zaubermittel ein und zieht das Ganze an dem dünnen Ende mit einem scharfen Ruck durch Nase und Mund. Eine scheußliche Prozedur, bei der auch dem Unbeteiligten die Augen übergehen! „So mache ich es“, sagt der Häuptling, „und Peré und viele andere, auch Taulipáng. Andere, die es nicht tun, bleiben panéma“

Dolce far niente! Die Kinder — wir haben eine ganze Anzahl bei uns — spielen. Der 1½ jährige jüngste Sohn Pitás spielt mit Vorliebe „Reiter“ und „Ochsentreiber“. Er reitet auf seinem älteren Bruder oder zieht ihn an einem Strick um den Hals hinter sich her. Der Kleine hat auch seine eigene Sprache. So sagt er für „Trinkwasser“, das im Makuschí, wie alles Wasser, tuná heißt: kukú. Von seinen Eltern und Geschwistern wird sein Kauderwelsch verstanden. Ganz wie bei uns.

Gegen Abend gehen wir zum nahen Miáng, der zwischen der Niederlassung und dem Mairarí-Gebirge fließt und sich weiter unterhalb in den Surumú ergießt. Wir fahren im Kanu zu einem Katarakt, wo wir ein köstliches Schwimmbad nehmen. Der Fluß ist hier etwa 50 m breit und hat dunkles, klares, über zerrissene und vielfach ausgehöhlte Felsen strömendes Wasser. Wir befinden uns gegenüber dem Nordwestrande des Mairarí-Gebirges, das von Südosten nach Nordwesten verläuft und zahlreiche nackte Felspartien zeigt, von denen Wasser herabrinnt. Die herrliche Szenerie läßt die kommenden Wunder ahnen.

Nach Sonnenuntergang führe ich einem dankbaren Publikum Operettenmelodien und Märsche mit dem Phonograph vor. So geht der erste Reisetag würdig zu Ende.

Am anderen Morgen machen wir uns früh um 5 Uhr auf und marschieren zunächst in nördlicher Richtung am rechten Ufer des Miáng entlang, wenden uns aber bald nordwestlich in die Gebirge hinein. Kurz bevor der Miáng hier einen linken Zufluß, den aus Nordosten kommenden

[1] D. h. erfolgreich, ein auch am Rio Branco gebräuchliches Fremdwort aus der Lingoa geral. Der Gegensatz ist panéma = erfolglos.

[2] Nach anderen Angaben: die Rinde, auch Blätter und Wurzeln.

Yavotalí aufnimmt, wird er durch mächtige Felswände stark eingeengt und bildet einen donnernden Fall, den größere Fische nicht passieren. Imán-tepö nennen ihn die Taulipáng. Ihr Stammesheros Makunaíma hat hier große Fische, die flußaufwärts ziehen wollten, in Steine verwandelt.

Es ist ein beschwerlicher Marsch zwischen hohen Felsen auf kaum erkennbarem Pfad, der mit scharfem Quarzgeröll bestreut ist. Steil geht es bergauf, steil bergab und doch immer allmählich ansteigend, in raschem Indianerschritt, bald im Sonnenbrand der Savanne, bald im Schatten kleiner Waldinseln, die in die Täler eingebettet sind. Große, überspannenlange und fingerdicke Tausendfüße kriechen hier über den schmalen Pfad, den geheimnisvolles Blättergewirr begrenzt. Bisweilen hüllt uns betäubender Duft ein von Blüten, die wir nicht sehen, meist aber beengt dumpfmodrige Luft die Brust. Quer über dem Weg liegt mancher Urwaldriese, dessen eisenhartes Holz der Axt widersteht, gefällt von den winzigkleinen, weichen Termiten; ein Rätsel der Natur. Nirgends wird man so an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt wie im Tropenwald. — Viele Bekannte von meinen früheren Reisen sehe und höre ich wieder, farbenprächtige Schmetterlinge, an denen die Savanne so arm ist, und Vögel mit lockenden, klagenden und spottend-gellenden Rufen.

Wir treten hinaus auf die freie Höhe und stehen überwältigt von dem herrlichen Anblick der unzähligen fernen und nahen Gebirge, zwischen denen sich der Miáng in hohen Kaskaden seinen Weg sucht. (Abb. 19)

Von jeder Anhöhe eröffnen sich neue Ausblicke, aber man kann alle diese Schönheit während des Marsches nicht recht genießen. Der geblendete Blick muß scharf auf den Weg gerichtet sein, damit man nicht ausgleitet und Hals und Beine bricht. Meine Stiefel sind so oft naß geworden und in der heißen Sonne wieder getrocknet, daß sie ihre Form ganz verloren haben. Die Absätze sind an der Seite hochgeschoben, und die Sohlen hängen in Fetzen.

Gegen Mittag kommen wir an die Mündung des Záma, der sich von rechts in den Miáng ergießt und auf der Karte der brasilisch-venezolanischen Grenzkommission (1882/83) fälschlich als der Hauptfluß angegeben ist[1]. Er kommt aus Westen, während der Miáng hier nordsüdliche Richtung hat. In dieser Savanne gäbe es viele große Jaguare, sagen die Indianer. Der Záma ist an seiner Mündung 30 m breit, aber sehr flach. Wir gehen ein Stück an seinem rechten Ufer hin und durchschreiten ihn dann. Weiter

[1] Wilhelm Sievers: Bemerkungen zur Karte der venezolanisch-brasilianischen Grenze. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1887.

geht es nach Nordwesten über mehrere steile Höhenzüge. Zur Rechten, abseits von unserem Weg, liegt ein rundes Haus am Rande eines Wäldchens. Es ist der Wohnsitz Katúras, der außer seinem ärztlichen Ruf den Vorzug hat, zwei bildhübsche Töchter zu besitzen. In einem zweiten Haus, an dem wir bald darauf vorüberkommen, bleibt ein junges Ehepaar aus unserer Begleitung. Nochmals müssen wir eine steile Anhöhe überschreiten, bevor wir an unser heutiges Ziel gelangen, die Niederlassung Ingámela, am rechten Ufer des gleichnamigen Baches, eines linken Zuflüßchens des Záma. Wir schlafen im Uferwald. Im Hause liegt ein todkranker Jüngling. Unsere Leute, die etwas flußaufwärts fischten, hätten einen „Kanaimé“ schreien hören, erzählt Theodoro beim Abendessen. Man merkt deutlich, wie diesen Bewohnern der freien Savanne der düstere Wald unheimlich ist, und uns geht es jetzt ebenso.

Das Geheul zweier Zauberärzte schallt die ganze Nacht zu uns herüber. Man hat noch eine Autorität hinzugezogen, einen Zauberarzt aus der Mission, vier Tage weit von hier. Die St. Benedictus-Medaille hängt ihm auf der nackten Brust!

Gegen Morgen wird es empfindlich kühl. Bei Sonnenaufgang haben wir erst 18° C. Um 7 Uhr marschieren wir weiter in nördlicher Richtung und ersteigen die lange Kette Aruayáng, die, wie alle diese Gebirgszüge, westöstlich verläuft und im Osten von der weithin sichtbaren Kuppe Sabáng, dem höchsten Gipfel der Wasserscheide, überragt wird. Von der Höhe, die sich hier 575 m über das Tal des Surumú erhebt, überblickt man den ganzen Süden bis über die Serra do Mel hinaus. Freudig zeigen sich meine Indianer die ferne Heimat. (Abb. 20, 21) Steil hinab führt der Weg über eine Anzahl kleiner Bäche in das breite, mit üppiger Vegetation erfüllte Tal des Miáng, der, nur noch ein schmaler Gebirgsbach, auf einem Baumstamm überschritten wird. Aus kühlem Waldesschatten klettern wir wieder aufwärts über sonneglühende Savanne. Wie gestern zünden wir während des Marsches das dürre Gras an. Bei dem frischen Wind verbreitet sich das Feuer mit rasender Geschwindigkeit und erweckt Erinnerungen an die Leidenschaft meiner Flegeljahre, nur braucht man hier nicht vor dem Flurschütz auszureißen.

Um 11 Uhr erreichen wir das auf luftiger Höhe gelegene Haus meines Freundes Theodoro, der heute den ganzen Tag vor mir her ging und mich auf alles aufmerksam machte. Seine Frau ist schon mehrere Tage hier und hat reichlich für Kaschirí gesorgt. Nachmittags kommen noch einige Taulipáng von einer nahen, südwestlich von hier gelegenen Niederlassung. Sie bringen uns eine frischgeschossene Pacá, einen leckeren Bissen. Ich habe

etwas Fieber, wahrscheinlich Erkältung vom Ingámela. Man ist den starken Temperatursturz, 20° C und mehr, nicht gewöhnt. Ich schlafe deshalb mit einigen 20 Menschen in der dumpfen, rauchigen und sehr staubigen kleinen Maloka. Schmidt versucht, im Freien zu kampieren, wird aber in der Nacht durch heftiges Gewitter mit Sturm und Platzregen unsanft aufgeschreckt und flüchtet mit einem weiteren halben Dutzend von unseren Leuten ebenfalls in die Dunstbude. (Abb. 22)

Der 21. September ist Ruhetag. Wir müssen Maniokfladen backen lassen als Proviant für die Weiterreise, denn bis zum Roroíma sollen es noch 4-5 Tage sein, und die Gegend ist sehr schwach bevölkert. Dazu kaufen wir mehrere Lasten Bananen und geröstetes Wildbret, Tapir und Mutum. So können wir es schon aushalten.

Wir sitzen hier mitten in einer großartigen Gebirgsgegend, die uns heute ihre ganzen Reize enthüllt, da das gestrige schwere Gewitter die Luft gereinigt hat. Vor uns im Süden erstreckt sich, von den beiden hohen Gebirgszügen begrenzt, das weite Tal des Miáng. Er fließt hier genau von Westen nach Osten und wendet sich um den Ostabfall der Aruayáng nach Süden, um dann von Westen her den Záma aufzunehmen. Dicht hinter uns im Norden erhebt sich die Kette Yaró mit ihren schroffen Felsabhängen, die mit dem westlichen Teil des Humirida-Gebirges der Karten identisch ist. Sie ist stellenweise mit niederem Wald bedeckt. Ihr tafelförmig abgeflachter Kamm schließt fast horizontal ab. Sie bildet die Wasserscheide zwischen Surumú und Caróni und damit zwischen Amazonas und Orinoco.

Am nächsten Morgen liegt die Yaró-Kette wie eine unbezwingbare Wand vor uns. In nordwestlicher Richtung steigen wir hinan über einen Paß, der den senkrechten Sandsteinwall unterbricht. Es ist eine scharfe Klettertour, zuerst auf engem Waldpfad, dann über die mit riesigen Felsen bedeckte Gebirgssavanne, aber die unbegrenzte Fernsicht über das herrliche Landschaftsbild im Osten, Süden und Westen — wir befinden uns noch 175 m höher als auf der Aruayáng — lohnt reichlich den beschwerlichen Aufstieg. Die Aussicht nach Norden und Nordosten bleibt vorläufig verdeckt durch die höheren Erhebungen dieser imposanten Wasserscheide, die zugleich die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela und einen Teil der sogenannten Serra Pacaraíma der Karten darstellt. Sie bildet eine scharfe Grenze im Gestein. Während südlich davon Granit mit reichen Gneislagern vorherrscht, begegnen wir nun fast ausschließlich rötlich-gelbem Sandstein mit Quarz untermischt, in dem sich häufig hübsche, wasserklare Kristalle finden. Hier und da liegen abgerundete Blöcke Jaspis von verschiedener Färbung, rot, grün, blaß-violett und bunt marmoriert, oft in

phantastischen Formen. Makunaíma hat hier an Menschen und Tieren seine Zauberkünste geübt.

Wir steigen nur wenig abwärts und schreiten dann über eine öde Hochfläche. Im Westen ist alles in Rauch gehüllt. Ganze Gebirgszüge stehen in Flammen. Die Indianer entzünden während des Marsches die Streichhölzer, die sie von mir im Tausch erhalten haben, und werfen sie zur Linken in das dürre Gras. Der Ostwind tut das Übrige. Öfters sieht man, wie sich Rauchhosen entwickeln, die eine Strecke mit großer Schnelligkeit dahinziehen und sich dann auflösen. Die Indianer unterscheiden zwei Arten, eine harmlose K u r a n a ú und eine gefährliche W a k a l á m b ö, vor der sich die Leute platt auf den Boden werfen oder an Bäumen festhalten müssen, um nicht von dem heftigen Wirbelwind mitgerissen zu werden. Wakalámbö spielt in ihren Mythen eine Rolle. Auch einer der Brüder ihres Stammesheros führt diesen Namen.

Links am Wege stand noch vor wenigen Jahren eine Maloka. Sie ist niedergebrannt. Deutlich erkennt man den kreisrunden Grundriß. Wir pflücken einige eßbare Kürbisse, die üppig am Boden wuchern. Nicht weit davon, am Rande eines Waldes, liegt eine verfallene Hütte. Sie gehörte dem Brasilianer Pinto Peixoto, der hier einen Sommer lang mit Indianern Balatá[1] sammelte. Er habe seine Leute betrogen; deshalb seien sie ihm weggelaufen. — Das alte Lied! —

Der Wald, in den wir nun eintreten, begleitet den 20—30 m breiten K a t á, der hier aus Osten kommt und nach einer scharfen Schleife in nördlicher Richtung dem Kukenáng zuströmt. (Abb. 23) Wir überschreiten ihn auf einem Baumstamm und machen an seinem rechten Ufer Mittagsrast. Eine Herde Schweine wird gemeldet. Pitá erbittet sich mein Winchester. Sieben Jäger eilen weg. Drei Schüsse fallen. Panéma kehren sie zurück. Pitá lacht verlegen. In der Aufregung kam er mit dem Laden nicht zustande, und die Schwarzkittel warteten nicht so lange, bis er fertig war.

Der Weitermarsch führt zunächst am rechten Ufer des Katá entlang auf wenig betretenem Pfad, der verwachsen und voll hochstehender Wurzeln ist. Bald verlassen wir den Wald und erreichen ein rundes Haus auf niedriger Erhebung. Die Niederlassung heißt M i l i k u p ö, Krebssee, nach einer kleinen, jetzt halb ausgetrockneten Lagune am Fuße des Hügels. Das Haus ist mit Matten und Holzscheiten verrammelt. Die Bewohner sind auf Reisen. Meine Leute entfernen den Verschluß, und wir dringen

[1] Ein Produkt, das zwischen Kautschuk und Guttapercha steht; von dem Baume: *Mimusops balata* Pierre. E. U l e: Die Vegetation des Roroíma, in: Botanische Jahrbücher. Band 52, Heft 1 u. 2. Berlin 1914. S. 46.

Tafel III.



Moromelti.

ein. Plötzlich springen sie wie besessen umher, streifen mit beiden Händen an ihren nackten Beinen herunter und rennen lachend ins Freie. Flöhe! — Noch niemals habe ich so viele beisammen gesehen! Unsere Kakihosen sind ganz schwarz davon. Schleunigst flüchten auch wir.

Nach Sonnenuntergang sinkt die Temperatur rasch. Ein scharfer Wind weht aus Süden. Fern im Norden leuchtet Feuerschein.

Auf eine kalte Nacht folgt ein klarfrischer Morgen. Mit dem ersten Sonnenstrahl marschieren wir ab. Alles ist in gespannter Erwartung. Heute sollen wir den Roroíma sehen! Wir ersteigen eine steile, ostwestlich ziehende Sandsteinkette, die nach Süden in Terrassen abfällt. Keuchend klimmen wir zum Rand empor. „Roroíma! Roroíma!" jubeln die Indianer. Noch in weiter Ferne, aber deutlich sichtbar in der klaren Luft liegt das Ziel vor uns. Trunken schweift der Blick über das weite Hochland und haftet auf der gewaltigen Roroíma-Gruppe, die hoch über ihre Umgebung hinausragt und durch ihre eigenartige Form überrascht. Riesigen Burgen ähnlich erheben sich zwei Felskolosse, durch einen tief eingeschnittenen Gebirgssattel voneinander getrennt, etwa 1500 m hoch über das umgebende Tafelland. Der westliche Felsen wird von den Indianern Kukenáng genannt; der östliche ist der eigentliche Roroíma. Beide sind äußerlich fast gleich an Gestalt, zwei Sandsteinwälle mit abgeflachtem Gipfel und am oberen Teil senkrecht abfallenden Wänden. (Abb. 25) Weiter im Norden türmen sich der Riesenkegel des Marimá, der breite Block des Iwalekálima und andere ähnlich geformte Tafelberge empor, die sämtlich zur Roroíma-Gruppe gehören. Es ist ein unbeschreiblich großartiges Bild, das man niemals vergißt, wenn man es einmal gesehen hat!

Zögernd reißen wir uns los und schreiten in nördlicher Richtung allmählich abwärts und über eine Hochfläche. Sie ist von einem Sumpf eingenommen, der im Hochsommer größtenteils austrocknet. Der Bach Kuaimá durchfließt ihn und verliert sich stellenweise in ihm. Er hat seinen Namen von den zahlreichen Miritípalmen (kuaí)[1], die in ihrer stolzen Schönheit immer wieder das Auge entzücken. Es ist ein anstrengender Marsch. Die Träger springen trotz ihrer schweren Last gewandt von einem Grasinselchen zum anderen. Wir ungeschickten Europäer sinken mehrmals zur Freude der Indianer bis an den Bauch in den braunen Schlamm. Zur Rechten begleitet uns bald ein mittelhoher Gebirgszug, Karóima, der anfangs von Osten nach Westen verläuft, um dann in scharfem Winkel nach Norden abzubiegen. Links, einige Kilometer von unserem Weg, hebt sich dunkles Grün vom gelben Gras der Savanne ab. Es ist der Galeriewald

[1] kuaimá = Miritisal; d. h. Ort, wo zahlreiche Mauritia-Palmen wachsen.

des Wailíng, eines linken Nebenflusses des Kukenáng. Hier zweigt ein Pfad nach Südwesten ab, auf dem man zur Mission am oberen Surumú kommen kann. Wir durchschreiten den 15 m breiten, rasch über Geröll strömenden Tschitá-uté (Abb. 24) und gelangen in ostnordöstlicher Richtung über einen nördlichen Ausläufer der Karóima-Kette in das Tal des Kukenáng, der von einem schmalen Gürtel lichten Waldes eingefaßt ist. Er ist hier etwa 25 m breit, aber anscheinend recht tief. Im Hafen liegt ein Rindenboot, klein wie ein Kinderspielzeug. In schwankendem Einbaum, den einer meiner Taulipáng vom anderen Ufer holt, setzen wir über und kampieren im Wald, geplagt von unzähligen Stechmücken, die auf der freien Savanne jetzt gänzlich fehlen.

Der Kukenáng kommt vom gleichnamigen Felsen der Roroíma-Gruppe, fließt zunächst nach Süden, nimmt dann eine westnordwestliche Richtung an und vereinigt sich mit dem Yuruaní, der auf der Nordseite des Kukenáng-Felsens entspringt. Beide Flüsse bilden zusammen den Caróni, den größten rechten Nebenfluß des unteren Orinoco. Die Indianer nehmen den Yuruaní als den eigentlichen Quellfluß des Caróni an, in den sich der Kukenáng ergießt.

Die Nächte werden immer kühler. Um 6 Uhr morgens zeigt das Schleuderthermometer erst 17,2° C; ein Beweis, daß wir stetig höher steigen. Ein zweistündiger Marsch in nordöstlicher Richtung über die wellige Savanne bringt uns zum Rué-uté, einem rechten Nebenfluß des Kukenáng. Auf meinem starken Peré reite ich wieder hindurch. Das Wasser reicht ihm bis zum Hals. Aus der Ferne dringt ein Brausen zu uns herüber. Es ist Rué-melú, der „Fall des Rué“ Die Indianer führen mich zu einer nahen Anhöhe, von der sich wieder ein herrliches Bild dem entzückten Auge bietet. Über eine senkrechte Wand von etwa 30 m Höhe stürzt das Flüßchen hinab und verschwindet dann in zahllosen Kaskaden in der üppigen Vegetation seines engen Tales. (Abb. 26)

Als ich den Fall photographiere, sagt mir ein Taulipáng: „Vom Ruémelú hat auch Samburukú ein Bild gemacht!“ Samburukú? Ich habe den Namen in den letzten Tagen öfters in ihren Gesprächen gehört, ohne weiter darauf zu achten. Jetzt mit einem mal kommt mir wie ein Blitz die Erleuchtung. Es ist Schomburgk oder vielmehr die Brüder Robert und Richard Schomburgk, die ersten Weißen, die vor 70 Jahren in diese Gegend kamen. Sie stehen bei den Indianern noch in gutem Andenken. Deutlich erinnere ich mich einer charakteristischen Zeichnung dieses schönen Kataraktes in dem Reisewerk Richard Schomburgks[1]. In der Legende sind die bei-

[1] Richard Schomburgk: Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840 bis 1844. Zweiter Theil. Leipzig 1848. Abb. Seite 228: Fall des Rué-imeru.

den Brüder, die auch große Freunde der Indianer waren, in eine Person verschmolzen. Welche Sympathien meine Landsleute bei diesen liebenswürdigen Menschen hinterlassen haben, das zeigen mir die folgenden Reisetage. Es ergreift mich, wenn sie mir immer wieder von „Samburukú" erzählen. Alle möglichen Einzelheiten wissen sie noch[1]. Hier hat Samburukú gelagert; dort hat er längere Zeit gewohnt. An dieser Stelle hat er eine Indianerin durch den Biß einer Klapperschlange verloren. Einmal hätten die Taulipáng dem Samburukú einen am Spieß gebratenen Brüllaffen vorgesetzt. Er aber habe den Braten entsetzt zurückgewiesen. — Es ist ja auch wirklich kein appetitreizender Anblick, dieser grinsende und Arme und Beine spreizende Geselle. Man kommt sich wie ein Menschenfresser vor. — Später sei Samburukú weit nach Sonnenuntergang gezogen, über das Land der Majonggóng hinaus, und von Süden über den Rio Branco hierher zurückgekehrt. — Und da gibt es noch Leute, die behaupten, die Naturvölker hätten keine Tradition! —

In einer knappen Stunde kommen wir vom Rué-melú in östlicher Richtung zu einer Maloka am Bache Peliwoí-uté, wo uns ein freundlicher Empfang bereitet wird. (Abb. 27) Wir frühstücken gut und reichlich und machen einige kleine Handelsgeschäfte. Viel ist nicht da. Ein Mann bewegt sich mühsam an zwei primitiven Krücken vorwärts. Vor Jahren hat ihn eine Giftschlange gebissen, worauf das Bein bis unter das Knie abfaulte.

Um Mittag setzen wir unseren Marsch nach Osten fort, entlang einem niedrigen Rücken, dem Rande des in Stufen abfallenden Tafellandes, der im Westen den Fall des Rué bildet und uns den Ausblick nach Norden versperrt. Zwischen Quarzgeröll finden sich hier zahlreiche Bergkristalle. Rechts, parallel unserem Weg zieht sich in größerer Entfernung das bewaldete Tal des Kukenáng. Auf einigen Hügeln zu beiden Seiten des Flusses liegen drei weitere Malokas, die zurzeit nicht bewohnt sind. Diese runden, mit spitz zulaufendem Dach geschützten, bräunlichen Strohhäuser fügen sich so harmonisch in den Charakter dieses majestätischen Gebirgslandes und sind auch praktisch in der äußeren Form, da sie den Stürmen, die besonders zu Beginn der Regenzeit fast täglich darüberhin brausen, keine größere Fläche entgegenstellen.

Um 1 Uhr erreichen wir das Ende des Plateauabfalls, und das weite Tal des Kukenáng liegt nun frei vor uns bis zum Roroíma, dessen mächtige Felsblöcke sehr nahe gerückt erscheinen. Der Weg führt von hier aus nach

[1] Ich finde sie jetzt durch das prächtige Reisewerk Richard Schomburgks genau bestätigt.

Norden, unmittelbar auf unser Ziel los. Schon geraume Zeit fesselt ein dumpfes Tosen unsere Aufmerksamkeit. Wir biegen eine kurze Strecke nach Osten ab und stehen bald vor dem größten Katarakt des Kukenáng, einem der Wunder Guayanas. Etwa 25 m hoch stürzt der Fluß in eine Schlucht und braust dann in donnernden Kaskaden zwischen schroffen Felswänden zu Tal. Oberhalb des Hauptfalles verschwindet ein schmälerer Arm in enger Spalte. Bewundernd steht man am Rande des Abgrundes und blickt schaudernd in die Tiefe hinab und auf das großartige Bild, das der gewaltige Roroíma wirkungsvoll abschließt. Moró-melú, „Fischfall", nennen die Indianer diesen Katarakt, weil nach ihrer Sage die Fische zur Zeit des Hochwassers hier zusammenkommen, um ihre Tanzfeste zu feiern. Im Sommer, zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes, kommen die Taulipáng von weit her, um die vielen Fische, die sich in dem tiefen Becken am Fuß des Absturzes sammeln, mit Timbó[1] zu fangen. Sie beziehen dann zum Teil kleine Hütten, die man hier und da auf der Savanne im Tal und auf den umliegenden Höhen zwischen den Malokas sieht.

Photographieren ist mit Schwierigkeiten verknüpft, da man vom Ufer aus keinen Überblick über den Fall hat. Ich springe auf einen aus der Tiefe ragenden Felsen und krieche dann vorsichtig auf dem Bauch weiter, bis ich den geeigneten Punkt habe. In dieser nicht ungefährlichen Lage mache ich die Aufnahmen. Und doch — wie wenig gibt die kalte Photographie dieses farbenprächtige Bild wieder! (Tafel III)

Nicht weit unterhalb des Kataraktes ergießt sich von links in den Kukenáng der kaum minder ansehnliche Arapöpö, von Schomburgk Araparú genannt, der auf einem nordöstlichen Tafelberge der Roroíma-Gruppe entspringt und in dem Winkel, den er mit dem Kukenáng bildet, das Gebirge Waikiníma-tepö und die ihm westlich vorgelagerte, niedrige Kette Morooköyeng umfließt[2].

Ungern scheiden wir vom Moró-melú und treffen die übrigen bei einer wegen Todes des Bezitzers leerstehenden Maloka. Nach kurzem Marsch erreichen wir die Niederlassung Rontá, ein größeres rundes Haus, unser heutiges Nachtquartier. Nur eine liebenswürdige Alte und ihre hübsche Enkelin sind anwesend. Essen und Trinken steht bereit. Die Leute sind genau über unsere Bedürfnisse unterrichtet; das merkt man. Unser Impresario Pitá bewährt sich auch hier. Das Haus hat eine Höhe von 5,30 m, einen

[1] Schlingpflanze, die zum Vergiften der Fische dient: Lonchocarpus densiflorus Benth.

[2] Die neueste Stieler'sche Karte (Blatt No. 95) weist in dieser Gegend manche Unrichtigkeiten auf; verzeichnet z. B. den Kukenáng überhaupt nicht und gibt dafür den Arapepé als einen der Hauptquellflüsse des Caróni an.

Umfang von 32,15 m. Die Höhe der Tür beträgt 1,68 m, die Breite der Tür nur 70 cm. Es ist noch neu und sehr sauber. Der niedrigen Wand fehlt zur Hälfte der Lehmbewurf, sodaß trotz der vielen Menschen ausnahmsweise frische Luft herrscht.

Gegen Abend kommt noch ein schlanker Bursche mit scharf geschnittenem Karaibengesicht vom Roroíma. Er hat mit einem meiner Taulipáng eine lange, lebhafte Unterredung, die mir Pitá zum Teil übersetzt: Im Dorf Roroíma seien jetzt wenig Leute. Einige Familien seien nach der Mission gegangen, ,,um die Padres zu sehen". Ein Engländer, offenbar Orchideensammler, der vor Monaten zum Roroíma kam, sei kürzlich, der Beschreibung nach an Blutsturz, dort gestorben und begraben worden. Jetzt hat irgend ein phantasiereicher Indianer das Märchen aufgebracht, die Engländer kämen mit Soldaten, um den Tod ihres Landsmannes zu rächen.

Das Gebärdenspiel der Taulipáng und der Tonfall ihrer Stimme ist bei lebhaften Schilderungen äußerst sprechend. Wenn sie z. B. erzählen, daß ein Wild weit gelaufen, oder ein Ort weit entfernt sei, strecken sie den linken Arm wagerecht vor sich und klopfen mit der rechten Hand wiederholt rasch auf die Brust.

Köstlich war heute wieder mein Majonggóng, der auf alles hier mit souveräner Verachtung herabsieht und nur das gut und schön findet, was es im Lande der Majonggóng gibt; d. h. nach seiner Beschreibung gibt es überhaupt nichts, was es dort n i c h t gäbe. Als ich ihn fragte, ob er den großen Fall gesehen habe, sagte er mit unbeschreiblicher Geringschätzung in Miene und Wort: „D e r ist doch nicht groß! In meinem Lande gibt es ganz andere, so hoch wie der Roroíma!", was natürlich bei meinen Leuten ein schallendes Gelächter hervorrief.

Am anderen Morgen marschieren wir weiter nach Norden, zunächst auf dem rechten Ufer des Kukenáng, und kommen nach einer Stunde zu einer größeren, auf einer Anhöhe gelegenen Maloka. Die Preise, die für Lebensmittel gefordert werden, sind auffallend hoch, und unsere Solinger Messer werden mit Mißtrauen betrachtet, da sie anders geformt sind als die englischen Fabrikate, die die Indianer hier allgemein haben. Der einbeinige Taulipáng ist uns bis hierher nachgehinkt, um uns ein paar Bananen zu verkaufen. In einem langen, schmalen Einbaum setzen wir über den Fluß, der an dieser Stelle 35 m breit und sehr tief ist. Infolge der Stauung durch den großen Katarakt ist er fast ohne Strömung. Wir schreiten auf seinem linken Ufer weiter über welliges Gelände. Hier und da finden sich breite Lager roten Jaspis.

Der Kukenáng strömt nun in zahllosen Schnellen und größeren

Fällen dahin. Man sieht, wie er sich mühsam durch das Tafelland seinen Weg gebahnt hat. Die Roroíma-Felsen bleiben immer vor uns als Abschluß des breiten, von den Abfällen der Plateaus eingeschlossenen Tales. Auf beiden Seiten öffnen sich bald flache Talmulden, bald tief eingeschnittene Tälchen, in denen klare Bächlein in hohen Fällen oder stufenförmigen Kaskaden munter dem Kukenáng zueilen. Reizende Gruppen schlanker Miritípalmen begleiten ihren Weg. Stellenweise verschwinden diese glitzernden Wasserläufe in üppiger Laubvegetation, die der vermehrten Feuchtigkeit ihr Dasein verdankt.

Durch diese Erosionstäler gliedern sich die Gehänge des Plateaus in zahlreiche scheinbare Einzelerhebungen von verschiedener Ausdehnung. Jede dieser Erhebungen führt bei den Indianern ihren besonderen Namen nach einem der Bäche, die zwischen ihnen strömen.

Um Mittag rasten wir am Katarakt Waikopé-melú. Er hat seinen Namen von dem Bache Waikopé, der dem Kukenáng kurz oberhalb von links zufließt und in der Ferne über den Rand des Tafellandes abstürzt. Nachmittags durchwaten wir den reißenden Kukenáng, der hier aus einer weiten und allmähligen Windung über Osten in seine alte nordsüdliche Richtung zurückkehrt, und lagern an seinem rechten Zuflüßchen Aneyá im verwachsenen Uferwald.

Am 26. September durchqueren wir die Biegung des Kukenáng und gehen an seinem rechten Ufer aufwärts. In wilden Schnellen und zahlreichen Windungen tost er am Gebirge entlang. Nach einer Stunde erreichen wir seinen malerischen Terrassenfall Muréi-melú (Abb. 28) und kommen unter Jubelgeschrei, Tuten und Flintenschüssen zu einer kleinen Maloka. Die nackten Bewohner, ein herkulischer Alter mit Glatze, breiter Sattelnase und großem Mund und seine energische Frau, Eltern zweier meiner Träger, begrüßen uns mit kräftigem Händeschütteln und laut hervorgestoßenem „ténki! ténki!“ („thank you! thank you!“) Der Mann ist ein Ingarikó und unterscheidet sich durch seinen rohen Typus auffallend von den schlanken Taulipáng mit ihren feinen Zügen. Wir passieren dann den Bach Muréi, an dem die Maloka liegt, und schreiten trotz der gewaltigen Hitze bei der frischen Gebirgsluft rüstig vorwärts. Wieder kommen wir über größere flache Felsen roten Jaspis, der von grünlichem Streifen durchzogen ist. Ein abgerundeter Jaspisblock hat, mit großer Phantasie gesehen, die Gestalt einer hockenden Kröte. In alter Zeit sei er eine Kröte gewesen, sagen die Indianer. Makunaíma habe sie in Stein verwandelt. Auf den wellenförmigen Erhebungen zur Linken erblickt man einige, zurzeit leerstehende Malokas. Der Weg Samburukús wird mir wieder genau angegeben.

Er sei westlich von unserer Marschroute direkt von Süden, vom Rué-melú über die Gebirge gekommen.

Meine Stiefel habe ich längst am Wege zurückgelassen. Der Rest war nicht mehr zu gebrauchen. Pirokaí hat mir in wenigen Minuten aus den unteren, breiten Blattstielenden der Mirití-Palme ein Paar Sandalen verfertigt, wie sie bei diesen Savannenindianern zum Schutz gegen das scharfe Quarzgeröll allgemein im Gebrauche sind. Die Schnüre, die zur Befestigung der Sandale am Fuß dienen, sind aus den Fasern derselben Palme gedreht. Anfangs scheuert die vordere Schnur, die zwischen der großen und zweiten Zehe durchgeht, die Haut des Europäers, die naturgemäß weit empfindlicher ist als die des Indianers. Bald aber gewöhnt man sich an diese primitive Fußbekleidung, die leicht, elastisch und äußerst zweckentsprechend ist. Ich trug sie auf allen weiteren Märschen über die Savannen. Auch bei der Besteigung des Roroíma leisteten sie mir gute Dienste.

Mittags durchschreiten wir zum letzten Mal vor unserem Ziel den Kukenáng (Abb. 29) und rasten an seinem linken Ufer. Ein Rindenboot liegt hier unter Wasser. Diese Fahrzeuge sind so klein, daß nur ein indianischer Fischer in ihnen fahren kann, ohne ins Wasser zu fallen. In diesem Hochland, wo alles zu Fuß läuft, und die Flüßchen nur auf kurze Strecken befahrbar sind, dienen die Rindenboote mehr zur Spielerei. An tiefen Flußstellen liegt fast immer ein größerer, wenn auch sehr schlecht gebauter Einbaum bereit zum Übersetzen mehrerer Menschen mit Gepäck.

Um 2 Uhr marschieren wir weiter am linken Ufer des Kukenáng, der aber bald nach Nordwesten abbiegt. (Abb. 30) Wir überschreiten den Bach Kamaiuá, der hier zwischen zwei Bodenwellen nach Westen dem Kukenáng zuströmt und so breit ist wie dieser selbst. Er kommt in einem großen Bogen vom Roroímafelsen. Die beiden gewaltigen Tafelberge türmen sich jetzt nahe vor uns auf. Dunkle Gewitterwolken hängen schwer darüber hin. An der südöstlichen Ecke ist eine hohe Felsnadel durch eine enge Schlucht vom Hauptfelsen geschieden. Die Indianer nennen sie Tewaséng[1] Am Fuß der Berge liegen verstreut die Hütten des Dorfes. Dahinter steigt dicker Rauch auf. Die Indianer brennen den Wald nieder für ihre Pflanzungen. Das war wohl der Feuerschein, den wir seit Tagen jede Nacht im Norden erblickten.

[1] Der deutsche Reisende Appun, der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts diese Gegend besuchte und über seine Reise ein lustiges Buch geschrieben hat, gibt als Namen dieses Felsens Ibirima an. Vgl. Carl Ferdinand Appun: Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. Bd. II. SS. 251, 283. Jena. 1871.

Wir melden uns mit dem üblichen Lärm an. Man antwortet mit drei Flintenschüssen. An einem kleinen Bach nahe beim Dorf erwarten wir die Nachzügler. Die Weiber machen Toilette. Die Köchin zieht ein frisches Hemd an. Wir ordnen uns in langem Zug nach einem gewissen Rang. Den Anfang macht der kleine Häuptling Yualí-Theodoro, der uns hier überall bei seinen Stammesgenossen einführt. Hinter ihm schreitet der lange Pitá. Dann komme ich; darauf folgt Schmidt, hinter ihm Pirokaí als Dolmetscher und endlich die Kette der Träger und Trägerinnen, von denen manche köstliche Figuren abgeben. So schleppt ein nackter Taulipáng, tief gebückt, auf seinem breiten Rücken einen meiner schweren Holzkoffer und hält noch in der linken Hand vor sich einen Stab, auf dem zwei junge grüne Papageien sitzen. Er hat sie in Koimélemong gekauft und nimmt sie jetzt mit in seine ferne Heimat. (Abb. 31) Trotz ihrer schweren Lasten und der besonders in den Mittagsstunden brennenden Hitze sind meine Träger stets lustig und guter Dinge, wie überhaupt der die freie frische Gebirgssavanne bewohnende Indianer mehr zu harmloser Fröhlichkeit neigt, als der im dumpfen Schatten des Urwaldes hausende, der oft tagelang die Sonne nicht sieht. Am meisten sind natürlich die Weiber beladen, die das Schleppen schwerer Lasten von ihren Pflanzungsarbeiten her gewöhnt sind. Theodoro trägt nur eine Reservehose auf dem Rücken, in der Linken die kleine Blendlaterne zum Theodolit, in der Rechten zwei Angelgerten, während seine Frau und Tochter mit schwerbepackten Kiepen dahinkeuchen. Pitá zeigt sich nur selten galant und schleppt ein Stückchen die Kiepe seiner besseren Hälfte, oder er läßt wenigstens seinen kleinen Sohn auf den Schultern reiten. Meistens aber begnügt er sich mit seiner Pistole, der Signalhuppe und seinem von ihm unzertrennlichen „Szepter", einem kurzen, geschnitzten Stab aus schwerem Holz.

So kommen wir im Dorf an, wo uns einige dreißig Taulipáng erwarten und mit Handschlag und freundlichem „móni! móni!" („morning! morning!") bewillkommnen. Der alte Häuptling Selemelá ist nicht hier, wird aber in einigen Tagen erwartet. Wir beziehen mit den meisten unserer Leute eine geräumige, auf Pfählen stehende Hütte, die sich seinerzeit ein Engländer hat erbauen lassen. (Abb. 33) Eine primitive Leiter führt hinan. Der Lattenboden ist mit Rindenstücken belegt. Hier hat auch der kürzlich verstorbene Engländer gewohnt. Pitá und Theodoro finden mit ihren Familien in einem anderen gerade leerstehenden Hause Unterkunft.



26. Fall des Rue.



27. Ankunft in Peliwoi

8. KAPITEL.

BEI DEN TAULIPANG AM ROROIMA.

Das Dorf Roroíma oder Kaualiánalemóng[1], wie es die Taulipáng nach der Savanne nennen, auf der es liegt, besteht aus sieben bewohnbaren Hütten von rundem bis elliptischem oder rechteckigem Grundriß, mit niedriger, lehmbeworfener Wand und Palmstrohdach, das in einen kurzen First ausgeht, ferner aus einigen halbverfallenen Hütten und einigen unfertigen Neubauten, zum Teil nur Gerüsten. Im Westen, jenseits des Kukenáng auf steiler Anhöhe erblickt man vier runde Häuser, die das Dorf Denóng bilden. Die Bewohner sind fast durchweg schöngewachsene Leute mit regelmäßigen Gesichtszügen.

Gegen Abend stellen sich unzählige blutgierige Piuns ein. Kalter Wind weht aus Südosten. Ich hocke noch lange unter dem funkelnden Sternenhimmel mit dem Majonggóng und einigen Taulipáng an einem kleinen Feuer neben dem Haus. Wir wärmen uns mühsam die erstarrten Glieder, indem wir bald diese, bald jene Seite dem Feuer zukehren, und erzählen uns Geschichten. Der Majonggóng renommiert wieder schrecklich: In seinem Lande gäbe es keine Piuns, keine Carapanás, keine „Kanaimé“. Die Arekuná vom Caróni „machten Kanaimé“, ebenso die Ingarikó und Seregóng und die Pischaukó. Die Ingarikó-Kanaimé hätten auch den Engländer vergiftet. In seinem Lande sei alles viel besser. Dort könnte ich viele schöne Sachen kaufen. Dort stürben auch keine Menschen, was gewiß eine kühne Behauptung ist. Dort kurierten die Zauberärzte bei Tag oder in der Nacht beim Schein des Feuers. Auch weibliche Zauberärzte gäbe es bei den Majonggóng. — Von hier bis zum Caróni seien es 5 Tagereisen, von da bis zum Lande der Majonggóng 20 Tagereisen über Land. Im Kanu den Uraricuéra aufwärts sei es viel weiter. — Das wird wohl stimmen. — Der Roroíma, so erzählen die heutigen Taulipáng, sei eine verzauberte, versteinerte Stadt der Engländer. Hier hätten ihre „Großväter“ gewohnt. Im Berg fänden sich noch viele Waren. Deshalb kämen die Nachkommen, die Engländer, immer wieder hierher, um diese Schätze zu suchen. — Alle Fremden, die auf den Roroíma stiegen, müßten nach der Rückkehr in ihre Heimat sterben, sagt ein alter Taulipáng. — Ich frage sie nach Stämmen jenseits des Roroíma. Im Osten am Sipuríni, der wohl mit dem Siparúni, einem linken Nebenflusse

[1] Das Dorf heißt auch Kamaíuayéng, weil es an der Mündung (*yeng*) des Kamaiuá liegt.

des mittleren Essequíbo, identisch ist, wohnten die Ateró, im Nordosten, am Masulíng, dem Mazarúni der Karten, die Wauyaná, vielleicht Horden der größeren Stämme, die sich auf den Karten dort verzeichnet finden. — Vor dem düsteren Roroíma mit seinen Geheimnissen haben auch die Hiesigen eine gewisse Scheu. Sie kennen anscheinend keinen Weg zwischen den beiden Tafelbergen hindurch nach Norden. Mit dem Roroíma ist für sie gleichsam die Welt zu Ende. Nur ungenaue Vorstellungen haben sie von dem jenseitigen Gebiet. — Im Wald am Fuße des Kukenáng-Felsens hause ein Ungeheuer, in einem Fall des Kukenáng nahe dabei eine große Schlange.

Sie ist bitter kalt, diese erste Nacht am Roroíma. Durch die Spalten zwischen den Rindenstücken, mit denen der Boden unseres Pfahlbaus bedeckt ist, pfeift der Wind von unten. Ich werde mehrmals wach davon, wikkele mich schließlich ganz in die Decke ein und liege zusammengerollt wie ein Gürteltier.

Den ganzen Vormittag haben wir viele Besucher im Haus, die alles sehen wollen. Durch meine Leute sind sie über meine Herrlichkeiten genau unterrichtet. Auch von Denóng sind einige da. Sie laden uns freundlich nach drüben ein.

Nachmittags machen wir dort unseren Antrittsbesuch. Von Stein zu Stein springend, überschreiten wir den gerade sehr seichten Kukenáng und steigen unter großem Lärm den Berg hinan. Vor der ersten Maloka erwartet uns eine Menge nackten Volkes, wohl 150 Personen, in festlichem Schmuck, die Männer und Knaben mit Federkronen auf dem Kopf, die Frauen und Mädchen mit gewebten und mit weißem Federflaum verzierten Kopfreifen, die wir schon von Koimélemong her kennen. (Abb. 41) Händeschütteln, „móni! móni!" Freundlicher Empfang, gute Bewirtung: Wildschwein in Pfefferbrühe, frischgebackene Maniokfladen, Kaschirí. Unzählige Kalabassen voll des dunkelroten, erfrischenden, leichten Getränkes werden uns gereicht. Immer wieder kommt eine andere Frau: „*wó pipi*!" („Kaschirí, mein Bruder!") und läuft dann rasch mit der leeren Schale weg, um sie von neuem zu füllen. Ich trinke von allen etwas, um keine zu kränken. Wir schlucken und schlukken, bis wir kaum noch können. Eine anstrengende Bewirtung! Eine ältere Dame, die Frau des Häuptlings, deren Gesichtszüge Spuren einstiger Schönheit zeigen, — sie hat sehr hübsche Töchter und einen reizenden kleinen „Benjamin" mit großen Augen, — scheint mich besonders in ihr Herz geschlossen zu haben. Sie hält mir lange Reden, in denen wie ein Refrain die Worte wiederkehren: „*Roroíma-táö! Roroíma-táö!*" („Am Roroíma! Am Roroíma!") Sie erklärt mir mit lebhaftem Stolz in Stimme und Blick, indem sie immer wieder auf die beiden dunkel herabdrohenden, in Wolken gehüllten

Felskolosse hinweist, daß hier ihre Heimat sei. Sie erzählt mir, daß der „dotóro aeketóng“ (Ule) lange hier gewohnt habe; daß sich die Taulipáng freuten, weil ich jetzt auch hierher gekommen sei. Hoffentlich hätte ich ihnen recht viel mitgebracht, besonders Kleider, denn es sei sehr kalt hier am Roroíma; so kalt! so müßten sie vor Kälte zittern, des Nachts, wenn der Wind wehte. Sie wird schließlich ganz zärtlich, meine „*āmaí*“ („Mama“), wie ich sie nenne. Sie klopft mir auf die Brust und streichelt meine Arme. Kurz, wir sind alle ein Herz und eine Seele.

Meine Frau hatte seinerzeit unserem Freunde Ule, als er nach Guayana ging, eine Puppe mitgegeben, damit er sie der schönsten Indianerin schenken sollte. Jetzt bringt mir seine Auserwählte die Puppe. Sie schläft noch in ihrer Schachtel, wie sie der „aeketóng“ mitbekommen hat. Es berührt mich eigenartig, als ich hier fern von der Heimat, in dieser ganz anderen Umgebung das blonde Ding wiedersehe, mit seinem blauweiß gestreiften, spitzenbesetzten Kleidchen, das die mir so wohlbekannten, geschickten Hände verfertigt haben. (Abb. 39).

Ule hat keinen schlechten Geschmack. Das muß man ihm zugestehen. Ich hätte ihr die Puppe auch gegeben. — Leider habe ich keine große Puppe mehr auf Lager. Man könnte hier mehrere los werden, und die Wahl würde einem schwer fallen, denn das schöne Geschlecht ist am Roroíma stark vertreten. Die einzige größere Puppe, die ich mitgenommen habe, schenkte ich bei einer Schönheitskonkurrenz in Koimélemong dem hübschen Töchterlein des Zauberers Katúra.

Mit Sonnenuntergang kehren wir heim unter demselben Lärm, mit dem wir gekommen sind. „*Teleyaí! Teleyaí!*“ rufen uns die neuen Freunde nach. „Lebe wohl! auf Wiedersehen!“ — Noch nie habe ich so liebenswürdige Indianer kennen gelernt. Die Stunden, die ich mit ihnen verlebt habe, rechne ich zu meinen angenehmsten Erinnerungen.

Von Denóng aus erblickt man in Ostsüdost etwa 2 Tagereisen weit einen wohl 1500 m hohen, langgestreckten Tafelfelsen, Wéi-tepö, den „Sonnenberg“.

Am anderen Nachmittag sind wir schon wieder in Denóng. Wir haben den Kinematograph, den Phonograph und zwei photographische Apparate mitgebracht. Die Bewohnerschaft hat sich wieder feierlich geschmückt und gruppiert sich vor mir in malerischem Halbkreis, um der „Mákina“ zu lauschen. Schmidt steht an der Kurbel, um den Eindruck, den der singende Kasten auf diese unverfälschten Leute ausübt, kinematographisch festzuhalten. Ich setze mich in Positur. Die Erwartung ist auf das Höchste gespannt. Aber, als ich den Phonograph aufziehen will, sagt er „knacks!“ und

hat endgiltig ausgesungen! Die Feder hat den Strapazen der Reise nicht standhalten können und ist, wahrscheinlich infolge des großen Temperaturunterschiedes zwischen Tag und Nacht, gesprungen. So haben wir uns wieder einmal vor versammeltem Volke redlich blamiert. Aber die Leute benehmen sich musterhaft. Keiner verzieht auch nur spöttisch lächelnd das Gesicht, als ihnen Pitá, so gut er es selbst versteht, unsren Unfall erklärt. Diese „Wilden!" — Wie hätten sich wohl „zivilisierte" Europäer bei einem solchen Anlaß benommen? —

Am nächsten Morgen macht uns ganz Denóng seinen Gegenbesuch. In langem Zug, voran die Männer, dann die Frauen mit den Kindern bis zum kleinsten Säugling in der breiten Tragbinde aus rot gefärbtem Baumwollgewebe (Abb. 40), kommen die schönen, schlanken Gestalten in ihrem farbenprächtigen Schmuck die Anhöhe herab über den Kukenáng. Langsam, feierlich schreiten sie mehrere Runden auf dem Dorfplatz und lagern sich dann in zwanglosen Gruppen vor unserer Hütte. Die Männer tragen Bogen und Pfeile oder das lange Blasrohr in der Hand oder kurze Tanzkeulen, in der Form der Kriegskeulen geschnitzt und mit roten Mustern bemalt, auf der rechten Schulter. Mehreren jungen Männern sitzt ein Strohhütchen eigener Flechtung kokett auf dem Hinterhaupt. Diesem in der nackten Umgebung ungewöhnlichen Kopfputz, der hinten mit langen Schwanzfedern des roten Arára besteckt ist, hat unzweifelhaft ein englisches Erzeugnis als Modell gedient. Irgend ein Händler hat wohl einmal ein solches Hütchen, das ursprünglich für einen Dandy in den Straßen von Georgetown bestimmt war, hierher gebracht, und die Indianer waren davon so begeistert, daß sie es schleunigst nachflochten und an Stelle ihrer schönen alten Federkronen, von denen man nur noch wenige sieht, als Kopfschmuck annahmen. (Abb. 38, 44)

An langer Schnur auf den Rücken herab baumeln den Männern dicke Bündel buntfarbiger Vogelbälge, darunter die reizende kleine Siebenfarbtangara (Tangara paradisea Sw.), die in ihrem Kleide alle Farben des Regenbogens vereinigt[1] Einer schleppt sich sogar mit dem schweren Balg einer großen Ente.

Die Stammestatauierungen um den Mund, die von beiden Geschlechtern in gleicher Weise getragen werden, sind sehr verschieden in der Ausdehnung und der Zahl der Linien, zeigen aber stets das „Angelhaken-Motiv" in mehreren Variationen. Sie sind ein Zeichen der Pubertät, scheinen aber hier mehr und mehr abzukommen. Nur noch wenige von den jüngeren Leuten haben sie. Bei den Ingarikó soll diese Tatauierung besonders ausgedehnt sein und bisweilen das halbe Gesicht einnehmen. Ohrläppchen, Nasen-

[1] Brehms Tierleben. Vierte Auflage. Band 4. Seite 343 und Tafel. Leipzig 1913.



31. Taulipang-Träger.



32. Ein Adoptivkind.

scheidewand und Unterlippe sind durchbohrt und mit feinen Rohrstäbchen verziert. Das Unterlippenloch benutzen auch diese Indianer gern als Nadelbüchse. Einige junge Mädchen tragen darin ganze Bündel europäischer Nadeln mit der Spitze nach außen.

Ich zeige meinen Besuchern die Gewehre, das Brennglas, die Uhr, das Tierbilderbuch und was ich sonst noch alles an merkwürdigen Sachen habe, beschenke die Männer mit Tabak, die Frauen und Kinder mit Glasperlen und Porzellanpüppchen und photographiere schließlich die ganze Gesellschaft einzeln und in Gruppen. (Abb. 36, 37, 45) Um die bläulichen Tatauierungen auf der Photographie sichtbar zu machen, ziehe ich sie vorher mit einem feinen Stäbchen und dunkelroter Carayurú-Farbe[1] sorgfältig nach. Geduldig halten sie still. Zufrieden kehren sie gegen Mittag heim.

Von „Samburukú" sprechen die Hiesigen jeden Tag, wo er zuerst gewohnt, wohin er dann gezogen sei, was er hier, was er dort getrieben habe. Eine Frau, uralt an Jahren, aber noch von regem Geist, weiß von ihm lange Geschichten zu erzählen, die ich leider nur zum kleinsten Teil verstehe. Sie hat ihre Kenntnisse von ihrem Vater, der als Jüngling lange Zeit Begleiter Samburukús gewesen sei. Samburukú habe den Roroíma nicht bis zum Gipfel besteigen können, weil die Taulipáng damals noch keinen Weg gekannt hätten. Am Beginn der schroffen Felswand habe er einige Zeichen eingegraben, wahrscheinlich seinen Namenszug.

Die Alte hat eine merkwürdige Haartracht. Um den Kopf herum ist ein schmaler Kranz langer Haare stehen geblieben, unter denen sich nur wenige weiße finden. Die übrigen Haare sind ganz kurz geschnitten, ähnlich wie bei einer breiten Mönchstonsur.

Mit den Weißen haben die Anwohner des Roroíma, abgesehen von den seltenen Besuchen englischer Orchideensammler, keinen Verkehr. Man merkt dies schon daran, daß sie kein Salz haben. Wir bezahlen vieles mit diesem kostbaren Artikel.

Für den ethnographischen Sammler ist hier wenig zu holen. Nur hübsch geflochtene Körbchen verschiedener Form werden uns in Menge zum Verkauf gebracht. In allen Flechtarbeiten sind die Taulipáng Meister, doch macht sich auch hier schon eine gewisse Degeneration bemerkbar, indem bei einigen Korbwannen die hübschen Muster nicht, wie ursprünglich wohl allgemein, mit schwarzgefärbten Flechtstreifen eingeflochten, sondern nachträglich auf das fertige Geflecht gemalt sind.

Am 30. September kommt der Häuptling Selemelá mit Gefolge, ein kleiner, dicker, alter Herr mit tatauiertem Mund und gutmütigem, aber

[1] Bignonia Chica Humb.

schlauem Gesichtsausdruck. Er trägt eine alte Leinenhose und auf dem fast weißen Haar ein braunes, verwettertes Hütchen. Sein Oberkörper ist nackt und dicht mit Perlenschnüren und Samenketten behängt. Pitá stellt ihn mir vor. Der Alte versichert mir sofort, indem er sich mehrmals auf die Brust schlägt, wie „*wakö*“ („gut“) er sei, was ich ihm gern glauben will. Selemelá sei ein englischer Name. Wahrscheinlich ist es indianisiert aus Samuel. Sein Taulipáng-Name ist Kapöteléng. Schon sein Vater sei hier Häuptling gewesen.

Am nächsten Tage besuche ich den Alten in seiner großen, runden Maloka, in der ein geheimnisvolles Halbdunkel herrscht. Sie hat eine Art zweiten Stockwerkes, ein Gerüst, auf das man mittels einer leiterartigen Stiege gelangt. Ich handele dem Häuptling einige Ethnographica ab — die meisten habe der verstorbene Engländer weggekauft — und tanze mit ihm zur Abwechslung unter furchtbaren Leibesverrenkungen einen „Arärúya“. Das ganze Dorf läuft zusammen.

Auf dem Gerüst im Häuptlingshause ist eine Menge Körbe, Kisten und Bündel aufgestapelt, die sicher manche interessante Sachen enthalten, aber der Alte wacht darüber mit mißtrauischen Blicken und läßt mich keinen Einblick tun. Ein dünnes, abgegriffenes Oktavheft, von 23 Druckseiten überläßt er mir endlich nach längerem Zögern für eine Schachtel Zündhütchen. Es ist ein Gebetbuch, „Church Service for the Muritario Mission“, Georgetown 1885, offenbar in der Sprache der Akawoío, der nördlichen Nachbarn und Verwandten der Taulipáng. Wie mir Pitá erzählt, hat Selemelá eine ganze Kiste voll Bücher und Schriften aus der Missionszeit. Jetzt will er mitten auf dem Dorfplatz eine Kapelle für einen englischen Missionar errichten, der hier mit Frau erwartet wird. Vorläufig steht erst ein Teil des rohen Gerüstes, und wenn er in demselben Tempo weiterbaut, wird er am jüngsten Tag fertig.

Der Einfluß der englischen Akawoío-Mission, die am Roroíma nie dauernden Sitz hatte, ist hier kaum zu spüren. Vom Christentum haben weder Selemelá, noch seine Leute eine Ahnung. Nur einige Gebete kennen sie, ein „mixtum compositum“ aus Indianisch und Englisch, ohne aber den Sinn davon zu verstehen. Einmal schrecke ich frühmorgens aus dem Halbschlummer auf und glaube schon an Halluzinationen. In einem benachbarten Haus singt einer „Heil dir im Siegerkranz“ Es ist natürlich irgend ein ins Indianische übersetztes englisches Kirchenlied nach der Melodie „God save the king“.

Selemelá spreche englisch, sagen meine Leute. Sein ganzer Wortschatz beschränkt sich auf das englische Alphabet und die Zahlen bis zehn, und bei jeder Gelegenheit gibt er seine Weisheit zum Besten.

Zu diesen christlichen Fossilien gehört auch der langweilige „Arärúya", der bei den Bewohnern von Kaualiánalemóng die schönen alten Gesänge und Tänze fast ganz verdrängt hat.

Mit den Benediktinern am Surumú will Selemelá nichts zu tun haben. Der verstorbene Engländer scheint nicht unschuldig an dieser Abneigung zu sein. Wenigstens erzählen die Taulipáng von ihm sonderbare Geschichten. Als er durch die Indianer von meinem Aufenthalt und meinen Arbeiten in Koimélemong hörte, habe er ihnen gesagt, ich würde die Photographien, die ich von ihnen aufnähme, den Patres aushändigen. Dann müßten alle Leute, die ich photographiert hätte, zu den Patres ziehen, und diese würden sie mitnehmen in ihr Land, um mit ihnen dort Krieg zu führen! — — Nun — er hat auch Ethnographica gesammelt, Körbe, Bogen, Pfeile und dergleichen. Vielleicht war er eine Art Konkurrent. — Friede seiner Asche! —

Seinen Namen sprechen die Taulipáng „Pasing" oder „Fasing" aus. Er sei mit einem Makuschí als Diener von Norden, jenseits des Roroíma, „vom Ende des Himmels", hierher gekommen und schon krank gewesen, als er anlangte. Nur einen Monat sei er hier gewesen. Später sei ein „mekoró" gekommen und habe seine Hinterlassenschaft mitgenommen. Die Indianer haben ihn abseits vom Dorf in der freien Savanne an einem sprudelnden Bächlein nahe dem gewaltigen Felsen Tselaúrayäpiapö bestattet und über seinem Grab ein kleines Schutzdach errichtet. In dieser großartigen Umgebung ruht er aus von allen Mühen des Lebens. (Abb. 35)

Auch hier lasse ich von den Indianern Bleistiftzeichnungen anfertigen. Als besonders geschickt erweisen sich Tomáschi[1] und Emaschí, die beiden 25—30 Jahre alten Söhne Selemelás. Ich lasse sie ganz nach Belieben schalten. Sie nehmen das Skizzenbuch mit in die Maloka ihres Vaters und hocken stundenlang droben auf dem Gerüst im Halbdunkel, eifrig bei der Arbeit. Für je fünf Blatt voll Zeichnungen bekommen sie 100 kleine Angelhaken. So erhalte ich zahlreiche primitive, aber im Hervorheben des Charakteristischen sehr interessante Zeichnungen von Menschen, Tieren und Pflanzen, menschlichen Körperteilen, Häusern und Hausgeräten, dem Dorf Kaualiánalemóng mit allen Hütten, ferner von Szenen des täglichen Lebens, darunter Motive, die man bei uns nur von böser Buben Hand an den Bretterzäunen und Hauswänden sieht. Ein Blatt zeigt sämtliche Gebirge und Bergkuppen um den Roroíma in der ihnen eigentümlichen Gestalt. Zwei Zeichnungen sind besonders interessant und beweisen eine ganz hervorragende Begabung und einen auffallend scharfen Blick für die topographischen Verhältnisse eines größeren Gebietes. Es sind zwei detaillierte Karten der Flußsysteme des Kukenáng und Yuruaní mit den dazu gehörigen Gebirgen.

[1] Wohl aus dem englischen „Thomas".

Zwei bis drei seiner Freunde sitzen beständig um den Zeichner herum und helfen ihm durch erklärende Angaben oder führen auch wohl selbst einmal an seiner Statt den Bleistift. Meinungsverschiedenheiten werden durch eine längere Beratung entschieden, bevor der Zeichner mit fester Hand die Linie zieht.

Ich habe dieses Talent, wenn auch nicht so ausgeprägt, bei den meisten Indianern gefunden. Sie kennen jeden Berg, jeden Bach, jeden Stein ihres Gebietes, jeden Pfad, den sie einmal auf ihren oft wochen- und monatelangen Reisen beschritten haben, sie kennen jede Windung ihrer Flüsse und zählen sie an den Fingern auf, wenn man sie während der Fahrt nach einer bestimmten Entfernung fragt. Sie entwerfen plastische Kartenzeichnungen im Sand, wobei sie bemüht sind, die charakteristischen Formen der einzelnen Gebirge durch entsprechende Häufchen feuchten Sandes getreulich wiederzugeben.

Von großer Geschicklichkeit und guter Naturbeobachtung zeugen winzige Figürchen von Menschen und Tieren, die mir die jungen Männer aus Wachs modellieren.

Mit meinen photographischen Platten vom alten Selemelá und seiner Gattin mache ich großen Eindruck. Die 7—8 jährigen Jungen und Mädchen erkennen den „bāpai" und die „āmai" auf dem Negativ sofort und geraten in lautes Entzücken. Alles strömt herbei, um die Platten zu betrachten; eine außerordentliche Begabung gegenüber bildlichen Darstellungen, die vielen unserer sogenannten Gebildeten völlig abgeht.

Die Gastfreundschaft ist auch in Kaualiánalemóng über allen Zweifel erhaben. Sobald man an eine Hütte kommt, bringen die Weiber Maniokfladen und Töpfchen mit Pfefferbrühe, in der manchmal kleine Stücke von Wildbret und Fischen schwimmen. Bisweilen bringen sie auch Kaschirí. Die Familien, die hier in unserer Nähe wohnen, laden mindestens einmal am Tage mit lauter Stimme zur Tamoríta ein. Aber trotzdem ist nur zu oft Schmalhans Küchenmeister bei uns. Die Leute von Denóng liefern zwar alle paar Tage Maniokfladen, Bananen, Kürbisse und andere Früchte, aber sie haben selbst nicht viel, und was ist dieses Wenige für so viele hungrige Mäuler, die an die Fleischtöpfe ihrer Heimat gewöhnt sind, an den Surumú mit seinen großen, wohlschmeckenden Fischen, an die wildreichen Savannen? Die Indianer am Roroíma sind fast reine Vegetarier. Nur selten wird ein größeres Wild, Hirsch oder Wildschwein, erlegt, und in den Gebirgsgewässern kommen nur sehr kleine und sehr wenige Fische vor. Sie leben vorwiegend von Maniokfladen, die sie in Pfefferbrühe tunken. Die Pfefferbrühe (Tamoríta) ist häufig mit wohlschmeckender Tukupí, eingekochtem Maniok-



33. Vor unserem Fremdenhaus am Roroima.

saft[1], gewürzt; eine Spezialität der Taulipáng. An Früchten haben sie Bananen, Cará[2], Bataten, Yurumú (eßbare Kürbisse), große, flache Bohnen und Mais verschiedener Art und Färbung. Auch wurde mir eines Tages eine halbe unreife Ananas zum Kauf angeboten.

Meine Leute klagen über die unzureichende Nahrung. Deshalb habe ich am 29. September Peré mit meinem Drilling, den Majonggóng mit dem Winchester und einige Taulipáng mit englischen Flinten nach Westen in den Wald geschickt, damit sie Wildschweine jagen. Selemelá hat sie auf seinem Marsch mehrmals schießen hören. Am 2. Oktober kommen sie zurück mit einer Kiepe voll gerösteten Wildbrets, Hirsch und Inambú (Rebhuhn). Der phlegmatische Peré hat sie erlegt. Er ist nicht wenig stolz auf seine Leistung und zieht sich bald wieder in seine geliebte Hängematte zurück, die er auch am Tage nur ungern verläßt, wenn ihm nicht andere Freuden winken. Seine energische bessere Hälfte hat er in Koimélemong zurückgelassen. Er steht gewaltig unter dem Pantoffel, wenn man hier so sagen darf, und verdankt die Erlaubnis mitzugehen nur meiner Fürsprache.

Zu den Ingarikó, deren Maloka nur zwei Tagereisen von hier im Osten liegen soll, sind schon am Tage unserer Ankunft zwei junge Taulipáng als Boten gegangen, um einige von diesen berüchtigten „Waldbewohnern“[3] hierher zu holen.

Am 2. Oktober schicken wir zwei Taulipáng von Denóng aus, um den Weg zum Roroíma aufzuhauen. Schon abends kehren sie zurück. Sie sind bis zum Gipfel gewesen und haben einen guten Weg gebahnt, sodaß wir nicht allzu große Schwierigkeiten haben werden und Hin- und Rückweg in einem Tag bewältigen können, denn droben, in Wolken gehüllt, wie sich der Gipfel jetzt meistens zeigt, die Nacht zu verbringen, muß bei der Kälte wirklich kein Vergnügen sein.

Kirmes in Denóng! Am 3. Oktober kommt gegen Mittag ein schlanker junger Mann von drüben im Schmuck, der Sohn des Häuptlings, und überbringt uns die offizielle Einladung zum Fest: der Parischerá sei bereit! Meine Leute bemalen sich des Festes würdig, sehen aber neben den schönen, nackten Menschen wie eine verlodderte Zigeunerbande aus. Um drei Uhr gehen wir hinüber und werden von dem Häuptling und seiner Frau und einigen anderen älteren Leuten freundlich empfangen und sofort mit Kaschirí traktiert. Die Tänzer warten schon bei der nächsten Maloka und kommen dann in langer

[1] Der Blausäure enthaltende Saft der Maniokwurzeln wird dadurch entgiftet, daß er zu einer braunen, sirupdicken Masse eingekocht wird, die, mit feingestoßenem rotem Pfeffer gemischt, ein ausgezeichnetes Gewürz liefert.

[2] Dioscorea; rotviolette oder gelbe Knollenfrucht, ähnlich unserer Kartoffel.

[3] Ingarikóg oder Ingalikóg bedeutet „Leute, die im dichten Walde leben“.

Kette daher, wie in Koimélemong. Mit wildem „*haí-haí-haí!*" springen aus dem Häuptlingshaus ein paar alte Weiber, große Kalabassen voll Kaschirí in den Händen, und hüpfen mit einknickenden Knien vor den Tänzern hin und her. Ein stimmungsvolles Bild! Diese prächtigen, nackten Gestalten der Männer und Frauen mit ihren gleichmäßigen Bewegungen, im Hintergrunde die dunklen, mit schweren Gewitterwolken behangenen Felsen des Roroíma. Langsam tanzen sie an uns vorüber und ordnen sich in einer Runde vor der Maloka des Häuptlings. Die dumpfe Musik der Ambaúva-Rohre, welche die Ankunft der Tänzer begleitete, schweigt, und ein eintöniger, rhythmischer Gesang setzt ein. Der Tanz geht weiter in denselben Bewegungen, Schritt nach rechts, Aufstampfen, linker Fuß nachgezogen, von Zeit zu Zeit kurze Tour nach links. Ein Haufen Kinder tanzt eifrig mit, geschmückt wie die Alten. Ein kleiner Junge reitet während des stundenlangen Tanzes auf den Schultern seines Vaters. (Abb. 42, 43)

Die Kostüme der Tänzer sind nicht ganz vorschriftsmäßig, da hier die Inajá-Palme fehlt. Nur einige tragen wenige Streifen Mirití-Blätter, dafür aber die meisten reichen Federschmuck. Ich setze mich zu den alten Herren, die am Vergnügen der Jugend keinen Genuß mehr finden. Wir rauchen, schwatzen, kneipen Kaschirí und schauen den Tänzern zu. Doch nehme ich auch mit Schmidt und Pitá längere Zeit aktiv am Tanze teil, was von den Indianern mit Genugtuung begrüßt wird. Einige Schönheiten gesellen sich sofort zu uns und tanzen uns zur Seite. Der alte Häuptling friert bei dem kühlen Südwind. Ich leihe ihm meine Kakijacke, in der er mit seinem nackten Untergestell wunderlich aussieht.

Seitab vom Lärm und Wirrwarr des Tanzes ein Bild der Ruhe. Eine junge Indianerin mit ihrem Kinde füttert ein zahmes Reh. Ihr Mann fing es ganz klein, nachdem er die Mutter geschossen hatte. Seine Frau zog es an der Brust auf. Nun folgt es ihr auf Schritt und Tritt. (Abb. 32)

Mit Einbruch der Dunkelheit nehmen Schmidt und ich Abschied trotz lebhafter Einladungen, bis zum Morgen mitzutanzen; Einladungen, die entschieden einen erotischen Beigeschmack haben. Besonders meine „amai", eine sehr forsche Dame, die unsren Tanz immer wieder mit wildem „haíhaí!" anfeuerte und selbst einmal mit uns tanzte, will garnicht locker lassen und versichert mir einmal über das andere mal, wie sehr ihre Töchter sich freuen würden, wenn ich da bliebe. Doch ich bin unerbittlich und entziehe mich ihrem Sirenenlocken. — Ihr Mann geht mit uns und holt sich als Geschenk ein Hemd gegen die nächtliche Kühle. Die lustigen Mädchen begleiten uns noch ein gutes Stück Wegs und rufen uns „auf Wiedersehen" nach, solange sie uns sehen können.

Pitá und die meisten von unseren Leuten sind drüben beim Fest geblieben. Mario, unsere Köchin und ihre junge Wapischána-Adjutantin haben Haus gehalten, natürlich auch der Majonggóng mit seiner jungen Frau, der alles, was diese Stämme hier treiben und verfertigen, mehr oder weniger offen verachtet. Er singt die melancholischen Lieder seiner Heimat, aui die er so stolz ist, und spottet einem Zauberarzt nach, der in seiner benachbarten Hütte stundenlang seinen heiseren Gesang und sein wildes Geschrei hören läßt.

Am nächsten Morgen gehen wir wieder nach Denóng und kaufen den ganzen Schmuck. Die Leute tanzen noch immer, doch herrscht schon starke Katerstimmung. Schwer betrunken ist niemand.

Pitá erzählt von seinen nächtlichen Erlebnissen: Zuerst habe ein altes Weib mit ihm getanzt. Da sei er recht traurig gewesen. Dann aber habe ein junges Mädchen sich ihm angeschlossen. Da habe er sich sehr gefreut! Er wolle sich ein Taulipáng-Mädchen mit nach Hause nehmen, damit sie seiner Frau helfe. — Ich darauf: „Du bist mir ein schöner Kerl! Sag lieber, damit sie Dir hilft!" — Schallendes Gelächter. —

Bis in den späten Nachmittag hinein schlafen meine Leute ihren Katzenjammer aus.

Weder Selemelá, noch irgend einer aus seinem Anhang hat das Fest in Denóng mitgemacht. Es besteht eine offenbare Feindschaft zwischen den beiden Dörfern. Der Alte läßt sich nicht sehen, wenn unsere Freunde von drüben hier sind. Unseren freundschaftlichen Verkehr mit den Bewohnern von Denóng betrachtet er mit scheelen Blicken. Allmählich fallen wir bei ihm etwas in Ungnade. Er besucht uns nicht mehr, sondern hockt gewöhnlich mit unzufriedenem Gesicht im Schatten seines Hauses.

Am 6. Oktober gibt auch Selemelá ein Fest, das spät nachmittags beginnt. Es sind nur die charakterlosen Arärúya-Rundtänze, eine klägliche Karikatur des Parischerá in Denóng. Ich tanze eine Zeitlang mit, ziehe mich aber bald zurück. Die Geschichte ist mir zu stumpfsinnig. Von der anderen Seite nimmt niemand daran teil. Einige von unseren Freunden kommen zwar für kurze Zeit herüber, halten sich aber scheu von den Tanzenden fern. Auch Pitá schimpft auf die Hiesigen. Sie seien geizig, gäben nur wenig und schlechtes Kaschirí und forderten unverschämte Preise. In der Tat sind die von Denóng viel ursprünglicher und nicht so auf ihren Vorteil bedacht.

Früh am anderen Morgen machen wir uns mit Pitá, Pirokaí und sechs Taulipáng zur Besteigung des Roroíma auf. In nordnordöstlicher Richtung gehen wir über die Bäche Rurúima und Taula-palú und ersteigen einen

Höhenzug, der sich von dem Abfall des Roroíma-Felsens nach Süden abzweigt. Auf seinem Kamm schreiten wir weiter über ein wüstes Trümmerfeld aus riesigen Felsblöcken, die offenbar im Laufe der Zeit oder durch ein plötzliches Naturereignis von der Felswand losgerissen wurden. (Abb. 47) Zur Rechten haben wir das tiefe, mit Wald bestandene Tal des Kamaiuá, zur Linken das Tal des kleinen Baches Wamorá. Wir kommen dann über ein Hochmoor mit eigenartiger Vegetation, unter der eine meterhohe Utricularia mit großen, blauen Blüten von der Farbe unserer Schwertlilie auffällt[1]. Der Himmel hat sich mit düsteren Wolken überzogen. Die schroffen Felswände rücken näher und näher, erscheinen immer massiger, immer drohender. Regenschauer gehen darüber hin. (Abb. 48) Nach dreistündigem Marsch treten wir ein in den feuchten Wald, der den Fuß des Tafelfelsens bedeckt, und gelangen zu einer wohlerhaltenen Baracke am rechten Ufer des Baches Wamorá, wo Ule einige Zeit hauste und in den Wundern dieser üppigen Pflanzenwelt schwelgte. Zwei Taulipáng und ein Junge, der inzwischen mit seinem Blasrohr kleine Vögel geschossen hat, bleiben hier zurück, um den alten Hahn abzukochen, den wir mitgeschleppt haben. Wir anderen klettern steil hinan durch den von Nässe triefenden Wald. Bald steigen wir über Felsen und vermoderte Baumstämme, bald kriechen wir mühsam darunter durch. Bald sinken wir in tückische Löcher, die mit faulendem Laub leicht bedeckt sind. An schlüpfrigen Wurzeln und dünnen Lianen, die häufig der Schwere des Körpers nachgeben, ziehen wir uns Meter für Meter in die Höhe. Dann wieder geht es streckenweise steil abwärts. Keuchend arbeiten wir uns weiter durch das unermeßliche Gewirr des Tropenwaldes. Je höher wir kommen, desto eigenartiger wird die Vegetation. Die verzackten Äste der niedrigen Laubbäume sind mit dicken Moosen und langen, hellgrünen bis weißlichen Flechten, mit zahlreichen anderen Parasiten, auch blühenden Orchideen behangen. Dazwischen wuchern riesige Farne, deren breite Blätter bald unmittelbar aus dem Boden schießen, bald sich von hohem, schwankem Stamm palmenartig ausbreiten. Wir klettern weiter schräg aufwärts auf einem schmalen Vorsprung, den, wohl erst nach der Zeit „Samburukús", ein Felssturz geschaffen hat, dicht entlang der mehrere hundert Meter hohen, senkrecht abfallenden Sandsteinwand. Den grausigen Abgrund verdeckt die üppige Vegetation, durch die nur vereinzelte schmale Öffnungen einen Ausblick gewähren über das weite Tal des Kukenáng und den unbezwingbaren, nur wenig niedrigeren Nachbarkoloß. Regenwolken hüllen uns ein. Es wird ganz düster. Bald sind wir naß bis auf die Haut. Ein Staubfall rieselt eiskalt auf uns herab. Endlich hört die höhere Vegetation ganz auf und der schwierigste Teil be-

[1] Utricularia Humboldtii Rob. Schomb., eine insektenfressende Pflanze.



34. Ingariko-Maloka. Im Hintergrunde der Roroima.



35. Ein einsames Grab.

ginnt. Links die schreckliche Tiefe, von Wolken gnädig verhüllt, rechts die himmelanstrebende Wand. Über glatte Felsen, in deren Spalten sich die zitternden Hände einkrallen, klimmen wir hinan. Noch eine letzte Anstrengung, und wir sind am Ziel.

Eine ungewohnte Kälte umfängt uns. 11,3° C zeigt hier das Schleuderthermometer kurz nach Mittag! Erschreckt blicken wir uns in die bleichen, von Falten durchfurchten Gesichter. Die angenehme braune Hautfarbe der Indianer ist einem häßlichen, grünlich-fahlen Ton gewichen. Der Atem geht wie Rauch vom Munde. Unter einem vorspringenden Felsen finden wir Schutz vor dem Regen. Vergeblich versuchen wir, mit dürren Kräutern ein Feuer anzuzünden. Kaum vermögen die vor Kälte steifen Finger eine Zigarette zu drehen. Vom Dorf an sind wir in knapp 4½ Stunden mehr als 1300 m gestiegen und befinden uns nun auf einer Höhe von 2600 m über dem Meeresspiegel.

So weit wir schauen können, ist der Gipfel abgeflacht und mit Felsen in grotesken Formen bedeckt, Erosionsgebilden, die bald wie riesige Pilze aufsteigen, bald, vielfach verzackt und zerklüftet, Tier- und Menschenfiguren oder den verwitterten Mauern einer Burgruine ähneln. (Abb. 49) Das Plateau des Roroíma, das eine kümmerliche, aber großenteils einzig dastehende Flora aufweist, ist stellenweise vertieft und bildet, sich weit nach Norden erstreckend, ein gewaltiges Reservoir, das zahlreiche Wasseradern hinabsendet zu den drei großen Flußsystemen des Amazonas, Orinoco und Essequibo. Das Plateau in seiner ganzen Ausdehnung zu beschreiten, sei sehr gefährlich, sagen die Indianer, weil man sich in dem ungeheuren Felsenwirrwarr leicht verirre und den Rückweg nicht mehr finde.

Ein Taulipáng holt mir in einer Kalabasse Wasser, so eisig kalt, daß man es kaum trinken kann. Ich nehme einige Photographien mit der kleinen Kamera auf. Das Wetter ist so ungünstig, wie irgend möglich; düstere Beleuchtung, strömender Regen. Die Indianer müssen Schmidts Gummimantel über den Apparat halten, während ich die Aufnahmen mache. Von Fernsicht keine Spur.

Nach einer Stunde Aufenthalt treten wir den Rückmarsch an. An der gefährlichsten Stelle gerate ich in einer dichten Regenwolke vom Wege ab und an den Rand des Absturzes. Einen Schritt weiter, und meine Reise hätte ein vorzeitiges Ende erreicht. Da ruft mir noch im letzten Augenblick Pirokaí, der vor mir ist, zu, ich solle mich links halten. Endlich nimmt uns der schützende Wald auf. Rasch geht es nun abwärts, springend, kletternd, rutschend, fallend. In zwei Stunden sind wir wieder bei der Baracke, durchnäßt und schmutzig, wie nur je im Leben. Unser alter Hahn ist inzwischen

weich gekocht, und die kräftige Brühe erwärmt und erfrischt uns. Zwei meiner Taulipáng essen kein Hühnerfleisch und begnügen sich mit den kleinen Vögeln, die sie mit dem Blasrohr geschossen haben.

Um 4 Uhr marschieren wir weiter. Wir frieren anfangs jämmerlich in den nassen Kleidern und eilen deshalb, noch vor Nacht heimzukommen. Von Osten her droht ein schweres Wetter, das sich kurz nach unserer Ankunft im Dorf in heftigem Regenguß entlädt. Man tanzt noch immer „Arärúya", bald in der Maloka Selemelás, bald auf dem Dorfplatz, je nachdem es der Regen gestattet. Auch meine Leute, die die anstrengende Tour mitgemacht haben, tanzen nun eifrig mit. Diese Indianer haben eine erstaunliche Ausdauer, auch im Festefeiern. Tage und Nächte lang tanzen sie fast ohne Unterbrechung im Kreis herum und singen immer wieder dieselben eintönigen Melodien.

Über die klimatischen Verhältnisse am Roroíma während unseres Aufenthaltes möchte ich kurz folgendes sagen. Der Roroíma bildet die Grenze der Savannen. Mit ihm beginnt das zusammenhängende feuchte Waldgebiet, das sich nördlich und nordöstlich bis zum Meer, südwestlich bis zum oberen Orinoco erstreckt. Die klimatischen Verhältnisse dieser Grenzregion sind sehr verschieden von denen der trockenen Savanne. Es regnet in der nächsten Umgebung des Roroíma, auch in der Trockenzeit, fast täglich. Schon eine Tagereise weiter südlich scheint eine ganz andere Zone zu herrschen. Gewöhnlich erstrahlt nur frühmorgens kurz nach Sonnenaufgang der Fels in ungetrübter, rosiger Schönheit. (Titelbild) Mit der zunehmenden Erwärmung bilden sich an den senkrechten Wänden zunächst leichte Nebelstreifen, die mit der fortschreitenden Tageszeit immer dichter werden und bald das herrliche Landschaftsbild wie mit einem neidischen Schleier vor den Blicken der Erdgeborenen verhüllen. (Abb. 46) Wenn die Sonne den Zenit überschritten hat, wird die Stimmung immer düsterer. Aus der tiefen Einsenkung zwischen den Zwillingsfelsen brodelt es hin und her von drohenden Gewitterwolken, die sich immer mehr zusammenballen und sich gewöhnlich gegen 3 Uhr nachmittags in einem Sturm und darauf folgendem heftigem Regenguß entladen. Mit donnerndem, weithin hörbarem Brausen stürzen dann die Gewässer in dicken Strahlen Hunderte von Metern hoch zerstäubend über die schroffen Abhänge herab, vom Ostfelsen der Kamaiuá, vom Westfelsen der Kukenáng und Masulíng. Rasch schwellen die Flüsse an, um ebenso rasch wieder zu fallen.

Masulíng nennen die Indianer auch den Mazarúni und bezeichnen das von der Nordostecke des Kukenáng-Felsens fallende Gewässer, das zwischen den beiden Tafelfelsen hindurch nach Nordosten fließt, als die Quelle

dieses großen linken Nebenflusses des Essequíbo. Auf Schomburgks Karte entspringt der „Mazaruni oder Mazureng" weit im Osten des Roroíma auf dem Ayangcanna-Gebirge und macht einen gewaltigen Bogen über Westen und Norden, bevor er in großen Windungen dem Essequíbo zufließt. Vom Roroíma empfängt er nach dieser Karte den linken Zufluß Cuya. Charles Barrington Brown, der im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zwecks geologischer Studien Britisch Guayana in verschiedenen Richtungen durchreiste, gibt den Ursprung des Mazaruni weit im Norden des Berges Ayangcanna an[1]. So scheinen über den Oberlauf dieses Flusses noch manche Unklarheiten zu herrschen.

Am Roroíma wehten während unserer Anwesenheit regelmäßige Winde aus Osten und Südosten bis Süden, selten aus Norden, niemals aus Westen. Morgens zwischen 8 und 9 Uhr setzte gewöhnlich ein scharfer Südostwind ein, der bis Sonnenuntergang, manchmal die ganze Nacht hindurch mit kurzen Unterbrechungen anhielt und gegen 1—2 Uhr nachts seine größte Stärke und niedrigste Temperatur erreichte. Bisweilen sprang dieser Wind gegen Mittag nach Süden um, worauf in der Regel kurze Windstille eintrat mit folgendem Nordwind und heftigem Regen. Nicht selten gingen um das Gebirge dichte Gewitterregen nieder, während wenige Kilometer südlich davon das schönste Wetter herrschte.

Auch im Dorf Kaualiánalemóng waren die Temperaturen sehr niedrig. Bei Sonnenaufgang hatten wir am 27. und 29. September nur 15° C, am 30. September 14,1° C und am 1. Oktober sogar nur 13,2° C. Die mittleren Temperaturen waren um 6 Uhr morgens 16,1° C, um 2 Uhr nachmittags 26,4° C und um 9 Uhr abends 19,2° C. Besonders nach Mitternacht wurde die Kälte so fühlbar, daß sie uns Europäern in den ersten Nächten den Schlaf raubte, wie viel mehr noch unseren Begleitern, die zum größten Teil aus den heißen Savannen südlich vom Surumú stammten, wo die Nächte kaum etwas Abkühlung bringen. Die entsprechenden mittleren Temperaturen betrugen im Tal des Surumú im September 24,6° C, 34° C und 28,7° C.

Um den nächtlichen Aufenthalt in unserem Pfahlbau erträglich zu machen, haben wir den Eingang und die Palmstrohwände mit Zelttüchern verhängt und einige flache Steine auf das Gerüst geschafft, auf denen wir die ganze Nacht ein tüchtiges Feuer unterhalten. Und doch steigt bald hier, bald dort einer zähneklappernd aus der Hängematte und kauert sich möglichst dicht an die wärmende Flamme. Das Bad in dem kleinen, rauschenden Bach nahe dem einsamen Grab kostet Selbstüberwindung. Besonders des

[1] Vgl. die Karte zu Ch. B. Brown: Canoe and Camp Life in British Guiana. Sec. Ed. London 1877.

Abends hat man bei dem starken Temperaturunterschied zwischen Wasser und Luft das Gefühl, als steige man in Eiswasser.

Trotz dieses für die Tropen verhältnismäßig rauhen Klimas, unter dem selbst die Einheimischen zeitweise leiden, lieben sie ihre luftige Heimat, sind sie mit Recht stolz auf ihren Roroíma. Viele ihrer Lieder, viele ihrer Mythen beziehen sich auf dieses majestätische Gebirge. Der Roroíma ist für sie die Wiege des Menschengeschlechts. Hier hat ihr Stammesheros Makunaíma mit seinen Brüdern gewohnt. Hier hat er in seiner Torheit und Habgier den Weltbaum gefällt, der alle guten Früchte trug. Die Krone fiel nach Norden. Daher wachsen nördlich vom Roroíma in dem feuchten Waldgebiet noch heute alle Früchte, während südlich davon in der trockenen Savanne der Indianer dem Boden nur mühsam die Erzeugnisse abringt. Der Stamm fiel über den Caróni. Dort liegt er noch heute als ein großer Fels, der den Fluß durchquert und einen hohen Katarakt bildet, an dem die Boote ausgeladen und über Land geschleift werden müssen. Der Roroímafelsen ist der Stumpf, der stehen blieb. Aus ihm kam die große Flut, aus der sich nur wenige retteten[1].

Unsere schönen Tage am Roroíma neigen sich ihrem Ende zu. Die Lebensmittel werden immer knapper. Pitá, dessen Jüngster in den letzten Tagen an starker Erkältung litt, will heim.

Die Ingarikó sind nicht gekommen. Vielleicht sind meine Boten garnicht dort gewesen! Doch kann ich mit dem glatzköpfigen Alten vom Bache Muréi, der ja ein Ingarikó ist, einige hundert Wörter der Sprache aufzeichnen. Sie ist dem Makuschí nahe verwandt, weicht aber in manchen Ausdrücken davon ab. Die Klangfarbe ist eine ganz andere. Der Alte hat eine Taulipáng zur Frau und wird nun mit seiner Familie zu diesem Stamme gerechnet. Er bewohnt zurzeit eine kleine Maloka, die nordöstlich vom Dorf auf einer Anhöhe liegt. (Abb. 34) Fast alle Familien hier haben mindestens zwei Häuser und wohnen mit dem Wechsel der Jahreszeiten bald in diesem, bald in jenem. Die Ingarikó, so erzählt der Alte, arbeiten schon vielfach mit Engländern im Nordosten, wahrscheinlich am Mazarúni.

Am 8. Oktober machen wir Abschiedsbesuch in Denóng. Ungeheure Mengen Kaschirí werden wieder vertilgt, Lebensmittel gekauft, auch noch einige interessante Ethnographica erworben. Pitá hat stundenlange Verhandlungen mit dem Häuptling um zwei englische Flinten. Der andere will zwei Hängematten für jede haben. Die beiden stehen voreinander und feilschen hartnäckig wie Viehhändler auf einem Jahrmarkt, aber ruhiger und an-

[1] Vgl. Band 2: Mythen und Legenden der Taulipáng- und Arekuná-Indianer. S. 33 ff.

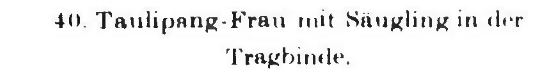




36. 37. 38 Taulipang-Kinder von Denong

38. Sohn des Häuptlings.





39. Ule's „Favoritin" Maidyanapöng = „Mädchen der weißen Termite"



40. Taulipang-Frau mit Säugling in der Tragbinde.

ständiger. Also deshalb ist unser schlauer Häuptling in den letzten Tagen so oft hinüber gewandert! Tief in der Nacht kommt er noch einmal in unsere Hütte gekrochen und hat eine längere Unterredung mit Peré, der auch eine Flinte kaufen will. Am nächsten Morgen ist er schon um 5 Uhr drüben beim Flintenhandel. Gegen 8 Uhr kommt er mit zwei Flinten an. Er hat sie für Hängematten gekauft, die er später liefern will. Eine Flinte will er Peré zum Selbstkostenpreis überlassen. Der Handel scheint ihn auch noch „Aufgeld" gekostet zu haben. Wenigstens sehe ich die weiße, schwarzgestreifte Jacke mit den Knöpfen für die Leutnantsachselstücke auf dem sonst nackten Leib des Häuptlings von Denóng. Ein Kind hat das Röckchen an, das bisher sein jüngster Sohn trug. Auch anderer Handel ist gemacht worden. So haben Pitá und der Majonggóng mehrere Meter leuchtend roten Kattuns erstanden für Schambinden.

Selemelá erhält als Mietspreis für die Hütte eine Axt und als weiteres Geschenk ein Päckchen Angelhaken. Doch er bleibt gekränkt wegen unserer Freundschaft mit den Leuten von Denóng, die wieder sämtlich erschienen sind. Die Indianer suchen noch zu guterletzt möglichst viel zu erlangen, aber man gibt es gern, wenn sie so recht freundlich darum bitten. Der Abschied wird uns allen schwer. Die lose Mädelbande begleitet uns noch ein gutes Stück. Sie schütteln uns so und so oft die Hand mit freundlichem: „*ménapoi pipi! mietukaí kenáng!*" („Kehre zurück, Bruder! Komm ein andermal wieder!") Sie balgen sich mit meinen jungen Leuten herum und reiben ihnen Erde und Sand ins Gesicht.

Mit der weiblichen Unschuld scheint es hier ebenso schlecht bestellt zu sein, wie am Uaupés und anderswo. Aus den Redensarten meiner Leute kann ich dies deutlich erkennen. Zwei von meinen Helden haben sogar ihre neuen Hängematten als Liebesopfer hier gelassen! Aber welcher vernünftige Mensch kann es den Mädchen verdenken? Es ist eine außerordentlich stramme, feurige Rasse, mit gesunden Sinnen begabt, und der Überschuß an Weibern ist groß. — Lassen wir ihnen den Spaß! — — —

Zum Abschied einige Schüsse. Lebewohl, rosiger Fels!

9. KAPITEL.

»DREIZEHNLINDEN« AM OBEREN SURUMU.

Der Kukenáng ist infolge der heftigen Regen der letzten Tage stark angeschwollen. Mühsam kämpfen wir beim Durchschreiten gegen die scharfe Strömung. (Abb. 51) Wir kommen heute nur bis zum Hause des alten Ingarikó am Bache Muréi. Die Bewohner sind uns vorausgeeilt, um uns gebührend zu bewirten. Die Luft hat sich sehr gereinigt. Beide Felsen des Roroíma zeigen sich klar in ihrer ganzen Schönheit, wie wir sie aus der Nähe kaum jemals gesehen haben. Man sollte meinen, der Berggeist wolle die Weißen foppen. Die Indianer sagen, es sei jedesmal schlechtes Wetter, wenn ein Weißer zum Roroíma käme. (Abb. 50)

Auch am nächsten Morgen leuchtet der Roroíma im rötlichen Glanz der aufgehenden Sonne. Er will uns wohl den Abschied noch schwerer machen!

Ein Taulipáng ritzt sich Arme und Beine in zahlreichen Längsstrichen und schmiert grauen Flußlehm darüber, um erfolgreich auf der Jagd zu sein. — Wir schlafen in Rontá.

Ein kleines Taulipáng-Mädchen hat Ruhr. Der Vater, einer meiner besten Träger, der mich bis São Marcos begleiten wollte, will deshalb hier bleiben und seine Bezahlung haben. Er kommt spät abends an mit seiner Frau und einem Säugling. Das schwerkranke Kind haben sie in der letzten Maloka zurückgelassen. Am anderen Morgen bekommt er seinen Lohn, aber beide Eltern gehen noch mit bis zum nächsten leerstehenden Haus am Moromelú. — Das ist ein Charakterzug des Indianers, den ich nicht verstehe. Gerade diese beiden, die fünf reizende Kinder haben, sind herzensgute, freundliche, ernste Menschen, die ihre Kinderchen sicher sehr lieb haben, aber warum läßt dann die Mutter ihr todkrankes Kind so lange allein? Sie hat doch wirklich nichts bei der Auszahlung zu tun!

Wir lagern am Bache Tschitá-uté, unserem Frühstücksplatz vom 23. September. Nach Sonnenuntergang setzt Gewitterregen ein, der bis 8 Uhr andauert. Wir flüchten unter einige Schutzdächer aus Palmblättern, die sich die Indianer rasch errichtet haben.

Nach kurzem Marsch kommen wir am 12. Oktober zu der Stelle, wo der Pfad zur Mission abzweigt. Unsere beiden Häuptlinge Pitá und „Theodoro" trennen sich hier von uns und gehen mit ihren Familien den alten Weg weiter bis Koimélemong. Einige Träger mit der ethnographischen Sammlung be-

gleiten sie; doch sind wir noch immer ein langer Zug. Unser Weg führt nach Südwesten. Der Kukenáng bleibt noch eine kurze Strecke uns zur Rechten. An einem Bach liegt eine vom Fraß aufgeschwollene Boa von 2 m Länge. Ein Rifleschuß zerschmettert ihr das Rückgrat. Nach 1½ Stunden erreichen wir den Katá, an dessen Oberlauf wir am 22. September frühstückten. Wir gehen längere Zeit an seinem rechten Ufer entlang und durchschreiten ihn dann. (Abb. 52) Er fließt nach Nordwesten dem nahen Kukenáng zu. Peré trägt mich wieder hinüber. Er meint, ich sei viel leichter geworden. Ich glaube es selbst. Kurz darauf passieren wir auf einem Baumstamm einen weiteren ansehnlichen Nebenfluß des Kukenáng, den Wailíng. Wir behalten seinen Uferwald zur Linken. Rechts von uns zeigt ein großer Hain Mirití-Palmen sumpfiges Gelände an. Weiterhin zieht eine niedrige Kette, hinter der der Kukenáng nach Westen strömt.

Die Gegend bleibt flach, einförmig, ermüdend. Der Marsch geht durch hohes Gras oder über abgebrannte Flächen, deren Asche sich in Mund und Nase setzt, das Atmen erschwert und den Durst noch fühlbarer macht. Nach der frischen Gebirgsluft diese brütende Hitze, die nur selten ein Windhauch mildert. Von den Bergen im Osten, die immer weiter in die Ferne rücken, schallen von Zeit zu Zeit Abschiedsjuchzer unserer Gefährten. Auch dicker Rauch steigt dort auf. „Theodoro" fröhnt wieder seiner Leidenschaft.

Kurz nach Mittag überschreiten wir den Bach Worá-uté, einen Zufluß des Wailíng, auf einer Indianerbrücke, einem Baumstamm, über dem in halber Mannshöhe eine Liane als Geländer angebunden ist. Ich bereichere hier meine indianische Speisekarte um eine Neuheit. Peré hat an einem Baum ein Wespennest gefunden und gibt mir die Larven, die bei den Makuschí Akalá heißen, mit Maniokfladen zu essen. Sie gelten den Indianern als Leckerbissen und schmecken in der Tat angenehm süßlich, ähnlich unreifen Haselnußkernen. Um 1 Uhr erreichen wir unser heutiges Ziel, die Maloka Akúlimeponggong, ein geräumiges, rundes Haus auf einem Hügel aus weißem Sand. Nur Weiber sind da, die Schwiegermutter und Schwägerinnen eines meiner Taulipáng.

Die Nacht bringt wenig Erquickung in der stickig heißen, rauchigen Bude. So oft ich die Türe öffne, sofort wird sie wieder von den Weibern verrammelt. Dazu singen unzählige Moskiten, die hier die Trockenzeit überdauern.

Der steile Hügel, auf dem die Maloka steht, bildet ungefähr die Mitte eines weiten Kessels, dessen einzige Öffnung im Nordwesten das Tal des Katá ist. Im Süden und Südwesten erblickt man zusammenhängenden Wald und bewaldete Anhöhen. Darüber hinaus werden in Südsüdwest zwei Ge-

birge sichtbar, Waipá-tepö und weiter entfernt die höhere Kette Uraukaíma. Wir steigen ins Tal hinab und überschreiten bald auf schwankem Baumstamm den Wailíng. In südlicher Richtung gehen wir an seinem rechten Ufer aufwärts. Er bildet hier eine kleine Lagune, auf der sich Enten und andere Wasservögel herumtreiben. Ein Taulipáng pirscht sich geschickt durch den Sumpf an und schießt eine große, schwarze Ente. Mit eleganten Stößen schwimmt er in die Mitte der Lagune und holt die Beute. Wir ersteigen nun eine niedrige, mit Gras bewachsene Fläche, die Wasserscheide zwischen Kukenáng und Surumú, und schreiten auf ihr nach Süden weiter Mehrere kleine Bäche, die nach rechts dem Wailíng zufließen, durchschneiden sie und rufen mit ihren Tälchen wellenförmige Erhebungen hervor. Zur Linken zeigen sich in einiger Entfernung eine Reihe niedriger Hügel und ein höherer Gebirgzug, Kamayuá-tepö. Fern im Norden erscheinen schattenhaft zum letzten Mal die beiden Roroíma-Felsen. Wir verlassen den Wailíng, der in seinem Oberlauf aus Westen kommt.

Schmidt, der eine Strecke vor mir geht, stößt plötzlich einen lauten Schrei aus, macht einen gewaltigen Sprung und schlägt mit seinem Stab wütend auf etwas los. Eine ansehnliche Klapperschlange ist ihm zwischen den Beinen durch geschlüpft.

Am Záma machen wir Mittagsrast. Peré hat noch ein Jacú (Baumhuhn) erlegt. Vom Záma an tritt wieder Granit an Stelle des Sandsteins. Um drei Uhr marschieren wir weiter über hügeliges Gelände, durchschreiten eine Waldinsel und ersteigen eine steile Anhöhe, die mit hohen, phantastisch geformten Felsen übersät ist, die Wasserscheide zwischen Záma und Surumú. Von hier bietet sich bei gewitterschwerer Beleuchtung eine prächtige Aussicht über die Gebirgs- und Waldregion des oberen Surumú, weit über die Mission hinaus, deren Maloka man mit dem Glas deutlich liegen sieht. Steil abwärts geht es in den Wald hinein bis zu einigen Baracken, wo wir übernachten. Kaum sind wir unter Dach, da bricht ein heftiges Unwetter los. Bis gegen 9 Uhr tobt der Aufruhr der Elemente. In der Nacht werden wir mehrmals durch das Krachen der trockenen Bäume erschreckt, die, wie stets nach starkem Regen, alles niederreißend, zu Boden stürzen. Ein schwerer Ast saust zwischen den Baracken herab. Der Bach, an dem wir lagern, heißt Mukuwaí, das erste Wasser, das zum Surumú fließt.

Am nächsten Morgen durchschreiten wir ihn und gehen stark bergab immer weiter nach Süden auf beschwerlichem Waldpfad, den der heftige Regen noch schlüpfriger gemacht hat. Unser Weg kreuzt mehrmals den 20—25 m breiten, aber flachen Bach Tsalikainá, der diesen dichten Hochwald in großen Windungen durcheilt. Nach zwei Stunden erreichen wir die



41. Bewohner von Denong im Festschmuck.
Im Hintergrunde der **Roroima**.

kleine Niederlassung Mekalinetá, benannt nach dem Bache Mekaling, an dem sie liegt. Hier wohnt Paulo, der seinerzeit ganz Koimélemong durch seine nächtliche Schießerei in Aufregung versetzte. Die nackten Bewohner, groß und klein, sind alle mit der St. Benedictus-Medaille behangen. Man merkt die Nähe der Mission. Der Hausherr selbst ist mit seinem Bruder und anderen Männern auf der Jagd. Eine große Herde Schweine sei in der Nähe. Der Majonggóng mit meinem Winchester eilt ihnen nach.

Paulo und seine Sippe sind eigentlich Pischaukó, einige der wenigen überlebenden Nachkommen dieser Erbfeinde der Taulipáng. Heute sprechen sie nur Taulipáng und werden auch zu diesem Stamme gerechnet.

Nach kurzem Aufenthalt setzen wir unseren Marsch fort. Die ungewohnte dumpfe Luft des Urwaldes lastet schwer auf uns allen. Wir überschreiten eine steile, felsige Anhöhe und halten an einem Bach ein festliches Mittagsmahl. Der Majonggóng hat ein feistes Wildschwein geschossen. Auch ein Trupp Taulipáng, der, auf dem Heimweg von der Mission, gerade im rechten Augenblick eintrifft, bekommt seinen Teil davon ab. Der Platz wimmelt von stachellosen Schweißbienchen, die Augen, Ohren, Nase und Mund angreifen und unter die Kleidung kriechen, wo sie überall auf dem nackten Körper herumkrabbeln. Aber die elenden Piuns (Tagstechmücken) fehlen gänzlich, seit wir in das Flußgebiet des Surumú eingetreten sind. Um 2 Uhr geht es weiter. Wir haben unanständig viel gegessen, sind aber auch zum ersten Mal seit Roroíma wieder gründlich satt geworden. Am Bach Kunaí erwarten uns einige Indianerjungen aus der Mission. Sie laufen rasch zurück, um uns anzumelden, wie bei uns zu Hause, wenn die Einquartierung in Sicht ist: „Sie kommen! Sie kommen!"

Wir atmen auf, als wir endlich um 4 Uhr aus dem düsteren Wald auf die sonnige Savanne treten. Vor uns liegen die langgestreckten Gebäude der Mission.

Wir werden herzlich bewillkommt von P. Adalbert, dem derzeitigen Vorsteher der Mission, da P. Bonaventura noch immer wegen der Waren in Chiquíba weilt. Er stellt uns die drei Brüder vor: Br. Caspar, Westfalen, Br. Isidor, Nassauer aus der Gegend von Limburg a. d. Lahn, und Br. Melchior, den ältesten von ihnen, einen ehrwürdigen Mann mit Apostelkopf, Rheinländer. Sechs Deutsche in dieser abgelegenen Wildnis. Ein eigenartiges Zusammentreffen. Für die Zeit unserer Anwesenheit haben die Brüder Dispens bekommen, mit uns zu sprechen, was sie wollen. Sie sind offenbar garnicht böse darüber. Ein sauberer Raum mit drei Tischen wird uns zur Verfügung gestellt. Unsere Leute werden auf die einzelnen Hütten verteilt oder schlafen im nahen Taulipáng-Dorf bei Verwandten.

P. Adalbert erkundigt sich eifrig, wie weit es bis zur venezolanischen Grenze, in das Flußgebiet des Kukenáng-Caróni sei, wohin sich die Missionare im Falle einer Bedrängnis von brasilianischer Seite zurückziehen wollen. Die Mission ist von dem tatkräftigen P. Bonaventura mit viel strategischem Geschick angelegt, dicht an der politischen Grenze zweier Staaten und im Grenzgebiete von vier Hauptstämmen, Makuschí, Wapischána, Taulipáng und Arekuná. Später gedenken die Patres, auch die unbekannten Gebiete im Westen und Nordwesten zu erforschen und, wenn möglich, auch die Wildstämme des oberen Uraricuéra, wie Majonggóng, Máku, Schirischána u. a., in den Bereich ihrer Tätigkeit zu ziehen, vorausgesetzt, daß man sie in Ruhe läßt, was wenig zu erwarten ist; denn auch ihre sogenannten Freunde unter den Grundbesitzern am Rio Branco und Uraricuéra beginnen schon ihre Feinde zu werden, weil sie befürchten, daß die Patres allmählich alle Indianer an sich ziehen und ihnen dadurch die Arbeiter wegnehmen. Dies ist in der Tat kein leerer Wahn; denn die Mission hat einen großen Zulauf unter den Indianern der verschiedenen Stämme, die wohl einen Unterschied zu machen wissen zwischen Gut und Böse, vor allem zwischen guter und schlechter Behandlung.

Landschaftlich ist die Lage der Mission reizvoll: am westlichen Ende einer Savannenhalbinsel, die sich in Form eines schmalen Zipfels in dieses feuchte Waldgebiet hinein zieht; im Norden, Westen und Süden ist Hochwald; im Osten und Südosten öffnet sich die freie Savanne; im Westen, etwa 5 Minuten entfernt, fließt der ansehnliche Bach Kunaí mit klarbraunem Wasser; im Süden, nur wenig weiter, strömt der Surumú, der einige Stunden abwärts einen hohen Fall bildet, dessen Brausen in der Nacht deutlich herübertönt. Im Westen liegen in geringer Entfernung auf einer Anhöhe vier Malokas der Taulipáng, unter dem berüchtigten Häuptling Dschilawó, einem kleinen, dicken, älteren Herrn mit starkem Schnurr- und Knebelbart und wenig vertrauenerweckendem Gesicht, der in der ganzen Umgegend als „Kanaimé“ gilt und die meisten Krankheiten und Todesfälle verursachen soll.

Die Station besteht aus einigen einstöckigen, provisorischen Gebäuden mit Lehmwänden und teils Palmstroh-, teils Wellblechdächern. Sie enthalten die Kapelle, die Zellen der Patres und Brüder, den Schulsaal, der auch als Eßsaal gilt, die Küche, die Vorratskammer und andere kleine Räumlichkeiten. Hinter dem Hauptgebäude ist ein hübsches Gärtchen mit deutschen Bauernblumen. In der Nähe liegen verstreut die Hütten der indianischen Bediensteten. In einem Nebenhaus, das an einen Schuppen zum Aufbewahren von Geräten und Brettern stößt, ist der Schlafraum für die,

bis jetzt acht, Schulknaben, die verschiedenen Stämmen angehören, und eine bequem eingerichtete Dunkelkammer. Dazu kommen mehrere Viehzäune auf der Savanne und große Pflanzungen am Waldesrand, wo die Indianer noch täglich fällen.

Mit ihrer kleinen Viehherde, Pferden, Rindern und Schafen, hat die Mission wenig Erfolg. Die Weide ist hier sehr schlecht. Viele Tiere gehen ein. Die Jungen sind nicht lebensfähig und sterben meistens sofort nach der Geburt. Jetzt läßt man die Tiere weiter nach Südosten weiden, aber es bleibt fast dasselbe Elend. Die Rinder, die man sieht, sind so dürr, daß man aus ihrem Fleisch Riemen schneiden könnte.

Den Hofraum der Station, der durch einen Zaun abgesperrt ist, dürfen Frauen nach der Ordensregel nicht betreten. Nur in der Kapelle dürfen sie während des Gottesdienstes sein, müssen diese aber sofort danach verlassen. Später sollen alle diese Gebäude für Ordensschwestern eingerichtet und die eigentliche Mission an die östliche Waldesgrenze verlegt werden, — wenn nicht andere Ereignisse dazwischen kommen! —

Die Benediktiner-Mission am Rio Branco ist noch jung. Sie verdankt ihr Entstehen den Bemühungen des Erz-Abtes der brasilianischen Benediktiner-Kongregation, Dom Gerardo van Caloen, Sprößling einer altadeligen Familie in Flandern. Im Jahre 1895 sandte Papst Leo XIII. diesen mit einer Anzahl Mönche der Beuroner Kongregation nach Brasilien, um dort die Klöster des Ordens neu zu beleben, was ihm auch in 15 Jahren schwerer Arbeit und heißer Kämpfe glänzend gelang. Nun konnte er daran denken, einen Lieblingsplan zu verwirklichen, die Indianermission. Im Jahre 1908 erhielt Dom Gerardo von Papst Pius X. das Rio Branco-Gebiet als „Prelazia“ überwiesen, mit der Bestimmung, daß sich der Sitz der Diözesanverwaltung im Kloster São Bento zu Rio de Janeiro befinden solle, dessen jeweiliger Abt auch Prälat vom Rio Branco ist, und dessen Priester-Mönche das Kapitel der Diözese bilden. Die Abtei in Rio hat mit ihren Einkünften für die Bedürfnisse der Diözese aufzukommen. Die Obliegenheiten des Diözesanklerus erstrecken sich je nach den Verhältnissen sowohl auf Seelsorge unter der weißen Bevölkerung, als auch auf die Katechese der Indianer, wobei die Gründung von Schulen für beide Elemente in Aussicht genommen ist. Im Jahre 1909 wurden vier Mönche und zwei Laienbrüder von Rio de Janeiro zum Rio Branco gesandt. Schon bald nach ihrer Ankunft hatten die Missionare schwere Anfeindungen, ja tätliche Angriffe zu bestehen, die ihr Leben gefährdeten und das Werk in seinen Keimen zu ersticken drohten. Es bildeten sich zwei Parteien, die sich schroff gegenüber standen. Zwar stellte sich die Mehrzahl des Volkes am Rio Branco und Uraricuéra, unter ihnen

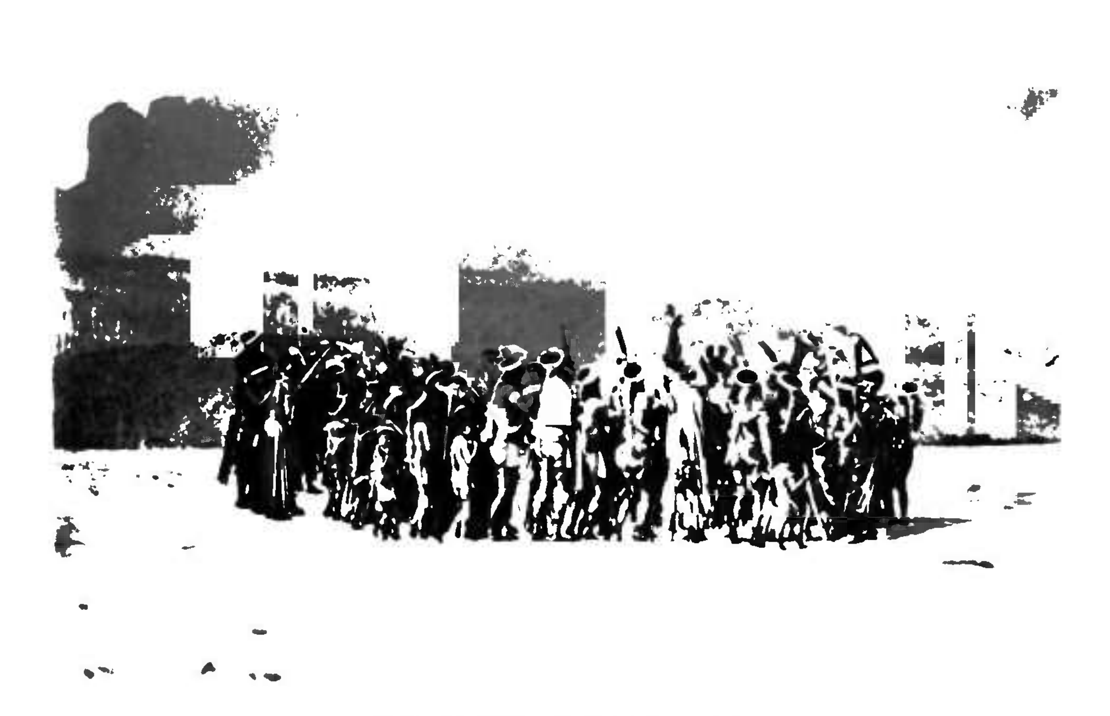
Neves, Gouveâ und andere furchtlose Männer, auf die Seite der Missionare, aber ihre Gegner unter Führung des Deputierten Bento Brazil hatten großen Einfluß in Manaos und wußten den Gouverneur von Amazonas für sich zu gewinnen. In Manaos und Rio entbrannte eine wütende Preßfehde gegen die Missionare, die sich in unwahren Beschuldigungen schlimmster Art überbot. Zu gleicher Zeit übten Soldaten der Staatspolizei in Boa Vista eine Schreckensherrschaft am Rio Branco aus, indem sie alle verfolgten, die den Patres gut gesinnt waren. Anfang 1910 gaben sie sogar auf das Haus, in dem die Missionare damals wohnten, mehrere Schüsse ab, und P. Adalbert entging nur mit knapper Not dem Tode. Endlich schritt die Bundesregierung ein und sandte zum Schutze der Patres eine Truppe nach São Joaquim. Kurz unterhalb Boa Vista hatte die Mission ein Gut gekauft, um dort ein Kloster mit Kirche und Schule zu errichten, aber die unausgesetzten Anfeindungen ließen es nicht dazu kommen, ja die Patres sahen sich gezwungen, sich weiter flußaufwärts nach Capella zurückzuziehen, wo ihnen einer ihrer Freunde, der frühere Grenzkommandant Colonel Paulo Saldanha, sein eigenes Anwesen zur Verfügung stellte. Im Februar 1910 erlitt die Mission einen schweren Schlag durch den plötzlichen Tod zweier Patres, die auf der Reise nach Europa in Pará am Fieber starben. Um dieselbe Zeit begann man mit der Einrichtung der Station am oberen Surumú, die zu Ehren des Gründers der Benediktiner-Mission am Rio Branco São Gerardo da Brogna genannt wurde. Sie sollte allmählich zum Kloster ausgebaut werden, um das sich die ganze Missionsarbeit krystallisierte.

So standen die Dinge, als ich im Juni zum Rio Branco kam. Die Ruhe, die dort eine Zeitlang geherrscht hatte, war nur trügerisch gewesen. Bald gingen, wie wir gesehen haben, die Wogen der Erregung umso höher.

Schon vom ersten Tage an fühlen wir uns heimisch in São Gerardo da Brogna. Pater und Brüder tun alles, was sie uns an den Augen absehen können, um uns den leider nur kurz bemessenen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Die Indianer haben in diesen trefflichen Männern die besten Freunde und Beschützer und können nur Gutes von ihnen lernen. Hier gibt es keine Müßiggänger, kein Schimpfen und Fluchen, keinen Schnaps, die „Zivilisation" von Amazonas. Jeder hat sein Amt, seine Arbeit, und man hat seine Freude an dem geschäftigen Treiben und an der harmlosen Fröhlichkeit, die hier herrscht. Ein wahres „Dreizehnlinden" in der Tropenwildnis! — Hätten nur überall in Brasilien und den anderen südamerikanischen Staaten die armen rechtlosen braunen Leute solche trefflichen Lehrer und Beschützer, dann würde es besser mit ihnen stehen!

Wie ist nun unser materielles Leben hier? Auch dafür ist aufs beste ge-





42/43. Tanzfest am Roroima.

sorgt. Es geht alles nach der Uhr oder vielmehr nach der Glocke seinen geregelten Gang: Um 7 Uhr morgens bringt uns Br. Melchior, der auch bei Tisch bedient, eine große Kanne voll Milchkaffee mit Cakes oder Biskuits und gebratenen Bananen. Um 11 Uhr ist das Mittagessen, das durch zweimaliges Glockenzeichen angegeben wird: Kräftige deutsche Suppe, zwei Fleischgerichte mit Bohnen oder Linsen, Reis und Farinha (geröstetes Maniokmehl), süße Speise und Früchte, Kaffee mit Gebäck. Vor dem Mittagessen hält P. Adalbert eine kurze Andacht mit Gebet und Segen. Dann liest Br. Isidor einen Abschnitt aus dem Leben Jesu vor. Währenddessen herrscht „Silentium strictissimum". Nach der Suppe ist angeregte Unterhaltung über alle möglichen Fragen. Auch Anekdoten und Witze werden erzählt. Um 2 Uhr gibt es Kaffee wie morgens. Um 5 Uhr findet das Abendessen statt, das ebenso reichlich ist wie das Mittagessen. Um 8 Uhr wird Tee mit Gebäck gereicht. Dann geht alles zur Ruhe. Dazwischen fallen die regelmäßigen Übungen des Paters und der Brüder nach den strengen Ordensregeln der Benediktiner, ein täglicher kurzer Gottesdienst mit den Indianern und die Schule. Gern kommen P. Adalbert oder einer der Brüder zu einem Plauderstündchen zu uns herüber, und an Gesprächsstoff fehlt es nie.

Eines Morgens besuche ich die Schulstunde. Die Jungen lesen gerade Makuschí und Portugiesisch von der großen Wandtafel ab. Als P. Adalbert eine Frage stellt, gebe ich zur allgemeinen Freude die richtige Antwort in Makuschí, worauf ich schleunigst verschwinde. — Trotz der natürlichen Intelligenz der meisten Indianerknaben kostet es viel Mühe und unendliche Geduld, diese Wildlinge an die ihnen ganz fremde Materie und — an das Stillsitzen zu gewöhnen.

Br. Melchior besorgt die Schreinerarbeiten. Im Geräteschuppen führt er ein strenges Regiment. Zwei Indianerjungen lernen bei ihm das Handwerk und stellen sich schon recht geschickt dabei an. Auch macht er alle Schlosser- und Spenglerarbeiten, photographiert ganz gut, ist überhaupt ein Universalgenie. Er hat sogar mit Schmidts Hilfe den Phonographen wieder in Stand gesetzt. Wir spielen einige Stücke, doch währt die Freude nicht lange. Die elende Feder platzt von neuem. Br. Melchior ist schon seit langen Jahren in Südamerika, aber der Jüngste im Orden trotz seines erheblichen Alters. Bis vor zwei Jahren war er Diener bei einem Bischof in Ecuador und Colombia und ist als solcher bis zum oberen Caquetá gekommen. — Der lebhafte und eifrige Br. Isidor, mein halber Landsmann, ist gelernter Gärtner und hält seinen Zier- und Gemüsegarten mit einigen indianischen Gehilfen prächtig in Ordnung. (Abb. 55) Er ist erst im vorigen Jahr nach Südamerika gekommen und hat noch etwas abenteuerliche Vorstellungen von den

„wilden Indianern". — Der Älteste im Orden ist Br. Caspar, ein lustiger Mann, der gern bei seiner Küchenarbeit zum Klappern der Teller und Pfannen ein Liedchen singt. Er sorgt in vortrefflicher Weise für unser leibliches Wohl, sodaß wir uns von den Strapazen und der Unterernährung der Roroíma-Reise schon ausgezeichnet erholt haben und das Knochengerüst allmählich wieder ausfüllen.

Schmidt hatte die ersten zwei Tage nach unserer Ankunft einen heftigen Darmkatarrh. Die Indianer sagten, Dschilawó habe ihn mit Kaschirí vergiftet. Ich glaube, er hatte gegen Jesus Sirachs Gebote gesündigt und zu viel Schweinebraten gegessen! Br. Caspar stellte ihn rasch wieder her. Er gab ihm einen Schnaps mit Bittersalz, was auch gute Wirkung hatte, und am nächsten Abend einen scharfen Wermut. Es war eine Gäulskur. Der arme Kerl wand sich und stöhnte vor Schmerzen die halbe Nacht, sodaß ich mich ernstlich um ihn sorgte. Am anderen Tag war er gesund.

Am 16. Oktober kommen Indianer mit Waren von Chiquíba. Sie sind P. Bonaventura vorausgeeilt. Sie bringen hauptsächlich Salz in schweren Säcken. Wären sie ein wenig später gekommen, so hätte ein heftiger Regen nicht viel davon übrig gelassen.

Jeden Tag haben wir hier Gewitterregen. Die Nächte sind bei Nordwind bitterkalt, besonders im Gegensatz zu der starken Hitze des Tages, denn die Temperatur bei Sonnenaufgang ist um mehrere Grade höher als am Roroíma.

Infolge der starken Feuchtigkeit sind hier Schlangen häufig. Vor kurzem töteten die Indianer zwei große Wasserschlangen. Eines Morgens sieht P. Adalbert im Dämmerlicht in der Ecke seines Schlafraumes sich etwas bewegen. Es ist eine schwarze Jararáca.

Am 17. Oktober hält P. Adalbert frühmorgens vor der Kapelle im Freien Messe ab. (Abb.54) Der Altar, mit langen Palmwedeln und Blumen geschmückt, die hohe Gestalt des Priesters im weißen Meßgewand, vor ihm in großem Halbkreis die halbnackte und nackte Gemeinde — ein malerisches Bild! Währenddessen erschallen vom Walde her, wo die Indianer eine Pflanzung für die Mission anlegen, Axtschläge und das Krachen der niederstürzenden Bäume. — Ora et labora!

Mehrmals kommen Indianer zu Besuch, wohl aus Neugierde, um die fremden Weißen zu sehen. Ich habe viel mit Photographieren zu tun.

Die Taulipáng der Umgegend unterscheiden sich durch ihre gröberen Typen sehr von denen des Roroíma. Wahrscheinlich sind es Reste kleinerer Stämme, Pischaukó und anderer, die von den Taulipáng unterworfen wurden und, wie in anderen Gegenden Südamerikas, allmählich die Sprache der Sieger annahmen.

Am 20. Oktober kommt wieder ein Trupp Indianer von Norden. Die einen sagen, es seien Taulipáng, die anderen, es seien die längst erwarteten Arekuná vom Caróni. Mein Pirokaí, der alle Vorzüge und Fehler eines Dieners hat, bestreitet das letztere, aber, ich glaube, aus Bequemlichkeit, um nicht bei einer Sprachaufnahme assistieren zu müssen. Auch ist meine Zeit um. Ich hoffe, später noch im Westen diese Sprache, die ja dem Taulipáng sehr nahe verwandt ist, aufzeichnen zu können. Bei den Guinaú sollen Arekuná wohnen, sagt der Majonggóng.

Am nächsten Morgen nehmen wir herzlichen Abschied von unseren Freunden. P. Adalbert begleitet uns ein gutes Stück weit. Sie hätten uns gern noch Wochen hier behalten. Es waren schöne, ruhige Tage, überaus wohltuend für Körper und Geist. Nie werde ich diese prächtigen Menschen, so verschieden und doch so gleich in ihrer Güte, vergessen! Es war ein wirklicher Lichtblick in diesem wilden Wanderleben.

10. KAPITEL.

DIE LETZTEN TAGE IN KOIMELEMONG UND SÃO MARCOS.

Der Weg führt in östlicher Richtung über die Anhöhe, auf der die vier Malokas liegen. Man hat von dort einen guten Blick auf die umgebenden Gebirge bis zum alle überragenden Mairarí-Gebirge im Osten.

Wir schreiten immer nahe dem linken Ufer des Surumú über eine Anzahl kleiner Bäche, die ihm zufließen. Das Uraukaíma-Gebirge zieht in einiger Entfernung auf der anderen Seite parallel dem Fluß. Die Gegend ist hügelig, das Gestein Granit mit Quarz. An einem Bache treffen wir den alten Häuptling Adão vom Majarý mit einigen seiner Wapischána. Sie sind auf dem Wege zur Mission, um sich dort anzusiedeln. P. Adalbert wird nicht sehr erbaut davon sein, denn es ist eine ganz verkommene Gesellschaft.

Nach den Fleischtöpfen des guten Br. Caspar schmeckt uns das Frühstück nicht besonders. Auch strengt uns der Marsch sehr an. Wir Europäer haben beide heftige Kopfschmerzen, wahrscheinlich von der Blendung der sonneglühenden, hellen Savanne.

Nach fünfstündigem Marsch kommen wir zu einer großen Baracke, wo wir übernachten. Peré, den ich zwei Tage vorausgeschickt habe, erwartet uns hier mit Wildbret und Fischen. Auf dem jenseitigen Ufer liegen zwei Makuschí-Hütten brasilianischen Stils. Sie gehören einem Vaqueiro der Mis-

sion, einem noch jungen Manne, der sein Augenlicht fast völlig eingebüßt hat. Die Leute bringen uns Lebensmittel und Kaschirí. Die Preise, die verlangt werden, sind bedeutend niedriger als am Roroíma. Die Niederlassung heißt Pölaueyäking nach der „Mündung des Pfeilbaches", an dem sie liegt.

Am anderen Tage setzen wir in einem erbärmlichen Kanu über den Surumú, gehen zunächst in südwestlicher Richtung um den westlichen Abfall des niedrigen Höhenzuges Katä-tepö und nehmen dann die alte Ostrichtung wieder auf. Der Pfad schlängelt sich durch flache Savanne. Zur Rechten erhebt sich eine Kuppe, Tenkipán-tepö, weiterhin eine zweite. Wir begegnen P. Bonaventura, der mit zwei Indianern von Chiquíba kommt und auf der Heimreise ist. Er hat es, wie immer, sehr eilig. Nach kurzer Unterhaltung ziehen wir weiter. Pirokaí nimmt für einige Tage Urlaub, um seine Angehörigen zu besuchen, die nicht weit von hier im Südosten wohnen. Die Gegend ist fortgesetzt flach und eintönig. Hier und da zeigt sich eine niedrige Erhebung. Die Hitze ist fast unerträglich, 35° C im Schatten, den nur vereinzelte krüppelhafte Bäume gewähren. Wir passieren wieder mehrere Zuflüßchen des Surumú, der in größerer Entfernung von unserem Wege strömt, und erreichen in drei Stunden das westliche Ende der Serra do Mel, die nun bis Koimélemong uns zur Rechten bleibt. Wir kommen auf dieser Strecke wiederum an zahlreichen Felsgruppen vorüber, die offenbar aus einem basischen Gestein bestehen. Scharfkantig und schmal ragen diese dunklen Felsen oft 5—6 m hoch wie Menhirs empor. (Abb. 53) Zwischen ihnen wachsen verschiedenartige Kakteen und Agaven. Mittags rasten wir unter einigen höheren Bäumen an einem Fall des ansehnlichen Baches Kanó-uté, den wir heute mehrmals überschritten haben. Er mündet nahe dabei in den Surumú, an dessen rechtem Ufer wir nun wieder dicht entlang gehen. Eine weitere Stunde bringt uns zu einer runden Maloka, wo uns die Schwiegermutter meines Majonggóng mit Kaschirí erfrischt. Kurz vor 5 Uhr kommen wir in langem Zug unter Freudenschüssen und lautem Geschrei in Koimélemong an, herzlich begrüßt von der ganzen Bewohnerschaft. Pitá ist froh, uns wiederzuhaben, und erzählt seine Erlebnisse seit unserer Trennung, auch Neuigkeiten vom „feindlichen Bruder" Ildefonso, der im Kaschirírausch wieder über ihn und mich geschimpft habe; endlosen Klatsch. Wir schildern dafür unseren Aufenthalt in der Mission mit allen Einzelheiten, die Krankheit Schmidts. Fest glaubt man auch hier, daß Dschilawó ihn vergiftet habe. Der Häuptling übersetzt alles dem andächtigen Publikum, das uns dicht umlagert. Was mich am meisten interessiert, sind Nachrichten, die ein Indianer aus São Marcos mitgebracht hat: Der Uraricuéra und Rio Branco führten wieder viel



44. Taulipang-Knaben im Tanzschmuck



45. Taulipang-Mädchen.

Wasser; Lanchas kämen bis Caracarahý; für mich seien Kisten mit Waren und Briefe eingetroffen und — in São Marcos sei ein „anderer Doktor“ angekommen, groß wie Schmidt und ich. Er wolle jetzt die Reise hierher und zum Roroíma machen! — Wieviel davon wahr ist, wieviel Indianergeschwätz — quem sabe! Wir werden ja sehen. Jedenfalls wollen wir uns möglichst beeilen, von hier weg und nach São Marcos zu kommen. —

Es herrscht auf dem steinharten, hellen Lehmboden von Koimélemong, der jeden Sonnenstrahl reflektiert, eine beispiellose Hitze. In unserer Hütte ist es auch nachts wie in einem Backofen. Ich schlafe deshalb draußen im Ostwind, der aber wenig Erfrischung bringt, dagegen zahllose winzige Maruins und gegen Morgen Stechfliegen, unseren Bremsen ähnlich. Um 9 Uhr, drei Stunden nach Sonnenuntergang, haben wir noch 29,1° C.

Vier Tage bleiben wir im Dorf. Es wird photographiert, kinematographiert. Die ethnographische Sammlung wird geordnet und in Kiepen verpackt. Sie ist trotz aller Schwierigkeiten und trotz der geringen Kultur dieser Stämme auf 330 Nummern angewachsen. Freilich besteht sie fast zum fünften Teil aus Körben und Körbchen der verschiedensten Form und Größe, die das Herz eines Spezialisten in Flechttechnik erfreuen müssen. Einzelne Träger und Trägerinnen werden ausgelohnt. Die meisten gehen mit bis São Marcos.

Ein junger Taulipáng in sauberer Leinenkleidung bietet mir seine Dienste an. Er stammt vom oberen Majary und nennt sich José. Sein indianischer Name ist weit wohlklingender: M a y u l u a í p u. Er hat ein feingeschnittenes, intelligentes Gesicht unter leicht gelocktem Haupthaar und ist ein gebildeter Mann, wenn er auch nicht lesen oder schreiben kann. Er war längere Jahre Diener in einer angesehenen Familie in Manaos und spricht gut portugiesisch. Seine hervorragende Intelligenz zeigt sich gleich bei der Sprachaufnahme. So bekomme ich bei den Verwandtschaftsnamen die feinsten Unterschiede, da Mayuluaípu nicht nur meine Fragen beantwortet, sondern manches aus freien Stücken hinzufügt. Die Sprache ist sehr reich. In meinem Makuschí-Vokabular weist er verschiedene Fehler nach. Pirokaí hat mehrmals Taulipáng-Wörter für Makuschí gegeben, was nicht zu verwundern ist. Die hiesigen Makuschí, die zwischen vorwiegender Taulipáng-Bevölkerung leben, gebrauchen naturgemäß manche Wörter aus deren Sprache neben der ihrigen. So sagt man hier allgemein für Gebirge t e p ö, während das Makuschí-Wort e p í n g lautet. Das reinste Makuschí werde am Tacutú und weiterhin nach dem Essequíbo zu gesprochen. Auch das Taulipáng selbst zeigt dialektische Unterschiede, was bei der großen Ausdehnung des Stammes wiederum kein Wunder ist.

Am 27. Oktober sagen wir Koimélemong und seinen guten Bewohnern endgiltig Lebewohl und marschieren kurz nach 8 Uhr ab nach São Marcos. Die Bäche zwischen Serra do Mel und Serra do Banco sind fast ganz ausgetrocknet, sodaß wir rasch vorwärts kommen, aber die Hitze ist fürchterlich, und ich bewundere meine Indianer, die mit ihren schweren Lasten rasch dahintrotten. (Abb. 56) Seit wir die Grenzen des Waldgebietes verlassen haben, scheinen wir in eine ganz andere Zone gekommen zu sein. Hier sind wir mitten im Sommer. Kaum ein Wölkchen zeigt sich an dem graublauen Himmel.

In der alten Niederlassung Pitás liegen wir bis zum Nachmittag und warten auf die Nachzügler. Ein Makuschí von Koimélemong Namens Pedro hatte von mir für eine große Hängematte Vorausbezahlung erhalten. Er lieferte eine kleine, bunte Kinderhängematte. Der Häuptling war wütend und befahl dem unsicheren Kantonisten, die schwere Kiste unentgeltlich bis São Marcos zu schleppen. Trotzdem er hinter ihm her war, wie ein Treiber hinter seinem Ochsen, blieb der Delinquent doch auf halbem Wege liegen, und ich mußte Leute zurückschicken, die Kiste zu holen. Ein anderer Makuschí, der alte Moschí von der Serra do Banco, lieferte in derselben Lage überhaupt nichts. Wir nehmen ihm nun einen großen Korb Farinha (Maniokmehl) weg, den sein Sohn nach São Marcos tragen muß. Strafe muß sein, schon aus Rücksicht auf die vielen anderen, die alle ihren Verpflichtungen nachgekommen sind.

Man darf den Indianern diese kleinen Betrügereien nicht so hoch anrechnen. Wie Kinder haben sie kein ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl, besonders nicht gegenüber dem Weißen, der immer freundlich zu ihnen ist, und sich nur vorübergehend bei ihnen aufhält. In dem Tauschhandel, den sie beständig unter sich treiben, geschieht die Gegenleistung häufig auch erst nach Monaten, und trotzdem sollen selten Unregelmäßigkeiten vorkommen, wenn ein Geschäft einmal abgeschlossen ist. Aber in diesen Fällen ist der Indianer fast nie an einen bestimmten Termin gebunden. Man braucht auch nicht ohne weiteres bösen Willen anzunehmen. Wenn der Indianer einen solchen Handel eingeht, hat er in der Regel die feste Absicht, sein Versprechen zu halten. Aber für diese Leute, die in ihrer Sprache kaum bis zehn zählen können, ist Zeit ein unbestimmter Begriff. In ihrer Indolenz verschieben sie die Arbeit von einem Tag auf den anderen, und auf einmal ist der Termin der Ablieferung da, und die Arbeit ist nicht fertig. So liefern sie etwas Minderwertiges oder garnichts.

Ohne Unfall kommen wir mit den schweren Lasten über die felsige Serra do Banco und schlafen bei Agostino. Neben den alten runden Häusern

sind zwei Neubauten im Gerüst fertig, leider viereckige Giebelhütten. So geht alles Ursprüngliche unaufhaltsam dahin.

Am nächsten Morgen setzen wir unsere Reise in der Richtung auf Chiquíba fort. In den kleinen Wapischána-Niederlassungen, die wir auf diesem Wege passieren, werden noch Handelsgeschäfte gemacht. Auch Schulden habe ich wieder einzutreiben. Die Hängematte, die der Vater meines Wapischána Manduca abliefert, ist etwas klein geraten, dafür aber mit schwarzen und roten Streifen durchsetzt, als wollte der Alte meinem Patriotismus schmeicheln. Ein Makuschí-Mädchen, das für fünf Meter Kattun eine größere Hängematte schuldet, ist nach einer entfernteren Maloka gegangen. Pitá schickt ihr einen Boten nach und bleibt selbst hier, um sie zu erwarten. Wir anderen gehen weiter, machen aber schon kurz hinter der Hütte des Wapischána Joaquim, der ersten Indianerwohnung, die wir seinerzeit auf unserem Weg von Chiquíba trafen, an einem halb ausgetrockneten Bach für heute Halt, da noch viele zurück sind. Die Leute fischen oder lungern umher. Ich schieße auf die zahlreichen Raubvögel, die über der brennenden Savanne nach Beute kreisen, oder lasse mich von José-Mayuluaípu in die Geheimnisse seiner schönen Sprache einführen. (Abb. 57)

Ein heißer Tag; um 2 Uhr 36,2° C im Schatten. Meine Indianerinnen, besonders die jüngeren, haben sich das Gesicht über und über mit Tapioka (Stärkemehl) gepudert, um ihren Teint gegen die glühenden Sonnenstrahlen zu schützen. Komisch heben sich die weißen Gesichter von den dunklen Oberkörpern ab. Ich beobachtete diese Eitelkeit schon während unseres Marsches zum Roroíma.

Spät am Nachmittag kommt endlich Pitá in wenig rosiger Laune. Das Mädchen hat eine gelb und weiß gestreifte Kinderhängematte geliefert. Der energische Häuptling hat darauf einen ganzen Tragkorb Maniokfladen requiriert. — Der Auszug aus der Rinde gewisser Savannenbäume liefert die blauschwarze, dunkelrote und gelbe Farbe.

Frühmorgens um 5,30 Uhr brechen wir auf. Wir verfolgen zunächst noch den Chiquíba-Weg, verlassen ihn aber schon hinter den Hügeln von Aruaná und gehen in südöstlicher Richtung direkt auf São Marcos los. Ein herrlicher, klarfrischer Morgen. Weithin überblickt man die flache Savanne. Um 11 Uhr rasten wir an einer kleinen Lagune. Wir müssen lange auf die anderen warten, die mit den schweren Lasten zurückgeblieben sind. Ein Junge trägt ihnen Wasser zu. Peré hat einen kleinen Hirsch angeschossen und weit verfolgt. Umsonst. — Ein alter Hahn und ein Hühnchen, die ich in der letzten Maloka kaufte, müssen ausreichen für uns alle. Um 3 Uhr marschieren wir weiter. Im Osten erscheint die Kuppe von Maruaí, in deren

Nähe der gleichnamige Zufluß des Cotingo entspringt. Wir kommen an mehreren riesigen, abgerundeten Granitfelsen vorüber, Mauá und Ualikwátepai. In schwarzer Nacktheit steigen sie aus der mit feinem weißem Sand bedeckten Savanne auf. Prächtiges Nachtlager unter hohen Miritípalmen an einem klaren Quellbächlein des Igarapé de Yauarý, der dem Maruaí zufließt. 41000 Schritte zeigt der Schrittzähler. Eine ansehnliche Leistung bei dieser Hitze. Peré und der Makuschí Pedro, der durch seinen Jagdeifer den schlechten Eindruck, den er neulich gemacht hat, zu verwischen sucht, haben in einer Lagune zwei Hirsche und vier schwere Enten geschossen. Mittags Mangel, abends Überfluß! So geht es oft in diesem Wanderleben.

Vor Tagesanbruch ab über die endlose Savanne. Man kann die wenigen Laubbäume auf stundenweite Entfernung zählen. Unvergeßlich werden mir diese Morgendämmerungen und Sonnenaufgänge bleiben. Durch die eleganten Miritípalmen, die sich vor den Horizont schieben, sieht man den Himmel von Dunkelrot über Violett in Smaragdgrün übergehen. Jedesmal bedauere ich, diese Farbensymphonie nicht festhalten zu können. Wie unzureichend ist doch die Photographie! Wir schreiten in südsüdöstlicher Richtung über die flache Wasserscheide zwischen Cotíngo und Parimé, näher dem ersteren, auf drei niedrige Hügel, Serra de Chiquíba zu. Einen Weg gibt es hier nicht. Mehrere kleine Lagunen zur Rechten und Linken. Diese „lagos“ sind einfache Bodenvertiefungen, in denen sich das Wasser länger hält, bevölkert von zahlreichen Wasservögeln, großen, schwarzen Enten, kleinen Maréca-Enten, Curicáca, Téu-téu, weißen Reihern, Marabu-ähnlichen Passarões und anderen Störchen, die in dem sumpfigen Wasser reiche Beute finden. Drei Bäche, die durch schöne Miritíhaine sickern, bilden den Waikurá, ein Zuflüßchen des Maruaí.

Von Zeit zu Zeit trinken wir an den klaren Wasseradern den auf Fluß- und Landreisen in Brasilien gleichmäßig beliebten Schibé. In der Kalabasse, die jedem am Gürtel hängt, wird gut geröstete Maniokgrütze mit Wasser angerührt. Ein angenehm säuerlich schmeckendes, rasch hergestelltes Erfrischungsgetränk, das zugleich Hunger und Durst für einige Zeit vertreibt.

Um 10½ Uhr frühstücken wir am Igarapé do Timbó, der ebenfalls zum Maruaí fließt. Es werden noch viele Fische gefangen. Reiche Tafel: Ente, Hirsch, Fische, Bananen. Was will man mehr? — Wir müssen wieder lange auf die Schwerbeladenen warten. Erst um 2 Uhr kommen wir weiter. Der Marsch geht zunächst durch einen bösen Sumpf, dann über eine weite baum- und wasserlose Fläche durch Flammen, Rauch und Asche. Unsere Jäger, die voraus sind, haben das hohe Gras angezündet. Wir sind ganz aus-



46. Fluß Kukenang. Im Hintergrunde Felsen Kukenang.



47. Felsenmeer am Fuße des Roroima.



48. Westecke des Roroima-Felsens mit Wasserfall.



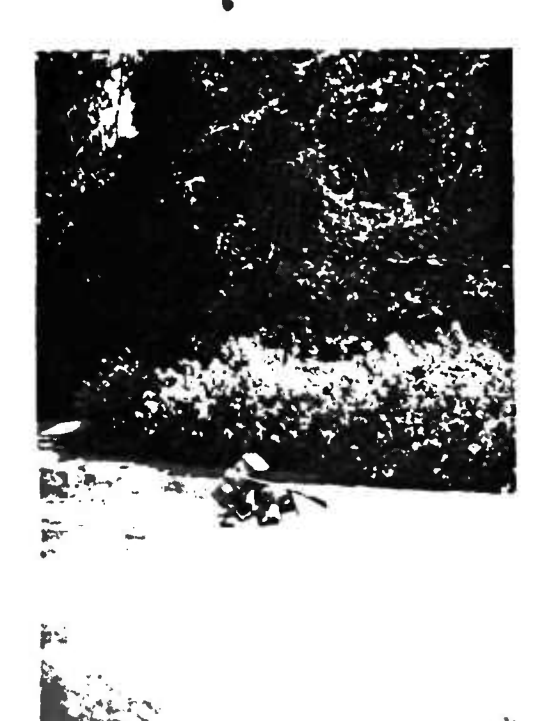
49. Auf dem Gipfel des Roroima.



50. Blick über den Kukenang auf die beiden Tafelfelsen.



51. Durchschreiten des Kukenang.



52. Durchschreiten des Kata: Mann mit Koffer, Frau mit Flinte und Hund.



53. Trappfelsen im Tal des Surumu.

gedörrt. Freund „Theodoro" holt weit ab aus einer Lagune zwei Becher brackigen Wassers, Tropfen auf einen heißen Stein. Um 4½ Uhr erreichen wir endlich unser heutiges Lager am Igarapé de Chiquíba, der nahe beim Wohnsitz des „Einsiedlers" Brito in den Parimé mündet. Zur Rechten etwas abseits erhebt sich die niedrige Hügelkette gleichen Namens.

Am nächsten Morgen machen wir uns mit Sonnenaufgang auf den Weg und marschieren nach Süden auf die Serra de Xirirí los. Wir kreuzen einen Pfad, der von einer Wapischána-Maloka westlich von hier zur Mündung des Surumú führt.

Viele Wapischána dieser Gegend im Norden des Uraricuéra werden von den Taulipáng Karapiä genannt, wenn sie neben ihrer Sprache auch Makuschí oder Taulipáng sprechen oder, wie mein Pirokaí, von gemischten Eltern stammen.

Wieder kommen wir an zahlreichen Lagunen vorüber, die zum Teil ganz ausgetrocknet sind. Einige sind tief und haben gutes, frisches Wasser. Sie sollen auch im stärksten Sommer nicht austrocknen, wie die Indianer sagen. Wahrscheinlich werden sie von Quellen gespeist.

Infolge der glühenden Hitze, die bald wieder eintritt, erscheint eine Luftspiegelung. Der Höhenzug von Xirirí weit vor uns ist wie durch eine weiße Dunstschicht von der Erde getrennt, als wenn das Gebirge in der Luft schwebe.

Ein paar wilde Pferde kommen heran und beäugen uns neugierig, sprengen aber, als wir uns nähern, ängstlich schnaubend und die lange Mähne schüttelnd, in prächtiger Carriere davon.

Wir halten dreistündige Mittagsrast am Igarapé de Urubú. Die gleichnamige Serra, eine kahle Kuppe, an deren Südseite der Bach vorbeifließt, liegt 2 bis 3 km entfernt im Westen. Nach kurzem Weitermarsch lagern wir am Xirirí, der den Igarapé de Urubú aufnimmt, dem ersten direkten Zufluß des Uraricuéra.

Kurz nach Sonnenuntergang starkes Gewitter von Osten. Die Leute haben sich rasch aus Zweigen und Palmblättern kleine Schutzdächer hergestellt. Ich hocke mit anderen frierend bei dem Majonggóng und seinem Frauchen. Der Regen geht bald vorüber. Die Indianer sagen: „Wenn man im Miritíhain schießt, gibt es Gewitter!"; und ich habe vorhin beim Mittagessen auf die Palmstämme Scheibe geschossen. Auch ein kleiner Frosch, der sich aus den Mirití hören ließ, soll unfehlbar Regen anzeigen. Um 2½ Uhr erschallt abermals der nächtliche Schreckensruf: „konó!" („Regen!"), doch kommen nur wenige Tropfen.

In der Morgendämmerung des 1. November marschieren wir weiter

nach Süden. Zur Rechten, mehrere Kilometer abseits, haben wir die unbedeutende Erhebung von Xirirí, die aus der Ferne auf der flachen Savanne viel größer erschien. Dahinter liegt eine Maloka der Wapischána. Der Uraricuéra ist nahe. Man sieht bei der klaren Morgenluft seinen dunklen Uferwald. Immer deutlicher treten die Gebirge auf seinem rechten Ufer hervor, im Südwesten Murukú-tepö, von den Brasilianern Serra de Murupú genannt, nicht weit von ihr das sagenumwobene „Weibergebirge" Ulidschán-tepö, in dem nach dem Glauben der Taulipáng und Makuschí die „Weiber ohne Männer", die Amazonen, ihre Wohnsitze haben; weiter nach Westen die Serra de Turuarú. Fern im Südsüdosten erblicken wir Karaú-tepö, die „Serra Grande", das höchste Gebirge des oberen Rio Branco, und im Osten überragt Kanokú-tepö, die Serra Cuánocuáno der Karten, die zahlreichen Gebirge des Tacutú. Von Nordosten endlich grüßt nicht allzu weit ein alter Bekannter, die Kuppe von Frechal. Um 8 Uhr passieren wir den Igarapé Grande, der nach rechts zum Uraricuéra fließt, und rasten eine halbe Stunde später am Igarapé de Canivete, „Federmesserbach". Die Indianer trinken kein Wasser aus diesem Bach, weil hier vor einiger Zeit ein Makuschí auf unerklärliche Weise gestorben ist. Er war auf dem Wege von São Marcos in seine Heimat. Rinderhirten fanden ihn tot in der Hängematte. Sein Hund lag lebend darunter. „Er muß einem Kanaimé begegnet sein!" meint Pitá, der mir die traurige Begebenheit erzählt. — Die Gegend bleibt sich gleich, glühende Savannenfläche mit ganz vereinzelten Krüppelbäumen. Feiner, gelblicher Sand bedeckt den Boden. Rechts von unserem Weg ganz nahe strömt durch schmalen Galeriewald der Uraricuéra. Er bildet hier zwei Inseln. Um 11½ Uhr frühstücken wir an einer Lagune unter halbverfallener Baracke mit Viehzaun. Es ist ein Vorwerk von São Marcos und führt den wenig passenden Namen „Vista alegre".

Auf unserem Marsch hat es, wie ich jetzt erfahre, ein kleines Intermezzo gegeben, welches beweist, daß die Menschen in der ganzen Welt gleich sind. Die junge Frau meines Majonggóng, die mit ihm die kinematographische Ausrüstung schleppt, war eifersüchtig auf die Wapischána-Köchin, weil diese ihrem Mann an den Ruheplätzen immer Schibé gereicht hat. Sie hat der Köchin, die zwar im „gefährlichen Alter", aber eine sehr harmlose Person ist, eine Szene gemacht, und nun trottet das Ehepaar Majonggóng stets weit hinter den anderen her und kommt immer erst spät im Lager an, was Freund Pitá zu allen möglichen schlechten Witzen begeistert.

Um 2 Uhr ziehen wir weiter und treffen bald darauf Neves zu Pferd mit zwei Vaqueiros, die auf dem Wege nach Xirirí sind. Ich erkundige mich sofort nach Neuigkeiten und erlebe eine kleine Enttäuschung. Nur zwei Kisten

mit bestellten Waren sind angekommen, leider keine Briefe. Der Fluß ist sehr trocken. Lanchas gehen nicht. Der „andere Doktor" von dem mir die Indianer erzählten, war — Schmidt.

Kurz vor 4 Uhr kommen wir in langem, geschlossenem Zug in São Marcos an und erregen bei der ganzen Bevölkerung mit unseren 30 bis 35 Trägern und Trägerinnen, einer aus sechs verschiedenen Stämmen bunt zusammen gewürfelten, halbnackten und nackten Gesellschaft, großes Aufsehen. Wir werden freundlich begrüßt von den Damen des Hauses, Donna Teta und einer Tante, Mulattin aus Ceará, die gern ihr Pfeifchen schmaucht. Später erscheint auch der Hausherr.

Die Lasten werden in der Kapelle untergebracht, wo leider noch meine sämtlichen Gepäckstücke lagern. Sie werden nun wohl auch bis zum nächsten Hochwasser, April-Mai 1912, hier bleiben müssen. Nur ein Kistchen mit fertigen Platten hat der Sargente von São Joaquim im August bald nach unserer Abreise mit nach Manaos genommen, was ja am meisten not tat. Ob ich noch einmal Briefe erhalten werde, ist sehr fraglich, da die Post manchmal mehrere Monate in Boa Vista liegen bleibt. Der Fluß ist stark gesunken. Überall treten große Sandbänke zutage. Kein Wunder, daß jetzt hier die Welt wie mit Brettern zugenagelt ist. Unter dem Gepäck in der Kapelle haben sich zahlreiche Skorpione angesiedelt. In meinem Wäschesack, der an der Öffnung angefressen ist, finde ich ein Mäusenest mit mehreren nackten Jungen. Ein zivilisiertes Hemd ist in Mitleidenschaft gezogen. Sonst ist nichts passiert.

Einige der „leichteren" Träger werden sofort ausgelohnt.

Gegen Abend kommt Neves' Companheiro Antonio Gomez de Oliveira, der Pernambucaner. Er hat in der Nähe am Tacutú ein kleines Gut. Neves macht mit ihm „Kompagniegeschäfte in Ochsen". Antonio fährt in nächster Zeit in einem Ruderboot nach Manaos und verspricht mir, zwei Kisten mit Platten und kinematographischen Films mitzunehmen, die am wenigsten ein langes Liegen vertragen können.

Ich schlafe wieder in meinem alten Raum, in Gesellschaft von zwei Glucken, die Donna Teta hier auf Eier gesetzt hat, einem Perikito, Eidechsen, Ratten und Mäusen und zahlreichen Fledermäusen, — ungerechnet die Schlangen, die im Dachstroh herumkriechen. Gleich die erste Nacht ist etwas unruhig. Einige Hammel dringen in mein Schlafkabinett, werfen das Windlicht um und suchen Maniokmehl zu stehlen, das hier in mehreren großen Körben aufgestapelt ist. Kaum habe ich die frechen Störenfriede hinausgejagt und bin wieder eingeschlafen, da klatscht etwas Kaltes vom Dach auf mich herab und huscht mir in den Ärmel. Eine Schlange! — Mit

einem Satz bin ich aus der Hängematte. Doch es ist nur eine harmlose Eidechse.

Am nächsten Tag wird die ganze Mannschaft ausgelohnt. Alle sind mehr oder weniger zufrieden, da ich meine Waren erheblich niedriger berechne als die hiesigen Grundbesitzer. Nur ein Taulipáng vom Roroíma, mein bester Träger, der die schwersten Lasten getragen, aber auch eine weit größere Bezahlung bekommen hat als die anderen, macht sich mit wütendem Gesicht ohne Abschied davon. Er wollte einen Sack Salz haben, den ich ihm nicht geben kann. — So ist der Indianer! Er kann nicht rechnen. Er läßt sich von gewissenlosen Menschen ruhig betrügen, hält aber den für einen Betrüger, der ihm nicht gibt oder geben kann, was er gerade haben möchte.

Wie in ganz Brasilien, so ist auch im Rio Branco-Gebiet die Schuldsklaverei ein beliebtes Mittel, den Indianer in den Dienst der Weißen zu fesseln. Am Schlusse seiner monatelangen Dienstzeit rechnet ihm sein Herr vor, was er alles an Waren empfangen hat, und weiß es stets so einzurichten, daß ein Überschuß zugunsten des Arbeitgebers bleibt. Diesen Überschuß muß der arme Teufel, der nicht zählen kann, zu gelegener Zeit wieder abarbeiten, erhält währenddessen wieder neue Waren und gerät auf diese Weise immer tiefer in Schulden, ohne die Möglichkeit, je davon frei zu werden. In einen anderen Dienst kann er gewöhnlich nur dann treten, wenn der neue Herr seine Schulden mit übernimmt.

Nachmittags bekommt mein guter Pitá seine große Bezahlung oder, besser gesagt, Belohnung für seine treuen Dienste und unbeschränkte Gastfreundschaft; eine große Kiste voll Herrlichkeiten, von jeder Sorte 3 bis 4 Stück: Kattun und starkes Hosenzeug in mehreren Ballen, Äxte, Waldmesser, Messer feinster Solinger Ware verschiedener Art und Größe, mehrere Kilo Perlen usw., auch Schmuck für Frau und Tochter, Spielzeug für die Kinder und anderen Kram. Für ihn selbst habe ich als Extrageschenk von Manaos ein Gigerlstrohhütchen mit breitem rotem Band und einen Dolch in gepreßter Lederscheide kommen lassen. Er kann vor Aufregung kaum atmen, als ich immer mehr Sachen vor ihm aufhäufe. Ich frage ihn immer wieder: „Fehlt dir noch irgend etwas? Sag's nur! Du bekommst alles, was du haben willst!", bis er endlich selbst erklärt: „Nun ist's genug, Doktor!" Er strahlt. So viel hat er nicht erwartet. Er hat es aber auch redlich verdient. Nicht einen Augenblick in diesen 3½ Monaten engen Zusammenseins hat er mich enttäuscht, niemals hat er mich belogen. Ein durchaus feiner, anständiger Charakter! Ich wünschte, ich hätte immer mit solchen Menschen zu tun!

Pitá bleibt noch den anderen Tag hier. Er macht großen Handel mit Neves, fährt hinüber nach São Joaquim, kauft Salz und andere Waren und

rennt geschäftig hin und her. Am nächsten Morgen kehrt er mit dem kleinen Häuptling „Theodoro" und dem Rest meiner Leute nach Koimélemong zurück. Ich begleite sie ein Stück. Der Abschied wird uns allen schwer. — —

Schmidt hat mir die handlangen Haare geschnitten. Pitá hat sich ein Büschel der „schönen weichen Haare" — sie sind freilich weicher als die meistens harten Indianersträhnen — mitgenommen, „zum Andenken"; ebenso seine Schwester, die alte Maria, die hier im Hause bedienstet ist.

Gegen Mittag kommt Jakob Bamberg aus Apparecida auf kurzen Besuch. Ich habe inzwischen über diesen „Landsmann" wenig Erfreuliches gehört. Er hat seinerzeit Schmidt, als dieser am Uraricuéra für den zoologischen Garten in Manaos Tiere sammelte, zuerst freundlich aufgenommen und dann betrogen. Mit Sorge denke ich an mein Gepäck, das ich nach Apparecida vorausgeschickt habe. — Das Wiedersehen zwischen beiden ist köstlich. Doch benehmen sie sich bei Tisch sehr korrekt.

Die folgenden Tage vergehen in anstrengender Arbeit. Schmidt packt. Ich schreibe Briefe und Berichte, bis mich die Finger schmerzen, oder arbeite — zur Erholung — sprachlich mit José-Mayuluaípu. Es ist eine sehr interessante Sprache. Viele Nomina verändern sich erheblich, sobald sie mit Pronominalpräfixen verbunden werden, oder es treten dann ganz andere Wörter an ihre Stelle.

Auch vom Arekuná des Caróni nehme ich mit einem jungen Indianer dieses Stammes eine Wörterliste auf. Es ist dem Makuschí und Taulipáng sehr nahe verwandt. Charakteristisch für diese Sprache ist, daß sie häufig Diphthonge, *ai*, *oi*, hat, wo die anderen Sprachen die einfachen Vokale, *a*, *o*, haben. Diese Diphthonge sind dann gewöhnlich mit einem leichten *d*-Nachschlag versehen; z. B. Feuer: Makuschí: *apó*, Taulipáng: *apóg*, Arekuná: *apoí (d)*; Regen: Makuschí: *konó*, Taulipáng: *konóg*, Arekuná: *konoí (d)*.

Für die Weiterreise nach Westen wird das Gepäck möglichst verringert. Alles Entbehrliche geht nach Manaos und bleibt dort bis zu meiner Rückkehr. Außer den notwendigen Karten nehme ich nur wenige Bücher mit, vor allem C. H. de Goeje's treffliches Werk „Études linguistiques Caraïbes" und für Mußestunden: Faust, Ut mine Stromtid und Lhotzky's köstliches Buch: Die Seele deines Kindes.

Beim Packen kommt mir ein kleiner, wasserklarer Kristall abhanden. Ich hatte das schöne Steinchen am Roroíma von einem Indianer gekauft und wollte es in die Heimat schicken. Vielleicht ist es von dem täglichen starken Ostwind zur Türe hinausgeweht worden, vielleicht hat es einen Liebhaber gefunden. Ich lasse die ganze Umgebung des Hauses von den Indianern absuchen, setze Preise als Finderlohn aus — vergeblich. — Diese Kristalle ge-

hören zu den wichtigsten Geräten des Zauberarztes. In ihnen stecken die Mauarí, die Bergdämonen, die dem Zauberarzt bei den Krankenkuren helfen. Die Zauberärzte trennen sich nie von diesen Steinen und blasen sie von Zeit zu Zeit des Nachts unter Beschwörungen mit Tabakrauch an. — „Vielleicht ist das Steinchen selbst in die Gebirge zurückgekehrt!", meint die alte Maria.

Die aktive Politik ist nach der letzten Schießerei bei Pedra Grande vorläufig auf einem toten Punkt angelangt, doch wird von den zahlreichen Gästen, die auch jetzt hier aus- und eingehen, mit Worten flott weiter politisiert.

Am 7. November kommt Moura, ein Ansiedler vom Uraricuéra, armer Teufel, aber anständiger Kerl. Er ist ein Freund von Neves und spielt in den jetzigen Wirren eine gewisse Rolle. Er teilt mir mit, daß er mein Gepäck von Apparecida in seine Wohnung, eine Tagereise weiter flußaufwärts, habe schaffen lassen, was mich sehr beruhigt. In Mouras Begleitung befindet sich der Makuschí Rodolpho von Santa Rosa in der Nähe der Insel Maracá. Er ist ein Bruder des Häuptlings Ignacio und mir von der Lancha „Macuxy" her wohlbekannt. Er verspricht mir, uns unverzüglich in einer Igarité, einem größeren Ruderboot, des Grundbesitzers Manuel Galvâo von Pedra Grande hier abzuholen und möglichst weit flußaufwärts zu schaffen; denn sonst kommen wir nicht weiter, da Neves' Boot nichts mehr taugt.

Eines Tages gesteht mir der Majonggóng unter Erröten, daß seine junge Frau einen „Sohn im Leib" habe und von hier aus zurück zu ihrer Mutter wolle. Ich rate ihm davon ab. Sie mag als Köchin und Nähfrau mitfahren, hat keine schwere Arbeit, und, wenn dann das Kleine im Lande der Majonggóng zur Welt kommt, wollen wir ihm zu Ehren ein großes Fest feiern und alle seine Paten sein. Das leuchtet dem künftigen Vater ein.

Außer dem Ehepaar Majonggóng wollen uns nach Westen begleiten mein Sprachgelehrter José-Mayuluaípu und ein junger Arekuná Namens Möseuaípu, gewöhnlich mit seinem Spitznamen Akúli[1] genannt, wegen seiner kleinen Gestalt und seines flinken Wesens, oder auch João, obgleich er kein Wort portugiesisch spricht. Er ist trotz seiner Jugend ein gesuchter Zauberarzt und, was mir ungleich wichtiger ist, ein vorzüglicher Jäger. Er war schon mit mir am Roroíma. Ferner gehen mit ein Wapischána-Jüngling Roméo und ein Makuschí-Junge, den ich Mario getauft habe, zwei Freunde des Majonggóng.

Am 11. November verlassen mich Pirokaí und der Wapischána Manduca. Sie wollten mich anfangs auch ein Stück begleiten, haben sich aber anders besonnen.

[1] Ein kleines, flinkes Nagetier: Dasyprocta Aguti.

Armer Pirokaí! Wärest du mit mir gegangen, vielleicht würdest du heute noch leben! Der Sommer, der nun über die Savannen kam, war furchtbar, außergewöhnlich trocken und lange anhaltend, tödlich für Menschen, Tiere und Pflanzen. Vom September 1911 bis Juni 1912 fiel kein bemerkenswerter Regen. Die Savannen waren ausgebrannt, der Erdboden von breiten und tiefen Rissen durchfurcht. Das Vieh starb massenhaft dahin. Dazu entstanden ausgedehnte Waldbrände. Ganze Gebirge brannten kahl. Wochenlang war die Atmosphäre mit Rauch erfüllt wie mit einem dichten Nebel. Blutrot, trüb ging die Sonne auf und unter. Tagsüber herrschte eine beständige Dämmerung. Die Monate Februar bis Juni standen unter dem Zeichen großer Hungersnot. Die Pflanzungen waren verbrannt oder gaben keinen Ertrag, und unter den Indianern, die in Ermangelung ihrer gewohnten Maniokspeisen zu Palmfrüchten, Kräutern und Wurzeln greifen mußten, brachen Krankheiten aus, und es entstand ein großes Sterben. Mancher meiner Freunde ging den Totenweg, auch Pirokaí. — — —

Unsere Farinha (Maniokmehl) geht auf die Neige. Ich schicke deshalb den Majonggóng und Mario auf die andere Seite des Flusses, um von den dort wohnenden Makuschí und Wapischána ein paar Körbe Mehl zu kaufen. Erst in der Nacht kommen sie zurück, unverrichteter Dinge. Die Leute seien „bravo" gewesen. Sie hätten zwar Farinha, wollten sie aber nicht verkaufen, da sie für einen anderen Weißen bestimmt sei. Ein Alter habe gesagt, er wolle herüber kommen und mich „bitten, ob er nicht José töten dürfe." Es ist ein alter Handel zwischen den beiden. José ist eine Zeitlang mit der Tochter des Alten herumgezogen und hat sie dann verlassen. Nun verfolgt ihn die Rache des Schwiegervaters.

Schließlich kaufe ich sechs Körbe Maniokmehl (à 15 Milreis = etwa 20 Mark) von einem jungen Mestizen, Ansiedler vom Uraricuéra, der auf dem Wege nach Boa Vista in São Marcos vorspricht. Flußaufwärts wird wohl noch einiges hinzukommen. So wird es schon gehen.

Neves ist nach wie vor der aufmerksamste Wirt. Auch die Küche Donna Tetas hat noch nichts von ihrer Vortrefflichkeit eingebüßt. Er wird wohl nicht mehr lange in São Marcos bleiben. Die „Fazendas Nacionaes" werden wahrscheinlich in nächster Zeit an einen Unternehmer verpachtet. Neves hat die Aussicht, „Director dos Indios" zu werden, wie sie jetzt überall in Brasilien nach dem von dem Chef des Indianerschutzdienstes, dem Oberst Candido Mariano Rondon, angeregten, freilich recht spät kommenden Humanitätssystem von der Bundesregierung eingesetzt werden. Er will dann an der Mündung des Surumú wohnen, nachdem er den minderwertigen Ildefonso von dort weggejagt hat. Die Stelle sei jährlich mit 8000 Milreis Gehalt und 2000 Milreis Repräsentationsgeldern (etwa 13000 Mark) dotiert.

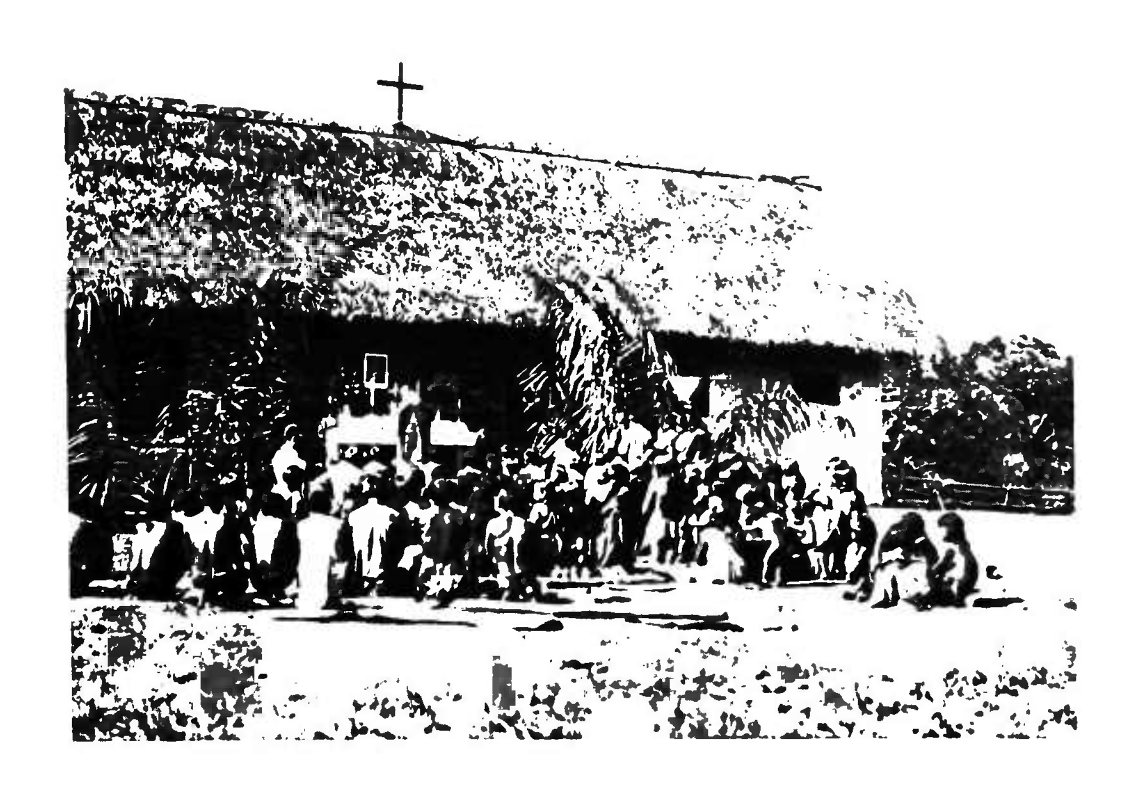
Neves würde am besten von allen Ansiedlern hier dazu passen, da er ein aufrichtiger Freund der Indianer ist und diese schon vor den Übergriffen der „Weißen" und vor dem Verschleppen in die mörderischen Kautschukwälder schützen würde.

Pünktlich am 16. November, wie er versprochen hatte, kommt Rodolpho mit seinem Bruder Ignacio und zwei anderen Indianern in einem schönen geräumigen Boot, um uns abzuholen. Doch wird es wohl noch ein paar Tage dauern, bis wir wegkommen, da die Leute erst eine Tolda (Blätterdach) über das Boot machen müssen, und auch sonst noch manches zu tun ist.

Diese westlichsten Vorposten der Makuschí werden von den Taulipáng Eliáng genannt. Ihre Sprache zeigt dialektische Unterschiede vom eigentlichen Makuschí. Einzelne Wörter sind ganz anders; z. B. nein, Makuschí: *äpelá,* Taulipáng: *aké,* Eliáng: *kané.*

Nachmittags bringt ein Indianer eine Nachricht, die ganz São Marcos in Aufregung versetzt. Der wegen seiner Gewalttätigkeit berüchtigte Besitzer der Fazenda Tipucú am Tacutú, der Portugiese Luiz Gomez Freire de Quadros, hat meinen alten Freund Julião, den Onkel von Pitá und Ildefonso, ausgepeitscht und dann stark gefesselt nach São Joaquim bringen lassen, wo er gefangen sitzt. Dieser Quadros ist der Schlimmste der Schlimmen im Rio Branco-Gebiet. Ein Todfeind von Neves, hat er diesem seinerzeit ohne besondere Veranlassung eine Revolverkugel in das Bein gejagt. Er ist in jeder Beziehung ein perverser Mensch, ein Schrecken der indianischen Bevölkerung. Zahlreiche Malokas hat er aus nichtigen Gründen niedergebrannt und viele Indianer zur Auswanderung nach Britisch Guayana bewogen. Aber — er ist Kapitän der brasilianischen Miliz und genießt den Schutz der Regierung! — Julião ist ein harmloser alter Mann von mehr als achtzig Jahren. Er war vor einigen Tagen hier und ist dann nach Tipucú gegangen, um die Tochter seiner Nichte Maria, die dort im Dienste steht, heimzuholen. Quadros hat auch das junge Mädchen geprügelt. Er hat ihr das Haar abrasiert und sie in diesem schmählichen Aufzug zu ihrem Onkel Ildefonso geschickt. Julião ließ er durch seinen Verwalter, einen ebenso verkommenen Portugiesen wie er selbst, nach São Joaquim bringen. Der an den Händen Gefesselte, der laut weinte, war am Sattel festgebunden und mußte so den weiten Weg neben dem trabenden Pferd her laufen.

Daß Quadros dies alles getan hat, um Neves zu ärgern, ist klar. Neves reitet wütend hinüber zum „Fort" und kommt in der Nacht in größter Aufregung zurück. Er hat den Gefangenen gesehen. Der arme, alte Mann hat blutige Striemen über den ganzen Rücken. Auch der neue Kommandant, der erst seit kurzem hier ist, taugt nichts. Er war Kavallerieleutnant in Rio





54. 55. Benediktiner-Mission São Gerardo da Brogna.
Ora et labora.

und ist offenbar wegen leichtsinniger Streiche, von denen er uns manche zum Besten gab, ein wenig in die Verbannung geschickt worden. Nun will er anscheinend in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld verdienen. — So ist er, der berufene Beschützer der Indianer, Freund eines Quadros geworden. Er hat für den ganzen traurigen Vorfall nur ein Lächeln gehabt und gemeint, jetzt habe er einen Indianer, der ihm Fische fangen könne. Neves hat ihm darauf gründlich die Meinung gesagt.

Armes, rechtloses Volk! Armes Land, wo so etwas und viel Schlimmeres geschieht, und wo die Behörde nicht dagegen einschreitet, sondern die Missetäter noch schützt!

José-Mayuluaípu erzählte mir Sagen seines Stammes. Er weiß viele. Sein Vater, den Neves wegen seiner Geschwätzigkeit „Papagaio" nennt, wisse noch viel mehr. Er erzählt mir von den Taten des perfiden Stammesheros Makunaíma, von der großen Flut, von dem Sinbrand, der alles menschliche Leben vernichtete, von einem Manne, dem seine ehebrecherische Frau auf Erden das eine Bein abhieb, und der dann zum Himmel ging und noch heute in den Plejaden, der Aldebaran-Gruppe und einem Teil des Orion zu sehen ist. Die Frauen kommen schlecht weg in diesen indianischen Märchen. Da gab es in alter Zeit eine böse Mutter, die ihre fünf Buben in ein Loch warf und mit ihrem Liebhaber durchbrannte, ferner eine böse und gegen ihren Schwiegersohn recht unanständige Schwiegermutter. Alle finden ihre Strafe. Auch lustige Geschichten erzählt er mir, Tierfabeln, von der klugen Schildkröte, dem dummen Tapir, dem dummen Jaguar, dem dummen Geier, dem dummen Hirsch. Und noch so vieles andere. Es ist ein interessantes und wertvolles Material, das, wie ich schon jetzt erkennen kann, manche Parallelen hat mit den Sagen anderer Stämme, nicht nur in Südamerika selbst, sondern auch auf der nördlichen Hälfte des großen Kontinents.

Eines Abends gesellt sich der alte Ignacio zu uns. Er will auch Geschichten erzählen: „Nuá ließ ein großes Boot bauen und benachrichtigte alle Tiere, Jaguar, Hirsch, Tapir, Capivára und andere, alle Tiere des Landes. Er benachrichtigte auch alle Leute: „Es wird alles im Wasser untergehen!" Aber die Leute sagten: „Es ist Lüge!" Nuá machte ein großes Boot und ließ alle Tiere einsteigen, pflanzte auch darin alle Früchte, besonders Bananen, Mais, Maniok, Acajú und andere. Das Boot ist noch heute auf der anderen Seite des Roroíma zu sehen, ein großer Felsen mit großem Bananenhain dabei. Nuá sagte zu den Leuten: „Ihr werdet in Delphine und Fische und Wasserschlangen und Schildkröten verwandelt werden!" Die Leute, Majonggóng, Makuschí, Taulipáng, Wapischána, Sapará, Wayumará, Máku und andere, glaubten es dem Nuá. Alle anderen wurden Wassertiere. Da kam

viel Wasser vom Roroíma und überschwemmte alles. Die Leute, die Nuá gewarnt hatte, sagten: „Wir wollen keine Boote machen, sondern auf die Bäume klettern!“ Sie wurden in Ameisen, Tocandíras, vielleicht auch Schmetterlinge verwandelt. Agutipurú (das Eichhorn) stieg auf eine hohe Inajá, und deshalb liebt es noch heute die Früchte dieser Palme. Andere Leute stiegen auf Bäume und wurden alle Arten Affen, Brüllaffen, Macacos de cheiro und andere. Deshalb ähneln die Affen noch heute den Menschen. Andere wurden in Vögel verwandelt. Der Tamanduá (große Ameisenbär), der damals noch Mensch war, sagte: „Was soll ich nun werden? Cutía, Páca, Tapir, alle diese Tiere werden gegessen. Das will ich nicht werden. Da werde ich Tamanduá, den essen die Leute nicht!“ Ein anderer machte es ebenso und wurde Jaguar; ein anderer Fuchs; lauter Tiere, die nicht gegessen werden. Das waren die Schlauen!“ Die anderen, Tapir, Cutía, Hirsch und andere, waren die Dummen! Alle Vögel waren zum Himmel gegangen, Mutum, Urubú, Passarão, Garça und andere. Sie sagen, der Himmel habe dort ein Loch, das Tor für diese Tiere. Alles blieb überschwemmt, und es wurde Nacht; die Sonne schien nicht mehr, lange Zeit. Da sagte Nuá — oder war es Jesu Christo? —: „Wenn es Morgen wird, dann sollt ihr singen!“ Er sagte es zu den Papageien, Aráras, Cutías, Tapiren, zu allen Tieren, zu Brüllaffen, Mutuns und anderen. Eines Tages aß Agutipurú Inajá-Früchte und strich die Steine über seinen Geschlechtsteil. Da blieben einige Haare daran hängen. Deshalb ist der Stein noch heute behaart. Agutipurú warf eine Inajá-Frucht in das Wasser, um zu sehen, ob es fiel. Die Frucht machte „ting“; ein Zeichen, daß noch viel Wasser da war. So machte Agutipurú es alle Nächte, lange Zeit. Eines Tages machte die Frucht „pong“. Da merkte Agutipurú, daß das Wasser fiel. Da fiel das Wasser so stark, daß die Inajá-Frucht, als er wieder eine in das Wasser warf, „pau“ machte. Da merkte Agutipurú, daß die Frucht auf trockenen Boden fiel. Da sang zuerst der Brüllaffe, dann der Hahn, der Mutum und alle Vögel, die des Morgens singen, um Madrugada.[1] Es wurde Tag; die Sonne erschien wieder. Da befahl Nuá dem Urubú, der in jener Zeit noch eine Taube war, er solle sehen, ob das Land trocken sei. Der Vogel blieb lange aus und aß viele Tiere, besonders Fische, die verfault da lagen. Er machte sich schmutzig, schwarz im Schlamm und stinkend und wurde Urubú. Da schickte Nuá ihm eine kleine Taube nach, um zu sehen, was er treibe, da er so lange blieb. Sie machte es nicht wie der Urubú, sondern kehrte zurück und erzählte es Nuá. Da sagte Nuá zum Urubú: „Du bist mir zu dreckig! Ich will dich nicht mehr haben! Du kannst jetzt immer so weiter leben!“ Da blieb er der Aasgeier. Das

[1] Frühmorgens, vor Sonnenaufgang.

Täubchen sagte: „Die Erde ist trocken." Da kam Nuá mit seinem Kanu vom Himmel herunter. Vorher schickte er noch den Gavião[1], den Corocoró[2], die Garça[3], alle Vögel, die noch heute gern im Schlamm herumwaten und faules Fleisch und Fische fressen. Alle blieben und kehrten nicht mehr zurück. Dann schickte er den Hirsch und sagte zu ihm: „Vorsicht! Da sind viele Ameisen! Laß sie erst weggehen!" Aber der Hirsch war störrisch und sagte: „Das schadet nichts!" In jener Zeit hatte er noch Fleisch an den Unterschenkeln. Da fraßen ihm die Ameisen das Fleisch weg, und so läuft er noch heute mit dünnen Beinen umher. Auch dem Waldhirsch fraßen die Ameisen das Fleisch an den Unterschenkeln weg. Nuá sagte zu ihm, er solle sich beeilen; deshalb rennt der Hirsch noch bis auf den heutigen Tag. Nuá sagte zu den Tieren: „Laßt es erst trockner werden; laßt die Ameisen erst fortkriechen!" Aber die Tiere, Hirsche, Tapire, warteten nicht, und deshalb fraßen ihnen die Ameisen das Fleisch von den Unterschenkeln. Dann sagte Nuá — oder Jesu Christo? — zu den Hirschen, Tapiren und allen anderen Jagdtieren: „Wenn ihr Leuten begegnet, so sollt ihr nicht vor ihnen fliehen, sondern mit ihnen sprechen! Habt keine Furcht!" Da sagte der Affe: „Glaubt ihm nicht, sondern lauft vor den Menschen weg!" Die Tiere folgten dem Rat des Affen und werden deshalb bis auf den heutigen Tag von den Menschen getötet. Sonst wären sie noch heute Freunde."

Das ist die Sage von der Sintflut, wie sie mir der Häuptling Ignacio erzählt hat. Noah und Jesus Christus sind da in eine schöne Gesellschaft geraten! Läßt man die Arche und die beiden Tauben weg, und setzt man an Stelle des „Nuá-Jesu Christo" den Stammesheros Makunaíma, der nach der wirklichen Sage der Makuschí und Taulipáng die große Flut verursachte, so hat man die rein indianische Mythe. Die biblischen Bruchstücke sind wahrscheinlich schon einige Generationen alt, aus der Zeit der Carmeliter-Mission unter den Stämmen des Uraricuéra.

Eines Tages wird José an dem Platz, wo wir täglich baden, von einem Stachelrochen in die Zehe gestochen. Der Schmerz muß fürchterlich sein. Mit verzerrtem Gesicht und stöhnend liegt er in der Hängematte. Die Indianer verbrennen Termitennester mit Insassen unter seinem Fuß, sodaß der dichte Rauch über die Wunde geht. Schon nach $1^1/_2$ bis 2 Stunden läßt der Schmerz nach, und der Fuß schwillt kaum an. Auch Öl aus den Kernen der Acajú-Frucht[4] auf die Wunde gestrichen, soll dieselbe Wirkung haben. Am nächsten Morgen ist er wieder ganz gesund und erzählt munter seine Geschichten weiter.

[1] Art Habicht.
[2] Ibis.
[3] Weißer Reiher.
[4] Anacardium.

Nun bin ich auch der Sorge um meine Sammlungen enthoben, 31 Gepäckstücke, die sonst wohl noch Monate lang hier lagern müßten und einem ungewissen Schicksal entgegen gehen würden. Antonio de Oliveira, der Mitte Dezember nach Manaos fährt, nimmt alles in einem größeren Boot mit. Die Transportkosten sind in Anbetracht der weiten Reise nicht zu hoch, 15 Milreis (etwa 20 Mark) für das Stück, und, was in diesem Lande nicht hoch genug geschätzt werden kann, der Mann, dem ich meine Habe anvertraue, ist durchaus zuverlässig. Auch meine vielen Briefe kommen auf diese Weise sicher nach Manaos.

Meine Leute sind mißmutig. Sie langweilen sich. Die beiden Jungen Romeo und Mario gehen zwar manchmal fischen in einer nahen Lagune des Tacutú, der kleine Akúli übt allnächtlich stundenlang unter Singen und Heulen in der Hütte Marias an einem kranken Vaqueiro seine ärztlichen Künste aus, aber der Majonggóng ist krank. Er leidet an heftigen Magenschmerzen und hat seit Tagen nichts gegessen. Wahrscheinlich ist es die ungewohnte schwere Kost des Ochsenfleisches und der Mangel an Bewegung. Es ist Zeit, daß wir weiterkommen.

11. KAPITEL.

NACH WESTEN.

Am 21. November sind wir endlich mit allen Vorbereitungen fertig und fahren bald nach 10 Uhr ab, Uraricuéra aufwärts.

Neves und seine fleißige Frau haben in herzlichster Weise für uns gesorgt. Sie haben uns außer anderen Lebensmitteln eine Menge Fleisch mitgegeben als Proviant für die ersten Tage der Reise, für uns Europäer besonders einen großen Kochtopf voll geschmorter Hühner und Enten. Die alte Maria bringt uns zwei Bündel Bananen. Empfehlungsbriefe an Moura und Galvão nehme ich mit.

Beim Abschied, als die Stimmung eben trübe werden wollte, kam der schneidige P. Bonaventura in „weißer“ Reisekutte, aber schmutzig von oben bis unten, aus dem Wald hervor und rief laut: „Wartet! Wartet! Ich will auch Lebewohl sagen!“ „Sie brechen ja aus dem Busch hervor wie ein Häuptling der wilden Schirischána!“ meinte Neves, und wir mußten alle lachen. P. Bonaventura hat in seinem ganzen Wesen wirklich nicht viel von einem Geistlichen. Er vertritt in der Mission mehr das „labora“, während er das „ora“ den beiden anderen, besonders dem frommen P. Thomas überläßt. Mit seinem Eifer, seiner Unermüdlichkeit und seiner eisernen Energie

füllt er seinen Platz als derzeitiger Vorsteher und als Organisator der jungen Mission bestens aus. Wenn die Verhältnisse manchmal stärker sind als er, so ist es nicht seine Schuld.

Wir fahren in nordnordwestlicher Richtung flußaufwärts. Die Leute stoßen das Boot mit Stangen über die seichten Stellen. Wegen der ausgedehnten Sandbänke müssen wir hin und her kreuzen, wobei viel Zeit verloren geht.

Ein wenig oberhalb São Marcos mündet rechts der Igarapé de Agua fria, an dem fünf meist von Wapischána bewohnte Hütten liegen. José stellt mit zwei Zelttüchern primitive Segel her, so daß wir jetzt, ohne die Ruder zu gebrauchen, bei frischer Brise flott vorwärts kommen. Die Indianer locken den Wind durch leises Pfeifen, wie ich es schon bei meinen früheren Flußfahrten auf dem oberen Rio Negro beobachtet habe.

Der Majonggóng ist noch immer krank und liegt schwach unter der Tolda. Neben ihm sitzt sein treues Frauchen Hermina und näht ein Hemd. Zu ihren Füßen streckt sich Kaikuschí[1], ein großer schwarzer Hund, den mir Neves geschenkt hat. Die neuen Verhältnisse — er ist noch nie im Boot gefahren — scheinen ihm etwas unheimlich zu sein. Zu seinen intimen Geschäften muß er aus dem Boot heraus- und dann wieder hineingetragen werden. Mit ihm sind wir 13 Passagiere.

Um 5½ Uhr machen wir Halt am Hafen der Fazenda Cajual kurz unterhalb des gleichnamigen rechten Nebenbaches. Sie gehört einem Brasilianer, der seine Leute zwar gut behandele, aber schlecht bezahle, da er selbst nichts habe. Mehrere Boote liegen im Hafen; ein gutes Stück landeinwärts sieht man eine Hütte. Die ganze Nacht fegt frischer Ostwind über unser Lager im schmalen Uferwald.

Spät abends, als wir mit José im Boot sitzen, die Sterne studieren und Geschichten dazu erzählen, hören wir plötzlich vom Lager her das klägliche Schreien eines neugeborenen Kindes. Ich bekomme einen argen Schrecken und sage zu Schmidt: „Da haben wir die Bescherung!", denn ich glaube nicht anders, als Frau Majonggóng habe unsere Arche mit einem neuen Passagier bereichert. Es war aber nur ein kleiner Nachtaffe, der gern das Lager der Menschen aufsucht.

Am nächsten Morgen passieren wir die Parahibaner-Niederlassung Passarão und fahren in nördlicher Richtung weiter, eine endlose Strecke. Rechts landeinwärts erhebt sich die kahle Kuppe der Serra de Murupú. Felsen ragen jetzt hier und da aus dem Fluß. Ein Felsen ähnelt entfernt einem Jaguar oder mehr noch einem Schwein, das dem rechten Ufer zu-

[1] „Jaguar" in der Sprache der Makuschí.

strebt. In alter Zeit wollte hier ein Jaguar den Fluß durchschwimmen, wurde aber von Makunaíma in Stein verwandelt. Um 9 1/2 Uhr kommen wir am Igarapé de Xirirí vorüber, an dessen Quelle wir vor wenigen Wochen lagerten. Die niedrige Erhebung gleichen Namens liegt nicht weit vom Ufer entfernt. Zwei Stunden später öffnet sich zur Rechten die schmale Mündung des ansehnlichen Zuflusses Turuarú. Um 4 Uhr passieren wir die Hauptmündung des Parimé-Maruá und erreichen mit Sonnenuntergang eine große Sandbank am oberen Ende der langgestreckten Ilha de Terçado.

Nicht weit von uns sitzt auf einem Felsen die Lancha „Pensamento" mit zwei Batelões. Sie hatte seinerzeit die Polizeisoldaten nach Pedra Grande gebracht und ist am 9. September hier festgefahren. Maschinist und Heizer wohnen unter Zelten auf der Insel und warten auf Hochwasser. Sie laden mich ein hinüberzukommen, doch ich schicke Schmidt und bleibe lieber bei meinen Indianern. Heute hat Akúli das Wort, der auch viele Märchen weiß. Er erzählt mir, warum Sonne und Mond jetzt verfeindet sind, wie der Mond zu seinem schmutzigen Gesicht kam, und anderes. José übersetzt mir Satz für Satz.

Bis zur Einmündung des Parimé-Maruá kommt der Uraricuéra aus Nordnordwesten. Von da an behält er bis in seinen Oberlauf im wesentlichen die westöstliche Richtung bei. Die Szenerie der Ufer des unteren Uraricuéra ist außerordentlich einförmig. Beide Ufer sind niedrig und in der Regenzeit weiten Überschwemmungen ausgesetzt. Stellenweise sind sie mit schmalem Waldgürtel bekleidet, meistens aber blickt man frei über die flache Savanne. Die ersten beiden Tagereisen oberhalb São Marcos ist der Fluß noch 450 bis 500 m breit. An manchen Stellen erreicht er sogar fast die doppelte Breite. Mit dem Auftreten der ersten Stromschnellen wird er schmäler, auf 250 m und weniger. Eine Reihe kleiner Inseln durchsetzt den Fluß. Sie sind gewöhnlich nach den Zuflüssen benannt, in deren Nähe sie liegen. Seitdem wir den Parimé, die Grenze der großen Fazenda Victoria Flechal, hinter uns haben, mehren sich die Hütten auf beiden Ufern. Sie bezeichnen kleine Viehwirtschaften und führen zum Teil stolze Namen, wie Santo Antonio, Santa Lucia, Conceição, Maravilha, wenn sie auch häufig nur aus einer halbverfallenen Palmstrohhütte bestehen.

Am anderen Tag fahren wir frühzeitig an der Mündung des rechten Zuflüßchens Tupikirí vorbei, das aus der Savanne kommt und dem Hauptstrom immer parallel fließt. Wir segeln bei kräftigem Ostwind rasch dahin. Der Fluß geht in hohen Wogen, die aber unserem großen und breiten Fahrzeug nichts anhaben können. Wir begegnen einem Boot, das schwer gegen Wind und Wellen ankämpft. Es ist ein Weißer von der Mündung des Majarý

mit Familie, die ich seinerzeit in São Marcos kennen lernte. Sie wollen zum Tacutú. „Feliz viagem!"

Nach Mittag kommen wieder zahlreiche Felsen mit heftiger Strömung. Wir müssen vorsichtig fahren und rücken nur langsam vorwärts.

Auf einer Sandbank hält eine Menge Passarões eine Konferenz ab, riesige Störche, weiß mit schwarzem Kopf und Schnabel und dunkelrotem Hals.[1] Sie sind hier sehr häufig, am oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen, wo sie mit dem indianischen Namen Tujujú bezeichnet werden, sehr selten. Gravitätisch steigen sie einher, wie Geheimräte bei einem Festakt.

Am nächsten Morgen passieren wir mit Ziehen und Schieben die erste harmlose Stromschnelle, Cachoeira de Uamý, und kommen bald darauf an der Mündung des Majarý vorüber, die durch eine lange Insel verdeckt bleibt.

Der Majarý oder Amajarý ist der größte linke Nebenfluß des unteren Uraricuéra. Er kommt aus Westnordwesten vom Südrande des niedrigen Rükkens, der auf den Karten den Namen Pacaraíma oder Paracaíma führt, der Wasserscheide zwischen Amazonas und Orinoco. Sein Lauf, der zahlreiche Stromschnellen aufweist, ist noch nicht genauer aufgenommen. Er entspringt wahrscheinlich nicht weit von den Quellen des Parauá, des großen linken Nebenflusses des Caróni, dessen Stämme mit den Indianern des oberen Majarý in zeitweisem Verkehr stehen. Der Majarý gilt als die „Kornkammer" des unteren Uraricuéra. Seine Ufer sind fruchtbar und zum Anbau von Maniok geeignet. Die verhältnismäßig zahlreichen Indianer, die dort wohnen, liefern für die Viehzüchter des Uraricuéra die Farinha, das Maniokmehl, dieses unentbehrlichste Nahrungsmittel des brasilianischen Haushaltes. Den Unterlauf des Majarý bewohnen Wapischána, deren Moral und Rassereinheit unter dem Einfluß der „Zivilisatoren" sehr gelitten haben. Den Oberlauf halten Taulipáng besetzt, die in jeder Beziehung reiner geblieben sind.

Um 1 Uhr legen wir in Apparecida an, dem Besitztum von Jakob Bamberg. Apparecida, eigentlich Santa Rita de Apparecida, macht mit seinem schönen, sauberen Wohnhaus und seinen guten Wirtschaftsgebäuden einen wohlgeordneten Eindruck. Von Donna Rosa, einer leichtbräunlichen, dunkeläugigen, stattlichen Dame mit feinem, sicherem Auftreten werde ich liebenswürdig empfangen. Bald kommt auch er. Schmidt ist natürlich im Boot zurückgeblieben. Ein großes Glas kuhwarmer Milch, eine große Tasse vorzüglichen Kaffee, Unterhaltung über dies und das, zum Ab-

[1] Mycteria americana.

schied heiße Segenswünsche auf beiden Seiten und das gewöhnlich gedankenlos hingesprochene: „Ich stehe immer zu Ihren Diensten!“ Sie gibt mir noch zehn frische Eier mit auf den Weg. Er begleitet mich zum Hafen. Als er die Beine Schmidts sieht, der unter der Tolda im Schatten liegt, verschwindet er in Hast.

Donna Rosa ist „Professora“ (Lehrerin) für die Kinder der Ansiedler dieser Gegend. Doch jetzt sind Ferien. Sie ist die Tochter des Portugiesen Manuel José Campos, eines der ältesten weißen Ansiedler am Fluß, der, wie ich schon erzählte, vor vielen Jahren Pitá und andere Makuschí widerrechtlich in die Kautschukwälder am Purus schleppte. Heute ist er sanfter geworden und erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Sein Haus, die Fazenda Urupirúpa an der Mündung des gleichnamigen linken Nebenbaches, soll das schönste am ganzen Uraricuéra sein. Zwei Stunden später fahren wir vorbei, bekommen es aber nicht zu Gesicht, da es hinter einer größeren Insel liegt. In derselben Richtung sieht man eine Kuppe, Serra de Urupirúpa. Sie erhebt sich nahe dem rechten Ufer des Majarý, der hier dem Uraricuéra parallel fließt. Weiter landeinwärts bilden einige andere Kuppen die Serra de Guariba auf demselben Ufer des Majarý.

Um 5½ Uhr lagern wir auf Felsen am Fuß der Cachoeira do Preto, der ersten größeren Stromschnelle. Hier finden sich merkwürdige schüsselförmige, glatt ausgeschliffene Vertiefungen mit einer Erhöhung in der Mitte, ähnlich riesigen Spuren von Rindvieh. Vielleicht sind es natürliche Ausschleifungen durch rotierende Kiesel, vielleicht auch Steinaxtschliffe. „Es sind Spielereien des Makunaíma!“ sagt José.

Meine Leute haben alle Bauchweh von dem gesalzenen Trockenfleisch, das uns Neves mitgegeben hat. Lange vor Sonnenaufgang stehen sie am Fall und erbrechen sich künstlich. Sie trinken soviel Wasser, als sie nur können und reizen sich dann zum Erbrechen. Der kleine Akúli singt dazu von Zeit zu Zeit aus gepreßter Kehle seinen schauerlichen Zaubergesang. Er beschwört die Geister der Tiefe, besonders Rató, die gefürchtete „Wassermutter“, eine riesige Wasserschlange, die neben anderen dämonischen Ungeheuern hier ihren Sitz hat und die Boote auf den Grund zieht.

Dank der Beschwörungen kommen wir glatt hinüber. Ignacio trennt sich hier von uns und geht über Land zu seinem Dorf, um seine Leute zu benachrichtigen, Maniokfladen backen zu lassen usw. In Pedra Grande wollen wir uns wieder treffen. Fortgesetzt Felsen und heftige Strömung. Das linke Ufer zeigt Spuren früherer Besiedelung. Der Platz heißt Missão nach der alten Carmeliter-Mission, die hier stand. Die kleine Stromschnelle ist nach ihr benannt. Eine Stunde weiter aufwärts mündet rechts



56. Vier meiner Träger.



57. Lager in der Savanne.

der Igarapé de Pium, der von Wapischána bewohnt ist. Einige Hütten am Ufer, halbnackte Indianerweiber, kurze Unterhaltung mit meinem Wapischána Romeo. Bald darauf passieren wir die Cachoeira de Tabáye. Eine Steinbarre zieht sich quer durch den Fluß. Bei Hochwasser ist sie gefährlich, jetzt harmlos. Links einwärts Kuppe, Serra de Sipó.

Auch die beiden letzten Stromschnellen sind von Ungeheuern bewohnt. In der Cachoeira de Missão hausen viele Tuengalúng, Töchter der Rató. Der Herr der Cachoeira de Tabáye ist Ayúmäpö, der Großvater aller Dämonen der Cachoeira do Preto. Sein Haus ist eine hohe Sandbank. Die gewaltigen Strudel, die sich in den Stromschnellen bilden und dem Schiffer gefährlich werden, sind die Eingänge zu den Wohnungen dieser bösen Geister in Schlangengestalt. Der Leib bleibt im Haus. Den Kopf mit dem offenen Rachen nach oben strecken sie zur Tür hinaus, um die Leute zu fassen und in die Tiefe zu ziehen. Sie fressen ihre Opfer nicht, sondern verheiraten sie mit Angehörigen ihrer Sippe. So erzählen die Zauberärzte, die alles wissen.

Mit gutem Wind segeln wir jetzt rascher aufwärts, da vorläufig keine Hindernisse mehr kommen. Gleich oberhalb der letzten Stromschnelle münden zur Rechten zwei Zuflüßchen, Igarapé de Tabáye und de Murirú mit Hütten an der Mündung. Bald darauf zeigen mir die Indianer einen großen, auffallend geformten Felsen am linken Ufer, Watoíma-muréyi, „Bank des Watoíma", des „Vaters des Arára", eines riesenhaften Vogels, der ebenfalls in ihren Sagen eine Rolle spielt. Weit voraus, in Richtung mit dem Flusse erscheint eine Kuppe, Serra de Santa Rosa, das Wahrzeichen der großen Insel Maracá. Um 11 Uhr kommen wir bei Moura an, wo das Reservegepäck lagert.

Mourinho, wie ihn seine Freunde wegen seiner kleinen Gestalt nennen, der Offizierssohn und ehemalige Offiziersaspirant des brasilianischen Heeres, führt hier das Leben eines armen Bauern. An Intelligenz und Bildung steht er hoch über den meisten Ansiedlern und besorgt deshalb auch fast alle Schreibereien seiner Partei. Mir ist er wohl gesinnt und nach Kräften behilflich. Für die Aufbewahrung meines Gepäcks erweise ich mich ihm erkenntlich mit einigen Waren, die ihm gerade fehlen, Axt, Waldmesser, Seife und Streichhölzern. Beim Mustern des Gepäcks stellt es sich heraus, daß Bamberg eine große Kiste Pulver (100 Büchsen à 1/4 Pfd.) abzuliefern vergessen, mit anderen Worten unterschlagen hat. Um seine Gaunerei zu verbergen, hat er zwei Kisten amerikanischer Äxte (Marke Collins), die durch Bänder zusammengehalten waren und als ein Stück galten, voneinander gelöst. So gelang es ihm, Moura zu täuschen, der leider nur die Zahl der

Stücke, nicht aber den Inhalt kannte. Es ist eine beispiellose Gemeinheit, einem Manne, der voraussichtlich für ein ganzes Jahr in das unbekannte Innere geht, das Notwendigste zu stehlen. Peinlich ist es mir auch gegenüber den Brasilianern, da sich der Kerl einen „Deutschen“ nennt. — Moura will in den nächsten Tagen über Land zu Galvão kommen. Dort wollen wir beraten, was weiter zu tun ist.

Um 3 Uhr setzen wir unsere Fahrt fort und machen bei Sonnenuntergang Halt in Bom Jardim, einem verlassenen Haus mit Veranda auf dem rechten Ufer.

In der Dunkelheit kommen zwei Reiter an, der Häuptling der Wapischána von Pium nebst einem Gefährten. Er ist mir nachgeritten, um mich zu seinen Hütten einzuladen. Leider kann ich nicht Folge leisten, da bei diesen schon von der Kultur beleckten Indianern nichts mehr zu holen ist. Er zeigt mir das Patent seines verstorbenen Vaters, das er in einem weißen Schnupftuch eingewickelt mit sich trägt. Es ist von dem ehemaligen Gouverneur des Staates Amazonas, Eduardo Gonçalves Ribeiro, am 19. August 1895 ausgestellt.

Am nächsten Morgen macht der Häuptling noch einen verzweifelten Versuch, uns mitzunehmen. Er sagt ganz kleinlaut: „Ich habe das ganze Volk, auch vom oberen Cauamé[1], zusammengerufen, und jetzt willst du nicht kommen! Was soll ich nun machen?“ Ich kann ihm nicht helfen, und er reitet enttäuscht zurück.

Wir liegen untätig bei dem herrlichen Morgen und warten auf Rodolpho und seine Genossen, die gestern Abend ebenfalls zu ihrem Dorf — 1 bis 2 Stunden von hier — gegangen sind, natürlich um Kaschirí zu trinken. Akúli wollte mit ihnen laufen, da ihm Ignacio gesagt hatte, er wolle ihn dort mit einem schönen Mädchen verheiraten, aber ich verbot es ihm.

Zwei Weiße kommen auf kurzen Besuch. Den einen lernte ich im Juli kennen. Ich fuhr mit ihm zum Parimé. Zum Frühstück gibt es zwei Maréca-Entchen, die der Majonggóng geschossen hat und einen Pirănya-Fisch, meine heutige Beute. Hermina hat alles zusammengekocht, sodaß wir jetzt nicht wissen, ob wir Entensuppe oder Fischsuppe gegessen haben. Wir warten bis 9½ Uhr, aber die Kerle erscheinen nicht. Wahrscheinlich schlafen sie ihren Rausch aus. Mit gutem Wind segeln wir ab. Die anderen können über Land nachkommen.

Schon nach einer halben Stunde machen wir Halt an einer Hütte, wohin uns einer der Besucher von heute Morgen zum Kaffee eingeladen hat.

[1] Der Cauamé, der oberhalb Boa Vista in den Rio Branco mündet, kommt in seinem Oberlauf dem Igarapé de Pium sehr nahe.

Die Bewohner, Cearenser, eine ältere, würdevolle Dame, mit einigen hübschen Töchtern und einem blondhaarigen Jungen, haben sich sehr fein gemacht, sogar rote Strümpfe und Schnürstiefel angezogen. Wir sind dagegen schmutzig und abgerissen wir Strauchdiebe, Schmidt barfuß, ich mit Miritísandalen an den nackten Füßen. Die Unterhaltung dreht sich um unsere Reisepläne, besonders das Studium der „Indios bravos". Den Zweck können die Leute nicht recht einsehen. Vom Fluß oberhalb Maracá haben sie keine Ahnung, aber offenbar große Angst. Sie schimpfen auf die armen Indianer, die sie mißhandeln und um den sauer verdienten Lohn betrügen, und sind doch meist schlechter als der schlechteste von diesen.

Rodolpho und Genossen haben sich wieder eingestellt. Sie sehen stark verkatert aus. Um 11 Uhr fahren wir weiter, eine kurze ruhige Strecke, dann kommen wieder Felsen, und es kostet schwere Arbeit, vorwärts zu kommen. Ein großer nackter Felsen am linken Ufer ist „Pedra Grande". Makunaíma verlor hier einen Sohn und bestattete ihn unter diesem gewaltigen Grabstein. Auf beiden Ufern Häuser. Die Bewohner stehen müßig davor und schauen uns zu, wie wir mit der brausenden Stromschnelle kämpfen und immer wieder zurückgetrieben werden. Endlich sind wir hinüber. Wir gleiten in eine kleine Bucht, wo noch andere Boote liegen, und sind bei Manuel Galvão, dem Herrn unserer Igarité. Der Platz heißt Livramento.

Galvão, ein Weißer aus Rio Grande do Norte im besten Mannesalter, ist ein sehr sympathischer Mann. Seit 19 Jahren wohnt er hier und genießt großes Vertrauen am ganzen Fluß, auch bei den Indianern, denen er ein wahrer Freund ist. Seine Frau, eine Wapischána, hat ihm vier prächtige Buben und ein Töchterchen geschenkt, das Nesthäkchen und Vaters Liebling.

Heute am Sonntag sind viele Gäste da. Erregte Unterhaltung über den „Fall Bamberg". Jeder traut ihm die Gaunerei zu.

Am anderen Morgen werden Ignacio und seine Leute ausgelohnt und kehren heim. Wir müssen ein paar Tage hier bleiben, da dies der letzte Punkt ist, wo ich größere Boote kaufen kann. Auch muß ich auf das Maniokmehl warten, sechs Körbe, die ich bei einem Schwarzen in der Nähe bestellt habe.

Unser Wirt erzählt von der Schießerei, welche die Ansiedler am 17. Juli hier und an der Cachoeira de Tabáye mit der Polizeitruppe von Boa Vista hatten. Die Soldaten waren in aller Morgenfrühe zu Pferd über Land gekommen und hatten bei Sonnenaufgang aus der Ferne das Haus von Galvão längere Zeit beschossen. Man sieht noch überall die Spuren von Kugeln. Besonders die Tür ist durchlöchert wie ein Sieb. Zum Glück war niemand im

Haus. Schließlich waren die Helden dort eingedrungen, hatten alles durchstöbert, vieles vernichtet und geraubt, so alle Dokumente, Geschäftsbücher, Wertsachen, Hängematten, Wäsche und andere Habe. Eine saubere Polizei! Nachmittags fand dann ein Zusammenstoß zwischen den Ansiedlern unter der Führung von Gouveâ und Galvão und der Polizei statt, die auf die ersten Schüsse Hals über Kopf floh und Gewehre, Käppis usw. auf dem Platz zurückließ.

Wenige Stunden von hier flußaufwärts wohnt auf dem linken Ufer der Fazendeiro Bessa, eine Kanaille schlimmer als Quadros, mehrfacher Mörder. Einen weißen Ansiedler hat er meuchlings erschossen. Drei Purukotó und einen Máku-Indianer hat er mit seinen Henkersknechten ermordet. Als Galvão hierher kam, gab es hier und auf der Insel Maracá viele Indianer der verschiedensten Stämme. Bessa hat sie aus ihren Wohnungen, von ihren Planzungen gejagt, weil das Land ihm gehöre. Er hat ihre Häuser mitten in der Regenzeit verbrannt. Die armen Leute flüchteten vor ihm in den Wald, wurden ohne Schutz vor der Nässe fieberkrank, und viele, besonders die Kinder, starben. So kommt es, daß nur noch klägliche Reste von den Stämmen um Maracá vorhanden sind. Bessa wurde zwar angeklagt, aber freigesprochen, auf das Zeugnis einiger guter Freunde hin, die er bei der herrschenden Partei hat. — Die Indianer sind zu indolent, um ihn totzuschlagen.

Galvão hat einen Ochsen geschlachtet. Ich lasse ein Viertel davon einsalzen und an der Sonne trocknen für die Reise.

Moura, der schon seit gestern Morgen hier ist, schreibt für mich an Bamberg einen sehr deutlichen Brief, den ich unterzeichne. Er solle sofort die fehlende Kiste Pulver ausliefern, sonst würde ich sie selbst holen!

Abends kommt noch ein halbes Dutzend Cavalheiros vom Rio Branco, unter ihnen Mizael, der Schwager Saldanhas, des Führers der Gegenpartei von Bento Brazil. Sie bringen Briefe von Saldanha mit, der jetzt verbannt in Pará lebt. Endlose politische Redereien und Schreibereien. Es handelt sich anscheinend um eine Verschwörung gegen Bento Brazil, vielleicht auch gegen Bittencourt, den Gouverneur von Amazonas. — Es fehlt mir jegliches Interesse dafür.

Frühmorgens reiten die Herren wieder ab. Doch kommen andere. Es geht hier zu wie in einem Taubenschlag, mehr noch als in São Marcos, da hier die Ansiedler dichter zusammen wohnen. Für sie alle ist mit der Insel Maracá die bekannte Welt zu Ende. Über den weiteren Verlauf des Flusses erhalte ich von ihnen die widersprechendsten Angaben. Den nördlichen Arm nennen sie Santa Rosa, den südlichen Maracá. Kein Mensch weiß, daß Uraricapará ein großer nördlicher Nebenfluß ist. In einem Punkte aber

sind sie fast alle einig, daß wir unser fernes Ziel, den Orinoco, nicht erreichen, daß wir umkehren, oder den furchtbaren Katarakten oder den Pfeilen der wilden Indianer zum Opfer fallen werden. Man betrachtet uns mitleidig, wie Leute, die mit offenen Augen in ihr Verderben rennen. Nur einer sagt: „Was die Deutschen sich vornehmen, das führen sie auch durch!"

Galvão hat einen riesigen Bogen und schön gearbeitete Pfeile von den Schirischána, die auch hier allgemein „Yauaperý" genannt werden; ethnographische Prachtstücke, die viel versprechen.

Nachmittags reitet unser Wirt eine Strecke flußabwärts zu der Witwe, bei der wir vorgestern Kaffee tranken. Sie macht einen kleinen Handel mit allen möglichen Waren, die sie von Manaos kommen läßt und hier mit gutem Gewinn verkauft. Galvão kauft für mich 33 Viertelpfund Pulver à 3 Milreis (etwa 4 Mark); der übliche Preis hier im fernen Hinterlande, aber ungeheuer im Vergleich zu Manaos.

Nachts heftiger Sturm bis gegen 2 Uhr morgens, dann kurzer leichter Regen, der das von der Trockenheit zerrissene Erdreich kaum anfeuchtet.

Die Ansiedler warten sehnsüchtig auf die sogenannte „Boiasú", die kleine Regenzeit, die Anfang Dezember, bisweilen schon Ende November eintritt und manchmal nur eine Woche, manchmal einen ganzen Monat dauert. Sie verursacht ein kurzes Steigen des Flusses, sodaß Dampfboote die Stromschnellen von Caracarahý passieren können. Nach dieser kleinen Regenzeit kommt bisweilen wieder ein regenloser Sommer von 1½ bis 2 Monaten oder auch eine Übergangszeit zum Winter, in der es etwa alle acht Tage einmal regnet. Der Sommer sei in diesem Jahr auffallend scharf, der Fluß außergewöhnlich trocken.

27. November. José und Akúli gehen frühmorgens zu einer Indianer-Ansiedlung am Igarapé de Arraia, der gegenüber Bom Jardim mündet. Sie wollen dort eine Montaría (größerer Einbaum mit Plankenaufsätzen) holen, die ich kaufen will. Das Boot gehört einem Taulipáng, „Onkel" von José. Er hat unzählige Onkels. — Eine gute Montaría habe ich schon von Galvão gekauft, für 200 Milreis (etwa 260 Mark); ein bischen teuer, aber den hiesigen Preisen durchaus angemessen, und wir müssen auf alle Fälle möglichst bald weiter, da wir schon viel Zeit verloren haben.

In den nächsten Tagen will Galvão einen Sapará kommen lassen, einen der wenigen Überlebenden dieses Stammes, mit dem ich die Sprache aufnehmen kann. Ihre einzige Maloka liegt am Südarm Maracá, drei Stunden von der Mündung. Ich wollte anfangs hinfahren, doch sind jetzt keine Leute dort, da alle am Mocajahý arbeiten. Einzelne Sapará leben auch noch zerstreut unter den Taulipáng nördlich vom Uraricuéra.

Der Mocajahý kommt hier dem Uraricuéra sehr nahe. Nur zwei Tagereisen zu Pferd über die Savanne seien es dorthin, sagt Galvão, der jetzt an diesem von dichtem Hochwald eingefaßten, unbekannten Flußlauf Kautschuk ausbeuten will. Ansässige Indianer hat er dort nicht getroffen.

Livramento liegt auf hohem Ufer mit freiem Blick nach allen Seiten. Im Ostsüdosten sieht man ein niedriges Gebirge, Serra de Tabáye, auf dem das gleichnamige Zuflüßchen des Uraricuéra und der Rio Cauamé entspringen. Die Serra de Guaríba des Majarý liegt von hier aus im Nordosten.

30. November. Meine Abgesandten kommen von Arraia zurück mit dem Taulipáng Domingo. Die Montaría, die sie mitbringen, ist nicht so groß wie die von Galvão gekaufte, scheint aber ein gutes Boot zu sein. Der „Onkel" will 200 Milreis dafür haben. Ich biete ihm die Hälfte, und er ist es auch zufrieden. Akúli hat eine große, schwarze Ente geschossen.

Gegen Abend legt ein Boot an; ein Weißer mit Indianern, Männern, Weibern und Kindern. Es ist Cyro Dantas, ein junger, sympathischer Mann, groß und schlank, von nordischem Typus. Er stammt aus sehr guter Familie in Parahíba. Sein Großvater war dort Gouverneur; sein Vater ist höherer Richter. Er ist in die Welt hinaus gezogen, um sich Geld zu verdienen, was ihm aber bisher nicht gelungen zu sein scheint. Tief in der Wildnis des Armes Maracá bewohnt er eine Baracke, fern von aller Verbindung mit der zivilisierten Welt. „Independencia" nennt er sein Retiro. Ein erfrischender, abenteuerlustiger Bursche, der sich für meine Reise sehr interessiert und gar zu gern mitmachen möchte. Unter seinen Indianern ist ein Sapará, der angeblich kein Wort mehr von seiner Sprache spricht. Auch Cyro Dantas kann mir über den oberen Fluß keine Auskunft geben.

Meine Kiste Pulver habe ich wieder. Zwei Leute von Galvão, die flußabwärts zu tun hatten, haben sie mitgebracht. Der Brief, den Mizael besorgte, hat gewirkt. Bamberg hat auf die Kiste schon seinen Namen geschrieben und sie auch geöffnet. Drei Büchsen fehlen. Jedem Besucher wird sofort der „Fall Bamberg" erzählt, sodaß die Sache bald am ganzen Fluß bekannt sein wird. Mein ehrenwerter „Landsmann" hat sich da eine schöne Suppe eingebrockt! Moura hat ein neues Wort geprägt, das sich bei den Ansiedlern in der kurzen Zeit schon allgemein eingebürgert hat: „Bambergada", das sind „alle Sachen, die nichts taugen."

1. Dezember. In der Morgenfrische machen wir einen Besuch bei dem älteren Bruder von Galvão, der eine Stunde südwestlich von hier am Rande einer fruchtbaren Waldinsel hauptsächlich Landwirtschaft betreibt, Anbau von Zuckerrohr, Maniok, Mais. Er schenkt mir eine große Axt aus glattem, gelbem Stein, die er beim Anlegen einer Pflanzung in der Erde gefunden hat.

Auch von Galvão habe ich ein altes Steininstrument erhalten, das er auf der Savanne gefunden hat. Es ist in der Form einer dicken Scheibe aus schwerem, gelblichem Quarzit gearbeitet und diente vielleicht zum Zerreiben von Mais. Derartige Sachen fänden sich nebst Scherben großer Töpfe auch in seiner Heimat am oberen Majarý, sagt José. Man nehme an, daß sie von den Para-wiyáng herrührten, den „Paravilhana" der alten portugiesischen Berichte, einem ehemals mächtigen, heute verschwundenen Stamm des oberen Rio Branco.

Wir trinken ein Täßchen Kaffee, eine Kalabasse Zuckerrohrsaft, der gerade ausgepreßt wird, um in einem großen Kessel zu Rapadura (Rohzucker) eingekocht zu werden, und kehren gegen Mittag nach Livramento zurück.

Nachmittags kommt der Makuschí Felippe, der auf dem unteren Zipfel der Insel Maracá sein Haus hat. Er bringt Melonen zum Verkauf und willigt ein, mein Pilot zu sein, zunächst bis zu seiner Wohnung. Von da will er mich mit seinem Genossen Manduca, einem Wayumará, bis zu den wilden Schirischána begleiten. Boote habe er nicht, aber die Schirischána, die zahlreich am Curaricará (Uraricapará) wohnten und friedlich seien, hätten gute Einbäume. Am Tucumá-Igarapé, einem Zuflüßchen des Nordarmes, seien zwei Hütten von Purukotó. Dort erwarte mich Maipalalí, den ich in Koimélemong traf, ein weitgereister Mann, der den Fluß bis zum Oberlauf kennt und mehrere Sprachen spricht.

So ist alles für die Weiterreise ins unbekannte Innere wohl vorbereitet.

Mein Plan ist, zunächst die Route Robert Schomburgks zu verfolgen und den Uraricuéra möglichst weit aufwärts zu fahren, um über Land zum Merewarí, in die Heimat meines Majonggóng, zu gelangen. Bei diesem Stamme wollen wir die Regenzeit verbringen. Dann wollen wir versuchen, über den Oberlauf des Uraricuéra und das Paríma-Gebirge die Quellen des Orinoco und durch diesen den Casiquiare und damit den Anschluß an das Bekannte zu erreichen. Sollte dies unmöglich sein, so bleibt uns noch übrig, auf irgend einem anderen neuen Weg zum oberen Orinoco durchzudringen. Zurück gehen wir auf keinen Fall.

Meine Indianer habe ich in diesen Plan nicht eingeweiht. Sie glauben, ich würde nach einem Besuch der Majonggóng auf demselben Weg hierher zurückkehren. Leider bin ich zu diesem nicht ganz ehrlichen Verhalten gezwungen, da sonst niemand mit mir gehen würde.

2. Dezember. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr nehmen wir Abschied von Galvão, der mir in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins ein guter Freund geworden ist. Sein ruhiges, würdiges Wesen, die Art, wie er seine andersfarbige Frau behandelt, seine Kinder erzieht, unterscheiden ihn vorteilhaft von den meisten Ansiedlern und machen sein Haus zu einer wahren Oase.

Bis zum Hafen von Felippe hat uns Galvão seine große Igarité zur Verfügung gestellt, die ich von dort zurückschicke. Meine beiden Montarías führen wir im Schlepptau. Viele Felsen, starke Strömung; langsam kommen wir vorwärts. Um 2 Uhr fahren wir an „Villa Nova“ vorüber, einer Neugründung gegen Boa Vista. Eine Reihe Häuschen und Hütten auf dem hohen rechten Ufer, infolge der politischen Ereignisse verlassen, darunter die Schule der Donna Bamberg. Nahebei mündet der Igarapé Grande. Um $4^1/_2$ Uhr lagern wir auf Felsen am rechten Ufer, kurz unterhalb der Insel Maracá, um an diesem wichtigen Punkt einige astronomische Bestimmungen zu machen.

3. Dezember. In den frühen Morgenstunden beendige ich die Sprachaufnahme des Sapará mit einem älteren Manne dieses Stammes, den ich von Livramento mitgenommen habe und gestern während der Fahrt tüchtig ausforschte. Es ist ein bisher unbekannter Karaibendialekt, den ich in den wichtigsten Vergleichswörtern festgelegt habe, sehr verschieden vom Makuschí und seinen Verwandten. Pedro Sapará erhält als Lohn für seine schwere Kopfarbeit ein Paket Streichhölzer und einen kleinen Spiegel und kehrt zufrieden über Land heim.

Um 8 Uhr fahren wir ab und passieren bald darauf das Haus des berüchtigten Bessa auf dem linken Ufer. Gegenüber wohnt ein gewisser Fausto. Er hat sich mit seiner ganzen Familie und Dienerschaft in Sonntagskleidern auf der hohen Böschung aufgestellt. Offenbar erwartet er unseren Besuch. Wir haben keine Zeit mehr, mein Herr! Mit „Bom dia!“ fahren wir schnöde vorüber und in den Santa Rosa genannten Nordarm hinein, der hier aus Westnordwesten kommt und kurz oberhalb seiner Mündung eine Breite von etwa 120 m hat. Der Südarm Maracá, der aus Südwesten strömt, ist an der Mündung ein wenig breiter, soll sich aber weiter aufwärts sehr verengern und in einzelne schmale, von Felsen versperrte Kanäle auflösen. Die Indianer benutzen ihn deshalb auf ihren Handelsreisen nicht, wohl auch aus Furcht vor den wilden Marakaná, die seine Ufer unsicher machen sollen.

Vor uns im Nordwesten erscheint das hohe Gebirge Töpeking. Um Mittag kommen wir im Hafen von Felippe an. Eine elende Baracke nebst Neubaugerüst nahe dem Ufer gehört dem Taulipáng José Rocha und seinem Schwager. Felippe bewohnt mit dem Wayumará Manduca eine Hütte im Innern der Insel. Der Taulipáng Domingo von Arraia erwartet uns hier mit Maniokmehl und -fladen, wofür er Pulver und Schrot erhält.

Ich mache mit Schmidt Antrittsbesuch bei Felippe. Ein guter Weg führt durch lichten Wald, mit dem das östliche Ende der Insel größtenteils



58. Stiller Arm oberhalb des Falles
Pelalaitapang. Rio Uraricuera.



59. In der Stromschnelle von
Karaiuamelu. Rio Uraricuera.

bedeckt ist, und über eine kleine Savanne zu einer geräumigen, kühlen Hütte in gutem Zustand, die von zahlreichen Hühnern bevölkert ist. Man sieht, es sind ordentliche Leute, die hier wohnen. Felippe, der uns vorausgeeilt ist, kredenzt uns wohlschmeckendes Maiskaschirí. Manduca ist auf der Jagd. Bald kehren wir mit zwei Hühnern zurück.

Eine unangenehme Zugabe sind hier zahllose Piuns, die mit dem Beginn der Stromschnellen aufgetreten sind. Flußaufwärts soll es noch schlimmer sein.

Schmidt lädt zur Probe unsere beiden Montarías. Wenn wir auch das kleine Boot von Felippe hinzunehmen, so fehlt uns doch noch ein Boot, um alles Gepäck mitzuführen, da wir die Fahrzeuge wegen der vielen bösen Katarakte im Nordarm und weiter oberhalb nicht zu schwer beladen dürfen. Hier ist kein weiteres Boot zu haben, und die beiden Purukotó, Maipalalí und sein Bruder, am Igarapé de Tucumá sind arme Leute, die weder Boote noch sonst etwas haben. Die Letzten ihres einst bedeutenden Stammes, haben sie sich von jeder Verbindung mit den Weißen weit ins Innere zurückgezogen. Mit den wilden Schirischána des Uraricapará und mit den Máku und Majonggóng des oberen Flußgebietes stehen sie dagegen im Verkehr und können für mich daher sehr wertvoll sein. Nur Galvão kann hier helfen. Ich schreibe ihm deshalb, er möge uns um jeden Preis ein weiteres Boot verschaffen, da ich auf alle Fälle mein Ziel erreichen müsse.

Spätabends kommt Manduca Wayumará mit einigen Weibern von seiner Pflanzung, beladen mit Zuckerrohr und Maniok und einer feisten Páca[1], die er unterwegs geschossen hat. Wie es indianische Sitte ist, gehen sie, ohne uns zu begrüßen, waldeinwärts zu ihrer Hütte.

Früher stand hier ein großes Indianerdorf, Santa Rosa, eine ehemalige Mission, unter dem Häuptling Ignacio. Man sieht es noch an der ausgedehnten Wüstung, die sich am Ufer hinzieht. Das Scheusal Bessa hat damit aufgeräumt, sodaß es jetzt schwer hält, ein paar Mann zur Weiterfahrt zu bekommen.

Von den Wayumará sind nur noch zwei Männer übrig, Manduca und sein Bruder, der bei Galvão als Vaqueiro im Dienste steht. Mit den Purukotó und Sapará ist es ähnlich. Robert Schomburgk traf 1838 zwei Dörfer der Sapará (Zapara) und ein Dorf der Wayumará (Waiyamara) an den Ufern des Uraricuéra. Den ganzen Sapará-Stamm schätzt er auf höchstens 300 Individuen. Ihre Hauptsitze waren damals am Töpekíng-Gebirge. Außerdem wurden ihm noch am benachbarten Mocajahý drei Wayumará-Dörfer angegeben, von denen man aber nichts mehr in Erfahrung bringen kann. Schon

[1] Ein sehr schmackhaftes Nagetier: Coelogenys Paca.

damals machten die Indianer dieser Stämme einen degenerierten Eindruck. „Sie hatten ein sieches Äußere“ und litten an Wassersucht und anderen Gebrechen[1]. Seuchen, Pocken und Fieber, in zweiter Linie wohl auch Fehden mit den wilden Nachbarn haben diese drei Stämme bis auf geringe Reste aufgerieben.

Die Schirischâna sind nach Angabe der Hiesigen erst in neuerer Zeit vom oberen Fluß am Uraricapará eingewandert. Sie sollen Besucher sehr freundlich aufnehmen und mit Speise und Trank freigebig bewirten. Mit den Weißen unterhalten sie gar keinen Verkehr. Vor kurzem seien einige von ihnen unter ihrem Häuptling Kuranaí hier gewesen, um friedliche Tauschgeschäfte zu machen. Sie handeln unter anderem mit sehr reinem, schwarzem Pech. Die schönen Bogen und Pfeile, die mir Galvão zeigte, hatte er von Felippe erhalten.

Sehr gefährliche Kerle scheinen die Marakaná und Waíka zu sein. Die Marakaná seien Todfeinde der Ewakố, die sie fast ganz vernichtet hätten. Friedliche Leute seien die Ginaú, die bei den Majonggóng wohnten und mit diesen auf ihren Handelszügen manchmal bis hierher kämen.

Welches Unheil die christliche Lehre in schwachen Indianerköpfen anrichten kann, davon bekam ich während der letzten Tage der Reise eine Vorstellung. Der alte Wapischána-Häuptling Adão vom Majarý, den wir seinerzeit auf dem Weg zur Mission trafen, ist zurückgekehrt und hat bei den Indianern die gröbsten Lügen verbreitet. Demnächst würde die Welt durch Feuer untergehen, und alle Leute, die nicht zu den Patres gingen, müßten sterben. Viele Indianer vom Majarý machen sich infolgedessen bereit, zur Mission auszuwandern, und bestellen ihre Pflanzungen nicht mehr, weil es doch unnütz wäre. Die Lehren von der Hölle und dem Fegefeuer, die auf das Gemüt des Indianers eine starke Wirkung ausüben müssen, mögen die Veranlassung zu diesen Phantastereien gegeben haben. Ich habe mich bemüht, alle Indianer, die ich traf, zu beruhigen, und ihnen erklärt, alles sei Schwindel des Adão. Sie sollten dem alten Narren eine gehörige Tracht Prügel geben. Das sei ein vorzügliches Mittel gegen allen Weltuntergang.

Es ist klar, daß derartige Vorkommnisse, an denen die Missionare freilich keine direkte Schuld haben, nicht geeignet sind, die Mission bei den Ansiedlern beliebter zu machen; denn, wenn die Indianer weglaufen, haben sie keine Arbeiter mehr, und besonders eine Entvölkerung des Majarý würde Mangel an Maniokmehl, dem unentbehrlichsten Nahrungsmittel, zur Folge haben.

[1] Rob. Herm. Schomburgks Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835—1839. Leipzig 1841. SS. 402—403, 410—411, 412—414.

4. Dezember. Manduca Wayumará, der mit seinem indianischen Namen Urukúba heißt, stattet mir mit seiner Familie einen Besuch ab. Schweigsam wie Moltke, mit dem er auch in seinem hageren Gesicht eine gewisse Ähnlichkeit hat, ist er ein ruhiger, anständiger Mann, wie sein Freund und Hausgenosse Felippe. Man muß schon ein Schuft sein wie Bessa, um solche Leute schlecht zu behandeln! — Stundenlang nehme ich mit Urukúba seine Sprache auf, ohne daß er ermüdet.

Das Wayumará war bisher nur durch 18 Wörter bekannt, die Robert Schomburgk aufgezeichnet hat[1]. Die Sprache weicht vom Makuschí und seinen Verwandten stark ab und gehört eng zu der Karaibengruppe Nord- und Nordostguayanas, Kalínya-Galibí, Trío und anderen.

Abends kommt José Rocha von Livramento zurück mit einem Schreiben von Galvão. Er hat für mich ein geräumiges Boot gekauft, freilich etwas teuer, für 300 Milreis (etwa 390 Mark). Mein Bote hat sich sehr beeilt. Ich hatte ihn heute Morgen mit Romeo und Mario nach Livramento gesandt. Die beiden anderen sind dort geblieben, um das ganz neue Boot, das noch gedichtet werden muß, hierher zu bringen. Galvão hat seinen ältesten Jungen mitgeschickt, der das Geld in Empfang nehmen soll. Ich scharre mein ganzes Vermögen zusammen, brasilianisches Papier, Silber, Nickel und $^{15}/_{2}$ englische Pfund. $^{20}/_{2}$ englische Pfund hatte ich mir als „eisernen Bestand" für Venezuela mitgenommen. $^{1}/_{2}$ Pfund hatte ich schon auf der Lancha „Macuxy" ausgegeben. So bleiben mir noch $^{4}/_{2}$ englische Pfund für die lange Reise bis zu meinem alten Freunde Don Germano Garrido y Otero in São Felippe am oberen Rio Negro, bei dem ich wieder Kredit habe. Aber jetzt kommen wir ja in das echte Indianergebiet, wo nur Tauschwaren gelten, und ein Goldstück weniger Wert hat als ein gutes Messer.

5. Dezember. Galvão junior fährt mit meinem Geld und einem Brief voll Höflichkeiten zurück.

Mit Urukúbas Frau, einer Purukotó, nehme ich eine Liste dieser Sprache auf. Ihr Mann und Felippe dienen als Dolmetscher. Auch das Purukotó ist ein sehr interessanter Karaibendialekt, ein Gemisch aus Nordnordost-Karaibisch und Bestandteilen der Makuschí-Taulipáng-Gruppe. Die einzige Aufnahme war bisher die Wörterliste des „Ipurucoto", die der vor einigen Jahren verstorbene Botaniker João Barbosa Rodrigues in seinem phantastischen Werk „Pacificação dos Chrichanás"[2] gibt, und diese Aufnahme ist in den meisten Wörtern gänzlich falsch. Viele Wörter sind reines Taulipáng! Entweder war sein Gewährsmann ein Taulipáng, der angeblich Purukotó

[1] Martius: Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens. Bd. II, S. 312. Leipzig 1867.

[2] Rio de Janeiro, 1885, S. 247—260.

sprach, oder es war ein Purukotó, der das meiste von seiner Sprache vergessen hatte und sich deshalb vorwiegend des Taulipáng bediente, das in diesen Gegenden unter den Stämmen verschiedener Zunge als eine Art Gemeinsprache gilt. Schon die Bezeichnung „Ipurucoto" ist verdächtig, denn so werden die Purukotó von den Taulipáng genannt. Die wenigen wirklichen Purukotó-Wörter im Vokabular des brasilianischen Reisenden sind durchweg schlecht gehört und daher kaum zu gebrauchen. Auch wimmeln seine Wörterlisten von Druckfehlern.

Die Purukotó unterscheiden sich im Typus sehr von den übrigen Stämmen. Es sind hohe, schlanke Gestalten mit auffallend langen Gliedmaßen, kurzem Oberkörper und dunkler Hautfarbe. Sie erinnern an nordamerikanische Indianer. Schon bei Maipalalí, als ich ihn damals in Koimélemong traf, fiel mir dieser ausgesprochene Typus auf.

Bis spät in die Nacht hinein werden Märchen erzählt. Die Leute sind voll von diesen wunderbaren und humorvollen Geschichten und haben selbst ihre helle Freude daran.

In der Dunkelheit kommen meine beiden Jungen mit dem schönen, neuen Boot und einem Abschiedsbrief von Galvão. Er ist heute Morgen nach São Marcos gefahren und hat meine letzten Briefe mitgenommen.

6. Dezember. Nachmittags stellen sich Urukúba und Felippe, schon zur Reise gerüstet, mit ihren Familien ein. Sie bringen einen Korb voll Maniokfladen und Makaschéra (süße, nicht giftige Maniok)[1] zum Verkauf als Proviant.

José Rocha bittet mich um die Erlaubnis, daß Akúli sein fieberkrankes Söhnchen kuriere. Um 8 Uhr abends geht die Sache im hinteren, durch Matten abgeschlossenen Teil der Hütte, dem Familienraum, vor sich. Wir liegen dicht daneben in unseren Hängematten und hören daher alle Einzelheiten. Mein José erklärt flüsternd. Zuerst singt der Herr Doktor mit seiner natürlichen Stimme einen melodischen Gesang, der für einen Komponisten ein hübsches Motiv abgeben würde. Dazwischen hört man Blasen „*gsch* — — —*gsch* —" und raschelndes Streichen mit dem Blätterbündel hin und her, ganz gleichmäßig. Schon dies allein muß einen Fieberkranken hypnotisieren. Allmählich verklingen Gesang und Rascheln. Gurgelnd trinkt der Zauberer Tabaksbrühe, die ihm ein anderer zurechtgemacht hat, und spuckt danach fürchterlich. Dann tiefe Stille. Sein Schatten ist in die Höhe gestiegen und ruft einen Kollegen unter den Mauarí, den Bergdämonen, der an seiner Statt die Kur übernimmt. Plötzlich hört man eine rauhe Stimme sprechen und singen. Ratό, die „Wassermutter", das Ungeheuer der Flüsse, ist er-

[1] Manihot Aypi Pohl.

schienen und an seine Stelle getreten. Dann wieder läßt sich eine ganz hohe, weibliche Stimme hören, bald nahe, bald fern. Eine vorzügliche Bauchredekunst. Die eine Stimme zankt mit der anderen. Dazwischen erregtes Zwiegespräch zwischen der Wassermutter Ratò und der Frau des Felippe, die bei der Kur zugegen ist. Der sorgfältig abgeschlossene Raum ist ganz verdunkelt. Größere Löcher in der Außenwand hat man vorher mit Palmblättern zugedeckt, damit der Mond nicht hineinscheint und den ganzen Zauber aufklärt. Auch ich habe unser Windlicht ganz niedrig schrauben und mit einer Decke verhängen müssen. Trotzdem schimpft der Geist gleich bei seiner Ankunft zur allgemeinen Freude über die vielen Löcher in der gichtbrüchigen Bude. Er macht überhaupt zwischendurch viele Witze, die stets lautes Gelächter auslösen. Alles spielt mit, wie bei einem Kasperletheater. Die Zuhörer, auch meine Indianer, unterhalten sich mit dem Geist, stellen Fragen an ihn, die er schlagfertig beantwortet. Es ist einc Art Orakel. In der Tabaksnarkose weiß der Zauberarzt alles, d. h. der betreffende Geist, der in seinen Körper gefahren ist, antwortet für ihn. Als Schmidt sich einmal hören läßt, ruft ihn der Geist mitten in der Beschwörung bei seinem Spitznamen „*aeketóng iwiksalú*!" Darauf wieder jubelnder Beifall. Nun kommt mit Gegrunze ein anderer Geist, der „Vater des Wildschweins". Die Stimme des Zauberers ist ganz verändert. Sie klingt wie die eines alten Mannes. Es findet ein Zwiegespräch statt zwischen dem Vater des Kranken und dem Geist, der dabei auch seinen Namen nennt: Yauöleyáli. Dazwischen hört man Gesang einer tiefen Stimme, unterbrochen von Grunzen. Die Frauen und José singen die ansprechende Melodie leise mit. Plötzlich ertönt lautes, wildes „*haí* — — — *haí* — — — *haí* — — —", darauf leises „*gsch* — — — *gsch* — — —". Der Zauberer bebläst den Leib des Kranken. Er raschelt mit dem Blätterbündel und klatscht taktmäßig auf den Boden. Schließlich kommt Ayúg, der Geist einer Zauberpflanze, eines der stärksten Heilmittel. Er unterhält sich mit den anderen Geistern. Die „Wassermutter" flieht vor ihm, wie Ayúg mit seiner klaren, lustigen Stimme unter verschiedenen Witzen, die von den Zuhörern laut belacht werden, triumphierend mitteilt. Während der ganzen Handlung, die reichlich 2 Stunden dauerte, trank der Zauberer von Zeit zu Zeit unter lautem Gurgeln Tabaksbrühe, um sich immer wieder von neuem zauberkräftig zu machen.

Ich habe den Eindruck, daß die Zuhörer trotz ihres Lachens an den Zauber in der Hauptsache glauben. Deshalb haben sie vor den Zauberärzten einen ziemlichen Respekt, da es Leute mit geheimnisvollen Kräften sind, die den gewöhnlichen Menschen schaden können.

7. Dezember. Gegen Morgen setzt strömender Regen ein, der bis 8 Uhr

andauert. Um $11^1/_2$ Uhr fahren wir in nordwestlicher Richtung ab, fünf Boote, meine drei Montarías und ein kleineres Fahrzeug, in dem Felippe und Urukúba zurückkehren wollen. Außerdem begleitet uns José Rocha in einem Einbaum bis zur Mündung des Tucumá-Igarapé. Sein Schwager ruft uns nach: „Grüßt mir den Häuptling Kuranaí!"

Der Flußarm hat hier eine Breite von 96 m und bei der jetzigen großen Trockenheit eine durchschnittliche Tiefe von 2,50 m. Bald kommen wir am Igarapé de Cayacayá, einem linken Zuflüßchen, vorüber. An seiner Mündung gründeten die Spanier im Jahre 1773 die Mission San Juan Bautista de Cayacayá[1]. die bald darauf von den Portugiesen zerstört wurde. An der Cachoeira de Jabutí, der ersten größeren Stromschnelle, die wir um 2 Uhr passieren, wohnt in einer elenden Hütte der letzte Vertreter der zivilisierten Welt, ein alter Neger Namens José Victorio. Die Serra de Jabutí, eine niedrige Kuppe, erhebt sich weiter flußaufwärts nahe dem linken Ufer. Kaum haben wir uns bei Sonnenuntergang auf den großen Felsen der Cachoeira de Cedro gelagert, da bricht von Osten her ein schweres Unwetter los. Stundenlang gießt der Regen auf uns herab. Wir finden notdürftigen Schutz unter einigen schräg gestellten Palmblättern.

Die arme kleine Hermina! Sie hat den ganzen Tag in der glühenden Sonnenhitze in meinem Boote gerudert und kauert jetzt neben mir in ihrem durchnäßten, dünnen Röckchen, zitternd vor Kälte. Arme kleine Frau! Ihr Leibesumfang nimmt bedenklich zu. Hoffentlich spielt sie uns nicht den Streich und kommt auf dem Weg zu den Dörfern ihres Mannes nieder. Vielleicht muß er dann so und so lange das „Männerkindbett" hüten, wie es bei diesen Stämmen Sitte ist. Wir haben Eile. Der ganze Fluß soll bis in den Oberlauf menschenleer sein, und unsere Farinha ist knapp. — Trotz ihres Zustandes ist unsere Begleiterin frisch und munter und immer freundlich und gefällig. Wie manche zivilisierte Frau könnte sich daran ein Muster nehmen.

8. Dezember. Kurz vor 7 Uhr ab. Zunächst stoßen wir uns in ruhigem, seichtem Wasser mit Stangen rasch vorwärts. Dann kommen wieder Felsen. Am linken Ufer zeigen mir die Indianer die Stelle einer früheren Pflanzung der Sapará. Sie ist deutlich erkennbar an der von dem umgebenden Hochwald abweichenden Vegetation, besonders an dem massenhaften Auftreten der Ambaúva-Bäume[2] mit ihren hellen Stämmen und weißlichen Blättern, die für solche Wüstungen charakteristisch sind. Die Maloka selbst lag abseits am Oberlauf des Igarapé de Inajá, eines kleinen Nebenbaches, und

[1] Gegründet durch den spanischen Gouverneur Don Manuel Centurion.

[2] Cecropia sp.

„Samburukú", von dem auch die Hiesigen viel zu erzählen wissen, habe dort geweilt[1] Als die Sapará alle starben, traten Taulipáng an ihre Stelle und bauten eine Maloka nahe dem Ufer, die jetzt auch längst verschwunden ist.

Eine längere Strecke nach Nordwesten bringt uns wieder das Töpeking-Gebirge[2], jetzt sehr nahe gerückt, in Sicht. Stellenweise mit Wald bekleidet, erstreckt es sich etwas landeinwärts, wohl 1000 m hoch, gleich einem riesigen Wall von Westen nach Osten. In der Form ähnelt es den Tafelbergen Guayanas, sodaß es, wenigstens in seinem oberen Teil, aus Sandstein bestehen mag.

Das Töpekíng-Gebirge gilt als der Hauptsitz der Pischaukó, jenes sagenhaften Stammes von Kanaimé, heimlichen Mördern, Todfeinden der Taulipáng und Arekuná, die ihrem bösen Zauber fast alle Todesfälle zuschreiben. Von blutigen Kämpfen in alter Zeit, bei denen viele Pischaukó getötet wurden, melden die Sagen der Taulipáng. Friedliche Pischaukó sollen auf der Südseite des Töpekíng-Gebirges und an seinem Ostabfall wohnen, wo sich ein riesiger Felsen in Gestalt eines runden Indianerhauses erhebt. Sehr wilde Pischaukó bewohnten den Nordabhang des Gebirges. Sie hätten große Dörfer mit vielen Häusern und vielen Flinten, da sie mit den Weißen im Norden, „mit den Spaniern oder den Engländern", im Verkehr ständen. Sie wollten jetzt alle Taulipáng beseitigen, um dann ihr Land in Besitz zu nehmen. Sie töteten nicht offen, sondern „machten Kanaimé" des Nachts, in Felle von Jaguaren und Hirschen verkleidet. Sie sprächen einen Dialekt des Makuschí. José will einmal zwei von ihnen, die aus ihrem Lande geflohen waren, auf einer Lancha des Rio Branco als Matrosen getroffen haben. (?) Die Pischaukó von Töpekíng seien auch Todfeinde der Schirischána des Uraricapará. Sie unterhielten Verbindung mit zwei anderen Abteilungen ihres Stammes, welche die Serra Uraukaíma am oberen Surumú und weit im Osten ein hohes Gebirge am Tacutú bewohnten.

Offenbar handelt es sich um einen Stamm, der heute als solcher gar nicht mehr besteht, sondern schon vor geraumer Zeit von den jetzigen Bewohnern dieser Gegenden vernichtet wurde. Vielleicht waren es die alten Herren des Landes, deren Gespenster — denn weiter ist es wohl nichts — von den Nachkommen der Sieger so gefürchtet werden. Wenn viele Leute beisammen seien, wagten sich die Pischaukó nicht heran. Nur den einzelnen erschrecken sie, — wie alle Gespenster.

Unsere Leute haben während der Fahrt auf den von seichtem Wasser be-

[1] Offenbar das Sapará-Dorf Sawai Kawari, in dem sich Robert Schomburgk vom 3. bis 5. Dezember 1838 aufhielt. A. a. O. S. 402 ff.

[2] In portugiesischer Schreibweise: Tupequen.

deckten Sandbänken und zwischen den Steinen zahlreiche große Fische, Sorubím, Jandiá (Welsarten), mit Pfeilen erlegt. Akúli hat drei Mutuns geschossen. An Jagd fehlt es nicht am ganzen oberen Fluß. Hunger werden wir daher kaum zu leiden haben, zumal wir eine ganze Kiste der vortrefflichen Maggi-Konserven mit uns führen.

Die Fahrt wird immer schwieriger. Der Arm ist ganz von Felsen versperrt, und es kostet schwere Arbeit, um über die Cachoeira de Tucumá zu kommen. Wir lagern gleich oberhalb an der Mündung des linken Zuflüßchens gleichen Namens. An seinen Ufern, nicht weit aufwärts, wohnt ein älterer Bruder von José Rocha. Es ist die westlichste Hütte der Taulipáng, deren Gebiet im Osten bis zum Cotíngo und Roroíma reicht. Die letzte größere Ansiedlung dieses Stammes von fünf Hütten findet sich am Igarapé de Arraia unterhalb Livramento.

Der Tucumá-Igarapé kommt vom Töpekíng-Gebirge. Er bildet die Grenze der Savanne, die sich hier halbinselartig bis an das Ufer des Flußarmes erstreckt. Nach Westen hin dehnt sich nun ununterbrochen das dichte Waldgebiet aus.

Es ist noch früh am Tage. Wir haben heute nur vier Stunden gefahren. Ich schicke Felippe mit dem Majonggóng zu den Purukotó, die landeinwärts auf der Savanne wohnen. Plötzlich ertönen Ruderschläge. Ein Boot kommt. Es ist der Oberhäuptling Ildefonso, den uns Freund Neves mit der sehnlichst erwarteten Post, einem dicken Paket mit Briefen und Zeitschriften, den weiten Weg nachgeschickt hat. Ildefonso — der Himmel möge ihm dafür viele Sünden vergeben — ist bis Santa Rosa geritten und hat von da sich hierher fahren lassen. Neves hat ihm 25 Milreis für diesen Dienst versprochen. Ich gebe ihm $^3/_2$ englische Pfund. Nun bleibt mir nur noch $^1/_2$ Pfund als Vermögen! — Der Häuptling ißt mit uns zu Mittag und fährt dann gleich wieder heimwärts.

Abends kommt der Majonggóng allein zurück. Er hat Maipalalí nicht angetroffen, der auf dem Weg zu den Patres sein soll. Morgen früh will dessen Bruder mit Felippe hierher kommen.

Wir liegen in einem Ameisenhaufen. Saúbas sind es, diese fleißigen Lastträger[1], die vorwiegend in der Nacht ihr Zerstörungswerk betreiben und mit ihren starken Mandibeln Papier, Tuch, ja sogar dickes Leder in wenigen Augenblicken in kleine runde, Stücke schneiden.

9. Dezember. Ein herrlicher Morgen. Wir warten auf die Indianer. Ich lese, von unzähligen Piuns umsummt, Briefe aus der Heimat. Zwischen-

[1] Blattschneideameise, Atta cephalotes; in Zentral-Brasilien: Carregador = Lastträger genannt.

Tafel IV



Auf dem Uraricuera.

durch erzählt mir Akúli eine lange Mythe von „Yauöleyáli, dem Vater des Wildschweins", von wundertätigen Jagdgeräten, die dieser Zauberarzt von den Tieren erhielt und schließlich wieder durch die Schuld böswilliger Schwäger an die Tiere verlor. Gegen 9 Uhr kommt Felippe mit den Indianern, Männern, Weibern und Kindern, die sich scheu in einiger Entfernung von uns niederhocken. Sie bringen Kaschirí, Zuckerrohr und zwei Sack Bohnen, die wir für Streichhölzer kaufen. Mönekaí, der Bruder von Maipalalí, ein bis auf den Schamschurz nackter, langbeiniger Indianer, willigt ein, mich bis zu den Majonggóng zu begleiten, und erhält als Anzahlung fünf Meter Kattun für seine Frau, Hemd und Hose für sich.

Um 11 Uhr fahren wir ab. Wieder kommen wir an einer alten Wüstung der Sapará auf dem rechten Ufer vorüber und erreichen um Mittag den wilden Katarakt von Tupuréng. Der Fluß tost über eine Barre aus riesigen Felsen. Auch hier wohnt Ṙató, die Wassermutter. Wir laden die ganze Last aus und ziehen die leeren Boote vorsichtig mit dem Tau über das Hindernis. Vier Stunden währt unser Kampf mit diesem Ungeheuer. Um $4^1/_2$ Uhr machen wir Halt auf einer Felsinsel mitten im Wogenschwall am Ausgang der Cachoeira de Paparú, die sich weit flußaufwärts erstreckt. Gegenüber mündet der Paparú, ein ansehnlicher Bach, der am Töpeking-Gebirge entspringt. Auf einer Sandbank finden wir viele Menschenspuren, vielleicht von den Schirischána; meine Leute sagen, von den Pischaukó.

10. Dezember. Heute Nacht hätte der Fluß beinahe die ganze Reise zu nichte gemacht. Gegen 1 Uhr träumte es meinem tüchtigen Zauberarzt Akúli (wie er erzählt), Leute wollten die Boote stehlen. Er erwacht, läuft rasch zum Strand, wo wir die Boote halb auf den Sand gezogen und an den eingerammten Stangen festgebunden hatten, und sieht zu seinem Schrecken, daß die steigende Flut die Stangen weggerissen hat, und die Boote frei auf den Wellen tanzen. Einen Augenblick später, und sie wären in die Stromschnelle getrieben worden und mit allem Inhalt an den Felsen zerschellt. Dann hätten wir auf einem Floß heim fahren können! — Die Boote werden nun nahe an das Lager in eine sichere Bucht gezogen, und der Rest der Nacht verläuft ruhig.

Morgens läßt mir Mönekaí durch Felippe mitteilen, die Schirischána wohnten noch fünf Tagereisen den Uraricapará aufwärts, oberhalb des hohen Falles Amahuá, und dann eine Tagereise über Land. Mit meinen großen Booten kann ich nicht dorthin fahren. Das würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen, und unser Maniokmehl ist auch ohne dies knapp. Ich schicke deshalb Felippe und Mönekaí sofort im kleinsten und leichtesten Boot mit einigem Proviant rasch voraus zu den Dörfern der Schirischána. Sie sollen diese

mit aller ihrer beweglichen Habe und möglichst vielen Lebensmitteln an die Mündung des Uraricapará bringen, wo wir anderen sie erwarten wollen.

Kurz nach 7 Uhr fahren wir ab und kommen glücklich, ohne auszuladen, mit Tauen und Stangen über die lange Stromschnelle.

Meine Leute halten sich durchweg sehr gut, besonders José und Akúli, die eifrigen Märchenerzähler. Es ist eine Lust, sie in den Stromschnellen zu beobachten. Auch die Savannenindianer haben sich rasch an dieses ganz andere Leben und die ihnen fremde, schwere Arbeit gewöhnt, nur der Majonggóng bildet gelegentlich eine Ausnahme. Er hat bisweilen seine Mucken und muß stets fest an die Zügel genommen werden. Seine Prahlerei ist manchmal unerträglich.

Der Flußarm ist jetzt viel breiter als bei Santa Rosa und hat zahlreiche Inseln. Wir halten dreistündige Mittagsrast an der etwa 90 m breiten Mündung des linken Zuflusses Iueremé, der auf den portugiesisch-brasilianischen Karten Idumé, bei Schomburgk Yurumé genannt ist. Weiter geht es über eine flache, aber sehr reißende Stromschnelle bis zum Katarakt Pelalaitapáng. Vorsichtig schlängeln wir uns zwischen den Felsen durch und lagern um $5^1/_2$ Uhr an einem alten Indianerrastplatz mit kleiner Baracke am Fuß des obersten, bösen Absturzes, wo der Fluß eine außerordentliche Einengung hat. (Abb. 58)

Mein großer, aber noch recht unerfahrener Kaikuschí oder Kaikusấ, wie die Taulipáng sagen, ist wieder einmal nach seiner Gewohnheit mitten in der Stromschnelle aus dem Boot gesprungen und ans Land geschwommen, wo er nun jämmerlich heult. Ich schicke in der Dunkelheit ein Boot ihm nach, aber vergeblich. Er reißt aus. So mag er draußen im Walde schlafen. Hoffentlich lockt er nicht mit seinem Geschrei einen Namensvetter an.

11. Dezember. Nach verstärktem, jämmerlichem Geheul nimmt Kaikuschí schneidig die Stromschnelle und kommt zu uns herüber geschwommen, das Boot verschmähend, das ich ihm nochmals zusandte.

Wir ziehen die Boote am rechten Ufer über den Absturz und schaffen die Ladung über Land auf einem Pfad, den wir durch den Wald schlagen. Gegen Mittag passieren wir den kleinen „Bogenfall“: Urapá-melú, und kurz darauf den langen Karaíua-melú, „Weißenfall“. Es kostet unendliche Mühe, die schwer beladenen Boote über die Felsen und zwischen den Felsen durch zu schleifen, die sich überall vor uns auftürmen und häufig kaum einen schmalen Weg frei lassen. Durch ein Gewirr von Inselchen strömt reißend die Flut und ergießt sich in einzelnen Fällen. Ein Wunder, daß die Boote den wüsten Transport aushalten! Erst mit Einbruch der Nacht haben wir den Fall hinter uns und schlafen an gutem Platz im Uferwald. (Abb. 59 und Tafel IV)

Akúli ist krank. Er hat eine geschwollene Backe und heftige Schmerzen im Ohr. Ich gieße ihm Lampenöl hinein und stopfe das Ohr mit Watte zu. Es wird ihm wohl nichts schaden.

12. Dezember. Kaum sind wir um 7 Uhr abgefahren, da kommt schon wieder eine rasende Stromschnelle. Eneleíma, „Großes Gespenst", nennen sie mit Recht die Indianer. Mit Tauen geht es hinüber. Der Fluß hat hier eine starke Einschnürung und wirft gewaltige Wellen auf. Eine weitere Stunde Fahrt bringt uns zum Fall von Monarupá. Links mündet der gleichnamige größere Bach. Auf den erregten Wogen, die von allen Seiten in die tiefgehenden Boote schlagen, kämpfen wir uns bis dicht an den brüllenden Absturz. Hier kommen wir mit unseren schweren Booten nicht durch. Deshalb zurück und durch einen südlicheren Arm. Auch dieser ist fürchterlich! Ein Felsenmeer! Mit ungeheuren Anstrengungen und unter wildem Geschrei werden die Boote einzeln hochgebracht.

Auf einer kleinen Felseninsel halten wir Mittagsrast. „Maggis Suppenwürze" liefert einen guten Zusatz zu der Fischbrühe, in der auch eine Taube schwimmt. Es kommt doch alles in einen Magen.

3 Uhr weiter. Fortgesetzt Felsengewirr. Zahllose Inselchen rechts und links, zahllose Arme, durch die sich das Wasser brausend ergießt. Unsäglich schwer ist die Arbeit, und nur ganz langsam kommen wir vorwärts. So geht es weiter bis zum Katarakt von Arukaíma, der mit einem hohen Absturz beginnt und in ein unendliches Gewirr von Felsen, Inselchen, bald kleineren Fällen, bald rauschenden Schnellen und knatternden Strudeln ausgeht. Der Fluß ist hier sehr breit und ganz von hohen Felsen aus Glimmerschiefer durchsetzt, die aus dem weißen Gischt der Brandung dunkel aufsteigen. Ein Bild voll wilder Romantik. Mit Rudern und Stangen arbeiten wir uns mühsam durch den Wogenschwall bis zu einem Felsinselchen, wo wir lagern. Man kann sich nur durch Schreien verständlich machen. Das Tosen des Kataraktes verschlingt jeden Laut. (Abb. 60—62)

13. Dezember. Mit Tagesanbruch ziehen wir die leeren Boote durch die Stromschnelle und schleifen sie über die Felsenstufe, die mit schlüpfrigen Wasserpflanzen bewachsen ist. So geht alles besser, als wir dachten. Die Last wird am linken Ufer, das hier steil emporsteigt, über Land getragen. Jedes Stückchen Weg, das wir hinter uns lassen, ist endgiltig zurückgelegt. Um keinen Preis möchte ich diesen unbändigen Fluß wieder hinabfahren!

Akúli hat gestern Abend drei riesige Fische geangelt, von denen zwei je 70 bis 80 Pfund wiegen. Es ist eine Art Wels, von den Taulipáng Eläkeyúng, „Vater des Mandií-Fisches"[1], genannt. Ich lasse den größten Teil

[1] Pimelodus sp. Ein kleiner Fisch mit starken Stacheln.

des Fleisches einsalzen und auf dem Bratrost räuchern als Proviant für die nächsten Tage. Die Fische sind außerordentlich fett. Eine dicke, gelbe Schicht schwimmt auf der Suppe. Der Majonggóng ißt nichts davon, angeblich, weil diese Fische in seinem Lande nicht vorkommen. Ein sonderbarer Grund. Wahrscheinlich steckt ein Schwangerschaftsglaube dahinter.

Ich bin ernstlich böse auf ihn. Heute morgen traf ich seine arme kleine Frau, wie sie bitterlich weinend am Feuer saß. Auf meine Frage erzählte sie mir, ihr Mann habe sie mit einem Stock ans Bein geschlagen. Ich mische mich nun grundsätzlich nicht in Familienangelegenheiten und würde es auch in diesem Falle nicht tun, aber ich kann diese Rohheit gegen eine schwangere Frau, die so gut in meinen Diensten steht wie jeder andere meiner Leute, nicht dulden. Ich stelle Manduca zur Rede. Er sitzt vor mir und blickt mich von der Seite an wie ein böser Hund. Er ist ein sehr jähzorniger und dabei launenhafter Mensch, der seine Frau bald wie ein Täuberich umgirrt, bald wegwerfend behandelt wie ein Pascha. Es ist der erste Fall von Mißhandlung einer Frau, den ich während meines langen Aufenthalts bei Indianern bemerkt habe. (Abb. 63)

Zwischen dem Majonggóng und Akúli, die zusammen ein Boot fahren, herrscht eine starke Abneigung. Vielleicht ist es Konkurrenzneid, denn beide sind Zauberärzte. José hat mich schon gebeten, sie zu trennen und Akúli in unser Boot zu nehmen. Auch er mag den Majonggóng wegen seines hochfahrenden Wesens nicht leiden.

Heute kommen wir nicht einen Kilometer weiter. Wir fahren eine Viertelstunde durch Arme und kleine Schnellen. Dann kommen wieder Fälle, und wieder muß alles ausgeladen werden. So geht der Tag hin.

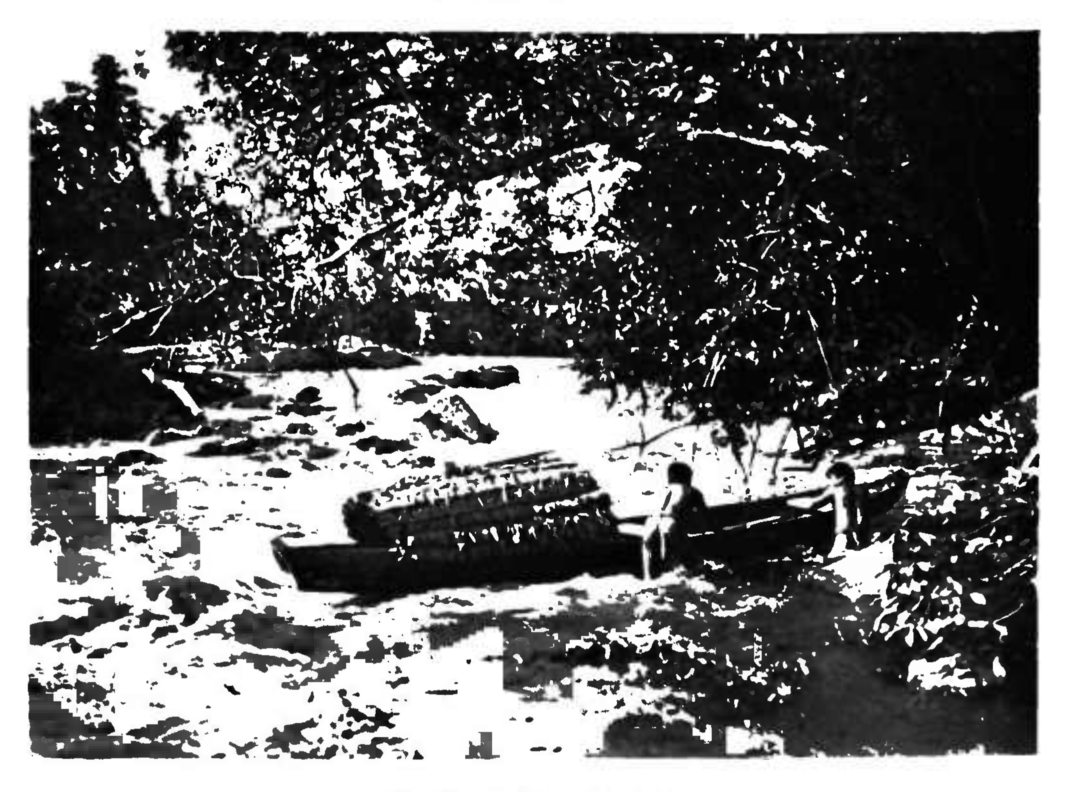
Akúli hat nun auch im anderen Ohr Schmerzen. Er bekommt seine Wattepfropfen mit Lampenöl und zur innerlichen Salbung einen Schluck „Mampe's Bittere Tropfen".

14. Dezember. Wir haben uns alle an dem fetten Fisch den Magen verdorben. Die Indianer schaben Rinde von einem Baum, den sie Y a l a ú r a - y ä g nennen, drücken sie mit Wasser in eine Kalabasse aus und trinken die dunkelrote Brühe. Dann kitzeln sie sich mit einem Stäbchen im Hals und erbrechen sich in die Stromschnelle. Das sei gut für den Magen.

Um 7 Uhr nimmt unsere tolle Fahrt ihren Fortgang. Der Fluß ist andauernd breit und flach und voll von Felsen und Inseln. Der Wasserstand sei außergewöhnlich niedrig, sagen die Indianer. In anderen Jahren soll es besser sein. Fast ununterbrochen folgen sich die Abstürze. Schon flache Stromschnellen, wie U e - m e l ú, nehmen uns stundenlang in Anspruch. Die Leute müssen große Steine fortwälzen, um einen schmalen Durchgang für



60. Unser Lager am Katarakt Arukaima.
Rio Uraricuera



61. Katarakt Arukaima.



62. Über die Uferfelsen von Arukaima.



63. Manduca Majonggong und Hermina im Boot.

die Boote zu schaffen. Wir kommen noch glücklich über den Katarakt Iwánayapong und schlafen gleich oberhalb.

15. Dezember. $7^1/_2$ Uhr ab in den herrlichen Morgen hinein. Akúli, dem meine Hausmittel anscheinend vorzüglich geholfen haben, schießt ein feistes Cujubím, das sich lange vor Sonnenaufgang uns gegenüber im Uferwald hören ließ. Der knarrende Laut, mit dem dieses schmackhafte Baumhuhn den Morgen begrüßt, könnte von zwei alten Bäumen herrühren, die sich aneinander reiben.

Es ist merkwürdig, wie wenig manche geflügelten Bewohner des südamerikanischen Tropenwaldes in ihren Lauten an einen Vogel mahnen. Wer zum ersten Mal den Mutum hört, könnte meinen, es sei ein gefährliches Raubtier, das dort brummt. Das possierliche Jacamí hat ein ganzes Repertoire von Lauten, die es je nach seiner Gemütsstimmung anwendet. Bald schmettert es gellend hinaus wie eine Trompete, bald zeigt es sich als geschickter Bauchredner und gibt ganz eigenartige dumpfe Töne von sich, die man eher einem Vierfüßler als einem Vogel zuschreiben möchte. Der kleine Socó-Reiher brüllt wie ein Ochse, und der weithallende Ruf eines rabenähnlichen Vogels gleicht dem Heulen einer fernen Dampfsirene.

Kurz nach 1 Uhr kommen wir an der Mündung des Enerepá, eines ansehnlichen linken Nebenbaches, vorüber und passieren bald darauf die „Trommelschnelle“ Samburá-melú.

Urukúba erlegt eine Anzahl großer Fische, Pacú und Çurimatá, die in dem seichten, klaren Wasser hin und her schießen. Ein mächtiger Pirandíra enteilt mit dem zerbrochenen Pfeil.

Nach kurzer Weiterfahrt erreichen wir den Katarakt Okiripáng, der aus einer Reihe von Fällen besteht und in eine lange, von Felsen starrende Stromschnelle ausgeht. Wir suchen längere Zeit nach einem Weg und arbeiten uns dann mühsam über den unteren Teil. Auf einer kleinen Felseninsel inmitten der sprudelnden Wogen lagern wir.

Ich würde des Abends gern noch etwas lesen oder schreiben, da ich wegen der Barometer- und Thermometer-Beobachtungen doch bis 9 Uhr wach bleiben muß, aber Millionen von langgeflügelten Eintagsfliegen, Faltern und anderen kleinen Insekten, die von dem Licht angezogen werden, lassen es nicht zu. So liege ich untätig träumend in der Hängematte, rauche eine Zigarette nach der anderen und schaue zu den Sternen empor. Die Indianer hocken um das Feuer und essen heute zum so und so vielten Mal gebratenen Fisch. Akúli erzählt Geschichten. Er ist unermüdlich darin; unser Hofnarr, stets zu dummen Späßen aufgelegt. Freilich, wenn er seine Ohrenschmerzen hat, ist er matt wie eine Fliege nach der ersten Frostnacht und gibt kaum

Antwort auf eine Frage. Sonst ist er ein lieber, tüchtiger Kerl, ein guter Kamerad.

16. Dezember. In kurzen Zwischenräumen sind noch drei Katarakte zu überwinden, die einander an Wildheit nichts nachgeben: Ayá-melú, Komisching und Kará-melú, das letzte größere Hindernis vor der Mündung des Uraricapará. Mehrmals müssen wir alles ausladen. Endlich gleiten wir in ruhigem Wasser rasch dahin. Nur in den Ohren braust es weiter. Wir sind noch nicht an die Stille gewöhnt. Die Boote sehen übel aus. Überall klaffen Lecke. Die Ruderbänke, die beim Schleifen über die Felsen als Handhabe dienten, sind zum Teil herausgerissen. Man kann kaum so viel Wasser ausschöpfen, als eindringt.

Der Flußarm Santa Rosa beschreibt einen großen, offenen Bogen. Bis zur Mündung des Paparú war unsere Fahrtrichtung Nordwest, wandte sich dann nach Westen und ist seit der Mündung des Monarupá südwestlich.

Wir schlafen auf einer Sandbank. Um 10 Uhr beginnt dichter Regen. Rasch werden die Hängematten abgebunden. Wir legen uns in den warmen Sand und decken uns mit den Mänteln zu. Prasselnd geht der Regen auf uns nieder. Der Mantel war einst wasserdicht, aber die heiße Savannensonne hat ihn ausgesogen und Neves' Ratten haben Löcher hineingefressen, durch die der kalte Wind pfeift. Dazu krabbeln winzige Ameisen, die wie Feuer brennen, auf dem ganzen Körper herum. Freudiger begrüßt man nie den Morgen als nach einer solchen Nacht.

17. Dezember. Nach einer ruhigen Fahrt von zwei Stunden erreichen wir um 9½ Uhr die etwa 70 m breite Mündung des linken Nebenflusses Uraricapará. Wir stehen an einem bedeutsamen Punkt der Reise. Bis hierher kamen die portugiesische Grenzkommission unter dem Gouverneur Lobo de Almada im Jahre 1787 und neuerdings die brasilianische Grenzkommission unter der Leitung des Oberstleutnants Francisco Xavier Lopez de Araujo im Jahre 1882. Der Respekt vor den furchtbaren Katarakten des oberen Uraricuéra und seinen wilden Indianern und die Schwierigkeit der Beköstigung hielten sie vom weiteren Vordringen ab. Die letzte Kommission befuhr dann unter großen Mühen den Uraricapará bis in sein Quellgebiet am Berge Pia-Shoahý im Marutaní-Gebirge, einer hohen Erhebung des Pacaraíma-Rückens, und stellte seinen nahen Zusammenhang mit dem Parauá fest, der auf der Nordseite dieser Wasserscheide entspringt. Der Uraricapará hat im wesentlichen eine südöstliche Richtung und bildet zahlreiche Katarakte, darunter den 15 m hohen Fall von Amahuá[1]. An

[1] Relatorio da Repartição dos Negocios Estrangeiros. Rio de Janeiro 1884. S. 185ff. und Karte. W. Sievers: Bemerkungen zur Karte der Venezolanisch-Brasilianischen Grenze. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1887.

seinem mittleren Lauf hatten die Spanier im 18. Jahrhundert eine Mission, die ebenfalls den Namen Santa Rosa führte[1].

Seit Robert Schomburgks Reise, 1838, hat kein Weißer den Uraricuéra oberhalb der Mündung des Uraricapará befahren.

Wir lenken in den ruhig strömenden Uraricapará ein und fahren ihn ein Stück aufwärts. Beide Ufer sind niedrig und verwachsen. Wir finden keinen Platz, wo wir einige Tage bleiben könnten, und kehren deshalb zum Hauptfluß zurück. Auf einer gegenüberliegenden kleinen Sandbank errichten wir eine primitive Flagge. Eine Bootsstange, in die oben ein buntbedrucktes Taschentuch („Rotkäppchen und der Wolf") geklemmt ist, wird, schräg aufwärts weisend, in den Sand gesteckt als Zeichen für Felippe und Mönekaí.

Links von der Mündung des Uraricapará erkennt man eine alte Wüstung. Der Vater von Urukúba hat hier vor Zeiten gewohnt. Wir fahren noch einige Windungen flußaufwärts und lagern kurz unterhalb des großen Kataraktes von Urumamý auf dem rechten Ufer an gutem Platz über einer Sandbank. Hier wollen wir die Schirischána erwarten. Beide Ufer steigen steil empor und bilden eine Hügelkette von mehr als 100 m Höhe, durch die sich der Fluß gewaltsam seinen Weg gebahnt hat. Von den drei Abstürzen von Urumamý ist nur der unterste und niedrigste von unserem Lager aus sichtbar, da der Fluß bei starker Einengung kurz dahinter eine scharfe Biegung macht, aber donnerndes Tosen dringt zu uns herüber.

Während der letzten Tage der Fahrt trafen wir ziemlich frische Spuren von Indianern, Lagerplätze mit kleinen Schutzdächern, wahrscheinlich von reisenden Majonggóng. Manduca, der ja mehr weiß als gewöhnliche Sterbliche, sagte, die Lager rührten von seinem Bruder her, der vor kurzem bei Maipalalí war, aber leider schon in seine Heimat zurückgekehrt ist. Er ist böse auf Maipalalí, weil dieser seinen Bruder nicht zurückgehalten und ihm angeblich nichts davon gesagt habe, daß er, der große Zauberarzt, mit dem „Dotúru" käme, um die Majonggóng in ihrem Lande zu besuchen.

Meine Indianer finden jetzt in den höheren Sandbänken Nester mit zahlreichen Eiern des Chamäleon, der großen Eidechse. Die Eier, von länglicher Form und halb so groß wie ein gewöhnliches Hühnerei, haben eine weiße, lederartige Schale, die sich beim Kochen ebensowenig härtet wie das Eiweiß. Der Dotter hat einen pikanten Beigeschmack. Auch die mehr runden, ebenso großen Eier der Jabutí[2] und Tartaruga[3] sind schmackhaft und

[1] Gegründet im Jahre 1770 durch den spanischen Gouverneur Don Manuel Centurion und bald darauf zerstört von den Portugiesen, zugleich mit der Mission San Juan Bautista de Cayacayá.

[2] Landschildkröte: Testudo tabulata.

[3] Große Flußschildkröte: Emys amazonica.

sehr fett. Die eigentliche Legezeit dieser Schildkröten ist aber erst der Januar. Jetzt finden sich nur wenige Nester, zumal die tiefer gelegenen Sandbänke, in die sie ihre Eier ablegen, noch zu feucht sind.

So leer der Fluß von menschlichen Anwohnern ist, so reich, wohl gerade aus diesem Grunde, ist das Tierleben. Hier, wo fast nie der Knall der Büchse ertönt, haben sich die Tiere noch nicht in das Innere des Waldes, an die schwer zugänglichen Nebenflüßchen zurückgezogen, und ihr Leben spielt sich größtenteils an den Ufern des Flusses selbst ab. Die Tiere sind gar nicht scheu. Der plumpe Tapir, der hier zur Tränke geht oder in der grünen Flut ein erfrischendes Bad nimmt, läßt die Boote ganz nahe heran kommen, ehe er das Ufer gewinnt und mit erschrecktem Pfiff im Dickicht verschwindet. Überall erschallen die das Jägerohr erfreuenden Rufe des Mutum und Cujubím. Unter lautem Geschrei fliegen dichte Scharen von Papageien und Periquitos oder rote und blaurote Aráras paarweise über den Fluß, besonders in den kühleren Stunden des Morgens und des Abends, während in der heißen Zeit von 9 bis 3 Uhr die ganze Natur wie ausgestorben daliegt. Nur der Katarakt schweigt nicht, und so mannigfach klingt sein Tosen, bald wie das Brüllen eines Ungeheuers, bald wie der Lärm einer fernen Volksmenge, bald wie mehrstimmiger Gesang, bald wie die Musik vieler Instrumente, stets abwechselungsreich. Die Indianer haben recht, wenn sie daraus die Stimmen ihrer Dämonen hören. — Sinkt die Sonne tiefer, so erwacht auch wieder das Tierleben. Unermüdlich zirpen die Grillen, trillern kleine, bunte Frösche, deren Ruf Regen anzeigen soll. Herden großer, schwarzweißer Coatá-Affen, die Mütter ihre Jungen auf dem Rücken tragend, turnen am anderen Ufer des schmalen Flußarmes in possierlichen Sprüngen von Ast zu Ast. Zum Abendtrunk erscheint dicht bei unsrem Lager der stolze Mutum da Serra und fällt der sicheren Kugel meiner Jäger zur Beute. Im dichten Laub gurrt die Taube, ruft der Prionites[1] eintönig, melancholisch sein „*hutu — hutu*". Vom hohen Uferbaum herab erschallt gellend der neckische Ruf des breitgeschnäbelten Tukan. — Es liegt eine unendliche Poesie über diesem jungfräulichen Urwald.

18.—20. Dezember. Lagerleben. Ich lasse mehrere Baracken errichten und das Gepäck unterbringen. Der Majonggóng und Akúli haben sechs Mutuns und einen großen Tapir geschossen. Was nicht sofort gegessen wird, räuchern wir auf dem Bratrost. Manduca ißt nichts vom Tapirbraten, „damit nicht der erwartete Sohn so plump wird wie ein Tapir". Urukúba hat wieder einige große Pacú-Fische erlegt. So haben wir Fleisch in Hülle und

[1] Prionites Momota Ill. Vogel mit langem Schwanz, der früh vor Sonnenaufgang seinen Ruf hören läßt.



64. Unter den Schiriana.

Fülle. Meine einzige Sorge bleibt das Maniokmehl, das der Indianer auf Reisen so schwer entbehrt. Schmidt und ich wachen mit Argusaugen über unserem geringen Vorrat, der schon sehr zusammengeschmolzen ist. Bei den Hauptmahlzeiten empfängt jeder der Leute seine bestimmte Portion. Des erfrischenden Schibé während der Fahrt haben wir uns schon gänzlich entwöhnt. Erst zwanzig Tagereisen von hier sollen wieder Anwohner kommen.

Der Majonggóng, der sich jetzt von seiner besseren Seite zeigt, erklettert eine hohe Bacába-Palme[1] und bringt zwei Bündel reifer Früchte herunter. Die blauvioletten, wie bei der Pflaume leicht bereiften Schalen werden in heißem Wasser geknetet und gestampft. Sie liefern einen graubraunen, fetten und nahrhaften Trank, der im Aussehen und Geschmack an Kakao erinnert.

Die Tage sind trübe, kühl, häßlich. Jede Wolke bringt dichten, feinen Regen. Das reinste Aprilwetter. Akúli läßt keine trübe Stimmung aufkommen. Besonders Schmidt ist beständig die Zielscheibe seiner Ausgelassenheit. Ein lieber, lustiger Narr. — Meistens hocken wir alle zusammen unter der großen Baracke am Feuer und erzählen uns Geschichten, von Piaimá, dem bösen Menschenfresser, der schließlich von einem tapferen Manne überlistet und totgeschlagen wird; wie Mutum und Jacamí sich streiten, und Jacamí zu dem grauen Fleck auf seinem Rücken und zu seinem kohlschwarzen Kopf und der Mutum zu seinem gekräuselten Federschopf kommen, und endlich eine köstliche Geschichte, die uns Lachtränen entlockt, wie Tiere und Menschen ihren — After erhielten. (Abb. 65)

Alle Tanzgesänge sind Mythen in poetischer Form, die sich vom Vater auf den Sohn vererben. José sagt stets, wenn er eine neue Mythe beginnt: „Diese Geschichte hat mir mein Vater erzählt, der noch viel mehr weiß!"

Der Majonggóng will auch nicht zurückstehen. Er erzählt vom Jenseits seines Stammes. Die Welt ist nach dem Glauben dieser Indianer, die sich, so scheint es, als etwas ganz besonderes dünken, eine große Kugel mit neun Abteilungen, neun Himmeln unter und über der Erde, mit verschiedenartigen Bewohnern, die zum Teil recht sonderbare Gestalt und sonderbare Gewohnheiten haben, mit verschiedenen Geistern und Göttern, Herren und Richtern über die Seelen der Abgeschiedenen.

21. Dezember. Das Wetter hat sich gebessert. In aller Frühe fährt Urukúba mit Akúli und Mario zum Uraricapará, um zu jagen, Patauá-Nüsse[2] zu suchen und nebenbei nach unseren beiden Abgesandten zu forschen, um die der Alte, ganz ohne Grund, in Sorge ist. Er fürchtet, die Schirischána hätten sie mit ihren langen Pfeilen erschossen. Vor etwa drei

[1] Oenocarpus Bacaba Mart. [2] Oenocarpus Bataua Mart.

Jahren, so hat gestern Akúli erzählt, sei ein Weißer den Caróni und Parauá hinaufgefahren und habe auch einen indianischen Boten zu den Schirischána geschickt, um sie zu sich zu rufen. Die Schirischána hätten wahrscheinlich geglaubt, der Weiße wolle sie wegführen, und hätten diesen und einen zweiten Boten, den er dem ersten nachgesandt hatte, mit ihren Pfeilen erschossen. — Ob überhaupt etwas und wie viel von dieser Erzählung wahr ist, wer kann das wissen? Die Phantasie des Indianers ist groß in solchen Mordgeschichten; ganz wie bei uns.

Geographiestunde mit dem Majonggóng. Er macht mir wieder genauere Angaben über den weiteren Flußlauf und zeichnet zwei Karten in das Skizzenbuch vom oberen Uraricuéra und vom Merewarí mit allen ihren Nebenflüssen nebst den Niederlassungen der Indianer. Die Máku hätten nur eine große Maloka mit vielen Leuten vier Tagereisen Auarí aufwärts. Vier Tagereisen weiter käme man zur ersten Niederlassung der Majonggóng. Die Schirischána des Marutaní-Gebirges, die gewöhnlich Waíka genannt würden, seien durchaus feindselig. Sie schössen die Leute bei jeder Gelegenheit mit Pfeilen tot. Deshalb durchführen die Majonggóng auf ihren Handelsreisen diese Stelle des Flusses stets um Mitternacht und mit leisen Ruderschlägen. Vor einiger Zeit habe eine Schießerei zwischen Angehörigen beider Stämme stattgefunden, wobei zwei Waíka zuerst mit Pfeilen auf einen Majonggóng geschossen hätten, von diesem aber dann mit der Flinte erschossen worden wären.

Nachmittags fahre ich mit Manduca, seiner Frau und Romeo zum nahen Fall. Der Flußarm ist bei unserem Lager 84 m breit. Die Tiefe beträgt 8 m vom rechten Ufer, das in einer Sandbank allmählich ansteigt, 1,80 m, in der Mitte 2,30 m und 8 m vom linken Ufer 3,40 m. Am linken Ufer führt ein alter Indianerpfad über den Fall und die steile Erhebung, die ihn hervorruft. Er ist viel benutzt. Die hohen Wurzeln sind von den unzähligen Kanus, die Generationen darüber hingezogen haben, glatt abgeschliffen. Ich habe den Weg aushauen lassen, da er für unsere breiten Boote zu schmal war.

Der Purumamé oder Purumamé-imelú, wie ihn die Indianer nennen, ist besonders in seinem oberen Teil ein imposanter Fall, der den großen Fällen Guayanas nicht nachsteht. Zwischen den hohen Felsenufern auf etwa 45 m zusammengedrängt, stürzt sich das Wasser 15 m hoch hinab. Weiß schäumt es auf zwischen den glänzend schwarzen Felsen aus Glimmerschiefer, die den Fall in der Mitte teilen. In der Tiefe zerschellt es zu feinem Wasserstaub und steigt wie Nebel auf. Weithin ist die Luft mit Feuchtigkeit geschwängert. Der ganze Fall hat eine Höhe von 25 bis 30 m. (Tafel V)

Wir klettern mühsam über die hohen, glatten Felsen, die wie von Riesen-

hand wild durcheinander geworfen sind. Bei Hochwasser muß es ein wahrer Höllenkessel sein. Der Majonggóng schüttet Romeo Brühe aus rotem Pfeffer in die Augen, damit ihm der Dämon des Falles nichts anhaben, ihm kein Fieber bringen kann. So geschieht es allen, die zum ersten Mal diesen Katarakt sehen. Ebenso machen es die Majonggóng bei einem hohen Fall des oberen Merewarí. Eine Art Neptuntaufe in noch brutalerer Form, denn der Schmerz ist fürchterlich.

Abends kommen Urukúba und die beiden anderen zurück. Sie bringen zwei Mutuns und einen gewaltigen Hunger mit. Von Felippe und Mönekaí keine Spur.

22. Dezember. Lange vor Tagesanbruch schrecke ich auf. Nahe meiner Hängematte erschallt schauerlicher, aus tiefer Kehle gepreßter Gesang, Rülpsen und Erbrechen. Unser tapferer Akúli ist wieder einmal an der Arbeit. Er beschwört die Geister des Kataraktes.

Er und José machen mir dann den ganzen Vormittag aus dem reichen Schatz ihrer Kenntnisse weitere wertvolle Angaben über die verschiedenen Dämonen, den Zauberarzt, die Vorbereitung auf sein Amt, seinen Verkehr mit den Geistern, die Krankenkur mit allen Einzelheiten. José-Mayuluaípu will sich nach der Rückkehr in sein Land, obwohl er nahe an dreißig ist, noch der Medizin widmen, zumal Katúra, der berühmte Zauberarzt der Taulipáng, sein Schwiegervater ist. Es ist ein sehr angreifendes und langes Studium, das bisweilen 20 Jahre und länger dauern soll. Je höher die Zahl der Semester, desto stärker nachher der Herr Doktor, umgekehrt wie bei uns. Verbummelte Mediziner gibt es hierzulande nicht.

Gerade sind wir mitten in dieser schwierigen Materie, da hören wir plötzlich lautes Geschrei und Jauchzen. Ein Boot schießt um die Ecke. Es sind unsere sehnlichst erwarteten Spezialgesandten Felippe und Mönekaí mit einem nackten Indianer, einem hübschen jungen Kerl mit etwas geschlitzten Augen und fein gebogener Nase, einem Kaliána vom Parauá. Er hält sich anfangs scheu zurück, bis wir ihm freundlich zureden und ihn dadurch bald zutraulich machen. Felippe hat seinen Auftrag vorzüglich ausgeführt. Die beiden sind sehr rasch gefahren, besonders als ihr bischen Maniokmehl durch nächtlichen Regen naß wurde. Einige Tage haben sie sogar Hunger gelitten. Nach den Kerben, die sie in den Bootsrand eingeschnitten haben, mußten sie 38 böse Stromschnellen und Katarakte, darunter den hohen Fall von Amahuá, überwinden und fast bis in das Quellgebiet des Uraricapará fahren, bevor sie zu zwei Malokas der Schirischána tief im Walde kamen. Unter großem Lärm empfing sie dort viel Volk aus verschiedenen Stämmen, die gerade zu einem Tanzfest vereinigt waren. Ei-

nige zwanzig Personen sind mit ihnen gekommen und warten an der Mündung des Uraricapará.

Wir packen sofort alles, was nicht niet- und nagelfest ist, in Säcke und Kisten, denn den Schirischána geht der Ruf voraus, daß sie alles mitnehmen, was ihnen gefällt. Dann schicke ich Schmidt mit dem Majonggóng hin, um die wilden Leute zu holen. Bald kommen sie an, ein halbes Dutzend langer, schmaler Einbäume voll hockender brauner Gestalten; ein bei herrlicher Sonnenbeleuchtung auf dem engen Waldflüßchen ungemein malerisches Bild. Ich erwarte die Gäste im Kreise meiner Getreuen. Sie stehen zuerst zögernd, auf ihre Ruder gestützt, umher, bis ich sie durch Zeichen auffordere, näher zu treten und mir die Hand zu geben. Ein kleiner Mann mit feinem, klugem Gesicht, ein Häuptling der Auaké, versteht mich endlich und ruft ihnen einige Worte zu. Da kommen sie, noch immer zögernd, heran, Männer und Frauen mit Kindern, einer nach dem anderen, und geben mir linkisch die Hand. Noch nie haben diese Indianer Leute meiner Farbe gesehen.

Bald ist Friede und Freundschaft geschlossen, und der Handel beginnt. Sie bringen Körbe voll vorzüglicher, großer Cará[1], einige Bündel Bananen und harte Maniokfladen; prächtige Bogen und Pfeile verschiedener Art; einen großen Feuerbohrer aus schwarzem Holz; hübsch gearbeitete Kämme aus Palmholzsplittern; „Messer" aus dem unteren Schneidezahn der Cutía[2], der mit gepichter Schnur an einen Knochen oder ein Stäbchen gebunden ist, um damit die Pfeilspitzen aus den Knochen des Coatá-Affen zu schärfen; Beinknochen der Landschildkröte, an dem in der Mitte, wie bei einem Querholz, eine Schnur befestigt ist, um die Fadenumwickelung der Pfeile möglichst fest anziehen zu können; Korbwannen mit aufgemalten Mustern, die offenbar von den Karaibenstämmen des Caróni herrühren oder von ihnen beeinflußt sind, so sehr ähneln sie den Flechtereien der Taulipáng. Sie bringen auch ihren einfachen Schmuck, Armbinden aus rot gefärbten Baumwollschnüren, die vielfach um die Oberarme gewickelt werden, und von deren Enden Vogelbälge als Troddeln herabhängen; Büschel roter Schwanzfedern des Arára, die diese Indianer, wenn sie in den Krieg ziehen, was ja nicht allzu selten ist, vorn unter die Armbinden stecken, sodaß sie die Schultern überragen; lange Schnüre aus schwarzen Tierhaaren, die um die Beine unterhalb der Kniee gewickelt werden. Sehr interessant und primitiv sind ihre Hängematten aus gelben Baststreifen des Waimbé-Baumes, die durch wenige rotgefärbte Baumwolldoppelfäden zusammengehalten sind. Blasrohre gebrauchen sie nicht. Ein langes Blasrohr, das einer mit sich führt, stammt von den Majonggóng. Die Bekleidung beschränkt sich bei den Männern auf

[1] Knollenfrucht: Dioscorea. [2] Nagetier: Dasyprocta Aguti.



65. Lager bei Purumame (Urumamy). Rio Uraricuera.



66. Abfahrt der Schiriana.

den in diesen Gegenden allgemein üblichen Schamschurz aus blauem Zeug. Aber dieses Zugeständnis an europäische Kultur ist so dürftig, daß es mehr hinweist, als verdeckt. Die Frauen tragen niedliche Fransenschürzchen aus rot gefärbten Baumwollfäden, die auch nur unvollkommen ihren Zweck erfüllen. Scham- und Achselhaare sind bei den Männern nicht rasiert. Unterlippe und Ohrläppchen sind bei beiden Geschlechtern durchbohrt. Sie tragen Rohrstäbchen darin. Das Haupthaar ist bei Männern und Weibern rund um den Kopf geschnitten und bei einigen Männern stark gewellt, fast gelockt.

Die Schirischána-Männer sind zum großen Teil herkulische Gestalten mit unheimlicher Muskulatur, wie Preisringer. Im Bösen möchte ich nichts mit ihnen zu tun haben. Daß nicht mit ihnen zu spaßen ist, zeigen schon ihre wildblickenden Augen und nicht zuletzt die zahlreichen Narben, die sie an ihren Leibern tragen. Einige alte Herren haben ansehnliche Bäuche.

Einen weitaus friedlicheren Eindruck machen die Auaké, von denen ein halbes Dutzend Männer und einige Weiber mit Kindern bei den Schirischána sind. Ihre regelmäßigen Gesichtszüge mit der geradlinigen, spitzen Nase muten fast europäisch an und unterscheiden sie im Verein mit dem feineren Gliederbau und der vorwiegend untersetzten Gestalt sofort von den muskulösen Kriegertypen der Schirischána, zu denen sie in einer Art Vasallenverhältnis zu stehen scheinen. Beide Stämme sind vielfach mit einander verschwägert.

Ich mache dem kleinen Auaké-Häuptling, der gut Taulipáng spricht, den Vorschlag, mich mit einem Mann auf der Weiterreise zu begleiten. Er hat auch Lust, ist er doch schon bis zu den Kununyangumú (Kunuaná) am oberen Orinoco gekommen, aber seine holde, noch junge Gattin erhebt bei dem Vorschlag ein Zetergeschrei, und auch sein Schwiegervater, ein alter, grimmig blickender Schirischána, mit dem er sich, natürlich von ihm abgewendet, längere Zeit bespricht, legt sein Veto ein, und der Tapfere fügt sich. Schirischána kann er uns nicht als Begleiter besorgen. Er sagt, wenn er es täte, würden deren Verwandten ihn vielleicht totschlagen.

Kuranaí, der Häuptling der Schirischána, ist inzwischen gestorben, hat aber drei Söhne hinterlassen. Einer davon, ein bildschöner junger Mann mit starker Adlernase, ist unter unserem Besuch.

Ich gebe den Leuten einige Stücke Tapirbraten und Maniokfladen und weise ihnen unterhalb von uns einen Lagerplatz an, aber sie ziehen es vor, auf dem anderen Ufer zu übernachten. So recht traut man dem Landfrieden doch noch nicht.

Den Auaké-Häuptling bestelle ich abends in unser Lager. Er soll mir bei den Sprachaufnahmen als Dolmetscher dienen, denn er beherrscht das

Schirischána vollkommen. Er und der junge Kaliána sind schon bei den Taulipáng am oberen Majarý gewesen, daher seine Sprachkenntnisse auch in dieser Richtung. In der Dunkelheit kommt er getreulich an mit einem hünenhaften Schirischána und einigen neugierigen Männern.

Ich sitze im Schlafanzug, das Sprachaufnahmebuch auf den Knieen, unter unserer elenden Palmblatthütte und bemühe mich, beim unsicheren Schein des Windlichts die wilden Kehllaute des Schirischána aufzuzeichnen. Der kleine Raum ist voll Hängematten mit schlafenden oder aufmerksam zuhörenden Menschen, voll Kisten und Kasten, Instrumenten verschiedener Art, Flinten und Revolvern, Wäschestücken, dicken Bündeln Bogen, Pfeile und Ruder, Indianerkörben, Säcken und Körben mit Bananen und anderen Lebensmitteln. Man kann sich kaum rühren. Vor mir hocken die kräftigen braunen Gestalten und brüllen mir die schwierigen Laute ihrer Sprache, wenn ich nicht sofort verstehe, wiederholt ins Ohr. Es geht ganz flott. Ich sage dem Auaké-Häuptling das Taulipáng-Wort; dieser gibt mir die Übersetzung in seiner Sprache und verhandelt dann mit dem Riesen über den entsprechenden Schirischána-Ausdruck.

Schon an den ersten Wörtern merke ich zu meiner Freude, daß ich es mit zwei ganz neuen Sprachen zu tun habe, die keiner der mir bekannten Gruppen angehören und auch unter sich gar nicht verwandt sind. Mit den karaibischen Krischaná des Rio Yauaperý, mit denen man diese Schirischána des Uraricuéra bisher zusammenbrachte, haben sie nicht das mindeste zu tun. Der Gleichklang der Namen hat diese Verwechselung hervorgerufen. Deshalb nennen auch die Ansiedler des Uraricuéra ihre wilden Nachbarn einfach „Yauaperý". Robert Schomburgk, der nicht mit ihnen zusammentraf, nennt sie Kirishana. Ihr eigentlicher Name ist Schirianá, Schilianá[1] oder Schilianaidyá. Die Horde am oberen Uraricapará hat nur zwei Malokas.

Die ihnen befreundeten Auaké, ein sehr kleiner Stamm, vielleicht nur eine Familie, bewohnen eine Maloka im Quellgebiet des Parauá. Robert Schomburgk, der sie Oewaku[2] nennt, traf einige von ihnen zufällig bei den Sapará, nahm aber keine Proben ihrer Sprache. Nach seiner Angabe streifte der Stamm damals an den Quellen des Uraricapará[3]. Die einzige Expedition, welche die Auaké in ihren Wohnsitzen aufsuchte, war die Grenzkommission des Jahres 1882. Am oberen Uraricapará trafen die Brasilianer den letzten Rest des Stammes der Aoaquis, 18 Personen, in einer großen, runden Hütte mit sehr hohem, konischem Dach, die ihnen gleichzeitig als Verschanzung gegen

[1] Diese Sprache hat, wie viele Indianersprachen, einen Laut zwischen *r* und *l*.

[2] Englische Aussprache.

[3] A. a. O. S. 402—403, 417.

ihre feindlichen Nachbarn diente[1]. Auch damals wurde keine Aufnahme der Sprache gemacht.

Erst um Mitternacht entlasse ich meine beiden Sprachgelehrten.

Von drüben werfen die Lagerfeuer der Indianer lange Lichtstreifen über das ruhige Wasser. Es sieht fast aus wie die Lichter einer kleinen Stadt.

23. Dezember. Schon am frühen Morgen haben wir wieder viel nackten Besuch im Lager. Ich setze die Sprachaufnahmen fort. Die Leute sind weit besser als ihr Ruf. Auch stehlen sie nicht. Freilich halten wir alle kleineren Gegenstände unter Verschluß, nach dem alten, bewährten Grundsatz: Man muß ihnen keine Gelegenheit geben. — Sie sind heute schon ganz zutraulich, auch die Frauen mit ihren hübschen runden Gesichtern, aus denen große, erstaunte Augen leuchten. Ein Frauchen, Tochter des verstorbenen Kuranaí, ist blutjung, höchstens 12 bis 13 Jahre alt, und hat schon ein Kind von 1 bis 1½ Jahren. Überall stöbern sie umher, erschrecken über das Brennglas, mit dem ich mir eine Zigarette anzünde, und nicht weniger über das Ticktack der Taschenuhr, wie Kinder.

Mit Hilfe meines Interpreten José erfahre ich manches über die einzelnen Stämme und ihre Beziehungen zueinander. Die Schirianá und Auaké stehen im Handelsverkehr mit den Kamarakotó, die ihnen wenige Eisenwaren und ein bischen Zeug für ihre dürftigen Schambinden liefern. Ebenfalls in Freundschaftsbeziehungen, aber doch immer etwas auf dem Qui vive-Fuß stehen die Schirianá zu den Waíka, die teils am Marutaní-Gebirge, nordwestlich von hier, wohnen, wo sie sehr gefürchtet sind, teils friedlich in Motomotó am Uraricuéra selbst, unterhalb seines rechten Zuflusses Carucurí, 15 bis 20 Tagereisen von hier; die nächsten Flußanwohner, die wir wieder treffen sollen. Schirianá und Waíka leben auch in größerer Anzahl im Parima-Gebirge an den Quellen des Uraricuéra und im Quellgebiet des Orinoco, wo sie mit den gefürchteten „Guaharíbos" der Venezolaner identisch zu sein scheinen. Die Waíka von Motomotó unterhalten freundschaftlichen Verkehr mit den Máku und Majonggóng. Abgesehen von geringen dialektischen Unterschieden sollen alle diese Schirianá und Waíka trotz ihrer enormen Ausdehnung nur e i n e Sprache haben.

Die Waíka von Marutaní und Motomotó seien vor kurzem bei dem grossen Tanzfest der Schirianá am oberen Uraricapará gewesen, aber auf dem weit näheren Landweg in ihre Heimat zurückgekehrt. Sie seien jetzt schon genau über unser Kommen unterrichtet und werden uns hoffentlich freundlich aufnehmen.

Unter den Schirianá befindet sich ein Marakaná, der als Kind von

[1] Relatorio usw. S. 189. Sievers: A. a. O. S. 4.

jenen gefangen wurde, nachdem sie seine Eltern erschlagen hatten. Leider weiß er kein Wort mehr von seiner Sprache. Sein rundes, phlegmatisch-gutmütiges Gesicht, das wenig Indianisches hat, deutet nicht auf den Abkömmling wilder Krieger.

Die Marakaná waren noch vor wenigen Jahrzehnten ein sehr gefürchteter Stamm westlich vom Quellgebiet des Uraricapará. Todfeinde der Auaké, hatten sie diese beinahe aufgerieben, als die Schirianá wegen eines Messers beim Handel, nach anderen wegen einer Heiratsgeschichte, mit ihnen in Streit gerieten und sie fast völlig vernichteten. Die Überlebenden flüchteten über den Südarm. Dort, in der unbekannten Wildnis zwischen Uraricuéra und Mocajahý, soll noch heute der Rest des Stammes hausen, man weiß nicht, wo.

Am Akánang, einem Nebenfluß des Parauá, diesseits des Gebirges Yauyán-tepö wohnen die Antaualikó, die einen dem Kamarakotó, also auch dem Arekuná, nahe verwandten Dialekt sprechen sollen.

Ich zeige und erkläre meinen Besuchern das große Tierbilderbuch und einige Photographien von der bisherigen Reise. Besonders um das Bild des den meisten von ihnen wohlbekannten Purukotó Maipalalí drängen sie sich und machen schnatternd ihre Bemerkungen dazu. Dann photographiere ich die ganze Bande einzeln und in Gruppen, was sie sich ohne viel Zögern gefallen lassen. Der Auaké-Häuptling erfaßt sofort die Situation und leistet mir trefflich Beistand. Die Opfer werden mit einer Handvoll Perlen oder mit Angelhaken ausgelohnt.

Durch fünfzehn der kräftigen Kerle lasse ich die Boote und schweren Koffer über den steilen Berg und auch noch über die nächsten Stromschnellen schaffen. In wenigen Stunden ist die Arbeit getan. Meine Leute hätten sicher ein paar Tage dazu gebraucht.

Sprachaufnahmen bis spät in die Nacht hinein.

24. Dezember. Heute nehme ich den Kaliána vor. Wieder mit Hilfe des Auaké-Häuptlings zeichne ich die wichtigsten Wörter auf. Auch diese im Vergleich mit den beiden anderen einfache Sprache ist ganz isoliert.

Die Kaliána waren bisher nicht einmal dem Namen nach bekannt. Sie wohnen ebenfalls im Quellgebiet des Parauá, westlich von den Auaké. Wie Manduca angibt, werden sie von den Majonggóng Sahä, von den Taulipáng und Makuschí Sapä genannt. Als streifende Indianer sollen sie nur elende Hütten haben, weshalb sie von den höherstehenden Nachbarstämmen verachtet werden.

Meine neuen Freunde wollen heim. Sie haben keine Lebensmittel mehr. Ich lohne sie aus mit allem, was ihr Herz begehrt, und beschenke sie noch mit



Katarakt Purumame (Urumamy).

einigen Kleinigkeiten, reicb, nach ihren bescheidenen Begriffen. Auch gebe ich ihnen ein wenig Maniokfladen und Rauchfleisch als Wegzehrung mit. Zufrieden fahren sie unter lautem Geschrei in einem eleganten Bogen an unserem Lager vorüber der fernen Heimat zu, wo sie sicherlich viel zu erzählen haben werden. (Abb. 64, 66)

Zu meinem Erstaunen eröffnet mir José, daß er und Akúli, der wieder Ohrenschmerzen hat, von hier aus mit Felippe und Urukúba heimkehren wollten. Die Reise sei noch so weit, seine junge Frau sehe zu Hause einem freudigen Ereignis entgegen, er müsse seine Pflanzung bestellen, die Reise strenge ihn zu sehr an usw. usw. Ein unendliches Klagelied. Ich erkläre ihm sehr ruhig, aber sehr bestimmt, ihn könnte ich am allerwenigsten entbehren. Er habe sich verpflichtet, bis zu den Majonggóng mit mir zu gehen. Damit sei die Sache für mich erledigt, und ich wolle nichts weiter davon hören. — Ich frage ihn auch, ob er Angst vor den Stämmen flußaufwärts habe, was er natürlich als etwas ganz Unglaubliches von sich weist.

Unzweifelhaft aber haben meine Leute wahrscheinlich ganz grundlose Angst vor den Waíka. Alle ihre Gespräche drehen sich um diese wilden Leute. Ausreißen werden sie mir wohl nicht. Dafür winkt ihnen doch eine zu große Bezahlung, und hier erhalten sie nichts. Aber ich werde froh sein, wenn wir erst von Felippe und Urukúba weg und ein paar Tage weiter sind. Dann haben sie kein Boot und müssen mit.

Felippe und sein Kamerad schlafen oberhalb des Falles bei den Booten und dem Gepäck. Die Leute fürchten, die Schirianá könnten vom Uraricapará herüberkommen, um zu rauben.

Abends feiern wir Weihnachten. Mit großer Spannung wird das Kistchen geöffnet, das zu Hause mit so viel Liebe gepackt wurde. Weihnachtsgebäck, ein paar Tannenzweiglein. Heimischer Weihnachtsduft. Ich lese liebe Worte. — — — Jeder erhält seinen Anteil an den Makronen, den verzuckerten Mandeln, den Zuckerkringeln und der Schweizer Schokolade. Unser Lichterbaum ist ein alter, halbabgestorbener Baum, der über unser Lager hängt. Ich habe ihn ganz mit Kerzen besteckt. Der Widerschein, der im leichten Windhauch flackernden Flämmchen glitzert auf der schwarzen Flut. — So feiern wir Weihnachten tief im unbekanntesten Teil dieses noch so dunklen Landes, an dem tosenden Fall von Urumamý.

12. KAPITEL.

IM INSELGEWIRR VON MARACA.

25.—26. Dezember. Zwei Tage bleiben wir noch im Lager. Die Schirianá-Sammlung wird verpackt; Briefe werden geschrieben. Felippe besorgt alles zu Galvão, der es mit der ersten Gelegenheit weiterbefördert.

27. Dezember. Beim Abschied gibt es ein kleines Intermezzo. Mönekaí will von hier aus zurückkehren. Ich kann keinen Ruderer entbehren. Auch würde es auf die anderen unsicheren Kantonisten einen schlechten Eindruck machen, wenn ich nachgäbe. Ich rede ihm also gut zu, zähle ihm alle schönen Sachen auf, Flinte, Pulver, Schrot, Zündhütchen, Äxte, Messer, Zeug usw., die er bekommen soll, wenn er mich bis zu den Majonggóng begleitet. Vergeblich. Er liegt anscheinend teilnahmlos in seiner Hängematte und schnitzt an einem Stückchen Holz herum. Ich schicke Schmidt mit den übrigen an das andere Ufer und behalte nur Felippe und Urukúba da. Ich bearbeite den Störrischen weiter. Felippe steht mir getreulich bei. Schließlich setze ich mich resigniert in den Sand und drehe mir eine Zigarette. Ich kann ja warten. Man bekommt auf diesen Reisen mit Indianern allmählich eine große Geduld. Die Verhandlungen gehen weiter. Es dauert noch eine ganze Weile. Endlich! Mönekaí erhebt sich, bindet seine Hängematte los, schimpft noch eine Zeitlang vor sich hin und auf Felippe, bis ich ihm freundlich auf die Schulter klopfe und einige Späße mache. Er lacht, setzt sich mit seinen geringen Habseligkeiten zu mir ins Boot, und der Zwischenfall ist erledigt.

Der Waldpfad, auf dem die Schirianá unsere Boote und Ladung über den Katarakt geschafft haben, ist außerordentlich steil und weit. Es ist mir ein Rätsel, wie die Kerle mit der schweren Last in so kurzer Zeit hinübergekommen sind.

Um 1 Uhr verabschieden wir uns von Felippe und Urukúba und fahren flußaufwärts weiter. Ich hätte die beiden treuen Menschen gern mitgenommen. Leider sind sie in festen Händen, und ihre Schulden kann ich nicht bezahlen.

Wieder beginnt unser Kampf mit diesem höllischen Fluß. Über Abstürze geht es und reißende Schnellen. Plötzlich hinter mir lautes Geschrei. Akúlis Boot, das sehr flach ist und beim Transport über Land den Kiel[1] ver-

[1] Diese Einbäume mit Plankenaufsatz (Montarias) tragen häufig eine Art Kiel aufgenagelt, der dem Boot eine sicherere Gangart geben soll.

loren hat, ist mit der ganzen Ladung gekentert. Die Indianer retten alles. Die Eisenblechkoffer und „Uniformkisten“[1] haben vollkommen dicht gehalten. Eine Kiste, die Schmidt in Livramento zusammengezimmert hat, ist voll Wasser. Sie enthält die Hälfte der Streichhölzer, die wir nun Schachtel für Schachtel öffnen und auf den heißen Steinen an der Sonne trocknen. Akúli ist anfangs sehr niedergeschlagen und läßt sich durch José bei mir entschuldigen. Ich tröste ihn. Die Streichhölzer werden wir schon los werden.

Auf einem Inselchen beziehen wir das Lager. Mönekaí hat einen kleinen Alligator lebend gegriffen. Wir binden ihm einen Strick um den Hals, und nun fährt er wie ein bissiger Hofhund herum und schnappt jedem nach den Waden, der sich in seine Nähe wagt. Da gibt es zu lachen. Schließlich lasse ich den wütenden Kerl laufen. Zischend fährt er in sein Element.

28. Dezember. Um 5 Uhr weckt mich José, um mir einige Sterne und Sternbilder zu zeigen, von denen er mir gestern erzählt hat, den glitzernden Táuna (Regulus) im Osten, den Riesen, der zu Beginn des Sommers mit seiner Keule die Gewitter macht, und seine beiden Bratroste, die vier Hauptsterne des „großen Bären“ im Norden und die vier Hauptsterne des „Raben“ im Süden. Im Westen steht Mälí, der Krebs, eine Anzahl kleiner Sterne, merkwürdigerweise der Hauptteil unseres gleichnamigen Sternbildes.

Mit Tagesanbruch bringen wir die leeren Boote über den nächsten Absturz. Das Gepäck wird über Land getragen. Die Makuschí nennen diesen Katarakt Purumamé-umú, die Majonggóng Humame-néte. Beides bedeutet „Sohn von Urumamý“. Ein sauberes Söhnchen, das mich beinahe ein Boot mit voller Ladung gekostet hätte!

Schon sind wir durch, da füllt sich das große Boot, in dem Schmidt fährt, mit Wasser. Um ein Haar wäre es gesunken. Alles Mehl und Salz, der Theodolit und andere Instrumente wären verloren gewesen. Einiges ist durchnäßt, so der große Kleidersack mit allen Tuchwaren. Wir trocknen auf den Felsen und an den Zweigen die Hosen, Hemden, die langen Streifen geblümten Kattuns; ein grotesker Anblick in dieser Wildnis.

Eine Bande Coatá-Affen kommt nahe und äugt erstaunt auf unsere Ausstellung herab. José und Manduca schießen zwei große Weibchen. Das eine hat ein Junges auf dem Rücken, ein Neugeborenes, das, wie die Mutter, waidwund geschossen ist. Es empört den Waidmann, wenn er zusehen muß, wie wenig Mitleid die Indianer mit kranken Tieren haben. Wenn man sie darauf aufmerksam macht, lachen sie nur über den närrischen Weißen.

Um 2 Uhr fahren wir weiter. Zehn Minuten trügerische Ruhe, und wieder öffnet sich vor uns ein Labyrinth von Inseln und riesigen Felsen, zwi-

[1] Hölzerne Kisten mit Zinkeinlage.

schen denen das Wasser schäumend abwärts schießt. Alle Boote sind bereits glücklich über den schlimmsten Teil der Schnelle gezogen; ich habe einige Momentaufnahmen gemacht und sitze nun in beschaulicher Ruhe auf einem hohen Felsen, um später über Land nachzufolgen, da erschallt schon wieder Geschrei. Ein paar Kisten und Körbe, Ruder und Pfeile treiben an mir vorüber. Akúlis Boot ist abermals gesunken. Er und José schwimmen den Sachen nach und retten das Meiste ans Land. Unser einziger Bogen zum Fischeschießen und drei Bündel Cará, die wir am wenigsten entbehren können, sind verloren. Die Leute tauchen danach, finden aber nur eine Fischleine und andere Kleinigkeiten. Eine Kiste mit Konserven, eine Kiste mit Tauschwaren sind halb voll Wasser. Die Streichhölzer sind wieder durchnäßt. Wir lagern und trocknen. Nicht einen Kilometer sind wir heute weitergekommen.

29. Dezember. Die Stimmung der Leute ist gedrückt. Auch sind sie untereinander nicht einig, gehören doch meine sechs Mann ebenso vielen verschiedenen Stämmen an. Romeo, der Wapischána, hat sich mit Akúli, dem Arekuná, gezankt und will nicht mehr zusammen mit ihm fahren. Der Majonggóng ist ohne Grund eifersüchtig auf den Arekuná und schlägt seiner armen Hermina mit dem Ruder über den Rücken, so daß sie laut weint und schmollend, den Kopf zwischen den Knieen, auf der Ladung sitzt. Als ich ihn zur Rede stelle, sagt er: „Diese Frau ist zu nichts nütze! Sie kann nicht einmal steuern!" Und sie kann es wirklich nicht. Wie sollte sie es auch gelernt haben in den Gebirgen ihrer Heimat! — José murrt und hat Heimweh. Der ruhige Punkt in dieser unruhigen Gesellschaft ist „*Bāpai*" (Papa), wie wir den alten Mönekaí nennen. Er ist immer freundlich und zufrieden und, ohne viel zu reden, ganz bei der Sache, wie viele Menschen, die sich anfangs schwer zu einem Entschluß durchringen mußten. Die anderen, besonders José, bürden ihm gern lästige Arbeiten auf. Fahren wir durch eine Stromschnelle, so muß er stets mit dem Tauende vorauswaten und das Boot nachziehen, während José im Boot bleibt und mit der Stange arbeitet. Mönekaí ist ein echter Purukotó-Typus mit seinem langen Gesicht und seinen garnicht im Verhältnis zu dem übrigen Körper stehenden langen Beinen. Er ist schon bis zu den Máku am Auarí gekommen und hat bei den Majonggóng eine Frau mit einem Söhnchen hinterlassen. Das war wohl des Pudels Kern! — Auch über den Majonggóng kann ich jetzt nicht klagen, wenn ich von seinen ehelichen Zwistigkeiten absehe, die mich schließlich nichts angehen. Er eilt nach seiner Heimat, wie ein Pferd nach dem Stalle, und ist immer der Erste, unermüdlich. — Und die anderen? Ich kann es ihnen nicht verdenken, wenn diese Kinder der freien Savanne mißmutig werden bei dem ewigen Kampf mit diesem vom düsteren Hochwald eingeschlossenen, men-

schenleeren Fluß, mit seinen fürchterlichen Stromschnellen und Fällen, seinen starrenden Felsen, zwischen denen das Wasser verschwindet.

Um 8 Uhr fahren wir endlich ab. Ich habe die Ruderer anders verteilt, indem ich auf ihre Gefühle möglichst Rücksicht nehme. Rechts öffnet sich, wie schon gestern, ein stiller Kanal, der in den Südarm Maracá münden soll. Wir nähern uns dem westlichen Ende der großen Insel. Nach halbstündiger Fahrt kommen wir zum Katarakt Eménuli-melú. Er hat seinen Namen von einer hier zahlreich vorkommenden Ameise, die ein an Ästen hängendes Nest, ähnlich wie manche Wespen, baut. Schritt für Schritt kämpfen wir uns durch die lange Stromschnelle, in die der Fall ausgeht, und ziehen dann die leeren Boote über die einzelnen Abstürze. Die Ladung geht wieder über Land. So haben wir den ganzen Tag an dieser einen Stelle zu tun. (Abb. 68)

Die Stimmung meiner großen Kinder ist wieder auf der Höhe. Schneidig bringen sie die Boote durch. Akúli spielt Flöte und balgt sich mit unserem Makuschí-Jungen herum. Mario, unser Jüngster, kümmert sich nicht um die Zänkereien seiner Genossen. Er ist bei allen beliebt und hilft schon tüchtig mit. Wir nennen ihn auch Kaikuschí, nach seinem vierbeinigen Genossen, dessen Sorge ihm anvertraut ist. Mario ist Linkshänder, was beim Bogenschießen merkwürdig aussieht. Es soll ziemlich häufig vorkommen, wie mir José sagt.

30. Dezember. Kurz vor 9 Uhr ab. Langsam geht es weiter durch schmale Arme zwischen Felsen und Inselchen zum nahen Katarakt Möráu-melú, an dem wir wieder ausladen müssen.

Eine Gruppe von Bäumen und anderen Gewächsen auf einem fast nackten Felsen haben die Wibáng gepflanzt, böse Waldgeister. Ein Baum hat ganz dürre Blätter. „Da haben die Wibáng Gift gelegt!" sagt Akúli. José steckt trotz seiner zivilisierten Tünche voll Zaubergeschichten, an die er fest glaubt, und gerade dadurch ist er für mich von besonderem Wert. Gestern erzählte er mir, ein Onkel von ihm am Majarý habe in einem Sommer in der Savanne schrecklichen Durst gelitten und sich dann in einen Mauarí (Berggeist) verwandelt. Von seinen Leuten habe er nichts mehr wissen wollen und sei davon gegangen, man wisse nicht, wohin.—Neulich im Lager bei Urumamý, als José sehr niedergeschlagen war und Umkehrgedanken hatte, schrie plötzlich über uns ein Habicht. „Das ist die Seele meines Großvaters, die gekommen ist, um mich zu holen!" sagte er.

Dichte, weiße Spinnennester mit Eiern, die überall bei den Katarakten an den Ästen der Bäume hängen, sind Schmuckstücke der Mauarí. Die Berggeister lassen sie zurück, wenn sie von Zeit zu Zeit an den Fluß kommen, um im Übermaß Wasser zu trinken und sich dann in den Fall zu erbrechen, wie

es die Zauberärzte tun. Alle Mauarí sind ja die dämonischen Gehilfen der Zauberärzte.

Unser Mittagsessen ist heute kläglich, eine Piránya, da wir keine Zeit zum Fischen hatten. Maggis Suppentafeln müssen aushelfen. Schmidt kocht einen großen Topf voll „Julienne-Frühlingssuppe". Einige meiner Leute essen nichts davon und machen geekelte Gesichter. Was der Bauer nicht kennt, das frißt er auch hier nicht.

Die Boote werden über die steilen Felsufer geschleift. (Abb. 67, 69) Um 4 Uhr geht es weiter, hinein in ein unendliches Inselgewirr, über kleine Schnellen, die unangenehm sind, da das Wasser sehr niedrig steht. Ununterbrochen ist der Kampf mit diesem tückischen Gewässer, das der listen- und ränkereiche Makunaíma so verwirrt hat, wie die Indianer sagen. Wir zwängen uns zwischen den Felsen durch und halten uns immer möglichst links, da dort der einzige „Weg" sei. Das Gestein ist wieder, seit wir Urumamý verlassen haben, körniger Granit, der in diesem Teil des Flusses vorherrscht.

31. Dezember. 7½ Uhr ab durch enge Kanäle, über Geröll und Felsplatten, die kaum vom Wasser bedeckt sind. Große Steine müssen aus dem Weg geräumt, eisenharte Bäume durchhauen werden. So haben wir stundenlange, schwere Arbeit mit geringem Erfolg. Ich hatte schon Sorge, wir müßten auch heute aller Fleischeslust entsagen, da fangen die Leute in einer stillen Bucht eine größere Anzahl Piránvas. Mönekaí, der auf Kundschaft war, meldet lakonisch: „*ämá temperamáng*!" („Es ist kein Weg da!") In der Tat, kaum sind wir weiter gefahren, da steigt vor uns eine breite Felsenbarre auf. Der Fluß scheint wirklich zu Ende zu sein. Unsichtbar unter den Felsen gurgelt das Wasser. Die Boote werden entladen und hinüber geschleift. Der Tag vergeht, und wir kommen kaum vorwärts.

Zu allem Überfluß wird Mönekaí von einem kleinen Rochen in den Fuß gestochen. Er leidet große Schmerzen und liegt bis gegen Abend stöhnend da. José gibt ihm Salzwasser zu trinken. Auch streichen wir ihm Petroleum auf die Wunde und den Saft der Mukumúku-yäg, einer Wasserpflanze mit dickem, fleischigem Stengel und breiten, pfeilförmigen Blättern, die hier überall die Ufer besäumt[1]. Aus dem Blatt hat der böswillige Makunaíma den Rochen geschaffen.

Eine herrliche Sternennacht. Der Mond sendet sein bleiches Licht, das in dieser wilden Einsamkeit so traurig stimmt, auf mich nieder. Schlaflos liege ich in der Hängematte und denke nach, wie ich alles am besten einrichten soll, um zu einem guten Ziel zu gelangen.

Das alte Jahr geht zu Ende. Was wird uns das neue bringen? —

[1] Caladium arborescens.

1. Januar 1912. Mit Mühe passieren wir den Rest der langen Stromschnelle, wobei wir noch zweimal ausladen müssen. An einer Stelle können die Boote gerade noch durch ein enges Felsentor gezwängt werden. Die Leute sind wieder einmal mißgestimmt, besonders José, der bei Schmidt — bei mir wagt er es nicht — mit revolutionären Redensarten, wie „umkehren, Boot demolieren" usw., um sich wirft. Für sie, die kein höheres Ziel vor Augen haben, sind die Strapazen zu groß. Bei José kommt noch hinzu die Angst vor den wilden Waíka des Marutaní-Gebirges, von denen ihm der Majonggóng Schauergeschichten erzählt hat. So lange sie ihre Pflicht tun, kümmere ich mich nicht um ihre Stimmungen, die wechseln, wie der Himmel eines Apriltages. Im Grunde genommen sind sie alle, ausgenommen vielleicht der Majonggóng, von großer Gutmütigkeit und treue Kameraden.

Schon beim Mittagessen sind sie wie ausgetauscht. Wir haben unterwegs viele Fische gefangen, von denen der Fluß wimmelt. An drei Feuern brodelt und schmort es. Wir essen ausgiebig. Satte Menschen neigen wenig zum Aufruhr.

Endlich kommen wir heraus aus dem Irrgarten. Zur Linken[1] haben wir jetzt das Festland und gleiten bald durch einen engen Kanal hinaus in breites Fahrwasser. Der Strom kommt hier aus Nordwesten und bildet den wilden Katarakt Aranauá-melu. Der größte Teil der Wassermasse drängt sich durch eine Felsenenge. Hochauf spritzende Wogen wechseln mit gewaltigen Strudeln, die jedes Boot, das hinein geriete, unrettbar auf den Grund ziehen würden. Wir fahren durch den brausenden Schwall zu einer Insel, die den Fall teilt, schaffen die Ladung auf kurzem Weg über Land und ziehen die Boote vorsichtig an dem Höllenkessel vorüber.

Nach kurzer Weiterfahrt lagern wir auf einer breiten Sandbank am Ende einer Insel. Oberhalb tost wieder ein Absturz.

2. Januar. In der Nacht fühle ich, wie mir etwas über das Gesicht kriecht. Ich greife halb im Schlaf danach und spüre im Gesicht und an der Hand einen heftigen Schmerz, der sich sofort über den Arm und die eine Hälfte der Brust ausbreitet und die Muskeln fast lähmt. Bis gegen Mittag dauert der Schmerz an. Es war eine sehr giftige, schwarze Tocandíra-Ameise, die bis 2½ cm lang wird und bei den Taulipáng Ilág heißt. Die Brasilianer nennen das Tier, das zum Glück nur vereinzelt vorkommt, auch „vinte-quatro", weil man seinen Biß vierundzwanzig Stunden spüren soll, was aber übertrieben ist.

7½ Uhr ab durch einen linken Kanal, um den Fall zu umgehen. Auch hier reißende Strömung und schwere Arbeit. Nach zwei Stunden ruhiger

[1] Die Angaben „rechts" und „links" sind immer mit dem Lauf des Flusses zu verstehen.

Fahrt erreichen wir dann eine große Stromschnelle, die von den Majonggóng Kumí-sóde genannt wird. In ihr haust ein Schwiegersohn der Wassermutter Ratö, der Boote und Leute auf den Grund zieht.

Zur Rechten findet sich eine alte Wüstung der Purukotó. Hier hat der Vater von Mönekaí gewohnt. Hier ist später Mönekaí selbst auf der Rückreise von den Majonggóng mit seinem Boot untergegangen und hat fast alles verloren.

Auf eine längere ruhige Strecke folgt wieder eine Reihe heftiger Stromschnellen, die weit gefährlicher sind als ein einzelner hoher Fall, da man sie mit voller Ladung passieren muß. Die Kanäle, die mit dem Arm Maracá in Verbindung stehen sollen, werden immer häufiger. Am linken Ufer zeigt sich eine weitere Wüstung der Purukotó. Mit Einbruch der Nacht lagern wir auf einer Insel.

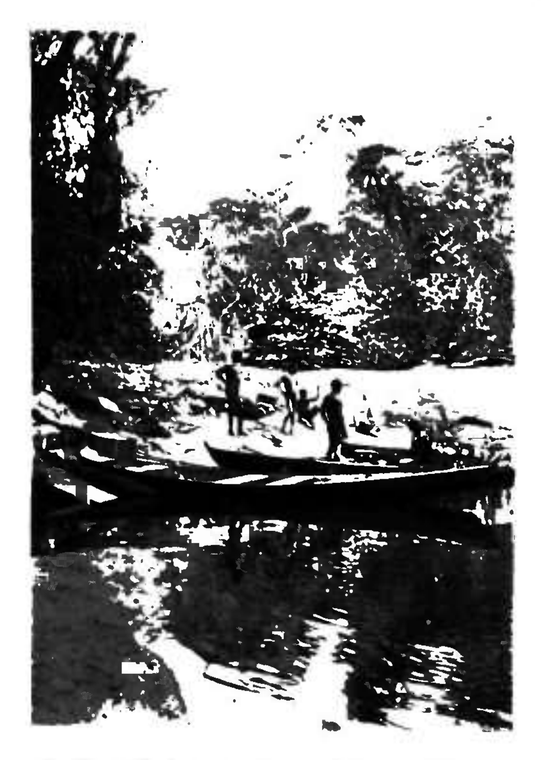
Wir haben wieder eine Menge großer Fische gefangen. Als ich einen starken Pacú aus dem Wasser ziehe, meint Akúli: „Das kommt daher, weil dich die Ilág in die Hand gebissen hat.“ Die Indianer klemmen diese Ameise um den Leib in ein gespaltenes Hölzchen und lassen sich von ihr in die Arme beißen. Um das Tier recht wütend zu machen, blasen sie es vorher an. Sie glauben sich dadurch Erfolg auf Jagd und Fischfang zu sichern.

3. Januar. $7^1/_2$ Uhr weiter. Leider sind wir wieder vom Hauptstrom abgekommen und geraten abermals in ein fürchterliches Inselgewirr hinein, in dem wir fast stecken bleiben. Zahllose kleine Abstürze und zu wenig Wasser. Wäre der Wasserstand nur einen halben Meter höher, so kämen wir an vielen Stellen, wo wir jetzt stundenlang Arbeit haben, glatt durch. Es ist der Weg, den die Majonggóng und Máku auf ihren jährlichen Handelsreisen einschlagen. Er eignet sich wohl für ihre schmalen, leichten Einbäume, aber nicht für unsere breiten, schwerbeladenen Boote. Schomburgk scheint, auch seiner Karte nach, immer im Hauptstrom geblieben zu sein. Er läßt die eigentliche Insel Maracá kurz unterhalb des Kataraktes Eménuli, den er ungenau Emenari nennt, zu Ende sein und gibt von da einen zweiten Nordarm an, „der sich 20 Meilen weiter aufwärts von dem Hauptstrom abgetrennt hat[1].“ In diesen schmalen Arm, der mit dem Hauptstrom durch zahllose Kanäle in Verbindung steht, scheinen wir hineingeraten zu sein, denn von Eménuli an begann das Insellabyrinth, unser Leidensweg. Wären wir im Hauptstrom geblieben, so wären wir rascher weitergekommen, denn jeder Katarakt und jede Stromschnelle, mögen sie auch noch so schlimm sein, bieten für größere Boote einen Weg, wenn nur genug Wasser da ist. So aber treiben wir uns seit Urumamý schon acht Tage in diesem Gewirr von halbausgetrockneten Kanälen herum, und die Götter mögen wissen, wo wir eigentlich sind.

[1] Rob. Schomburgk: A. a. O. S. 410.



67. Katarakt Möraumelu, Rio Uraricuera. Die entladenen Boote werden über die Felsen geschleift.



68. Unterhalb Emenuli. Rio Uraricuera.



69. Durch den Uferwald von Möraumelu.

Wir müssen einmal ganz ausladen. Über die anderen Stufen kommen wir mit den beladenen Booten nur unter den größten Anstrengungen. Dicke Baumstämme versperren den Weg und nehmen uns mehrere Stunden in Anspruch. In dem großen Boot hat sich an der einen Seite der Plankenaufsatz gelöst, sodaß das Wasser durch die Ritze hoch emporsprudelt. Wir kalfatern mit dem schönen, reinen Pech, das wir von den Schirianá eingetauscht haben. In Ermangelung von Werg nehmen wir Strümpfe, die doch nicht mehr gebraucht werden, da ich seit Monaten barfuß laufe. Spät am Nachmittag haben wir endlich wieder breiteres und tieferes Wasser vor uns, aber flußaufwärts hochgehende Wogen, von weißem Gischt gekrönt, Stromschnellen, so weit das Auge blicken kann.

4. Januar. Nach mühevoller Fahrt durch die nächsten Stromschnellen zeigt uns der Fluß ein freundlicheres Gesicht. Längere ruhige Strecken lassen uns rascher vorwärts kommen. Nachmittags erreichen wir den tosenden Fall Kumíyapong. Die Wassermasse preßt sich mit aller Wucht an schmaler Stelle rechts wie durch einen Trichter. An ein Durchkommen ist nicht zu denken. Alles Gepäck wird über Land getragen. Die leeren Boote werden unter lautem Hallo am linken Ufer über die Felsen geschleift. Die Nacht kommt heran.

Noch sechs große Katarakte sollen wir vor uns haben, sagt Mönekaí. Schomburgks Karte gibt gar keinen Bescheid. Nach meiner Berechnung müssen wir längst über die Insel Maracá hinaus sein, und doch sagen sowohl Manduca, wie Mönekaí, der Eintritt des Südarmes Maracá sei noch weiter oberhalb, und erst, wenn wir diesen passiert hätten, wären wir im Hauptstrom und hätten dann ruhige Fahrt. — Wann werden wir wohl zu den nächsten Anwohnern kommen? — Unser Maniokmehl wird immer knapper. In homöopathischen Dosen wird es den Leuten zugemessen, und nachts lasse ich den Mehlkorb unter meine Hängematte stellen!

Mehrere Wochen alte Menschenspuren, die wir heute auf einer kleinen Sandbank trafen, werden eifrig besprochen. Der Majonggóng meint, sie rührten von wilden Marakaná her, die, wie ihm sein Vater erzählt habe, südlich von hier, tief im Innern der Insel eine Maloka hätten und jeden mit Pfeilen begrüßten, der ihnen nahe käme. „Die wilden Indianer“: das ist das ständige Gesprächsthema in unserem Lager. Sie sollen dieses Katarakten-Gebiet gerade in der jetzigen Jahreszeit gern zu tückischen Überfällen bei Nacht benutzen. Nun — wir haben ein ganzes Arsenal Feuerwaffen und können ihrem Besuch in Ruhe entgegensehen. Für alle Fälle habe ich strengen Befehl gegeben, daß niemand schießt, wenn er nachts etwas Verdächtiges

merkt, sondern mich sofort weckt. Auch ist Kaikuschí ein wachsamer Hund, der so leicht keinen Fremden unangemeldet an das Lager kommen läßt.

Seit Wochen leiden Schmidt und ich an einem lästigen Hautausschlag. Zwischen den Fingern fing er an und verbreitete sich allmählich über den ganzen Körper; wahrscheinlich ist es Krätze. Gott weiß, woher wir sie haben! — Jetzt hat mir José ein Taulipáng-Mittel gegeben, das anscheinend gute Wirkung tut. Es war auch nötig, denn das Jucken und Kratzen ist fürchterlich und raubt mir halbe Nächte lang den Schlaf. Die braunrote Rinde des Yanaí-yäg, eines Uferbaumes, läßt man eine Zeitlang in frischem Wasser ziehen und reibt dann mit der Brühe die entzündeten Stellen ein, was anfangs heftig brennt, am nächsten Tag aber schon das Jucken entschieden lindert. Getrunken soll der Absud sehr giftig sein. Frauen, die von ihren Männern mißhandelt werden, sollen sich damit nicht selten ums Leben bringen.

Um 7 Uhr beobachten wir ein prachtvolles Phänomen. Ein großes Meteor taucht plötzlich im Osten auf, verdickt sich rasch zu einer stark leuchtenden Kugel und zieht, einen langen, glänzenden Schweif hinter sich lassend, quer über den nächtlichen Himmel seine Bahn, bis es im Westen verschwindet, wahrscheinlich unter dumpfem Knall, der aber von dem Tosen des Kataraktes verschlungen wird. Die Indianer sprechen nicht, solange die Erscheinung dauert. Sie wehen mit der Hand hinter dem Meteor her, wie sie es machen, wenn sie etwas Übles von sich abwenden, z. B. beim Regenzauber, wenn sie die Wolken verjagen wollen. Sie geben der Erscheinung einen Platz in ihrem Dämonenglauben. Es ist Watoíma, der große Arára mit weißem Schwanz, der in die Wohnung seines Herrn, des bösen Dämons Amaliwág, zurückfliegt.

5. Januar. Noch immer fahren wir zwischen Inseln durch zahlreiche Schnellen, die aber harmloser Natur sind und meistens nur dem außergewöhnlich niedrigen Wasserstande ihr Dasein verdanken. Und doch können sie gefährlich werden, da die Indianer sie zu leicht nehmen.

Beim Versuch, das Boot, in dem ich mit José und Mönekaí fahre, über eine solche Schnelle zu ziehen, gerät es in einen Strudel und schlägt voll. Mönekaí läßt sich, nebenher schwimmend, mit dem Boot treiben und hält es in den brandenden Wogen über Wasser, sodaß wir es noch im letzten Augenblick auf die flachen Felsen retten können. Noch ein Fingerbreit mehr Wasser hinein, und alles wäre verloren gewesen. Der tiefe Strudel hätte seine Beute nicht wieder herausgegeben. Die Ladung ist durchnäßt. Auf den glühend heißen Steinen trocknet sie rasch.

6. Januar. Ein Unglück kommt selten allein, oder werden die Leute

nervös und unsicher, wenn ihnen in diesem ewigen Einerlei einmal ein Mißgeschick begegnet? Wir wollen das große Boot, das unser letztes Maniokmehl, Salz und die wichtigsten Instrumente enthält, über einen niedrigen Fall schieben, wie wir schon so viele passiert haben. Da reißt die Wucht des stürzenden Wassers den Leuten das Boot aus der Hand. Es legt sich quer und wird überflutet. Die Indianer springen sofort nach und retten, was sie können, vor allem Mehl und Salz. Ein halber Sack Salz, einige Cará-Knollen, ein Ruder sind verloren. Im Kasten des großen photographischen Apparates steht handhoch Wasser. Der Theodolit ist unbeschädigt. Der Kleidersack mit dem mannigfachen Zeugstoff für die Indianer ist wieder zentnerschwer von Wasser. Bald kommt die Sonne über die hohen Bäume, die den schmalen Arm begrenzen. Man hat sie bei diesen Reisen so nötig, auch für Körper und Seele, und entbehrt sie so schwer, wenn sie einmal mißgünstig ihr Antlitz verbirgt. In wenigen Stunden trocknet sie alles, und das Unglück ist vergessen.

Gegen Abend treffen wir wieder Indianerspuren, eine kleine, mit frischen Palmblättern gedeckte Baracke auf dem linken Ufer, vielleicht zwei Tage alt. Wahrscheinlich stammt sie von reisenden Majonggóng oder Máku, die hier gelagert haben und dann durch einen der zahllosen Kanäle flußabwärts gefahren sind.

7. Januar. Die Nächte sind recht kühl, aber erfrischend nach des Tages Last und Hitze. Bei Sonnenaufgang haben wir gewöhlich nur 17—18° C. Das Wetter könnte für eine Reise nicht besser sein. Regen haben wir seit Urumamý nicht mehr gehabt. Auch der Fluß ist jetzt gnädig.

Auf der ruhigen Flut gleiten wir rasch dahin. Plötzlich ruft José, der vor mir mit der Stange arbeitet, halblaut: „*wailá*!" und deutet aufgeregt flußabwärts. Ein starker Tapir sucht dort den Fluß zu durchschwimmen. Jetzt haben ihn auch die anderen bemerkt, die weiter zurück sind. Von zwei Seiten rudern wir los wie bei einer Regatta. Er bekommt einige Kugel- und Schrotschüsse, gewinnt aber das Ufer. Wir Jäger mit Kaikuschí ihm nach. Der brave Hund stellt ihn und zerrt ihn am Hinterlauf. Das Tier hat ein äußerst zähes Leben. Mit mehreren Riflekugeln im Leib, einer Schrotladung im Kopf und drei Kugeln aus der Browning-Pistole, die, wie sich später herausstellte, Herz und Schlagader durchbohrt haben, geht es noch rasch ab in den Wald hinein, bricht aber dann unter einer weiteren Kugel Josés zusammen. Die Beute wird sofort ausgeworfen und zerlegt. Die Indianer schleppen die mächtigen Stücke in die Boote und sehen aus wie Metzger, die aus dem Schlachthaus kommen. Zum Frühstück gibt es am Spieß gebratene Tapirleber, eine Delikatesse.

Wir fahren noch ein paar Stunden flott weiter und lagern mit Sonnenuntergang auf der Sandbank einer Insel. Die Leute sind sehr satt geworden. Ihre Stimmung ist glänzend. José erzählt ein hübsches Märchen von den beiden feindlichen Schwiegersöhnen Maiuág und Korotoikó, Ente und Eule. Zauberhafte, selbsttätige Instrumente spielen darin eine Rolle, auch eine böse Schwiegermutter, wie in so vielen indianischen Märchen, was meinen Erzähler zu dem weisen Ausspruch begeistert: „Die Schwiegermütter taugen in der ganzen Welt nichts!"

Unser Tapir schmort die Nacht über auf einem riesigen Bratrost unter Aufsicht von Papa Mönekaí, unserem „Mädchen für alles".

8. Januar. Noch immer ist der Fluß von zahllosen Inseln durchsetzt. Auf beiden Seiten öffnen sich Arme. Seit vorgestern haben wir den Hauptarm nicht mehr verlassen. Ohne Unfall überwinden wir einige reißende Stromschnellen.

An frischen Fischen fehlt es uns nie. Der Fluß ist in diesem Katarakten-Gebiet im wahren Sinne des Wortes voll Pacú, sehr schmackhafter, fetter Fische von der Größe unserer Karpfen[1]. Sie gehen leicht an die Angel. Als Köder nehmen wir die schwarzen, beerenähnlichen Früchte einer kleinen stacheligen Palme, die mit gebogenem Stamm hier und da über das Ufer hängt, oder die dunkelblauen Früchte der Assai-Palme[2]. Die Indianer werfen diese Früchte auch als losen Köder unterhalb der Stromschnellen auf das Wasser und schießen mit dem Pfeil nach dem zuschnappenden Fisch.

Von Vogelwild sind besonders zahlreich die Cujubins. Bisweilen sitzen ein halbes Dutzend und mehr der schönen Vögel, die etwa die Größe unserer Fasanen haben, auf einem Felsen in der Stromschnelle und nehmen den Morgentrunk ein. Sie sind gerade jetzt zur Zeit der Palmfruchtreife sehr fett und schmackhaft. An das Schießen sind sie nicht gewöhnt, und man kann leicht mehrere an einer Stelle erlegen, da sie nach dem Schuß gewöhnlich auf ihren alten Platz zurückfliegen.

Wir essen während der Fahrt frische Wurst. Die Indianer haben Herz und Leber des Tapirs in kleine Stücke zerschnitten und mit Speckwürfeln in Därme gefüllt. Auf dem Rost gebraten, schmecken diese Würste garnicht übel — hier in der Wildnis.

Nachmittags schießt der Majonggóng noch einen starken Waldhirsch, der an einer Sandbank zur Tränke kam. Fleisch in Hülle und Fülle. Wenn wir nur mehr Vegetabilien hätten!

Einen kleinen Ersatz liefern die fetten und wohlschmeckenden Erfrischungsgetränke, welche die Indianer in derselben Weise, wie aus Bacába-

[1] Myletes sp. [2] Euterpe oleracea.

Früchten, aus den Früchten der Patauá- und Assaī-Palme herstellen. Eigentlich ist es eine Barbarei, wegen einiger Schalen Brühe einen stolzen Palmbaum zu fällen; aber meine Leute finden dies meistens bequemer, als ihn zu erklettern, um die Früchte herab zu holen.

So jämmerlich die Indianer tun, wenn ihnen einmal eine Speise fehlt, an die sie gewöhnt sind, so wenig wählerisch sind sie oft in ihren Genüssen. Ein Cujubim, das ich heute schoß, hat unverdaute Beeren im Magen. Meine Leute essen sie mit großem Appetit. Aber über den Geschmack läßt sich nicht streiten, und in Europa ißt man ja auch Schnepfendreck. Manches, was uns als Leckerbissen gilt, halten die Indianer für ungenießbar, so den Pürzel der Vögel, den Rüssel und die Zunge des Wildschweins. Anfangs gab es immer lachendes Erstaunen, in das sich unverkennbar ein wenig Verachtung mischte, wenn ich mir gerade diese Stücke aussuchte.

9. Januar. Der Fluß hat seit den letzten Tagen eine gute Richtung angenommen. Lange gerade Strecken führen nach Westen. Mit vom frischen Ostwind geblähten Segeln, die wir wieder aus Zeltbahnen hergestellt haben, durchfahren wir sie rasch. Stellenweise ist der Strom sehr breit, mit Felsen übersät, und bildet flache Schnellen. Im Süden in bläulicher Ferne wird bisweilen höheres Land sichtbar. Die Indianer sagen, es sei das rechte Ufer des Armes Maracá, dessen Eingang allmählich sagenhaft wird.

10. Januar. Über einzelne niedrige Abstürze geht es vorwärts. An einem Felsen liegt ein Einbaum, halb voll Wasser. Wir glauben anfangs, er stamme von den Waíka, und meine Leute werden schon unruhig. Der Majonggóng erklärt nach eingehender Untersuchung, der Kahn rühre von seinen Landsleuten her. Wahrscheinlich ist er vom oberen Fluß abgetrieben.

Bis gegen Mittag fahren wir ruhig weiter. Der Majonggóng mit dem leichten Boot ist voraus. Von einer Felsecke winkt er uns zu und macht uns Zeichen, wir sollten am linken Ufer vorsichtig aufwärts fahren. Er und sein Genosse Romeo schleichen mit Flinten an dem Felsen hin. „*Pemonggóng*!" („Leute!") flüstert Mönekaí. Wir denken an wilde Marakaná oder Waíka. Es sind zwei starke Pumas, die in malerischer Haltung, der ein liegend, der andere neben ihm stehend, von dem hohen Felsen am Waldesrand auf uns herabäugen. José schießt rasch mit dem Winchester, doch sie verschwinden unter lautem Gebrüll mit großen Sätzen im Wald. Wir eilen ihnen nach, finden aber nichts, auch keinen Schweiß. Schon halten wir die Beute für verloren, da gibt Kaikuschí, den wir auf die Fährte gesetzt haben, ganz nahe wütend Standlaut. Wir glauben, der Puma sei angeschossen und habe gebäumt; aber Manduca, der vorausgeeilt ist, ruft: „Er ist schon tot!" Da liegt er, lang ausgestreckt, der geschmeidige Körper in seiner ganzen Schön-

heit. Ein Prachtkerl; Männchen. Das Weibchen, das noch stärker war, ist entwichen. — Die Kugel hat ihm das Herz durchbohrt. Ein Meisterschuß! Trotzdem hat er noch einige gewaltige Sprünge gemacht und ist dann tot zusammengebrochen. Wir streifen ihm das schöne rötliche Fell ab, das ihm bei den Indianern den Namen „falscher Hirsch" eingetragen hat, und spannen es mit Stäben zum Trocknen auseinander. Während unserer blutigen Arbeit geht das Weibchen fortgesetzt dumpf miauend im Waldesdickicht um uns herum. Die Indianer locken es durch geschickte Nachahmung seiner Laute nahe heran, aber wir bekommen es nicht zu Schuß.

Mönekaí und Manduca wollen die Beute nicht anfassen, „da sonst das Söhnchen sterben würde", das der erstere zu Hause hat, der letztere erwartet. José, der alle Ereignisse von seinem Zauberglauben aus betrachtet, sagt: „Jetzt wird sein Herr, ein Umáyikog, böse auf uns sein und uns verfolgen, weil wir seinen Hund totgeschossen haben!" Die Umáyikog sind Bergdämonen in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Gewohnheiten, Gehilfen der Zauberärzte. Die Jaguare sind ihre Hunde.

Der Platz, an dem wir stehen, hat für die Indianer eiue gewisse historische Bedeutung. Der Fluß ist hier stark eingeschnürt. Auf beiden Seiten ragen hohe, von der Flut abgerundete Felsen empor. Die Indianer nennen sie Kulekuléima. Auf dem Felsen zur Rechten fand seinerzeit der große Kampf zwischen den Schirianá und Marakaná statt, in dem die letzteren fast aufgerieben wurden. Der Felsen habe von Blut geschwommen. So hat wenigstens Manducas Vater erzählt. Der Kampf muß während der letzten dreißig Jahre gewesen sein; denn zur Zeit der Grenzkommission (1882) saßen die Marakaná noch am oberen Uraricapará und bedrängten von dort aus auf der anderen Seite der Wasserscheide die Auaké.

Um 3 Uhr fahren wir weiter und kommen nach einer halben Stunde endlich heraus aus diesem unermeßlichen Gewirr von tausend und abertausend Inseln und Armen, die sich an die große, zusammenhängende Insel Maracá anschließen. „Samburukú" hat also doch recht. Die eigentliche Insel Maracá ist schon kurz unterhalb des Kataraktes Eménuli, etwa zwei Tagereisen oberhalb Urumamý, zu Ende. Die Indianer haben sich nur falsch ausgedrückt. Für sie gehört dieses Insellabyrinth noch zur Maracá. Wohl 300 m breit liegt der Fluß in majestätischer Ruhe vor uns. So sind wir doch durch alle Fährnisse hindurch gekommen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!

13. KAPITEL.

IM LANDE DER WILDEN WAIKA.

Voraus im Nordwesten erscheint der erste größere Höhenzug, den die Majonggóng Kauadí-hede, Hirsch-Gebirge, nennen. Auf der Suche nach einem guten Lagerplatz fahren wir bis Einbruch der Dunkelheit durch und müssen schließlich doch im versumpften Uferwald übernachten. Kaikuschí meldet einen Tapir, der nahe ans Lager heran kommt, aber dann polternd abgeht.

11. Januar. 7 Uhr ab. Kleine Schnellen wechseln mit ruhigen Strecken. Am Ufer finden wir frisch abgehauene Blätter der sogenannten „Banana brava", etwa fünf Tage alt. Wahrscheinlich rühren sie von denselben reisenden Majonggóng oder Máku her, deren Spuren, ein kleines Schutzdach, wir flußabwärts trafen. Um Mittag kommen wir an einem ansehnlichen linken Zuflüßchen vorüber, das bei den Majonggóng Kauadí-kene, Hirsch-Bach, heißt. Nach unseren heutigen Richtungen ist es der Uruwé der Schomburgk'schen Karte. Einige Stunden oberhalb seiner Mündung, die etwa 80 m breit ist, fand dieser Reisende am Ufer des Uraricuéra noch ein Dorf der Wayumará und konnte dort seinen Proviant ergänzen. Er war in dieser Hinsicht glücklicher als wir. Heute sind die Anwohner verschwunden, und der Mangel an Vegetabilien, besonders Maniokspeisen, erschwert die Reise außerordentlich.

Beim Passieren einer Stromschnelle wird Mario von einem Aimará, einem großen Raubfisch mit spitzen Zähnen, der hier zahlreich ist, in die Hand gebissen[1]. Der Fisch hat die ganze Hand im Maul gehabt. Auf beiden Seiten findet sich ein Dutzend tiefer Löcher, die heftig bluten. Ich verbinde ihn, so gut es geht. Seine gesunde Natur muß das meiste dazu tun. Wunden heilen in diesen Gegenden im allgemeinen rasch, da die reine Luft einer Infektion nicht förderlich ist.

12. Januar. Lange vor Sonnenaufgang singen um unser Lager mehrere Mutuns. Die Indianer gehen gegen Morgen hin und schießen vier davon. Ein fünfter läßt sich durch das Gewehrgeknatter garnicht stören und brummt weiter. Vielleicht hat er die Schüsse für Donnerschläge gehalten.

Stellenweise fahren wir durch Gruppen von Inseln, die aber den Charakter des breiten Stromes nicht beeinflussen. Wir segeln rasch dahin. Die

[1] Macrodon Trahira. Er ist mit großen Schuppen bedeckt und wird über 20 Pfund schwer.

Ruderer sitzen untätig im Boot und knabbern gebratenen Fisch. José erzählt humoristische Geschichten von Konewó, dem indianischen Till Eulenspiegel, einem furchtlosen Manne, der besonders die Jaguare überlistet und tötet, aber schließlich, wie viele tapfere Leute, an einer Kleinigkeit zugrunde geht. Ein Mistkäfer tötet ihn.

Bald nach Mittag halten wir an einer Felsenbarre, die als Fortsetzung des hohen linken Ufers den Fluß durchzieht. Sie bildet den Assaī-Katarakt. Wir fahren auf die rechte Seite, um dort einen Übergang zu suchen, finden aber, nachdem wir schon eine Stufe hinter uns haben, als Abschluß des Kanals einen fürchterlichen Fall, der auch mit leeren Booten nicht zu überwinden ist, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, diese zu verlieren. Manduca sagt, man käme über den Fall durch einen Kanal, dessen Mündung wir weiter flußabwärts passierten. Wir lassen deshalb die Boote vorsichtig an Stricken wieder über den ersten Absturz und fahren dorthin. Auch dieser Arm schließt mit einem Fall ab. Die weitere Arbeit sparen wir uns für morgen.

13. Januar. Ein, nach den Spuren zu urteilen, großer Alligator hat uns in der Nacht einen Besuch abgestattet und einen Fisch vom Bratrost weggestohlen.

Wir bringen die Boote über den Fall und kommen bald wieder aus dem Kanal heraus in breites Fahrwasser. In guter Westrichtung geht es weiter, aber der Katarakt hat uns wieder unruhiges Wasser gebracht. Die Stromschnellen und kleinen Abstürze wollen kein Ende nehmen. Den ganzen Tag haben wir mit ihnen zu tun. Auf einem Inselchen finden wir ein altes, primitives Indianerlager, bald darauf ein zweites auf dem rechten Ufer; auf einer Sandbank zahlreiche Fußspuren, auch Kindergetrappel. Es waren wohl streifende Indianer aus dem unbekannten Süden, die hier übernachteten, vielleicht vom Mocajahý, der wenige Tagereisen entfernt sein soll.

Die Leute harpunieren noch in der Dunkelheit große Fische, Aimará, Kurimatá und andere, die in ruhigen Buchten zwischen den Uferfelsen schlafen und, mit einer Fackel geblendet, leicht zu erlegen sind.

14. Januar. Wir sind nun wieder im freien Hauptstrom und kommen rascher vorwärts.

José schießt eine Capivára, die stumpfsinnig am Ufer hockte. Das Fleisch dieses plumpen Nagetiers, das wir mit Unrecht „Wasserschwein" nennen, ist wenig schmackhaft, und auch der Indianer verzichtet gern darauf, wenn es, wie hier, nicht an frischen Fischen mangelt. Für Kaikuschí nehmen wir einige Stücke mit. Leider war es wieder eine Mutter. Das Junge entwich in den Wald und muß nun elend verschmachten. Dem Indianer mangelt jegliches Mitleid mit den Tieren.

Eine andere kleine Capivára war während der letzten Tage unser Reisegefährte. Die Leute hatten das Tier flußabwärts gefangen. In der Pflege Herminas, die, wie alle Indianerinnen, im Zähmen von Tieren eine große Geschicklichkeit hat, war es in zwei Tagen so zahm geworden, daß es aus der Hand fraß. In der vorigen Nacht hat es sich auf Nimmerwiedersehen davongemacht.

Nachmittags kommen wir an drei niedrigen Erhebungen auf dem linken Ufer vorüber und übernachten auf der unteren Spitze einer größeren Insel, die von den Majonggóng Kamauántade[1] genannt wird. Über flache Felsen mit sauberer Sandbank steigt sie etwas an. Im lichten Wald steht hier eine Schutzhütte, von reisenden Máku errichtet. Auf dem kleinen Rost daneben liegt noch eine gebratene Piránya, die beim Aufbruch vergessen wurde.

Der an sich ideale Platz hat eine blutige Geschichte. Der seinerzeit berüchtigte Schirianá-Häuptling Kuranaí machte hier zwei Überfälle auf durchreisende Indianer, wobei unter anderen einmal der Majonggóng Samburá (Trommel), ein Verwandter Manducas, das andere mal ein Sapará Namens Schikuraí das Leben verloren. Samburá erhielt, während er lang ausgestreckt auf der Sandbank schlief, im Morgengrauen einen Pfeilschuß in die Kehle. Von der ganzen Reisegesellschaft konnte sich angeblich nur eine Frau retten. Kuranaí rühmte sich noch seiner Mordtaten. Die Leute hatten ihm nichts getan. Der Häuptling wohnte früher gegenüber der Insel auf dem rechten Ufer am Abhang eines niedrigen Höhenzuges. Später zog er mit seiner Bande an den oberen Uraricapará, von wo aus uns die wilden Kerle besuchten.

Die Waíka von Marutaní sollen an diesem Platz noch jetzt gern ihre Überfälle machen. Vorsicht ist daher geboten. Alle Feuerwaffen werden geladen. Gegen Morgen schlägt Kaikuschí wütend an. Wir schleichen zu den Booten; doch es ist nichts.

15. Januar. Die Hokko-Hühner[2] sind hier außerordentlich zahlreich und wenig scheu. Mit einiger Vorsicht kann man sich in den frühen Morgenstunden, während sie ihren monotonen Gesang erschallen lassen, leicht anpirschen. Eine große Art, die flußabwärts nicht vorzukommen scheint, nennen die Taulipáng Pauituimá. Dieser „König der Mutuns", wie ihn José mit Recht bezeichnet, ist ein prachtvoller, stolzer Vogel, schwer wie ein Truthahn. Er hat schöne, stahlblau glänzende Federchen über Hals und Rücken, braunrote Federchen am Bauch und ebensolche Schwanzspitzen. Das übrige Gefieder ist tiefschwarz. Es fehlen ihm die gekräuselte Haube und die schönen, weißen Federchen am Bauch und Steiß, die den Pauí, den „Mutum da

[1] *yantáde* = Insel. [2] Cracinae.

Serra“[1] der Brasilianer, auszeichnen. Der kurze, breite, stark gekrümmte Schnabel des Pauituimá hat eine dunkelrote Farbe, die nach der Spitze zu allmählich in gelb übergeht. Der Pauí hat einen wachsgelben Schnabel, dessen Wurzel ein gelber Fleischhöcker aufsitzt. Das Fleisch ist bei beiden Arten sehr wohlschmeckend und liefert beim Kochen eine kräftige, braune Brühe.

Der Fluß ist breit und flach. Überall ragen Felsen empor, zwischen denen sich das Wasser in schäumenden Schnellen seinen Weg sucht. Wir kommen zur langen Kusáli-melu (Hirschschnelle), die sich auf eine Reihe von Abstürzen verteilt. Mönekaí und Akúli waten und schwimmen mit dem Tau durch die erregte Flut. Jeden festen Standpunkt benutzen sie, um das Boot mit aller Anstrengung nachzuziehen, während José aufrecht im schwankenden Fahrzeug steht und es mit der Stange von den drohenden Felsen abstößt. Kurz oberhalb der Stromschnelle mündet rechts der etwa 30 m breite Yuruá, der mit dem Zufluß Akamea der Schomburgk'schen Karte identisch zu sein scheint.

Um 10 Uhr nachts fliegt wieder Watoíma, der große Arára, über uns hin. Eine Feuerkugel löst sich im Zenit und fährt, starkes Licht um sich verbreitend, nach Westnordwesten, wo sie unter lautem Knall mit lange anhaltendem, dumpfem Donner, wie bei einem Gewitter, verschwindet. In der dunklen, sternklaren Nacht berührt die Erscheinung unheimlich.

16. Januar. In langen, geraden Strecken fahren wir jetzt stark nach Nordwesten. Glatt und frei fließt der Strom dahin. Wir haben bei kräftigem Ostwind, wieder Segel gesetzt. An seichteren Stellen helfen die Leute mit Stangen nach. So kommen wir rasch vorwärts. Die Fahrt ist eine Erholung nach den furchtbaren Anstrengungen der vergangenen Tage. Nachmittags kommen wir an einem größeren rechten Zufluß, offenbar dem Coutaeba Schomburgks, vorüber und erblicken bald darauf zum ersten Mal im Norden das langgestreckte, gewaltige Marutaní-Gebirge mit seinem fast horizontalen Kamm und den rötlich strahlenden, schroffen Wänden. An einem alten Lagerplatz verbringen wir die Nacht.

17. Januar. 7½ Uhr ab. Der Fluß wird schmäler und ist hier und da mit Felsen durchsetzt. Nach zwei Stunden erreichen wir den Katarakt Tákari, der von der gleichnamigen, breiten Insel geteilt wird. Wir müssen ausladen und haben an den einzelnen Abstürzen schwere Arbeit. Erst nachmittags sind wir hinüber und genießen noch einige Stunden ruhige Fahrt zwischen schön bewaldeten Inselchen, von deren hohen Bäumen mannigfache Orchideen herabhängen.

[1] Crax alector Linn.

„Zwei Einbäume der wilden Waíka“ verwandeln sich beim näheren Besehen in einen von Alter und Flut geschwärzten Baumstamm. Mit dem Glas erkannte ich sofort die Wahrheit und lachte die Indianer, die sich dem Europäer gegenüber so gern mit ihrem scharfen Gesicht brüsten, weidlich aus. Ich mußte wieder über die Phantasie des Indianers staunen, die umso ausschweifender ist, je mehr die Angst dabei eine Rolle spielt. „Hier ist ein Hafen der Waíka von Marutaní!“ „Die Waíka von Motomotó sind nach Marutaní verzogen!“ und ähnliche Redensarten schwirrten durcheinander.

18. Januar. Mächtige Felsen bilden die Stromschnelle Malipayápong. Im Nordwesten werden die zwei niedrigen Kuppen von Motomotǫ sichtbar, im Norden eine hohe, langgestreckte Gebirgskette, etwas weiter entfernt als Marutaní. Die Majonggóng nennen sie Kuäkí-hede. Der Fluß hat eine nordsüdliche Richtung angenommen. Das lange Marutaní-Gebirge haben wir jetzt gerade vor uns. Von Osten nach Westen verlaufend, erhebt es sich nach meiner Schätzung an einzelnen Stellen bis 1500 m und gehört, seiner tafelförmigen Gestalt und der rötlichen Färbung seiner schroffen Felsabhänge nach zu urteilen, zu derselben Sandsteinformation wie der Roroíma. Im Süden, ihm vorgelagert, und parallel mit ihm verläuft ein weiterer Gebirgszug von etwa 800—900 m Höhe über dem Fluß. Seinen westlichen Abschluß bildet ein höchst grotesker Berg, der sich mit seiner dichten Bewaldung von dem im Widerschein der Abendsonne hell leuchtenden Marutaní-Gebirge dunkel abhebt. Er geht in eine spitze Kuppe aus, auf deren Gipfel ein einzelner gewaltiger Felsen, wie der Mittelpfosten über der Dachspitze eines indianischen Rundhauses, lang und schmal in die Höhe steigt. Die Taulipáng nennen ihn Koatá-tepö (Coatá-Berg).

Das Marutaní-Gebirge, das bei Schomburgk ungenau „Maritani“, auf der brasilianischen Karte der Grenzkommission fälschlich „Urutany“ heißt, ist ein Stück der „Serra Pacaraíma“, wie der Südrand des westlichen Guayana genannt wird. Dieser größtenteils niedrige Rücken, der sich als Wasserscheide parallel dem Laufe des Uraricuéra von Westen nach Osten zieht, bildet keine zusammenhängende Kette. Er besteht aus Einzelgebirgen, deren höchste Erhebung Marutaní ist.

In die Freude über diese großartige Natur bringen die Menschen einen Mißton. Der Majonggóng zeigt seit einigen Tagen Disziplinlosigkeit. Er geht mit mürrischem Gesicht umher, gibt auf Fragen kaum Antwort, stellt sich abends nicht im Lager ein. Glaubt er, hier so nahe seinem Lande könne er machen, was er wolle, da wir ihn nötig hätten und ohne ihn nicht hin kämen, oder sind es bei diesem jähzornigen und eifersüchtigen Menschen nur vorübergehende Stimmungen? Das wird sich erst entscheiden, wenn ich die

anderen entlassen habe, und wir mit ihm allein sind. Jetzt ist er eifersüchtig, weil er glaubt, die anderen wollten an seine kleine Frau, eifersüchtig auch auf José, der bei mir eine gewisse Sonderstellung einnimmt. Das könnte mir nun schmeichelhaft sein, aber ich würde gern auf die Ehre verzichten. Mit harten Worten ist bei diesem merkwürdigen Menschen garnichts auszurichten. Dadurch wird er nur noch verstockter. Durch sein hochfahrendes Wesen hat er sich nach und nach mit allen verfeindet. Deshalb und wohl auch aus Furcht vor den wilden Indianern wollen die anderen von Motomotó aus zurück und uns dort bei den Waíka unserem Schicksal überlassen. Ich habe ihnen kurz und bündig erklärt, daß dies unmöglich wäre. — So brauche ich meine ganze Ruhe und Energie, um die Mannschaft zusammenzuhalten.

19. Januar. Noch immer fahren wir scharf nach Norden, manche Strecken sogar nach Nordnordosten. Fern im Süden erscheint eine weitere hohe Kette, Pöté-tepö, von der der Yuruá kommt. Stellenweise verbreitert sich das Flußbett enorm und bildet ein Meer von Felsen, denen die Flut oft die merkwürdigsten Formen gegeben hat. Gewaltige, abgerundete Felsen sind aufeinander getürmt. (Abb. 70) Auf anderen lagern hohe Stöße mächtiger Baumstämme, die, vom Hochwasser zugleich mit dem unterwaschenen Ufer losgerissen und fortgeschwemmt, beim Sinken des Wassers sitzen bleiben, um mit der nächsten Hochflut wieder ein Stück flußabwärts zu treiben. (Abb. 71) Im Hintergrunde türmen sich als wirkungsvoller Abschluß dieses malerischen Chaos die in violetten Dunst getauchten Felsenwälle von Marutaní und Kuäkí.

Wir passieren die große Stromschnelle Muruá. In einer ruhigen Bucht am rechten Ufer liegt unter flachem Wasser eine riesige Anakonda[1]. Ich gebe aus kurzer Entfernung ein paar Schüsse mit dem Winchester auf sie ab, aber sie rührt sich nicht, bis José mit der Stange nach ihr stößt. Da verschwindet sie mit eleganter Windung ins tiefe Wasser. Sie lauerte auf ein Wild, vielleicht einen Tapir, der hier seinen Wechsel hat. Diese Riesenschlangen scheinen hier recht häufig zu sein. Schmidt sah vor wenigen Tagen ein sehr großes Exemplar am Ufer liegen und schoß mit dem Revolver danach. Zahlreich sind auch die Alligatoren, sehr große, die dem Menschen gefährlich werden können, und kleine, die in Brasilien Yacaré-tínga genannt werden, und deren weißes, faseriges, an Stör erinnerndes Fleisch auch für den Europäer genießbar ist, wenn er sich von einem leichten Moschusgeschmack nicht abstoßen läßt. In den stillen Buchten treiben große Zitteraale ihr Spiel, von der Stärke eines Armes bis zu der eines Beines. Von Zeit zu Zeit strecken sie ihren dicken, runden, häßlichen Kopf aus dem Wasser, um Luft zu schöpfen.

[1] Eunectes murinus Wagl.

José hat in der vorigen Nacht wieder einmal geträumt und mich unter vielen Schirianá und Auaké gesehen, die vom oberen Uraricapará nach Motomotó gekommen waren, um mit uns Handel zu treiben. Ausgeschlossen wäre ein solcher Besuch nicht, denn das Quellgebiet des Uraricapará, der ja auf dem Marutaní entspringt, ist uns sehr nahe. Akúli und Manduca, die beiden großen Zauberärzte, haben angeblich denselben Traum gehabt. Die Indianer, vor allem José, legen den Träumen besondere Bedeutung bei. Am 6. Januar erzählte mir morgens José, wir würden an diesem Tage noch mit Wildschweinen zusammentreffen, denn er habe im Traum viele Leute gesehen, die Parischerá, den Tanz der Wildschweine, tanzten. Leider ging sein schöner Traum nicht in Erfüllung. Es wurde sogar ein Unglückstag. Eine halbe Stunde später ging unser großes Boot unter.

In den Mittagsstunden fahren wir ziemlich nahe an dem merkwürdigen Koatá-tepö und anderen Sandsteinbergen entlang. Die Majonggóng haben Gesänge, die sich auf diese Gebirge beziehen. Jm Innern des Coatá-Berges, so sagen sie, wohnen „Leute", die große Maniokpflanzungen haben. Wenn die Indianer reichen Ertrag aus ihren Pflanzungen erzielen wollen, so bitten sie diese Dämonen um Segen.

Von diesen hohen Gebirgen, Marutaní, Roroíma, Mairarí u. a., her hört man bisweilen bei vollkommen klarem Wetter ein dumpfes, donnerähnliches Grollen. „Der Berg murrt, weil Fremde kommen", sagen die Indianer. Vielleicht hängen diese Geräusche mit der ungleichen und ungleich raschen Erwärmung der einzelnen Teile des Gebirges zusammen.

20. Januar. Von Marutaní an ändert sich die Richtung des Flusses. Wir fahren zunächst nach Nordwesten und dann lange Strecken nach Westen. Links mündet hier ein ansehnlicher Zufluß mit tiefschwarzem Wasser, Kuäkí oder Kuikí der Majonggóng, der von dem gleichnamigen Gebirge kommt. Es scheint der Kawanna Schomburgks zu sein. Der Uraricuéra ist andauernd sehr breit und seicht. Ausgedehnte Sandbänke werden unter dem flachen Wasser sichtbar. Das Flußwasser, das im Gebiet der Katarakten hellgrün war, hat jetzt, offenbar durch den starken Zufluß von Schwarzwasser, eine bräunlich-grüne Farbe angenommen. Seit wenigen Tagen treten im Uferwald zahlreiche Paxiúba-Palmen[1] auf, deren gerade Stämmchen den Majonggóng die äußere Hülle ihrer langen Blasrohre liefern. Drei Stunden oberhalb der Mündung des Kuäkí wechseln wir abermals die Richtung und fahren nach Süden auf einen mittelhohen Gebirgszug los, den die Taulipáng Pidschá-tepö (Äffchen-Gebirge) nennen.

Auf dem rechten Ufer sind einige Stengel der Wasserpflanze Mukumúku-

[1] Iriartea exorrhiza Mart.

yäg gestern abgehauen. Endlich Menschen! — Die Hügel von Motomotó liegen jetzt nahe vor uns. Mit ihren Abhängen aus roter Tonerde fallen sie unmittelbar in den Fluß ab. An einer sumpfigen Uferstelle haben die fremden Indianer Regenwürmer gesucht als Fischköder. Wir kommen an einen fast ausgetrockneten Bach zur Rechten. Ganz frische Fußspuren von Erwachsenen und Kindern führen in seinem sumpfigen Bett landeinwärts. Mit Mönekaí und dem Majonggóng, den beiden tapfersten meiner „Helden", gehe ich ihnen nach. Wir waten eine Zeitlang durch tiefen Schlamm. Dann versperren vermoderte Baumstämme und Ästegewirr den Weg. Die Spuren hören auf. Zurück und weiter flußaufwärts, ob dort nicht vielleicht ein Hafen ist. Da — nicht weit vor uns ein langer Einbaum mit einem nackten Mann und einem Knaben. Meine Indianer rufen ihm zu, doch er fährt rasch weiter. Der Majonggóng ist voraus. Er schreit etwas in seiner Sprache. Da deutet der nackte Kerl, der Bogen und Pfeile ergriffen hat, nach dem rechten Ufer. Dort ist der Hafen. Ein alter, häßlicher, im Gesicht glänzend rot beschmierter Herr erscheint auf der Höhe des Ufers und hockt sich hin. Mönekaí hockt sich zu ihm, und sie unterhalten sich. Keiner kennt des anderen Sprache, aber mit einigen Worten unter liebenswürdigem Lächeln und mit vielen Zeichen verstehen sie sich ganz gut. Es scheint eine Art Häuptling und Zauberarzt zu sein. Ich klettere hinauf und reiche ihm die Hand, doch er versteht nicht, was ich damit will. Da lache ich ihn an, und er lacht wieder. Die Freundschaft ist geschlossen. Er ist furchtbar dreckig! Nun kommt auch der Fischer mit dem Jungen. Beide, noch etwas ängstlich, nehmen keine Notiz von uns, binden schweigend ihren Kahn an die Uferbäume, raffen Bogen und Pfeile zusammen und verschwinden im Wald. Es sind ganz ursprüngliche Kerle. „Tonsur um das Haupthaar geschoren": in einem breiten Kreis um den Wirbel, den ganzen oberen Kopf einnehmend, ist das Haar kurz geschoren und mit Urucúrot eingerieben. Welche Prozedur dieses Haarschneiden sein muß, sieht man an den fürchterlichen „Treppen". Um diese Tonsur ist ein breiter Haarkranz stehen geblieben, vorn kürzer gehalten, hinten bis in den Nacken. Als Hüftschnur dient ein Bündel urucúroter Baumwollschnüre, unter das der hochgeschlagene Penis mit dem Praeputium geklemmt ist. Das Scrotum hängt, besonders bei dem alten Herrn, traurig, lappig, lang herab und baumelt bei jeder Bewegung zwischen den Schenkeln hin und her. Nasenscheidewand, Ohrläppchen und Unterlippe sind durchbohrt und mit fast handlangen Rohrstäbchen verziert. Um die Oberarme trägt der junge Fischer ganz schmale, gewebte Baumwollbänder, von denen lange Endschnüre herabhängen; ebensolche Bänder um die Beine unterhalb der Knie. Der Alte hat nur einfache Baumwollschnüre mehrfach um die

Oberarme und Beine geschlungen. Alles ist mit Urucúfarbe dick eingerieben. Der schmutzige, vernachlässigte Körper zeigt ganz kunstlose, schon halb verwischte Bemalungen mit schwarzer Genipápofarbe.

Wir folgen diesen Vertretern der Urzeit auf die Höhe des Ufers, wo sich eine Reihe elender, kaum mannshoher Palmblatthütten erhebt, eigentlich nur einseitige Schutzdächer, eins neben dem anderen und im Kreise angeordnet. Durch Zeichen fordert uns der Häuptling auf, ihm zu folgen. Schmidt bleibt mit zwei Mann bei den Booten. Ich nehme mit Mönekaí, José, Romeo und Herrn und Frau Majonggóng die Einladung an. Durch eine neue, große Pflanzung mit Maniok, Zuckerrohr, Bananen, Cará geht es im Indianergeschwindschritt, dann eine halbe Stunde auf gutem Pfad durch Wald. Wieder kommen wir durch eine große Pflanzung, in der noch angebrannte Baumstümpfe rauchen. Sie liegt auf der Höhe mit herrlichem Blick auf die Gebirge im Norden, Kuäkí und Marutaní. Endlich eilen wir steil abwärts in das Tal eines Baches, wo dichter Rauch aufsteigt. Der Häuptling ruft einige bellend und erregt hervorgestoßene Worte. Darauf vielstimmiges entsetztes Geschrei, besonders von Weibern, das sich allmählich im Walde verliert. Wieder ruft der Häuptling. Wir treten auf eine Waldblöße und sind im Dorf dieser wilden Leute. Ein Dutzend Schutzdächer, ebenso erbärmlich und ebenso angeordnet wie die am Flußufer. Allmählich kommen die Bewohner, zögernd, zitternd. Ich stehe mitten auf dem „Dorfplatz", auf meine Flinte gestützt, und lasse mich anstaunen; bin ich doch der erste Weiße, den sie zu Gesicht bekommen. Schließlich haben sich zwölf bis sechzehn Männer um mich versammelt. Die einen halten sich scheu zurück unter ihren jämmerlichen Unterschlupfen, die man nur sehr euphemistisch „Hütten" nennen kann, die anderen gestikulieren heftig und schnattern durcheinander. Einer ist immer häßlicher als der andere. Mehrere sind im Gesicht rot überschmiert. Tonsur und Tracht dieselbe. Alle mehr oder weniger dreckig. Baden scheint ihnen ein mysteriöser Begriff zu sein. Alle sind mit einer scheußlichen Hautkrankheit behaftet, die in großen, dunklen Flecken den ganzen Körper bedeckt und sich schorfartig ablöst, was ein beständiges Kratzen zur Folge hat. Als letzter kommt ein junger, schlanker Mann ohne Tonsur, auf dem einen Auge erblindet, fahl im Gesicht vor Angst und zitternd am ganzen Körper. Er macht es wie Kinder, die im Dunkeln singen und pfeifen, rückt mir ganz nahe auf den Leib und hält mir mit schreiender Stimme einen langen Vortrag. Das schöne Geschlecht enttäuscht: einige alte Weiber, ein paar jüngere Frauen mir kleinen, mageren Kinderchen. Die jungen Mädchen hat man wohl rasch in Sicherheit gebracht. Einige Weiber sehen im Gesicht wie wahre Stachelschweine aus: lange Rohrstäbchen in den durchbohrten Ohrläpp-

chen, in der Unterlippe, in den Mundwinkeln; drei schmale Rohrstreifen, nach beiden Seiten fächerförmig auseinanderstehend, im Nasenseptum.

Durch Zeichen setzt man uns auseinander, daß vor kurzem fünf Máku vom Auarí auf der Reise flußabwärts hier gewesen seien, deren frische Spuren wir im Gebiet der Katarakten trafen. Die Máku oder „Makúli", wie die Schirianá sie nennen, sind ihre Freunde und „Kulturbringer" Zwei häßliche, kleine Köter mit hohen, spitzen Ohren, die unseren schönen, großen Kaikuschí wütend angeifern: Makúli; eine Baumwollhängematte: Makúli; ein Perlenschürzchen: Makúli; eine Axt, ein plumpes venezolanisches Waldmesser, einige Angelhaken: Makúli. Auch die gewebten, schmalen Baumwollbänder, die einige Männer um die Oberarme, die Weiber um die Beine über den Fußknöcheln tragen: Makúli. Sicherlich sind auch die urucúroten Fransenschürzchen aus Baumwolle ihnen nicht ursprünglich eigen, sondern wohl auch „Makúli", denn einige Weiber tragen diesen „Schamschurz" oben am Bauch, anderen ist er bis halb zu den Knien herabgerutscht und hat so ganz seinen Zweck verfehlt. Die Schamhaare sind bei den Weibern glatt wegrasiert, bei den Männern stehen geblieben. Über dem hochgeschlagenen und unter die Hüftschnur geklemmten Penis tragen einige Männer eine kaum zwei Finger breite Schambinde aus schmutzigem Kattun. Auch diese „Bekleidung" ist eine Kulturerrungenschaft von ihren Freunden, den Makúli. Das Haupthaar der Weiber ist kurz geschnitten wie bei den Männern, aber ohne Tonsur. Zur Feier des Tages hatte ich mich, als wir die ersten sicheren Menschenspuren trafen, noch rasch rasiert. Diese zarte Rücksichtnahme wäre wirklich nicht nötig gewesen, denn die Leute legen auf Äußerlichkeiten gar keinen Wert.

Zwei Maniokreibebretter stammen von den Yekuaná-Majonggóng oder, wie man hier sagt, Y a k u n á. Sonst reiben sie die Maniokwurzeln auf rauhen Granitplatten.

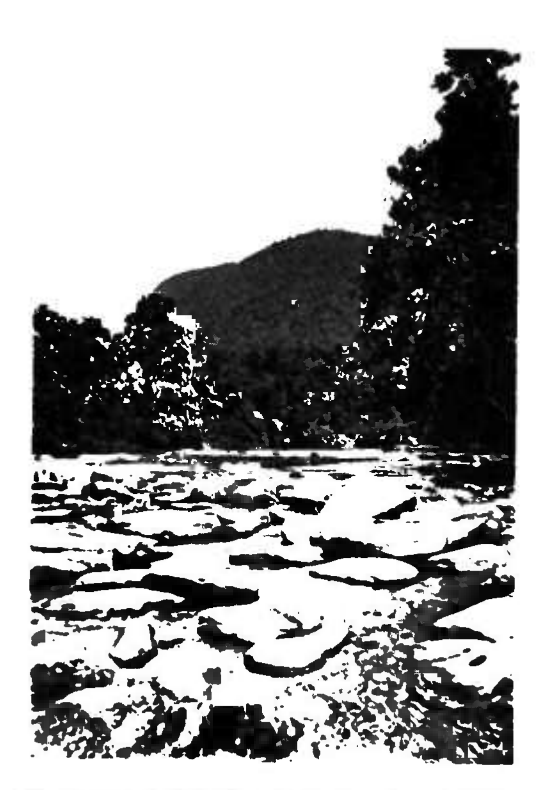
Bevor die Máku ihre „Kulturbringer" wurden, was noch nicht allzu lange her sein kann, hatten sie überhaupt keine größeren Pflanzungen, sondern lebten vorwiegend von Waldfrüchten, wie auch jetzt noch in der Regel. Sie hatten gar keine Äxte, um Wald zu schlagen. Eine Steinaxt, die ich ihnen zeige, macht keinerlei Eindruck auf sie. Wie das flüchtige Tier des Waldes durchirren noch heute die meisten dieser primitiven Horden diese unermeßlichen Einöden.

E t h n o g r a p h i s c h sind sie die Ärmsten der Armen, aber die wenigen Sachen, die sie haben, sind vom wissenschaftlichen Standpunkt sehr interessant: einige gut und fest geflochtene, runde Tragkörbe und größere Korbwannen; kleine runde Korbwannen desselben Geflechts, die an Stelle des





70. 71. In der Stromschnelle Murua. Rio Uraricuera.







72. Gebirge Pidscha-tepo. Rio Uraricuera.

73. Aracasa beim Paciencia-Lager.

fehlenden elastischen Maniokschlauches, wie ihn die höherstehenden Stämme haben, zum Auspressen der geriebenen Maniokmasse dienen, indem sie zusammengefaltet und mit den Händen gequetscht werden; kleine kugelige Kalabassen mit roter Farbe für die Körperbemalung; Knäuel Baumwollfäden, hübsch aufgerollt und in Blätter eingewickelt; einfache Rohrflöten; Bogen und Pfeile, mit Knochenspitzen zum Schießen der Fische, mit langen, breiten, an beiden Seiten scharf zugeschliffenen Bambusmessern für Hochjagd und Krieg; Quirlhölzer zum Feuerreiben; Frauenmesser aus Bambussplittern zum Schaben der Maniokwurzeln; Männermesser aus Cutíazähnen, wie wir sie vom Uraricapará kennen. Die Männer tragen diese „Messer" unter die Armbinde geklemmt. Im allgemeinen gleicht ihr Kulturbesitz dem der Schirianá vom Uraricapará. Nur ist alles noch primitiver, noch ärmlicher. Besonders Bogen und Pfeile sind hier bei weitem nicht so fein gearbeitet wie dort.

Furchtbar sind wieder die Hängematten. Man bekommt schon Striemen nur bei dem Gedanken, daß man sich da nackt hineinlegen sollte: ein Bündel harter Baststreifen vom Waimbé-Baum ist an beiden Enden zusammengebunden. Der Einschuß aus rotgefärbten Baumwollfäden, wie am Uraricapará, fehlt. Daß die Leute beim Schlaf nicht durch die weiten Öffnungen fallen, ist rätselhaft. Von Schmuck sehe ich nur Baumwollschnüre für die Oberarme mit anhängenden Vogelflügeln. Mein Ethnographenherz entzückt eine Kriegskeule aus schwerem, schwarzem Holz von eleganter Form. Eine Eigenschaft vereinigt alle diese Sachen unter sich und mit ihren Besitzern, das ist der Dreck, der wie eine Urpatina alles überzieht.

Wir machen ihnen durch Zeichen verständlich, daß „unser Bauch leer sei", wie man auf gut indianisch sagt. Da bringen sie uns große Kalabassen voll fetter Bacábabrühe. Sie kneten die Palmfrüchte mit den Händen. Die Hände werden sauber, und wir trinken den Stoff mit Genuß, denn wir haben Durst.

Einige Männer begleiten uns zum Lager zurück, wo sie mit freundlichem Grinsen alles anstaunen und darüber ihre Bemerkungen machen. Ich handele ihnen für Perlen, Streichhölzer und anderen Kleinkram zwei Bündel halbreifer Bananen und ein paar Ethnographica ab. Diese unverfälschten Naturkinder stellen keine Preise und sind zufrieden mit dem, was man ihnen gerade in die Hand gibt. Die Bezahlung wickeln sie in grüne Blätter und hängen das Bündelchen um den Hals. Sie haben ja keine Taschen.

Kurz nach Sonnenuntergang drücken sich die Herren, nicht ohne uns durch sprechende Gebärden des Pfeilschießens vor ihren wilden Stammesbrüdern des linken Ufers, des Marutaní-Gebirges, gewarnt zu haben, die mit ihnen verfeindet wären und vielleicht einen nächtlichen Überfall auf unser

Lager machen könnten. Lautlos wie Schatten tauchen sie im Dunkel des Waldes unter.

Kaum sind sie weg, da beginnt José wieder sein mir schon zum Überdruß bekanntes Klagelied. Vor Angst kann er kaum sprechen. Er fühlt sich schon von Pfeilen durchbohrt. Er ist der Wortführer der anderen, aber ich bin fest überzeugt, diese würden gar nicht an Umkehren denken, wenn er sie nicht immer wieder aufwiegelte. Ich sage ihm gründlich meine Meinung und erkläre ihm zum Schluß, hier bekämen sie weder Bezahlung, noch ein Boot, noch Lebensmittel. Auf welche Weise sie eigentlich die weite Reise flußabwärts bewerkstelligen wollten, frage ich ihn höhnisch. Da lenkt er ein. — Dieser intelligente Mensch ist ein tüchtiger Bootsführer, ein brauchbarer Diener, ein liebenswürdiger Gesellschafter, mir besonders wertvoll als Märchenerzähler, aber er zeigt eine so schamlose Feigheit, wie ich sie noch niemals bei einem Indianer bemerkt habe. Deshalb kann ich ihn für die Weiterreise nicht brauchen und werde ihn bei der nächsten Gelegenheit zurücksenden. — Die Stimmung meiner Leute ist nichts weniger als günstig, und ich werde froh sein, wenn ich erst in den Dörfern der Majonggóng, unseren Winterquartieren, bin, von denen mir Manduca so viel Rühmliches erzählt hat.

21. Januar. Die Nacht verläuft ruhig. Kein vorwitziger Schirianápfeil stört unseren Schlummer. Schmidt geht frühzeitig ins Dorf und kommt mit einer Anzahl Männer und Weiber, beladen mit Ethnographica, zurück.

Ich zeige ihnen Photographien anderer Indianer. Sie wissen gar nichts damit anzufangen. Aufnahme der Sprache — unmögliches Beginnen. Die guten Leute verstehen nicht, worauf ich hinauswill. Zeige ich auf meine Nase, so tun sie dasselbe. Strecke ich die Zunge heraus, so halten sie das offenbar für einen guten Witz, lachen und machen es ebenso. Das sehnlichst erwartete Wort aber spricht keiner aus. Doch zeigt die Sprache anscheinend nur geringe dialektische Unterschiede vom Schirianá des Uraricapará.

Es ist eine kulturell äußerst tiefstehende Gesellschaft, und es hält schwer, sie mit ihren westlichen Nachbarn, den intelligenten Taulipáng, Makuschí und anderen Stämmen, geschweige denn mit uns Europäern auf eine menschliche Stufe zu stellen.

Die Bewohner von Motomotó sind in der Mehrzahl Schirianá. Ein junger Mann und eine junge Frau werden mir als Waíka bezeichnet. Es sind Zweige e i n e s Stammes, die sich mühelos verstehen. Diese Waíka zeichnen sich durch auffallend helle, wenn man die Schmutzschicht abrechnet, fast weiße Hautfarbe aus, was schon Alexander von Humboldt von Angehörigen dieses Stammes bezeugt, die er am oberen Orinoco sah[1] Der Waíka, der

[1] A. von Humboldt's Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Kontinents. Ausg. Hermann Hauff. Bd. IV., S. 114ff., Stuttgart 1860.

keine Tonsur hat, ist ein wilder Kerl mit unsteten Augen, dem man nicht gern ohne Waffen im Wald begegnen möchte. Er kaut beständig Tabak, sodaß ihm der braune Saft aus beiden Mundwinkeln herabfließt. Eine dicke Wurst Tabak hält er zwischen Unterlippe und Zähnen und sieht so mit scheinbar vorstehendem Unterkiefer noch tierischer aus. Er nimmt die Tabakwurst heraus und schiebt sie einem neben ihm hockenden Freund in den Mund. Ein Glück nur, daß ich nicht neben ihm sitze, denn dies scheint der höchste Ausdruck des Wohlwollens zu sein.

Der halbblinde junge Mann und ein anderer stammen nach ihrer Angabe vom oberen Uraricapará.

Ich habe den großen photographischen Apparat aufgestellt, um die Gesellschaft einzeln und in Gruppen aufzunehmen. Schon die Vorbereitungen machen auf die Leute augenscheinlich einen unheimlichen Eindruck. Ich lasse, um sie zu beruhigen, zuerst Schmidt, dann José vor die Kamera treten. Als ich unter dem schwarzen Tuch einstelle, prägt sich deutliches Entsetzen auf den Gesichtern aus. Ein junger Schirianá von besonders charakteristischem Typus, den ich vor die Kamera führen will, erbleicht, zittert heftig und will weglaufen. Mönekaí sucht vergeblich den Leuten das Ungefährliche der Prozedur mit der Photographie seines Bruders Maipalalí klar zu machen. Man versteht ihn nicht. Endlich nach längerem Sträuben entschließen sich ein alter, häßlicher Dickbauch und der junge, halbblinde Mann vom Uraricapará dazu, aber sie halten immer wieder die Hände vor das Gesicht. Wir lassen dann vom Photographieren ab und setzen uns zum Frühstück nieder, damit sich die Leute wieder beruhigen; doch sie verabschieden sich bald, indem sie mir durch Zeichen zu verstehen geben, sie wollten morgen Cará, Bananen und andere Früchte von ihren Pflanzungen bringen. Im Nu ist die ganze schmutzige Bande verschwunden.

Schmidt geht nachmittags nochmals ins Dorf. Manduca und Hermina begleiten ihn. Die kleine, tapfere Frau will dort Maniokfladen bereiten als Reisezehrung. Manduca nimmt sich jetzt wieder zusammen. Wie ich annahm, war er eifersüchtig gewesen auf José, den er von mir bevorzugt glaubte. Jetzt setze ich mich manchmal an sein Feuer, das er stets abseits von den anderen hat, und bespreche mich mit ihm über die weitere Reise. Seitdem ist er wie umgewandelt. Bei allen seinen Launen, die auf das Gleichgewicht der Expedition bisweilen recht störend wirken, hat er eine vortreffliche Eigenschaft, die ich meinem José wünschen möchte, Furchtlosigkeit.

22. Januar. Hermina hat gestern acht Maniokfladen gebracht. Heute will sie mehr backen. Ich schicke Schmidt mit dem Ehepaar. Er soll die

Schirianá herbei holen. Bald kommt er zurück. Das ganze Nest ist ausgeflogen. Alle sind spurlos verschwunden, mit Hab und Gut! Nur ein halbverhungerter Hund ist angebunden dageblieben. Wahrscheinlich sind sie durch das mysteriöse Photographieren erschreckt worden, hinter dem sie wohl einen schlimmen Zauber vermuteten, mehr noch durch die zahlreichen Schüsse, die José und Akúli heute Morgen am anderen Ufer überflüssigerweise auf ein armes Cujubim abgaben. Haben die Schirianá geglaubt, wir seien mit ihren Todfeinden von Marutaní handgemein geworden? Sie müssen sich kurz vor Schmidts Ankunft davongemacht haben. Die Feuer brannten noch.

Drei von unseren Messern haben die Flüchtlinge mitgehen lassen. Wir nehmen es deshalb auf unser Gewissen, uns etwas schadlos zu halten, und holen aus ihrer Pflanzung einige Lasten Cará und Bananen. Unter einem der Schutzdächer lasse ich eine Axt, ein paar Schachteln Streichhölzer, einige Schnüre Perlen, ein buntes Halstuch und anderen Kram als Entgelt zurück. Ich will keinen schlechten Eindruck hinterlassen. Meine Indianer finden diese Freigebigkeit wenig am Platze und lachen spöttisch.

Diese kleinen Dörfer, die nur aus niedrigen Schutzdächern für je eine Familie bestehen, scheinen nur fliegende Lager zu sein. Manduca hat einen Pfad weiter ins Innere verfolgt und ist zu einer ausgedehnten Pflanzung mit halbfertiger, großer Hütte von viereckigem Grundriß, einer Art Maloka, gekommen. Ihre eigentlichen Wohnsitze seien an den Quellen des rechten Zuflusses Carucurí, der weiter oberhalb mündet.

Schon zu Robert Schomburgks Zeit saßen die Schirianá an diesem Platz. Südwestlich von Marutaní, etwa in der Gegend von Motomotó traf der Reisende auf ein „Ackerfeld der Kirishanas“, begegnete aber diesen Indianern nicht. Nach seinen Angaben bildeten sie „einen Wanderstamm, der ganz im Naturzustande lebt. Sie gehen ohne irgend eine Bedeckung und leben entweder von der Jagd in den Gebirgen oder, bringt ihnen diese nicht genug Ausbeute, von den Fischen, Schildkröten und Alligatoren der Flüsse. Dann und wann reinigen sie sich wohl auch ein kleines Stück Waldgrund und bepflanzen es mit Kapsicum und Cassadawurzeln, um später, wenn es ihre übrigen Beschäftigungen erlauben, zurückzukehren und die Ernte einzusammeln. Von den übrigen Indianern werden die Kirishanas gefürchtet; sie wissen dies auch und plündern die übrigen schwächeren Stämme bei jeder Gelegenheit ohne alle Scheu; ihre vergifteten Pfeile sind immer zum Töten bereit[1].“ — Seit 70 Jahren hat sich hier wenig geändert.

Ich möchte die Schirianá und Waika nach ihrem ganzen Habitus für

[1] A. a. O. S. 417.

eine sehr alte Bevölkerungsschicht dieser Gegenden halten, die, in kleine, unter sich häufig feindliche Banden zersplittert, ohne eigentliche feste Wohnsitze im Quellgebiet der kleinen Zuflüsse weit nach Westen bis zum oberen Orinoco anzutreffen ist und ursprünglich nur von Jagd, Fischfang und Waldfrüchten lebte.

Die Flüchtlinge zu suchen, würde keine Aussicht auf Erfolg haben. Wo sollten wir sie in dieser ungeheuren Wildnis finden, und würden sie standhalten jetzt, da sie ein schlechtes Gewissen haben? Auch würde nur der Majonggóng ist mir gehen. Was würden aber in der Zwischenzeit die anderen anstelle?

So nehmen wir von Motomotó Abschied und fahren weiter nach Südwesten auf die blauen Kuppen von Pidschá-tepö los.

23. Januar. Neben der gewöhnlichen Paxiúba-Palme sieht man jetzt am Ufer bisweilen die sogenannte „Paxiuba barriguda"[1], die von der bauchigen Verdickung des Stammes ihren Namen führt, ferner die schlanke, feingefiederte Assaï, die hohe Bacába und die königliche Inajá[2] mit ihren gewaltigen Wedeln. Die Patauá, die im Gebiet der Stromschnellen häufig war, ist jetzt selten geworden. Die für die Savanne so charakteristische Mirití-Palme fehlt in diesem dichten Hochwald.

Mit dem Reichtum an Palmen hängt wohl der Reichtum an Wild zusammen, Vögeln und Vierfüßlern, die an den fetten Palmfrüchten ihre reichliche Nahrung finden.

Die Mutuns haben jetzt ihre Paarungszeit. Ich hocke mit Mönekaí im Dickicht. Der Alte ahmt täuschend den schmachtenden Lockruf des Weibchens nach, und zwei der liebestollen Kerle rennen kurz nacheinander in ihr Verderben.

Inzwischen haben José und Akúli, die seit dem frühen Morgen einer Rotte Sauen auf der Spur waren, einen fetten weiblichen Tapir erlegt, außerdem zwei Inambú (Rebhühner), ein Jacú-Huhn und ein Agutiuaya, eine Art Eichhorn. Unsere Strecke ist reich. Umso geringer ist die Strecke, die wir heute zurückgelegt haben.

Um 3 Uhr machen wir Halt an der Mündung des Carucurí, um unsere Beute zu rösten.

Der C a r u c u r í, der klares, dunkelbraunes, über hellen Sand strömendes Wasser führt, hat hier nur eine Breite von etwa 20 m, soll aber weiter aufwärts breiter werden und von einem hohen Gebirge fern im Süden kommen.

24. Januar. 7½ Uhr ab. Das Pidschá-Gebirge haben wir jetzt vor uns

[1] Iriartea ventricosa Mart. [2] Maximiliana regia.

im Nordwesten. Im Westen zeigt sich eine neue Kette, Waimití. Millionen großer Heuschrecken durchziehen die Luft. Viele fallen ins Wasser, den gefräßigen Pacú-Fischen zur Beute.

Gegen Mittag fahren wir am Pidschá-Gebirge entlang, das sich etwas landeinwärts am linken Ufer hinzieht. (Abb. 72) Schomburgk verlegt es auf seiner Karte irrtümlich auf das rechte Ufer und unterhalb des Carucurí. Die Stromschnelle Pidschá-melu, die wir bald darauf überwinden, wird durch die Höhenzüge zu beiden Seiten hervorgerufen. Der Fluß kommt weiterhin in seiner Hauptrichtung aus Nordwesten und strömt in zahlreichen, flachen Schnellen. Links einwärts verläuft Uranapíyeng, das „Blitzgebirge". Mit Einbruch der Nacht lagern wir an einem guten Platz auf dem linken Ufer, im Angesicht einer hohen, schönbewaldeten Kuppe des Waimití-Gebirges, das hier den Fluß stark einengt. Der Majonggóng hat einen jungen Tapir mit einem Schirianá-Pfeil geschossen.

Die Felsen nahe unserem Lager bestehen aus rötlichem Sandstein, der hier zum ersten Mal im Fluß ansteht.

25. Januar. Es ist eine herrliche Landschaft, durch die wir fahren. Auf beiden Ufern begleiten Gebirgsketten in einer durchschnittlichen Höhe von 400—500 m den Lauf des Flusses, zur Rechten Waimití, zur Linken die lange Uranapíyeng, die sich weit flußaufwärts erstreckt. Vor uns im Nordwesten zeigt sich die Kette Tukuschimá. Der Fluß hat hier noch immer eine Breite von 200—250 m. Infolge der Trockenheit strömt er stellenweise in leichten Schnellen dahin, sodaß wir in den Morgenstunden nur langsam vorwärts kommen. Rechts mündet ein Zuflüßchen mit schwarzem Wasser.

Nicht weit von uns badet ein Tapir in der klaren Flut und äst von Zeit zu Zeit die zarten salzhaltigen Carurú-Pflänzchen[1] ab, die auf den vom Wasser überströmten Felsen wachsen. Lange betrachten wir das friedliche Bild. Da fallen hinter uns zwei Schüsse. Akúli, der im nächsten Boot fährt, hat seine Jagdleidenschaft nicht zügeln können, obwohl wir Überfluß an Wildbret und Fischen haben. Waidwund geschossen, gewinnt das arme Tier langsam das Ufer und verschwindet im Wald. Der Schütze ist noch sehr erstaunt, als ich ihn mit heftigen Worten zurechtweise.

Fern im Norden erscheint der langgestreckte, horizontale Kamm der wohl 1000 m hohen Gebirgskette Wainamá, die in ihrer wallähnlichen Gestalt Töpekíng und Marutaní gleicht und als die unterbrochene Fortsetzung dieser Gebirge einen Teil des Pacaraíma-Rückens darstellt. Sie bildet die Wasserscheide zum Merewarí.

Nach dem Glauben der Majonggóng ist dieses Gebirge die Wohnung

[1] Podostemacea.

böser Zauberärzte. Ihre Waffen sind in der Erde. Mit diesen schießen sie auf die Leute, die sich länger hier aufhalten, und bringen ihnen dadurch Fieber.

Um 10 Uhr kommen wir an der von mehreren Inselchen versperrten Mündung des linken Zuflusses Koátu vorüber. Im Nordwesten sieht man einen neuen Gebirgszug, den die Indianer Wayarantá nennen. Kurz nach Mittag fahren wir auf dem breiten, ruhigen Strom in langer, gerader Strecke nach Westen und erreichen nach zwei Stunden die Mündung des Aracasá oder Arecatsá, der aus Nordwesten kommt und uns zum Merewarí bringen soll. Der Uraricuéra strömt hier aus Südwesten und weiterhin anscheinend in scharfer Windung aus Südsüdosten, wobei er den schroffen Westabfall der dicht an sein rechtes Ufer herantretenden Kette Tukuschimá umfließt.

Nach der Aussage der Indianer geht er bald wieder in die Richtung aus Südwesten über und behält diese mehr oder weniger bis zu seinem Ursprung bei. Zwei Tagereisen oberhalb der Mündung des Aracasá bildet er einen hohen Katarakt und nimmt einen weiteren Tag aufwärts von links den breiten Nebenfluß Auarí auf, der als der nördliche Quellfluß des Uraricuéra gelten kann. Der südliche Quellfluß, der eigentliche Parima, komme in ununterbrochenen Kaskaden von der gleichnamigen, langen Kette aus einem großen See, aus dem auch der Orinoco entspringe.

Der Aracasá, den wir nun aufwärts fahren, ist ein uralter Handelsweg der Majonggóng. Auch Robert Schomburgk benutzte ihn, um zum Merewarí zu gelangen. An seiner Mündung ist er nur 30 m breit. Das Wasser ist gelblich-grün, wie das des Hauptstroms, aber klarer. Der Unterlauf ist stark versandet und liegt jetzt sehr trocken. Längere Strecken müssen wir die Boote mühsam über Kies und Geröll schieben. Am linken Ufer steht ein kleines Blätterdach, darunter ein Gerüst mit Korb, wie ihn die Indianer zum Aufbewahren von Maniokmehl benutzen. Leider ist er leer. Um 4½ Uhr lagern wir am Fuß eines Falles. Unter den Uferbäumen finden sich wieder einige Reiseschutzdächer der Majonggóng. An den Zweigen hängen ein verrosteter eiserner Kessel und ein zerrissener Korb. Wir müssen ausladen.

26. Januar. Oberhalb des Falles wird das Flüßchen schmäler und tiefer. Aber auch hier stellen sich uns schwere Hindernisse entgegen. Dicke Baumstämme sind querüber gefallen. So arbeiten die Leute stundenlang bald mit Axt und Waldmesser, bald wälzen sie die Steine zur Seite, um einen schmalen Weg für die Boote zu schaffen. Dazu quälen uns Wolken von Piuns, die am Hauptfluß fehlen. (Abb. 74)

Wild und Fische gibt es auch hier genug. Überall verlaufen die breiten Fährten der Wildschweine und Tapire. Die plumpen Dickhäuter kommen

wieder dicht an die Boote heran und lassen sich auch durch unser Schreien und Lachen nicht stören, bis wir sie mit Steinwürfen verjagen. Kaikuschí ist fortwährend in Aufregung. In den Ruhepausen fischen wir mit Bogen, Pfeil und Angel. Die großen Aimará mit ihren dummen Glotzaugen sind hier außerordentlich zahlreich. Sie sind so gefräßig, daß sie, wenn sie von der Angel loskommen, noch mehrmals anbeißen, bis sie ihr Schicksal erreicht. Das zarte Fleisch ist sehr schmackhaft.

27. Januar. Das Flüßchen ist wieder breiter geworden, aber auch seicht und voll Geröll, über das wir mühselig Schritt für Schritt die Boote schleifen. Bald wird das Flußbett, von Höhenzügen auf beiden Ufern eingeengt, zur felsigen Schlucht, durch die sich der Aracasá als wilder Gießbach in korkzieherartigen Windungen seinen Weg sucht. Nachmittags erreichen wir einen zweiten Fall.

28. Januar. Wir fahren zu einem nahen Fußpfad, auf dem man den sehr ausgedehnten Fall umgeht, sehen aber bald, daß es unmöglich ist, mit den schweren Booten weiter zu kommen. Ein Wall von übereinander getürmten Felsblöcken, auf die sich halbvermoderte Baumriesen gleich gewaltigen Scheiterhaufen geschichtet haben, setzt unserer Fahrt ein vorzeitiges Ziel. (Abb. 73)

Da heißt es, einen raschen Entschluß fassen. Ich schicke Schmidt mit dem Ehepaar Majonggóng und Romeo und Mario in dem kleinsten Boot ohne Ladung voraus. Sie sollen aus einem Dorf der Guinaú, 6—7 Tagereisen von hier an einem Zufluß des Merewarí, so schnell wie möglich leichte Kähne und frische Mannschaft holen. Ich selbst bleibe mit den übrigen Leuten und dem gesamten Gepäck hier. Es wird freilich eine lange Wartezeit werden. Im besten Fall können sie in 18 Tagen zurück sein, und unsere Vegetabilien sind knapp; einige Caráknollen und ein Rest Maniokmehl.

Das kleine Boot wird mit ungeheurer Mühe zwischen den Felsen durchgezwängt, wobei Akúli beinahe der Brustkasten eingedrückt wird. Die Ladung schaffen wir auf dem elenden Pfad zu einer hochgelegenen Stelle auf dem linken Ufer im Wald, die als Lagerplatz ausersehen ist.



74. Unterer Aracasa.



75. Paciencia-Lager.



76. Auf der Wasserscheide zwischen Uraricuera und Merewari.

14. KAPITEL.
GEDULD-LAGER.

29. Januar. „Paciencia" haben wir unser Lager getauft. Wir werden sie jetzt reichlich üben müssen!

Um 8 Uhr fährt Schmidt mit seinen Leuten ab. Sie nehmen nur das unentbehrlichste Gepäck mit, ihre Waffen und Hängematten, ein paar Tauschwaren, um Lebensmittel zu kaufen, und einige „Maggis Suppentafeln" als „eiserne Portion".

Ich lasse eine Lichtung schlagen, damit die Sonne eindringen kann, und eine Baracke errichten, unter der wir alle mit dem Gepäck Platz finden. (Abb. 75)

Die nächsten Wochen gehen dahin. Mit geringer Abwechselung gleicht ein Tag dem anderen.

Um 6 Uhr stehe ich mit der Sonne auf, nehme ein erfrischendes Bad in dem klaren, kühlen Gebirgswasser des Falles und bereite dann für mich und meine drei Genossen aus einer Tafel feinster Sarotti-Schokolade den Morgentrunk. Gegen 1 Uhr essen wir zu Mittag. An frischen Fischen und Wildbret fehlt es uns nie. Um 6 Uhr ist das Abendessen. Nach jeder Mahlzeit gibt es Tee. Aus leeren Konservenbüchsen haben sich die Leute Trinkbecher hergestellt. Leider geht der Zucker, nach dem man hier bei dem gänzlichen Mangel an süßen Früchten ein so großes Verlangen hat, in den ersten Tagen zu Ende. Kaffee haben wir schon lange nicht mehr.

Die Zeit zwischen den Mahlzeiten ist mit mannigfachen Arbeiten reichlich ausgefüllt. Ich beschäftige die Leute möglichst den ganzen Tag, damit sie nicht vor langer Weile auf dumme Gedanken kommen. Jeder hat sein Amt im Lager, wenn er nicht gerade auf Jagd und Fischfang abwesend ist. Akúli besorgt die Küche. Mönekaí wäscht und trocknet von Zeit zu Zeit unsere Kleider und Hängematten. Zwischendurch verfertigen sie reizende Flechtereien, die ich, wie sie sagen, meinen Kindern mitnehmen soll, zierliche Körbchen in zylindrischer Form, eine winzige Korbwanne, eine kleine Kiepe und andere niedliche Sachen. Man sollte nicht glauben, daß sie nur von Männern gemacht würden. Das Material zu diesen Flechtarbeiten liefert das Arumá-Rohr[1], das in gleichmäßige, feine Streifen geschlissen und geschabt wird. Die Arumá-Pflanze kommt hier häufig vor, während sie flußabwärts selten ist. Die Leute machen sich deshalb ganze Bündel fertiger

[1] Ichnosyphon (gracilis Körn.)

Flechtstreifen zurecht, die sie bei der Heimreise mitnehmen wollen. Auch lange, elastische Angelgerten, die über dem Feuer gestreckt und gehärtet werden, sammeln sie in größerer Anzahl.

José steht immer zu meiner Verfügung. Hier, wo ihn keine Gefahren umgeben, zeigt er sich von seiner besten Seite. Er ist bescheiden und aufmerksam und unermüdlich, mir die genauesten Angaben zu machen über die Sitten, Gebräuche und Anschauungen seines Stammes. Jeden Tag diktiert er mir Taulipáng-Texte, Märchen und Zaubersprüche, und wir übersetzen sie zusammen Wort für Wort ins Portugiesische. So vertiefe ich mich immer mehr in diese reiche Sprache und erhalte in anstrengender Arbeit ein wertvolles Material.

Diese Zaubersprüche sind für die Völkerkunde von der größten Wichtigkeit und waren bisher aus Südamerika ganz unbekannt. Sie bewegen sich noch nicht auf dem Boden animistischer Weltanschauung und gehören daher zu den ältesten Vorstellungen.

Sie können von jedem mit Erfolg angewendet werden, und zwar bei allen möglichen Gelegenheiten, gegen Wunden, Geschwüre, Schlangenbiß, Rochenstich, Halsentzündung, Hautausschlag, Eingeweide- und Verwesungswürmer, gegen Brechdurchfall der Neugeborenen, zur Erschwerung und Erleichterung von Geburten, um Feinde zu Freunden zu machen usw.

Es gibt böse und gute Sprüche; böse, um einem anderen Krankheit anzuzaubern, gute, um ihn davon zu befreien. Die bösen Zaubersprüche, um eine Geburt schwer zu machen, gibt mir José aus Rücksicht auf seine schwangere Frau zu Hause nicht im Urtext an.

Die meisten dieser formelhaften Zaubersprüche gehen von einer kurzen mythischen Erzählung aus, die auf den Spruch hinleitet. Hilfreiche Tiere und Pflanzen oder Naturgewalten, wie Wind, Regen, Donner und Blitzstrahl, spielen darin eine Rolle, auch die perfide Gesinnung der Stammesheroen, die viele Leiden in die Welt gebracht haben, um die Menschen zu strafen, die ihnen nicht zu Willen waren.

Makunaíma, der Stammesheros, und seine Brüder sind in allen indianischen Mythen die Unheilstifter. Es wirkt daher als unfreiwillige Komik, wenn die englischen Missionare in ihren Bibelübersetzungen für die den Taulipáng stammverwandten Akawoío „Gott“ mit „makonaima“ übersetzen.

Die Zaubersprüche der Taulipáng zeigen wieder einmal, daß die Menschheit auf einer gewissen Stufe überall die gleichen Gedanken hat; denn sie ähneln in ihrem ganzen Aufbau, selbst in den Redewendungen den bekannten „Merseburger Zaubersprüchen“ aus altgermanischer Zeit und den Heil- und Segenssprüchen („Gesahn“), die noch heute unser Landvolk bei Krankheiten von Menschen und Vieh anwendet.

José erzählt mir unter anderem auch von einem Kriegszug, den die Taulipáng vor nicht allzu langer Zeit gegen die Pischaukó, ihre Erbfeinde, führten. Diese lebhaften Schilderungen alter Kämpfe, die noch heute in den Malokas der Indianer oder am Lagerfeuer einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bilden, muten manchmal ganz homerisch an. Sie zeigen, wie grausam die sogenannte Kriegsführung der Indianer ist, die nur in heimtückischen Überfällen besteht, zu denen sich die Helden vorher Mut antrinken. Selbst mit den Gefallenen treiben sie noch ihre rohen Scherze.

Geht unser Proviant auf die Neige, dann schicke ich Mönekaí und Akúli aus, und fast stets kehren sie mit reicher Beute zurück. Ganze Lasten Fische schleppen sie an. Neben dem Aimará, Sorubim und anderen großen Flußbewohnern prangt auf unserer Tafel der Aracú[1], dessen starkes Fett leicht Magenbeschwerden hervorruft; ferner ein fetter, karpfenähnlicher Fisch mit großen, silberglänzenden Schuppen, den die Indianer Morokó[2] nennen, und endlich der an Wohlgeschmack unvergleichliche Matrincham, die Krone aller südamerikanischen Fische.

Außer zahlreichem Vogelwild werden nahe beim Lager zwei Tapire erlegt. Die Tiere sind auch hier wenig scheu und laufen uns fast auf den Bratrost.

Eines Morgens erscheint ein starker Tapir unmittelbar hinter der Baracke und schaut uns aus seinen kleinen Augen verwundert an. Während ich Kaikuschí, der wütend auf ihn losfahren will, mit aller Kraft zurückhalte, schießt Akúli mit meiner alten Doppelflinte, die fürchterlich stößt, in der Aufregung vorbei. Mit blutender Nase und Unterlippe und einem blauen Auge kommt der Schütze davon.

Akúli ist ein unermüdlicher Jäger und Fischer. Er hat sich aus Rinde des Jatahý-Baumes einen kleinen Kahn gemacht, in dem er nun rasch auf dem Flüßchen hin und her fährt. Das winzige Boot trägt nur ihn, den leichten Burschen. Als sich der lange Mönekai hineinsetzt, geht es sofort mit ihm zu unserer Freude auf den Grund.

Leider ist Akúli, wie alle Indianer, ein unverbesserlicher Aasjäger. Ohne Erbarmen tötet er alles Wild, das ihm begegnet, auch wenn er es nicht verwerten kann. Weit vom Lager schießt er einen Tapir mit Schrot an und stößt ihm dann das Messer bis an das Heft in den Rücken, sodaß es tiefe Scharten zeigt. Das schwerkranke Tier entweicht in den Wald. Auch eine starke Capivára erlegt er, obwohl er weiß, daß er die Beute in seinem gebrechlichen Fahrzeug nicht weiterschaffen kann.

Wir alle essen viel fettes Fleisch, nach dem wir jetzt eine wahre Gier

[1] Corimbata sp.

[2] Anastomus sp.

haben. Es schadet uns nichts. Der Körper braucht es wohl. Die Stimmung im Lager hängt von dem Quantum ab, das wir im Leib haben. Was wir nicht gleich verzehren können, legen wir auf den Bratrost, unter dem Tag und Nacht Feuer unterhalten wird.

Die Indianer sind unmäßige Fresser. Oft halten sie noch einmal mitten in der Nacht ausgiebige Mahlzeit. Besonders José stellt dabei seinen Mann. Er ißt reichlich doppelt so viel, wie ich, bleibt aber immer hager.

Es ist ein malerisches Bild, wenn die Leute nachts um den großen, fleischbeladenen Bratrost hocken, und der flackernde Feuerschein auf ihren nackten Leibern spielt und sie rötlich erstrahlen läßt. Wirkungsvollere Kulissen als die hohen Urwaldbäume kann man sich dazu nicht denken.

Den empfindlichen Mangel an Vegetabilien suche ich einigermaßen mit Maggi-Konserven auszugleichen. Ich koche vorzügliche Erbssuppe oder vielmehr Erbsbrei genau nach Vorschrift. Nur „über geröstete Brotwürfel anrichten" geht über meine Kraft. Ich habe diese Suppen den Leuten dadurch mundgerecht gemacht, daß ich ihnen erklärte, es sei „Tipiáka" (Tapioka) aus meiner Heimat. Die „Suppenwürze" fehlt nie auf unserer „Tafel" einigen frischen Musablättern, die auf den Waldboden gelegt sind, und ist eine angenehme Würze zu der ewigen Fischsuppe. Meine kulinarischen Künste machen im Laufe der Zeit große Fortschritte. Ich koche zwei Würfel Erbssuppe mit klein gezupftem, geröstetem Aimará-Fisch zu einem Brei; eine wunderbare Sache. Mönekaí weigert sich anfangs, davon zu kosten, ißt aber dann mit Todesverachtung einen Teller voll, als ich ihm sage, ich äße doch auch alles, was die Indianer äßen, bis zu Wespenlarven und fliegenden Ameisen. Die beiden anderen sind schon vorurteilsfreier und schlecken noch den Topf sorgfältig aus.

Das Aluminiumgeschirr, das wir ausschließlich benutzen, bewährt sich vorzüglich.

Auch der Mangel an Zucker ist recht fühlbar. Mönekaí bringt Kiepen voll länglicher, braungelber Früchte der Inajá-Palme und kocht aus dem dünnen Fleisch, das unter der lederartigen Haut auf dem Kern sitzt, eine fette, süßlich-fade Brühe. Das Zeug schmeckt — ich kann mir nicht helfen — wie Absud aus durchgeschwitzten Hemden. Ich schneide, glaube ich, beim Trinken die fürchterlichsten Grimassen, aber, wenn man nichts Besseres hat, ist man auch damit zufrieden, und wir lechzen jetzt nach allem, was mit Zucker eine entfernte Ähnlichkeit hat.

Der harte, ölige Kern, den die sehr feste Schale birgt, schmeckt nicht übel. Die Leute knacken den ganzen Tag diese Nüsse und bringen mir hin und wieder mit freundlichen Worten eine Handvoll Kerne fertig zum Verspeisen.

Kaikuschí verwildert bei diesem Leben. Er holt sich überall die verfaulten Stücke Fleisch zusammen, welche die Leute von dem Bratrost weg in den Wald werfen, und schleppt sie zu der Baracke, sodaß es hier stinkt wie in einer Abdeckerei. Wenn wir lange hier liegen müssen, wird er noch in einen Aasgeier verwandelt, wie die Taube in der Sintflut-Erzählung des Häuptlings Ignacio. Schwarz ist er schon.

Wilde Tiere stören kaum unsere Ruhe. Einmal begegnet Mönekaí tief im Walde einem Puma und jagt ihm eine Ladung Schrot in den Leib. Eines Mittags, als wir gerade beim Essen sitzen, gleitet wenige Meter von uns entfernt mit unbeschreiblicher Grazie, den widerlichen, dreieckigen Kopf leicht erhoben, eine große, buntgezeichnete Giftschlange über den Weg und verschwindet im Gestrüpp. Wir sitzen wie versteinert. Keiner rührt eine Hand, das Scheusal totzuschlagen.

Die Taulipáng nennen diese Schlange S o r o r o í m a. „Sie springt sehr weit", sagt José. „Ihr Biß läßt die Knochen abfaulen." Es ist der schreckliche T r i g o n o c e p h a l u s a t r o x, eine der giftigsten Schlangen der Welt.

Am Bache Peliwoí, einige Tagereisen südlich vom Roroíma, sahen wir einen Indianer, der durch den Biß einer solchen Schlange das eine Bein verloren hatte und nun an primitiven Krücken herumhumpelte[1]

Weit lästiger als Schlangen und Raubtiere, die stets vereinzelt vorkommen und nur ungemütlich werden, wenn man zufällig mit ihnen in Berührung kommt, ist ein Heer von winzigen Feinden, deren man sich nicht erwehren kann.

In den ersten Tagen unseres Hierseins plagten uns die Zecken. So oft wir vom Bad kamen, waren wir ganz besät mit diesen kleinen Bestien und hatten stundenlang zu tun, um sie uns gegenseitig vom Körper abzulesen, bevor sie sich festsaugten. Ich ließ darauf den Weg breiter schlagen und vor allem vom Unterholz reinigen, an dem diese Zecken sitzen. Da wurde es besser.

Immer lästiger werden die Sandflöhe. Täglich müssen wir uns mehrere aus den Füßen bohren. Kaikuschí hat sie wahrscheinlich aus dem Schirianá-Dorf mitgebracht und hier an seinen Pfoten ausgebrütet. Die befruchteten Weibchen dieser winzigen Insekten bohren sich unter heftigem Jucken, das einem manchmal den Schlaf raubt, in die Haut ein. Zunächst zeigt sich an der Stelle nur eine leichte Rötung mit einem schwarzen Pünktchen in der Mitte. In wenigen Tagen erreicht der Eindringling die Größe einer kleinen Erbse. Man muß das ganze Tier vorsichtig mit einem zugespitzten Hölzchen herausheben. Bleiben Teile zurück, so entstehen böse Entzündungen, die

[1] Vgl. Seite 91.

durch Kratzen noch verschlimmert werden und immer wieder neue Tiere anziehen.

Auch von den Piuns, den Tagesstechmücken, haben wir hier viel zu leiden, und, je näher die Regenzeit kommt, desto dichter werden ihre Schwärme. In Masse setzen sie sich auf die nackten Körperstellen und dringen in Nase, Mund, Augen und Ohren ein, sodaß man an manchen Tagen kaum essen kann. Ihr Stich ist sehr schmerzhaft. Die gestochene Stelle schwillt sofort an und sondert unter der Haut eine helle Flüssigkeit ab, die, wenn man sie nicht sofort ausdrückt, sich mit Blut mischt und beim Vertrocknen einen kleinen schwarzen Fleck hinterläßt, der tagelang bleibt.

Ernstlich krank wird zum Glück keiner von uns. Ich habe noch immer ein wenig Krätze und reibe mich täglich mehrmals mit dem milchig-weißen, scharf riechenden Saft einer Schlingpflanze ein, den die Indianer zum Vergiften der Fische benutzen. José leidet manchmal an rheumatischen Schmerzen und läßt sich von Akúli „gesundbeten". Der Zauberarzt pustet den kranken Arm längere Zeit mit Tabakrauch an und zieht sich dann in seine Hängematte zurück, wo er seine Zaubersachen, Kristallsteine und anderen Kram, ebenfalls mit Tabakrauch anbläst und dazu einen Segensspruch murmelt. Akúli selbst hat bisweilen seine Ohrschmerzen. Bei all seiner Gutmütigkeit ist er, wie viele Indianer, ein launenhafter Bursche. Wenn es ihm gut geht, ist er ausgelassen lustig. Wenn ihm aber das Geringste fehlt, liegt er mit verbissenem Gesicht in der Hängematte und glotzt jeden, der ihm nahe kommt, wütend an, als mache er ihn verantwortlich für sein Leiden. Auf die allgemeine Stimmung wirkt dies immer sehr ungünstig, denn Akúli hat, so jung und klein er ist, einen ziemlichen Einfluß auf die anderen, besonders auf den abergläubischen José, weil er sich als Zauberarzt mit einem geheimnisvollen Nimbus umgibt.

Und doch kann man ihm nicht böse sein. Wie oft erheitert er uns mit seinen Späßen. Mit Vorliebe erzählt er von seinen zahlreichen Liebschaften. Wenn man ihn hört, sollte man meinen, er habe schon ein paar Dutzend Heiratsanträge gehabt. Mit wie vielen Mädchen hat er schon „verkehrt"! Wie viele Väter und Brüder haben ihm schon gesagt: „Ich will dich haben für meine Tochter, meine Schwester! Du sollst für sie roden; du sollst für sie fischen und jagen!" Aber er wollte sich noch nicht binden. Als vorzüglicher Jäger und Fischer wird er in der Tat ein begehrter Heiratskandidat sein. Er hat eine Auserwählte, ein wirklich schönes Taulipáng-Mädchen, die er heiraten will, wenn er jetzt heimkehrt. Zufällig habe ich ihr Bild unter den Photographien, die ich in Koimélemong aufnahm. Er hat es sich von mir ausgebeten und betrachtet es von Zeit zu Zeit mit zärtlichen Blicken, nimmt es sogar, in Ermangelung des Originals, mit in seine Hängematte.

Groß ist auch sein Schauspielertalent. Er weiß bekannte Personen in Stimme und Geberden täuschend nachzuahmen. Er singt wie ein ganz alter Mann. Er gibt ein sehr verfängliches Zwiegespräch zwischen Mutter und Tochter wieder. „*Wölidzáng*“, „die Weiber“, spielen in seinen humoristischen Vorträgen eine große Rolle. Die Modulation der Stimme bei diesen lebhaften Erzählungen ist köstlich. Man folgt allen Phasen, wenn man auch nur wenig davon versteht. Die Zuhörer begleiten mit halblautem Lachen und kurzen Zwischenrufen. Allmählich steigert sich die Stimme des Erzählers und geht hinauf bis in die Fistel. Lautlos gespannt horchen die anderen. Da — der Knalleffekt! Die Stimme des Erzählers schnappt plötzlich ab. Einen Augenblick Stille. Dann schallendes Gelächter. Die Zuhörer spucken mehrmals aus vor Vergnügen. Der Witz war saftig.

Ein Beweis für die Lebhaftigkeit ihrer Rede sind schon die zahlreichen und sehr verschiedenen, nachahmenden Naturlaute, welche die Indianer in ihre Mythen und Erzählungen einflechten.

So gibt es auch heitere Stunden bei uns im Paciencia-Lager. Akúli ist unser Hanswurst, und es ist gut, daß wir ihn hier haben, sonst wäre das Dasein manchmal zu trübe. —

Mit unseren Puppen haben Ule und ich übrigens Unheil angerichtet, oder — hat es die christliche Lehre getan? — Also — so erzählen wenigstens Akúli und José — Ules „Favoritin“ am Roroíma — sie führt den poetischen Namen Maidyanápöng, „Mädchen der weißen Termite“ — wird demnächst einem kleinen Weltbürger das Leben geben, und zwar habe der „Santo“, der „Tupána“ (Gott), wie die Indianer die unschuldige Puppe nennen, das Unheil angerichtet! — — Maidyanápöng habe es selbst gesagt, und sie muß es doch wissen! — Der „Santo“ dulde auch nicht, daß sie sich mit einem anderen Manne abgebe! Tue sie dies aber doch, so würde der „Santo“ zerbrechen, und sie müsse lange beten, bis er wieder ganz würde! —

Auch die Puppe, die ich José's hübscher Schwägerin, dem schönsten Mädchen in Koimélemong, geschenkt habe, wird dort als „Santo“ verehrt. Wie José erzählt, sitzen die jungen Mädchen halbe Nächte davor und „beten sie an“; d. h. sie singen die Lieder, die sie von den Missionaren gelernt haben. Das wäre ja ein unschuldiges Vergnügen, aber — wenn nun auch dieser „Santo“ sich betätigt? — —

Die Indianer haben ihren Kalender im Kopf. Die großen Tanzfeste, die wichtigsten Ereignisse ihres einfachen Lebens, können sie nach dem Stand des Mondes weit voraus auf den Tag berechnen. Eines Tages sagt mir José: „Heute findet in Koimélemong ein großes Tanzfest statt, zu dem Pitá viele Leute vereinigt hat.“ Er habe alle Taulipáng aus der Umgegend des Ro-

roíma, auch den dicken Selemelá und seinen Anhang, und sogar Arekuná vom Caróni dazu eingeladen. — Ich zweifle nicht daran.

Die Nächte sind schon sehr kühl. Die Temperaturen bei Sonnenaufgang schwanken zwischen 17° und 20° C. Der Taufall ist stark. Der Morgennebel dringt durch alle Decken und jagt uns aus der Hängematte ans Feuer. Am 21. und 22. Februar haben wir nachmittags zum ersten Male wieder seit längerer Zeit heftige Gewitterregen aus Osten. Von Nordwesten braust der Sturm und schmettert die alten, von Termiten zerfressenen Bäume nicht weit von unserer Baracke zu Boden. Die Regenzeit zeigt sich an. Dabei sinkt das Flüßchen immer mehr, und die Möglichkeit, daß Schmidt zurückkommt, wird immer geringer. Ich mache mir manchmal große Sorge um ihn und darf es doch die Indianer nicht merken lassen, die auch ohne dies über sein Ausbleiben alle möglichen schreckhaften Vermutungen anstellen: „Vielleicht haben ihn die Majonggóng totgeschlagen? Vielleicht ist er im Merewarí ertrunken? Er kann ja nicht schwimmen!“ Immer wieder bitten mich die treuen Menschen: „Geh’ nicht zu den Majonggóng, Doktor! Sie taugen nichts! Sie stehlen! Mönekaí hat schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht! Kehre mit uns zurück!“ „Komm mit mir zum Majarý!“ sagt José. „Du kannst bei mir wohnen, solange es dir gefällt! Meine Frau soll dir Maniokfladen backen, soll dir Kaschirí bereiten! Ich will für dich jagen und fischen! Mein Vater soll dir Geschichten erzählen! Er weiß noch viel mehr als ich!“ — —

26. Februar. Die Zeit verrinnt. Einen ganzen Monat sind wir nun schon im Paciencia-Lager. Mit 16 Tagen hatte Schmidt, mit 20 Tagen hatte ich gerechnet. Seit Wochen leben wir wie echte Waldindianer, Schirianá, Kaliána und ähnliches Gesindel, von Jagd und Fischfang und Früchten des Waldes.

Endlich! — Nachmittags fallen flußaufwärts kurz nacheinander drei Schüsse, unser verabredetes Zeichen. Ich antworte ebenso und eile zum Hafen. Einige kleine Kähne mit nackten Insassen kommen zwischen den hohen Felsen rasch näher. In dem einen sitzt ein Weißer. Es ist Schmidt mit achtzehn Indianern, Yekuaná und Guinaú, Männern und Knaben. Auch Manduca ist dabei, ebenso Romeo und Mario. Schmidt hat eine schwierige Reise hinter sich, da die Flüsse sehr trocken sind, und der Weg viel weiter ist, als wir nach der indianischen Zählung annahmen. Er hat drei große Kiepen voll Maniokfladen mitgebracht. Zwei Lasten Caráknollen sind leider in einer Stromschnelle untergegangen. An mehreren Stellen haben sie unterwegs Vorräte von Maniokfladen niedergelegt als Proviant für die Rückreise.

Ein bitterer Tropfen fällt in den Kelch der Freude. José hat aus Spie-









77, 78, 79, 80. Steine, Baumstämme und kein Wasser. Rio Aiakeni.

lerei im Wald Feuer gelegt. In dem trockenen Laub findet es reichliche Nahrung und verbreitet sich rasch. Während ich am Hafen bin, um Schmidt abzuholen, fallen Funken auf die Baracke und brennen zahlreiche kleine Löcher in die Zelttücher, die darüber liegen.

Die fremden Indianer sind vom Canaracúni, einem linken Nebenfluß des Merewarí. Dorthin wollen wir uns zunächst wenden. Die meisten von ihnen haben noch keinen Verkehr mit den Weißen gehabt. Einige kennen den oberen Orinoco. Ein älterer Yekuaná ist schon bis zum venezolanischen Städtchen San Carlos, am oberen Rio Negro, kurz unterhalb der Mündung des Casiquiare, gekommen. Der Auarí ist ihnen allen wohlbekannt.

Das Waldfeuer hat uns keinen weiteren Schaden gebracht. Nur ein gewaltiger Baum, wenige Meter vom Lager entfernt, brennt in seinem hohlen Innern wie ein Hochofen und sendet Funkengarben gen Himmel. José, der Missetäter, hat sich heimlich davon gemacht. Er will mit Akúli und Mönekaí am unteren Hafen schlafen. Er hat Angst, der Baum könnte auf die Baracke fallen. So läßt er seinen Herrn im Stich. Bei einem feindlichen Überfall würde er wahrscheinlich nicht anders handeln. Bis lange nach Mitternacht sitze ich mit Schmidt zusammen. Wir haben uns viel zu erzählen. Allmählich schlafen wir neben der Riesenfackel ein, und sie fällt nicht um. Dieser längst abgestorbene Koloß, der seine gewaltigen Arme in der düsteren Glut über unserem Lager hoch emporreckt, ist noch stärker, als die Menschen glauben.

27. Februar. Meine drei Genossen werden ausgelohnt; Akúli und Mönekaí mit Waren. Sie sind sehr zufrieden. José erhält Stoff für zwei Hosen und zwei Hemden und eine Anweisung über 220 Milreis (etwa 290 Mark) auf das Haus Zarges, Ohliger & Co. in Manaos. Nach seiner Heimkehr will er mit Neves nach Manaos fahren. Dort kann er sich für das Geld viel mehr Waren kaufen, als ich ihm hier geben könnte.

Romeo und Mario, die noch gestern Abend mit mir gehen wollten, verlangen nun auch ihren Lohn. Sie wollen mit den anderen umkehren. Ich lasse mich nicht darauf ein. Wahrscheinlich hat sie José dazu überredet, um zwei Ruderer mehr zu haben. Der Makuschí-Junge ist krank. Er hat sich, wie Schmidt erzählt, im Guinaú-Dorf an frischen Maniokfladen überfressen.

Die Begrüßung meiner Drei mit den fremden Indianern war sehr zurückhaltend, fast mißtrauisch. Schon einige Tage vorher hatten sie ihre geringe Habe flußabwärts in Sicherheit gebracht.

Den ganzen Tag bin ich von Neugierigen umlagert, die alles genau betrachten und über alles staunen, was ich treibe. Manduca hat ihnen anscheinend viel von mir erzählt.

Bei den Indianern, die Schmidt begleitet haben, sind vier Arekuná, die aber noch zurückgeblieben sind. Sie leben jetzt unter den Guinaú am Merewarí. In ihrer Heimat am Caróni haben sie einen Venezolaner erschlagen. Deshalb sind sie von dort geflohen. Akúli, der sie Kamarakotó nennt, wollte heute Morgen seine Landsleute besuchen. Er fuhr in seinem kleinen Rindenkahn flußaufwärts, hat sie aber nicht getroffen. Enttäuscht kam er zurück. Sie wollten über Land nachkommen. Vielleicht haben sie sich verlaufen. Wir feuern abends einen Schuß ab als Zeichen für sie.

28. Februar. José und Akúli kaufen von den Yekuaná vier neue Reibebretter, die Manduca auf Bestellung mitgebracht hat. Der Handel begann gestern Nachmittag und wurde heute Morgen in aller Frühe fortgesetzt. Beide Parteien stehen voreinander, schauen sich aber nicht an. Der lebhafte Akúli springt hin und her und schreit erregt dazwischen, José bleibt gelassen, Manduca lächelt verbindlich, schlau, überlegen. Mit jeder Hand stützt er sich auf zwei Reibebretter. Schließlich werden sie handelseinig. Für je zwei Stück erhält er eine Hängematte. Diese Bretter sind ein Monopol der Majonggóng. Auch die Máku des Auarí verfertigen sie nicht, sondern kaufen sie von den Majonggóng, um sie weiter zu verhandeln.

Gegen 8 Uhr nehmen José, Mönekaí und Akúli Abschied und fahren heimwärts. Trotz mancher menschlicher Schwächen waren sie mir treue Kameraden, denen ich viel zu verdanken habe. — Ich beneide sie nicht um die Fahrt, die jetzt noch beschwerlicher sein wird, da der Fluß stark gesunken ist. Sie nehmen eine Blechschachtel mit Briefen und Durchschlagblättern aus meinem Tagebuch mit. Bis spät in die Nacht hinein habe ich sie gestern sorgfältig verpackt. Die Blätter sind mit wasserdichtem Seidenstoff umhüllt. Die Ränder des übergreifenden Deckels der Schachtel sind mit Modellierwachs gedichtet und mit Isolierband mehrfach verklebt. Die Schachtel ist stark verschnürt. So kann diese kostbare Sendung die weite und gefährliche Reise antreten. Sie ist um so wichtiger, als wir nun voraussichtlich für viele Monate von jeder Verbindung mit der Heimat abgeschnitten sein werden[1].

Die Indianer laden unter Manducas Leitung unser großes Boot, das sie gestern Morgen über die Felsen geschafft haben, und fahren mit dem größten Teil des Gepäcks flußabwärts bis zum linken Zuflüßchen Caimacúni, das zum Fußpfad über die Wasserscheide führt. Dort verstauen sie die Ladung sicher vor Regen und kehren sofort zurück, um den Rest und uns selbst nachzuholen. Sie arbeiten sehr flink. Man merkt es diesen Leuten an, daß ihnen weite und schwierige Flußreisen nichts Besonderes sind.

[1] Zwei Monate später erschienen eines Tages im deutschen Konsulat in Manaos zwei Indianer. Es waren José und Akúli, die darauf bestanden, meine Sendung dem deutschen Konsul persönlich zu übergeben.

Im Lager herrscht heute, da der frische Wind fehlt, ein unerträglicher Gestank nach verfaultem Fleisch, das die Hunde — die Indianer haben eine Anzahl Köter mitgebracht — überall umherschleppen. Es ist Zeit, daß wir wegkommen.

In der Nacht kehren die Leute mit dem leeren Boot zurück. Auch zwei von den Arekuná sind dabei, Brüder. Der ältere ist fast so groß wie wir Europäer, außergewöhnlich kräftig und sowohl im Gesicht wie im Körperbau von ebenmäßiger Schönheit.

15. KAPITEL.

ÜBER DIE WASSERSCHEIDE ZUM MEREWARI.

29. Februar. Nach Mitternacht setzt starker Regen ein, der bis 2 Uhr anhält. Alles flüchtet unter die Baracke. Trüber Vormittag. Letztes Packen und Laden. Gerade als wir abfahren wollen, bekommt Schmidt einen heftigen Anfall von Malaria. Er hat sie sich offenbar im Guinaú-Dorf geholt, wo er nachts von Moskiten gepeinigt wurde. Der Merewarí soll sehr ungesund sein. Halb bewußtlos liegt er im Boot und krümmt sich in Magenkrämpfen.

Kurz nach 11 Uhr ab in zwei Booten. Das Flüßchen, das in der Hauptrichtung aus Nordwesten strömt, ist sehr trocken. Wir kommen nur langsam vorwärts. Entlang dem rechten Ufer setzt sich die steile Kette fort und tritt bisweilen dicht an den Fluß heran. Nach vier Stunden erreichen wir die breite Mündung des rechten Zuflüßchens Arané. Manduca hat unterwegs ein Cujubim geschossen, das die Indianer in Stücke schneiden und, zwischen grüne Blätter gepackt, im Feuer rösten. Schmidt's Anfall ist vorüber. Er schluckt Chinintabletten in Zigarettenpapier. Wir fahren in der Dunkelheit weiter. Der Aracasá ist zu einem schmalen Bächlein geworden, das stellenweise flach über Kies und Steine rieselt und uns zwingt, das schwere Boot mit aller Kraft vor uns her zu schieben. Ein spitzer Stein stößt ihm ein großes Leck, sodaß es fast voll Wasser läuft. Wir können es gerade noch auf eine Sandbank ziehen, wo wir es notdürftig ausbessern. Um 7½ Uhr erreichen wir die Mündung des Caimacúni. Ein junger Arekuná kommt uns mit einer Kienfackel entgegen. Es sind drei Brüder, einer immer schöner als der andere.

Unter einem Schutzdach liegt nur noch ein Koffer. Das übrige Gepäck haben die Indianer bereits über die Wasserscheide geschafft.

1. März. Der Caimacúni ist fast ausgetrocknet. Wir lassen deshalb die Boote zurück und setzen uns nach Norden in Marsch. Der Weg ist kaum erkennbar. Er führt bald im Bett des Baches aufwärts, bald über Berg und Tal durch den Wald. Hier und da haben die Indianer ein paar Zweige abgehauen. Wegen der Kranken machen wir schon um 3 Uhr Halt. Die meisten Träger leiden an Katarrh. Mario hat noch immer Bauchweh. Er ist auf dem halben Weg liegen geblieben und kommt erst spät nach. Ich gebe ihm einen Löffel Rizinusöl, der aber nicht wirkt. Manduca bepustet ihn abends mit Tabakrauch.

2. März. 9 Uhr ab. Wir ersteigen den Höhenzug, der den Caimacúni auf dem linken Ufer begleitet, und schreiten auf seinem Rücken weiter nach Norden. Romeo bekommt einen Fieberanfall mit heftigem Schüttelfrost und bleibt liegen. Wieder nimmt uns das Tälchen des Caimacúni auf, den wir mehrmals durchkreuzen. Längere Strecken waten wir in seinem Bett aufwärts. Der Marsch ist noch beschwerlicher als gestern. Mit nackten Füßen geht es über scharfes Geröll, durch das dichte, lianenverstrickte Gestrüpp des Uferwaldes, zwischen großblätterigen Wasserpflanzen über sumpfigen Grund. Die Szenerie in diesem schmalen Waldflüßchen, das in felsigem Bett zwischen steilen Ufern dahin murmelt, ist außerordentlich reizvoll und läßt alle Beschwerden vergessen. Grünlich gedämpft fällt das Tageslicht durch das dichte Blätterdach. Farbenprächtige Schmetterlinge spielen in den vereinzelten Sonnenstrahlen. In langsam schaukelndem Flug sucht der große, azurblaue Morpho, immer dem Wasserlauf nach, seinen Weg.

Um 2½ Uhr kommen wir im Lager an der Mündung des Baches Sarará an. Manduca sorgt vortrefflich für alles, ohne daß ich ihm viel zu sagen brauche. Er hat schon einige Leute nach Ersatzmannschaft über die Wasserscheide geschickt. Zwei Mann gehen zurück, um Romeo und Schmidt zu holen, der bei dem Kranken geblieben ist. Erst gegen Abend kommen sie an. Mario hat nun auch Malaria.

3. März. Frühmorgens kommen von drüben zwei Majonggóng und holen die Lasten der Kranken.

Mitten in unserem Lager neben meiner Hängematte befindet sich eine eingesunkene, mit Rindenstücken gedeckte Stelle im Waldboden. Es ist, wie mir Manduca lächelnd erzählt, das Grab seines Vaters, der hier vor Jahren an „sarampo“ (Masern) starb. Auf der Rückreise vom Majarý hatte er sich die Krankheit geholt. — Er hat unsere Nachtruhe nicht gestört, der alte Zauberarzt. —

Wir durchschreiten vielmals kurz nacheinander den in scharfen Windungen strömenden Caimacúni und erreichen bald den Beginn des stark betretenen Pfades, auf dem die Majonggóng bei ihren Handelsreisen ihre Kähne über die Wasserscheide schleifen, um zur Weiterfahrt den Caimacúni zu benutzen. In nordnordöstlicher Richtung steigen wir steil hinan und kommen in einer halben Stunde auf den Kamm eines Gebirgszuges, der von Osten nach Westen verläuft und sich etwa 900 m erhebt. Er bildet die Wasserscheide zwischen Amazonas und Orinoco und somit die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela, die ich jetzt zum dritten Mal überschreite.

Wenn die hohen Bäume nicht wären, müßte die Aussicht von der Höhe herrlich sein. Durch die dichte Bewaldung sieht man leider nur wenig von dem in bläulichen Dunst gehüllten, weiten Tal des Merewarí und seinen Gebirgen.

Auf dem breiten Pfad gehen wir rasch abwärts und erreichen um 1 Uhr den Aiakéni, einen rechten Zufluß des Merewarí, wo in malerischem Durcheinander die ganze Mannschaft mit dem Gepäck lagert. Ein paar lange Einbäume liegen am Ufer. (Abb. 76)

So sind wir im Lande der Majonggóng, einem Ziel, das mir bei den vielen Schwierigkeiten, den großen Mühen und langen Unterbrechungen der weiten Reise fast unerreichbar erschien.

Manduca hat einen fetten Coatá geschossen, der gekocht wird. Die Brühe schmeckt recht kräftig, wenn auch etwas nach dem Affenhaus. Ich nehme mir den Kopf vor, der das weichste Fleisch hat. Der weiße Schädel mit dem grinsenden Gebiß sieht doch sehr menschlich aus. — Die Arekuná essen nichts vom Affen und fangen sich kleine Fische, die sie in grüne Blätter wickeln und im Feuer braten.

4. März. 9 Uhr ab in drei Kähnen, die so schwer beladen sind, daß sie kaum einen Fingerbreit über Wasser gehen. Weiter flußabwärts sollen zwei größere liegen. Die zahlreichen Lecke haben wir mit dem geschabten roten Bast eines Uferbaumes und alten Lappen gedichtet und mit Blech vernagelt, und doch dringt noch viel Wasser ein. Manduca ist mit anderen Jägern über Land gegangen, da sie Sauen aufgespürt haben. Plötzlich schreit ein Alter, der in meinem Boot rudert: „*urlukádi! urlukádi!*" („Schweine! Schweine!"), und da flüchten sie schon mit lautem Brechen und Blasen durch den Wald, eine starke Rotte. Die kleinen, häßlichen, aber auf solchen Treibjagden so vorzüglichen Hunde sind hinter ihnen. Ein Hund stellt einen Frischling, der sich am anderen Ufer gegenüber unserem Boot eingeschoben hat, bis der Jäger kommt und dem Tier aus nächster Nähe durch den Kopf schießt. Ein grimmer Keiler fährt, das helle Gewaff zeigend, gegen Schmidts Boot, der

ihm mit dem Ruder auf den Kopf schlägt. Vier Stück werden erlegt. Unsere halbwüchsigen Jungen schleppen die Beute an Lianen hinter sich her durch das Wasser. Ein hübscher Bengel hat je einen Vorder- und einen Hinterlauf seiner Last zusammengebunden und durch diese beiden Henkel seine Arme gesteckt. So trägt er das Tier auf dem Rücken, und es gewährt einen komischen Anblick, wenn der stumpfsinnige Schweinskopf mit dem langen Rüssel über dem freundlich lächelnden Knabengesicht pendelt.

Die Indianer führen zum Teil neue englische Vorderlader mit langem, engem Lauf, die sie trefflich zu handhaben wissen. Sie erhandeln diese Flinten von den Arekuná des Caróni, die sie wieder durch die Stämme von Britisch Guayana, Akawoío u. a., beziehen.

Um 6 Uhr machen wir Halt im Uferwald. Manduca ist mit den Jägern weit voraus, da sie über Land die zahlreichen Flußwindungen abgeschnitten haben; doch kommt er noch in der Dunkelheit an und bringt die Laterne. Er läßt jetzt nichts zu wünschen übrig und ist von gleichmäßiger Liebenswürdigkeit; ein ausgezeichneter Führer.

Es gibt eine reichliche Abendmahlzeit. Wildschweinsfleisch, besonders von Frischlingen, gebraten oder gekocht, ist vielleicht das beste Wildbret im Tropenwald.

5. März. 9 Uhr ab. Ein eigentümlicher, blauer Dunst liegt seit unserem Eintritt in das Flußgebiet des Orinoco über Flüßchen und Wald. Die Ufer sind hoch und steil und bestehen streckenweise aus dunkelrotem Ton. Die Vegetation befriedigt die kühnsten Erwartungen, die man auf tropische Üppigkeit setzen kann. Gegen 11 Uhr passieren wir eine längere Stromschnelle und bald darauf einen von rechts einmündenden, kleinen Wasserlauf. Die Richtung, die anfangs Nordnordost war, geht scharf nach Westnordwesten über. Unzählige übergestürzte Bäume müssen durchhauen werden. Über andere, die durch ihre Dicke und Härte der Axt einen stundenlangen Widerstand entgegensetzen würden, werden die Kähne unter gewaltigen Anstrengungen geschleift. Bietet sich eine Möglichkeit, das Gepäck über Land zu tragen, so werden die Boote vorher entladen. Sind aber die Ufer zu steil, so müssen sie mit der schweren Last bisweilen fast senkrecht über das Hindernis geschoben werden, und es ist ein Wunder, daß sie dabei nicht in der Mitte auseinander brechen. (Abb. 79, 80)

Um 5 Uhr lagern wir im Wald. Wir sind, wie gestern, nur wenige Kilometer vorwärts gekommen. Die vier Schweine sind schon bis auf einen kleinen Rest aufgezehrt, ebenso die Maniokfladen aus der letzten Niederlage auf der Wasserscheide.

6. März. Fortgesetzte Schwierigkeiten. Wir Europäer waten fast den

ganzen Tag im Flußbett von Sandbank zu Sandbank und klettern über die unzähligen Baumstämme. Unsere Holzhauer gehen immer voraus und haben viel zu tun. Köstlich sind die Bilder, wenn ein solches Hindernis aus dem Weg geräumt wird. Während zwei Indianer unter Strömen Schweißes die Äxte schwingen, sitzen die anderen in beschaulicher Ruhe auf den Stämmen am Ufer und lausen sich gegenseitig. Dank ihrem dichten Haupthaar, das sie rund um den Kopf geschnitten und aus dem Nacken rasiert tragen, haben sie zahlreiche dieser kleinen Wesen, auf die sie mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, Jagd machen, und die sie dann, anscheinend mit großem Genuß, verspeisen. — Ist der Baum tief genug angehauen, so stellen sie sich alle auf den Stamm zu beiden Seiten der Hiebstelle und suchen ihn durch starkes Wippen zu zerbrechen oder wenigstens so weit unter Wasser zu drücken, daß wir mit dem Kahn hinüber fahren können.

Bei all dieser schweren Arbeit sind die Leute immer vergnügt. Noch nie habe ich ein so gellendes Lachen gehört wie bei diesem Volk. Sie übertreffen darin noch die Neger.

Um 5 Uhr machen wir Halt mit großem Hunger, da wir den ganzen Tag nichts gegessen haben. Manduca hat wieder einmal die Situation gerettet, zwei Mutuns geschossen und vier große Aimará geangelt. Die anderen holen Inajá-Früchte und bereiten daraus noch spät abends ein warmes Getränk, die mir wohlbekannte „Schweißbrühe".

7. März. $8^1/_2$ Uhr ab. Gestern ist noch der große Einbaum der Arekuná hinzugekommen, der unterhalb der Stromschnelle zurückgeblieben war. Es ist ein sehr festes, aber auch sehr schweres Boot; doch die drei Brüder sind kräftige Burschen, besonders der älteste.

Wie mir wenigstens Manduca erzählt, hat dieser den Weißen am Caróni — „er war ein guter Mann, wie du, Dotúru!" — aus reiner Raubgier erschlagen. Er hat ihn zuerst mit seinen Fäusten erdrosselt und dann mit dem Waldmesser in Stücke gehauen. Gegen mich ist der baumlange Adonis sehr liebenswürdig. Mit Hilfe meiner Kenntnisse des Taulipáng kann ich mich mit diesen drei Edlen ganz gut verständigen. Sie nennen mich mit meinem Taulipáng-Namen „Yualí". Die anderen, auch die ältesten meiner Mannschaft, sagen zu mir „*bápai*" („Papa"). Wahrscheinlich haben sie es im Paciencia-Lager von Akúli gehört, der mir immer diese ehrende Anrede gab, während ich ihn „*umú*" („mein Sohn") nannte.

Die drei Brüder lagern stets abseits von den übrigen, zusammen mit einem sehr hellfarbigen, halbwüchsigen Yekuaná-Jungen.

Noch ein vierter Arekuná ist bei meiner Mannschaft, ein langer, ziemlich stumpfsinniger Geselle, ein Zauberarzt, der sich nicht gern übermäßig

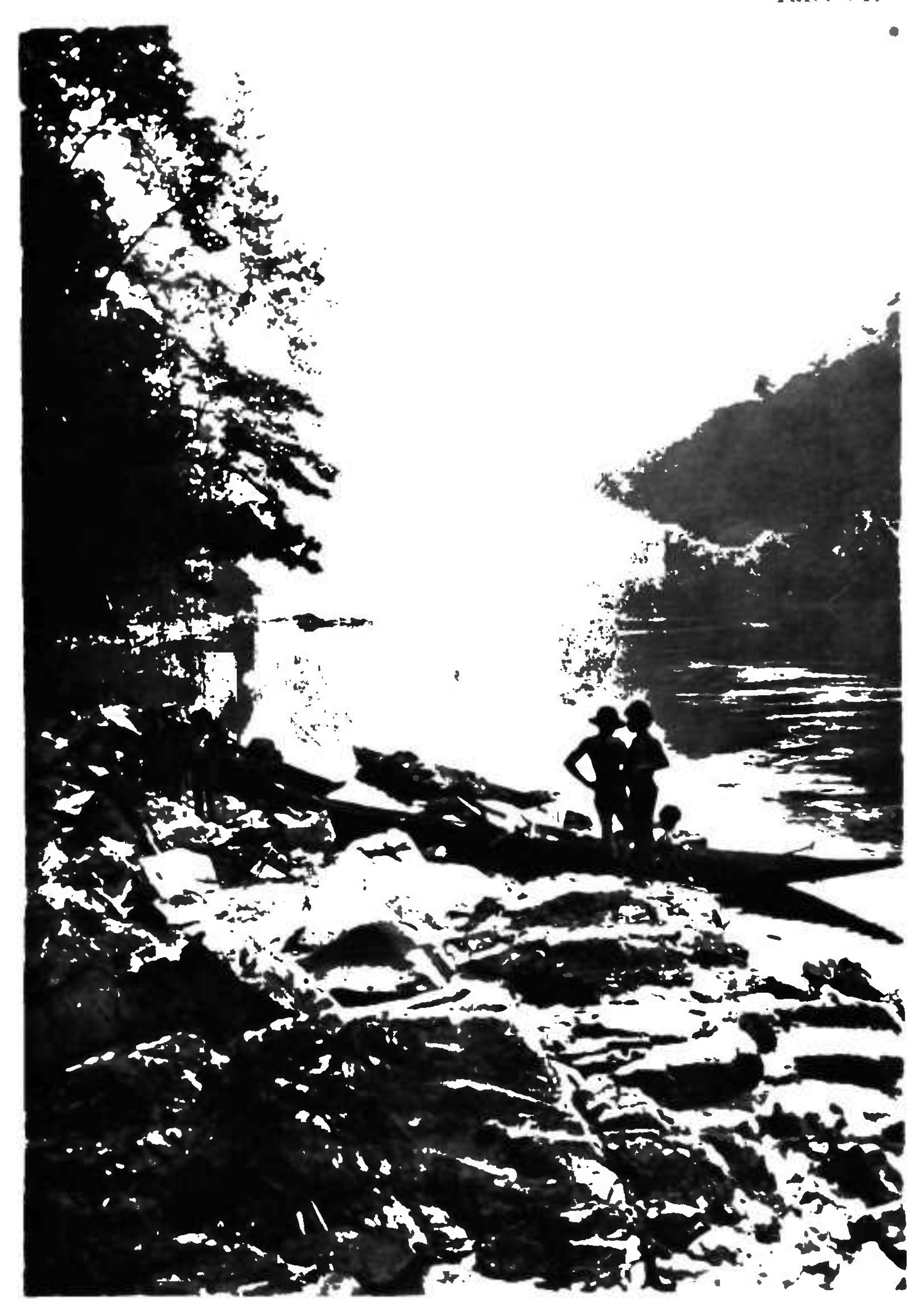
anstrengt. Er verkehrt merkwürdigerweise fast gar nicht mit seinen Stammesgenossen und hält sich stets zu den Yekuaná und Guinaú. An den Mundwinkeln ist er mit den bekannten Angelhaken-Mustern tatauiert, die auch bei den Taulipáng am Roroíma üblich sind.

Gegen 10 Uhr hören die Baumstämme auf, aber schon versperren uns andere Hindernisse den Weg. Das Flüßchen ist zu trocken. Bald rieselt es über feinen Sand, bald über Kieselgeröll und zackige Steine. Nur mit Aufbietung aller Kräfte können die Indianer die Boote über diese langen, seichten Strecken schieben. Häufig muß die Last ausgeladen und im Flußbett abwärts oder durch den Wald getragen werden. Schmidt und ich waten meistens hinterher. In dem sprudelnden Wasser kann man nicht erkennen, wohin man den Fuß setzt. Oft gleitet man aus und gerät mit den von Sandflöhen zerstochenen Füßen zwischen die Steine, deren Kanten die Knöchel zerschinden. Die in Lumpen hängenden Hosen sind bis hoch über die Knie aufgekrempelt, und doch nehmen wir bisweilen an tieferen Stellen zum Ergötzen der Indianer ein unfreiwilliges Halbbad und sind gewöhnlich naß bis zum Gürtel, was in den kühlen Morgenstunden unter diesem ständig bedunsteten Himmel gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des menschlichen Daseins gehört. So hat jeder Teil dieser Reise seine besonderen Schwierigkeiten und Mühsale.

Eine angenehme Erfrischung gewähren die wilden Acajú-Bäume[1], die hier und am Merewarí häufig vorkommen und jetzt in Frucht stehen. Der dunkelrot glänzende, längliche Fruchtboden, auf dem der grünlich-schwarze, nierenförmige Kern sitzt, ist sehr saftig und stark tanninhaltig, zugleich erfrischend und gesund. Die herbe Säure wirkt auf den Urin. Die Indianer nehmen sich nicht die Mühe, die hohen, breitästigen Bäume zu erklettern, sondern fällen sie. Die Früchte reihen sie auf Lianen und schleppen sie so mit. Fast ein jeder gibt mir meinen Anteil davon ab. Manduca bringt mir stets ganze Bündel. Auch Cucúra-Bäume mit traubenförmigen Fruchtständen, deren Beeren einen sehr süßen, nach Bienenhonig schmeckenden Saft enthalten, und Ingá-Bäume[2] mit langen Schoten, deren Bohnen in einer weißen, schwammigen, zuckersüßen Masse sitzen, werden häufig am Ufer gefällt. Sobald der Baum stürzt, laufen alle hin, um möglichst viel zu erhaschen; aber nie gibt es Streit. Brotneid kennt der Indianer nicht, oder — er weiß ihn zu verbergen.

Gegen 2 Uhr kommen wir an eine Reihe von Abstürzen, die in einer scharfen Windung tosen. Das rechte felsige Ufer steigt schroff an. Die Ladung wird über Land getragen. Die leeren Boote werden denselben Weg ge-

[1] Anacardium. [2] Inga sp. Leguminosa.



Am oberen Merewari.

schleift und streckenweise mühsam über die Felsen des Kataraktes geschafft, die durch Baumstämme überbrückt sind. Die Boote leiden fürchterlich. Ein Kahn der Yekuaná geht in Trümmer und wird durch einen lecken Einbaum ersetzt, der am Fuß des Falles liegt. Das Flüßchen bleibt flach und voll Geröll bei starkem Gefälle. (Abb. 77, 78)

Stundenlang gehe ich mit Schmidt durch den Wald. Der Arekuná-Zauberarzt dient uns als sorglicher Führer. Auf jede Baumwurzel macht er uns aufmerksam und kappt mit dem Messer die Zweige und Lianen, die den schmalen Pfad versperren.

8. März. Der Aiakéni behält seinen Charakter bei bis zur Mündung in den Merewarí, die wir nachmittags erreichen. Der Merewarí ist einer der beiden Quellflüsse des Caura (Coarí), den er durch seine Vereinigung mit dem von Südwesten kommenden Erebáto bildet. Den Indianern ist der Name „Caura" unbekannt. Sie nennen den Fluß „Merewarí" bis zu seiner Mündung in den Orinoco.

Der Merewarí hat an der Mündung des Aiakéni bei höherem Wasserstande eine Breite von etwa 180 m. Jetzt ist auch er sehr trocken und auf eine tiefere Rinne am linken Ufer beschränkt. Vom rechten Ufer an breitet sich eine lange Geröllfläche aus. Hier lagert eine Bande Indianer, und das Frühstück, frische Fische mit vorzüglicher Tukupí-Würze[1] und Maniokfladen, steht für uns bereit. Zwei Einbäume liegen am Strand. Der eine gehört Yekuaná vom oberen Merewarí, die auf dem Weg zum Caróni sind, wo sie bei den dortigen Arekuná Verwandte besuchen wollen. Sie fahren zu diesem Zweck zum Hasará, der gleich unterhalb des Canaracúni von rechts in den Merewarí mündet. Den Hasará verfolgen sie einen Tag aufwärts und kommen dann in einem Tag über ein Gebirge zum Kurutú, einem linken Zufluß des Parauá. Auf diesem Weg, der sehr schwierig ist, nehmen sie nur ihre Habseligkeiten in Kiepen mit. Am Kurutú liegen Kähne zur Weiterfahrt bis zum Caróni. Ein anderer Weg führt vom Madí, einem rechten Zuflüßchen des Merewarí unterhalb des Hasará, zu einem Zufluß des Parauá. Man kann dabei die Kähne über Land schleifen.

In dem anderen Boot, das hier liegt, sind uns Indianer aus der nächsten Ansiedlung entgegengefahren. Sie haben vier große Körbe Maniokfladen mitgebracht. Zwei davon werden sofort an die vielen Liebhaber verteilt. Die beiden anderen kaufe ich für einige Tauschwaren als Reiseproviant.

Der blaue Dunst, der uns schon am oberen Aiakéni auffiel, hüllt wie dichter Rauch die ganze Gegend ein und verschließt jeden weiteren Ausblick.

[1] Eine sehr pikante Würze, die aus eingekochtem Manioksaft und spanischem Pfeffer bereitet wird.

Die Luft ist drückend. An astronomische Beobachtungen, die ich an dieser wichtigen Stelle machen wollte, ist nicht zu denken, da nach dem Horizont zu der Dunst am stärksten ist, und nur große Sterne, wie Sirius, Rigel, im Zenit durchschimmern. „Die ältesten Leute“, die es auch bei den Indianern gibt, hätten so etwas noch nicht erlebt, ebenso wie den langen und außergewöhnlich trockenen Sommer. Meine Indianer fragen ängstlich, ob Feuer käme. Den Rauch hätten die „Spanier“ vom unteren Fluß geschickt.

„Espanyóles“ und „Espánya“ nennen diese Indianer mir gegenüber die Venezolaner und ihr Land. Es ist eine Bezeichnung aus alter Zeit und ihnen sehr mundgerecht, da alle Namen ihrer Ansiedlungen die Endung „-ya“ tragen: Mawoínya, Motokurúnya, Suhínya, Mauarúnya usw. Diejenigen von ihnen, die noch nicht am unteren Orinoco gewesen sind und dort Ciudad Bolivar und andere Niederlassungen der Weißen gesehen haben, stellen sich unter „Espánya“ wohl ein großes Dorf vor, aus dem die Weißen kommen. Unter sich nennen sie die Weißen *„yalánaui“*. Die Yekuaná-Majonggóng haben dieses Wort, das sich auch in allen Aruaksprachen des oberen Rio Negro findet, von den Guinaú übernommen, mit denen sie zusammen wohnen. Mit „Yalánaui“ bezeichnen sie vor allem die Venezolaner. Die Engländer, die sie bisweilen am Caróni treffen, nennen sie *„parana-kédi“* d. h. „Meerleute“ oder „Leute von jenseits des Meeres“. Auch wir sind für sie „Paranakédi“ weil wir eine andere Sprache sprechen als die Venezolaner und nicht zuletzt wegen des blonden Haares von Schmidt.

9. März. Blutrot ging heute Nacht der Mond auf, dunkelgelb heute Morgen die Sonne. Frühzeitig fahren die Yekuaná ab zum Caróni. Um 9 Uhr setzen auch wir in vier Kähnen unsere Reise fort. In reißender Fahrt geht es flußabwärts. Wohl klopft anfangs das Herz, wenn der zerbrechliche Kahn haarscharf an den Felsen vorbei schießt, wenn er bisweilen ganz eintaucht in den Aufruhr der Wogen, aber man gewöhnt sich bald daran. Die ruhige Sicherheit, mit der die Indianer das Fahrzeug zwischen den drohenden Felsen hindurch lenken, läßt jedes Bangen schwinden. Ein eigenartiger Genuß bleibt zurück.

Um 10½ Uhr erreichen wir den Katarakt K u r u h ú d u, wo der Fluß mit 6—8 m hohem Absturz zwischen senkrechten Felswänden wie in einem Trichter verschwindet. Es ist ein sehr feinkörniger, gelblicher Sandstein, der mit einer braunen Verwitterungsrinde überzogen ist. Die Boote werden ausgeladen und über die Felsen zur Seite des Falles geschleift, die jetzt trocken liegen. Schmidt und seine Leute kommen sehr spät an, sodaß ich schon um ihn in Sorge war. Sein Boot ist wider einen Felsen gestoßen und an der Spitze aufgeplatzt. Die Indianer haben es notdürftig mit Stricken zusammen-

geschnürt, aber es macht viel Wasser. Die Arekuná nehmen ihn und einen Teil der Ladung in ihren großen, festen Kahn.

Die Abstürze folgen nun dicht aufeinander. Der Fluß ist von hohen felsigen Ufern eingeengt. Zackige Felsenvorsprünge ragen in die Strömung hinein, die an ihnen hoch brandet und gewaltige Strudel bildet. Eine wildromantische Szenerie. Die Kähne werden streckenweise vorsichtig hinabgelassen. Die Indianer schreiten nebenher. (Abb. 81) Wie sie sich auf den scharfen Steinen in der heftigen Strömung aufrecht halten können, ist mir ein Rätsel. Einzelne Abstürze nehmen sie rudernd mit bewundernswertem Schneid. Scharf vorwärts blickend, hält der Steuermann mit weit ausgestreckten Armen das Ruder senkrecht in die schäumenden Wogen. Wie e i n Mann arbeiten die Ruderer. Pfeilschnell saust der leichte Kahn dahin, verschwindet zwischen den Felsen, taucht wieder auf. In einem Augenblick wird er weit abwärts gerissen. Wir sind mit der wertvollen Ladung langsam über Land nachgekommen. In einer stillen Bucht unterhalb der Schnellen empfangen uns lachend die Majonggóng.

Der Merewarí hat hier eine mehr oder weniger nördliche Richtung. Beide Ufer sind mit üppiger Vegetation bedeckt. Wir finden zahlreiche Acajú-Früchte am Boden, auch eine gelbe Sorte, die aber bei weitem nicht so saftig und schmackhaft ist, wie die dunkelrote. (Tafel VI)

Es folgt nun eine längere ruhige Strecke. Langsam treiben wir auf dem fast toten Wasser dahin. Die Indianer schießen Fische, fehlen aber oft. Nachmittags fahren wir an der etwa 60 m breiten Mündung des rechten Zuflusses W a í n y a vorüber. Wenn man ihn vier Tage aufwärts fährt, gelangt man in einem Tag über Land zum K o á t u, einem linken Zufluß des Uraricuéra, der wenig unterhalb des Aracasá mündet; ein alter Weg, der jetzt nicht mehr benutzt wird. Am oberen Waínya hätten in früherer Zeit Majonggóng gewohnt, seien aber von den Schirianá des Marutaní-Gebirges überfallen und zum Merewarí vertrieben worden.

Rechts etwas einwärts begleitet von hier an den Fluß ein mittelhoher Gebirgszug, soweit er bei der starken Bedunstung sichtbar ist. Felsen und Felsinselchen durchsetzen das Flußbett und rufen wieder zahlreiche Schnellen hervor. Kurz vor Sonnenuntergang lagern wir auf einer vorspringenden Ecke des linken Ufers. Der Platz wimmelt von winzigen Mücken, den höllischen Maruins, die selbst durch die feinen Maschen des Moskitonetzes kriechen.

10. März. Als dunkelroter Ball schimmert die Sonne durch den Dunst, der immer dichter wird. Es ist wie Rauhreifbeleuchtung bei uns im Winter. Wolken fehlen. Gegen Mittag wird die Atmosphäre so schwül, daß man

kaum atmen kann. Die Augen schmerzen. Eine beängstigende Stimmung liegt über der ganzen Natur. Man hat das Gefühl, als habe ein furchtbares Naturereignis stattgefunden, oder als bereite sich ein solches vor.

Die Weiterfahrt hat keine Schwierigkeiten. Vereinzelte leichte Schnellen, die nur jetzt bei dem sehr niedrigen Wasserstande bemerkbar sind, halten uns nicht auf, sondern lassen uns nur rascher vorwärts kommen. Wir fahren an einer Wüstung auf dem rechten Ufer vorüber. Hier stand ehemals eine große Maloka der Temomöyämö, wie die Guinaú sich selbst nennen und von den Yekuaná genannt werden. Die Bewohner sind gestorben. „Sterben" ist das dritte Wort am Merewarí. Die Bevölkerung muß früher viel zahlreicher gewesen sein. Kurz darauf passieren wir die Mündung des linken Zuflusses Auínama, dessen Ufer in alter Zeit ebenfalls von Guinaú bewohnt waren. Heute ist alles verödet. Nachmittags kommen wieder größere Stromschnellen. An einer Stelle ist der Fluß von hohen Felsen fast verschlossen. Bei Hochwasser stürzt er über sie hinweg und bildet den gefährlichen Katarakt Atuhádu. Jetzt ist es eine harmlose Schnelle. Geschickt führen die Indianer die Boote durch die schmalen Kanäle zwischen den Felsen.

Die Majonggóng sind merkwürdige Leute. Fast nie suchen sie sich einen guten Platz im Wald zum Nachtlager aus, sondern lagern, wenn sie es haben können, dicht bei ihren Kähnen auf den zackigen Felsen des trockenen Flußbettes an steil ansteigendem Ufer. Auf diesem für unsern Geschmack höchst unbequemen Untergrund errichten sie ein niedriges Gerüst aus Baumstämmen, an dem sie kreuz und quer ihre Hängematten befestigen. Unter dem Gerüst brennen die Feuer, stehen die Bratroste mit den Fischen, die sie unterwegs gefangen haben. So liegen sie alle hübsch beisammen, immer ein paar Mann dicht um ein Feuer herum, sodaß sie, ohne die Hängematte verlassen zu müssen, das Brennholz nachschieben oder auch ein Stück vom gebratenen Fisch abbrechen können, um es mitten in der Nacht zu verspeisen. — Vielleicht stammt diese eigentümliche Art des Lagerns aus einer Zeit, als sie noch vor Angriffen anderer Indianer, besonders ihrer alten Feinde, der Schirianá, auf der Hut sein mußten.

Die Arekuná haben stets ihr eigenes Lager, abseits von den anderen, mit denen sie keine Herzensfreundschaft zu verbinden scheint.

11. März. Der Fluß ist breit und flach. Zahlreiche Felsen ragen über den Wasserspiegel und bilden leichte Schnellen. Durch eine Gebirgskette, die auf dem rechten Ufer von Südosten nach Nordwesten verläuft, wird der Merewarí nun in eine nordwestliche Richtung gedrängt. Auf beiden Seiten münden kleine Zuflüsse.



81. Am Fuße des Falles Kuruhudu. Rio Merewari.



82. Bewohner von Mawoinya betrachten Bilderbogen.



83. Am Hafen von Mawoinya. Rio Merewari.

Nach vierstündiger Fahrt kommen wir an der Mündung des linken Zuflusses Máwo vorüber. Auf dem rechten Ufer lugen braune Palmstrohdächer aus dem hellen Grün der Bananen hervor. Wir sind gut zusammengeblieben. Die Arekuná fordern mich auf zu schießen. Ich feuere einige Browningschüsse ab. Sofort antwortet man drüben mit einem Flintenschuß. Auf der steilen Höhe des felsigen Ufers inmitten einer großen neuen Pflanzung zwei erbärmliche, niedrige Hütten. Wir sind in Mawoínya. (Abb. 83)

Hier wohnen zurzeit einige Yekuaná, die vor kurzem vom oberen Auarí eingewandert sind, ein Purukotó mit Familie, ein alter Guinaú, einer der letzten seines Stammes, der Arekuná-Zauberarzt mit seiner blinden Frau und die vom Caróni geflüchteten Arekuná, Vater und Mutter mit drei Söhnen, meinen Ruderern. Der Alte, ebenfalls Zauberarzt, ist ein langer, hagerer Mann mit feinen Gesichtszügen. Seine Tatauierung ist mir neu: je zwei senkrechte Parallelstriche von den Mundwinkeln zum Kinn. Sein neues weißes Hemd und ebensolche Hose stammen vielleicht aus dem Raub.

Wie mir Manduca erzählt, habe er gefürchtet, wir hätten seine Söhne erschlagen. Deshalb habe er uns die Leute zur Mündung des Aiakéni entgegengeschickt.

Die Flüchtlinge hausen schlechter als Schirianá unter einigen Palmblättern, die in den Boden gesteckt sind. Ebenso gut könnten sie ein paar Spinnengewebe über sich hängen.

Der älteste Sohn, den die Majonggóng Arauatá-fanári, „Brüllaffenohr", nennen, hat drei Frauen, wie es sich hierzulande für einen so schönen und kräftigen Mann geziemt, eine Purukotó und zwei Majonggóng. Die beiden letzteren hat er sich erst kürzlich zugelegt. Darüber ist nun sein Purukotó-Gespons eifersüchtig geworden und pocht auf seine älteren Rechte. Sie hat sich von ihm zurückgezogen und lebt am Feuerplatz ihres Vaters, der sich durch eine riesige Balggeschwulst über dem einen Auge auszeichnet. Dieses böswillige Verlassen stört aber den Tyrannen gar nicht. Er liegt in seiner ganzen Schönheit, wenige Meter von ihr entfernt, in der Hängematte. Die eine Neue sitzt kosend auf seinem Schoß. Die andere ganz Neue, die kurz geschorene Haare trägt, — ein Zeichen, daß sie eben erst das mannbare Alter erreicht hat —, hockt hinter ihm, sucht ihm die Läuschen ab und verzehrt sie oder steckt sie dem Gebieter in den Mund. — Ein reizendes Familienidyll!

Der zweitälteste Bruder hat zwei Frauen, Majonggóng. Der jüngste, der kaum achtzehn Jahre zählen mag, war schon mit einer Majonggóng verheiratet, die aber vor kurzem am Fieber gestorben ist. Der Ort scheint sehr ungesund zu sein.

Die Hütten von Mawoínya sind so niedrig, daß ich mich darin nicht aufrecht stellen kann. Durch den Eingang kann ich nur auf allen Vieren kriechen. Und der Dreck, Staub und Rauch! Und diese Hitze! —

Ich zeige der Indianersippschaft Photographien von der Reise und das Tierbilderbuch, um sie zu beschäftigen und abzulenken. (Abb. 82) Währenddessen beziehen wir unser Lager unter einer Baracke, die keine Wände hat und daher luftiger ist. Ein kleiner Platz wird uns dazu eingeräumt.

Die Gastfreundschaft ist über jeden Zweifel erhaben. Von allen Seiten wird man zu Pfefferbrühe mit Maniokfladen eingeladen, und wenn die Fladen aufgegessen sind, so fordert man neue. Es liegen ganze Stöße davon auf den Hausgerüsten und zum Trocknen auf dem Dach und große Stücke auf dem Boden für die zahlreichen Hunde. Auch mein armer, magerer Kaikuschí kann sich wieder einmal satt fressen.

Ethnographica gleich Null! Wenn es in den anderen Dörfern ebenso ist, dann wehe der Sammlung! Das ganze Gebiet scheint sehr dünn bevölkert zu sein. Bis zum Hause Manducas sollen wir nur zwei kleinen Niederlassungen begegnen. Eine weitere Maloka sei am Emecuní, einem rechten Nebenfluß des oberen Merewarí. Zwei andere, die aber für uns nicht in Betracht kommen, fänden sich flußabwärts am Merewarí. Das scheint die ganze Herrlichkeit zu sein. Was bleibt da von den glänzenden Schilderungen Manducas übrig? — Es ist die alte Geschichte: Ein Mensch ist in früher Jugend aus der Heimat in die weite Welt gewandert. In seiner Erinnerung erscheint ihm alles in rosigem Licht. Kehrt er nach Jahren zurück, so schrumpft das Paradies seiner Phantasie zusammen zu einem elenden, schmutzigen Nest. —

Woher kommt der Niedergang? Dieses Volk hat mit den Weißen fast gar keinen Verkehr. Kaum in einem Menschenalter kommt einmal ein Venezolaner vom unteren Caura. Wenige von ihnen arbeiten gelegentlich in den Kautschukwäldern oder als Ruderer am Orinoco. Die meisten haben überhaupt noch keinen Weißen gesehen. Und doch ist ihre ganze Eigenart im Schwinden. Zwar tragen sie noch keine Kleidung, die Männer nur den üblichen Schurz aus blauem oder rotem Kattun, gelegentlich einen venezolanischen Strohhut oder braunen Filzhut, die Frauen Perlenschürzchen mit reizenden Randmustern oder auch das Kostüm der Stammutter Eva vor dem Sündenfall. Aber wo sind die prächtigen Keulen aus schwerem, glänzend schwarzem Holz, wo die zierlichen Flechtarbeiten mit ihren kunstvollen Mustern, wo der farbenprächtige Federschmuck und so vieles andere, was Schomburgk hier noch sah? Wie ein Pesthauch scheint die sogenannte Zivilisation von fern auf diese arme Rasse zu wirken. Ihrer eigenartigen Kultur gehen sie verlustig, und sie selbst schwinden ohne sichtbare Ursache

rasch dahin. Einige Männer und Frauen, die zum Teil noch an Majonggóng verheiratet sind, das ist alles, was von dem Stamme der Guinaú heute übrig ist! Sie alle wissen wohl noch ihre Sprache, sprechen aber gewöhnlich nur Majonggóng. Wenige Jahre, und schon die nächste Generation hat die Guinaú-Sprache vergessen und ist ganz zu Majonggóng geworden; und wieder ist ein welkes Blatt am südamerikanischen Sprachenbaum in alle Winde verweht. —

In einer ruhigen Stunde setze ich Manduca meinen Orinocoplan auseinander. Er ist anfangs sprachlos, hatte er doch geglaubt, ich würde nach längerem Aufenthalt in seiner Heimat mit ihm und den anderen auf demselben Weg in das Land der Makuschí zurückkehren. Nach einigem Überlegen verspricht er, mich zu begleiten, wenn es einen Weg vom oberen Uraricuéra zu den Orinocoquellen gäbe. Er will mich dann bis zur Mündung des Payámu bringen, wie die Majonggóng den Padámo, den bedeutendsten rechten Nebenfluß des oberen Orinoco nennen. Mein Winchesterkarabiner mit 50 Kugelpatronen, die ich ihm für diesen Fall verspreche, lockt ihn anscheinend sehr.

Gegen Abend, als wir gerade am Hafen sind, kommen zwei Kähne vom Canaracúni mit Weibern. Es sind einige Frauen von hier und unsere Köchin. Köstlich ist ihr Zusammentreffen mit dem gestrengen Herrn und Gebieter. Als Manduca seine Frau kommen sieht, geht er sofort hinauf zur Baracke und legt sich recht breit und flegelhaft in seine Hängematte. Den Kopf läßt er nach außen baumeln und schaut interesselos gen Himmel, als wenn ihn die kleine Frau, die vor ihm steht und ihn begrüßt, gar nichts anginge. — Wie ganz anders als bei uns ist doch das Wiedersehen zwischen indianischen Ehegatten nach längerer Trennung! — Freilich später im Dunkel liegen sie zusammen in einer Hängematte und schwatzen, lachen und kosen wie zwei Turteltäubchen. —

12. März. Der Himmel ist noch immer bedunstet, wenn auch weniger als in den letzten Tagen.

Die Arekuná und einige Yekuaná, die hier bleiben, werden ausgelohnt und photographiert. Mit unseren größeren Waren, wie Äxten, Messern, halten wir jetzt geizig zurück. Wir haben nicht mehr viel davon, und es wird noch lange dauern, bis wir wieder Weiße treffen.

Der alte Arekuná bittet mich um eine „*kalitá*“[1], ein Schreiben, das er bei seiner Rückkehr zum Caróni den „Espanyóles“ vorzeigen könne. Wahrscheinlich soll es eine Art Freibrief sein für den Todschlag. Ich gebe ihm eine Bescheinigung „á los ciudadanos venezolanos“, daß mir die Arekuná

[1] Vom spanischen „carta“.

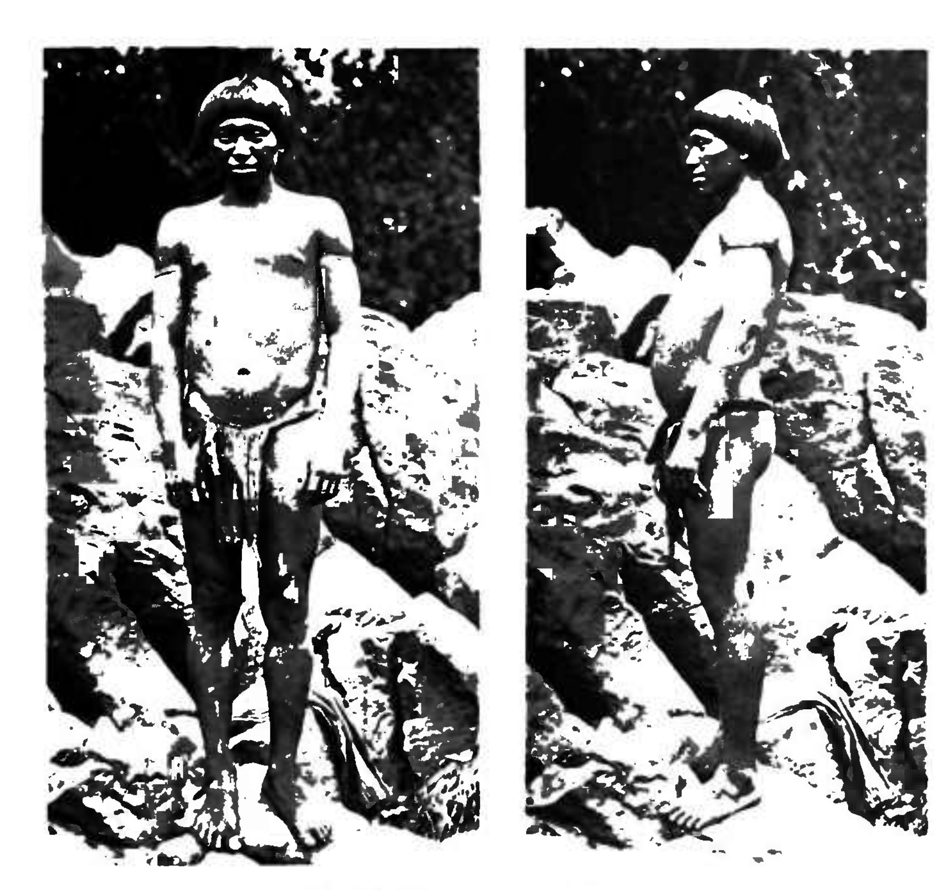
treu gedient und mich gut aufgenommen hätten. Das ist die Wahrheit. Ich kenne ja den Vorfall nur aus dem Munde Manducas, und wer weiß, was für ein übler Patron jener Venezolaner war. Mein Schriftstück wird ihnen freilich nicht viel nützen. Eines Tages werden sich die Venezolaner doch an ihnen rächen.

Auch hier in Mawoínya sind die Arekuná wenig gern gesehene Gäste. Die Majonggóng sagen ihnen alles mögliche nach. Sie fürchten sie offenbar. — Gegen uns Europäer haben jene sich stets von der besten Seite gezeigt. Ich mag die Arekuná und die ihnen nahe verwandten Taulipáng gern. Es sind stolze, durchschnittlich schön gewachsene Menschen, während die viel kleineren und plumperen Majonggóng bei all ihrer Liebenswürdigkeit etwas Zigeunerhaftes haben.

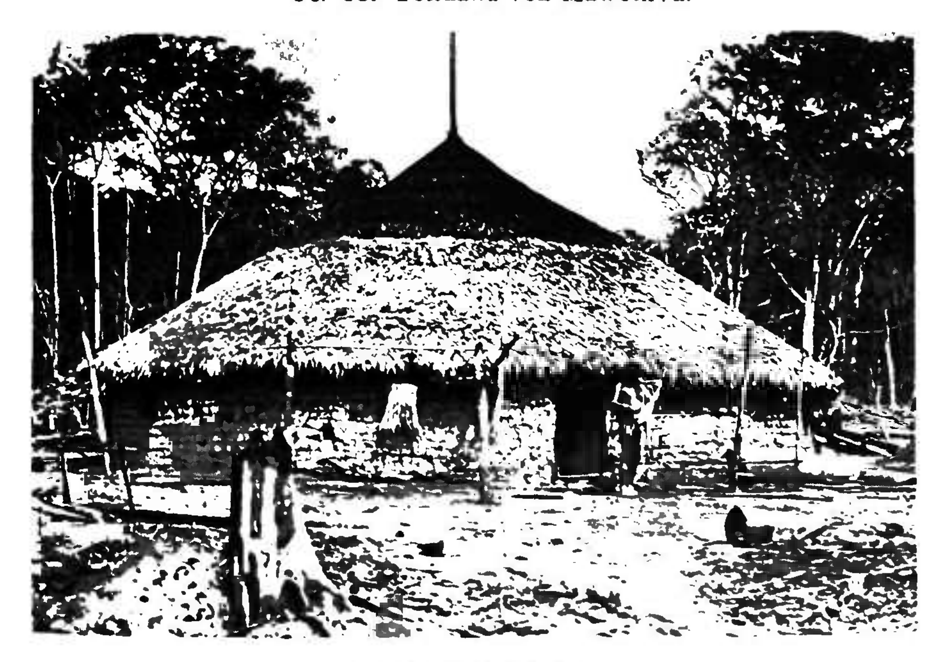
Die meisten meiner Leute sind schon am frühen Vormittag mit dem Hauptteil der Ladung abgefahren zum Canaracúni. Um $2^1/_2$ Uhr folgen wir nach. Ich fahre mit Schmidt, Romeo und Mario in dem großen Einbaum der Arekuná. Ein junger Yekuaná hat nach längeren Verhandlungen eingewilligt, uns durch die nächsten Schnellen als Pilot zu dienen. (Abb. 84, 85) Er ist erst seit wenigen Tagen verheiratet. Sein rundliches Frauchen nimmt er mit. Sie hat kurz geschorenes Haar und trägt nicht einmal ein Perlenschürzchen, dafür ist sie im Gesicht glänzend rot angestrichen.

Manduca und Gattin fahren in einem kleinen Kahn hinter uns her. Er ist ein merkwürdiger Charakter. Seine Frau, so gut sie ist, übt auf diesen unreifen Menschen einen schlechten Einfluß aus. Ohne sie ist er ein prächtiger Kerl, ein energischer und aufmerksamer Führer. Hat er sie aber wieder bei sich, so vergißt er alles, kümmert sich wenig um uns und ist launisch, kaum zum Wiedererkennen. Dieser Zustand dauert gewöhnlich einige Tage. Dann ist es ihm etwas Altes, und er kommt wieder in das richtige Geleise. Er ist halt noch ein dummer Junge und hätte ein paar Jahre warten sollen, bevor er heiratete.

Nach einer halben Stunde Fahrt in nordwestlicher Richtung kommen wir an die etwa 60 m breite Mündung des linken Zuflusses Canaracúni, den wir nun aufwärts verfolgen. Der Merewarí geht weiter nach Norden. Der Canaracúni kommt in der Hauptrichtung aus Westen. Er hat klares, dunkles Wasser, das um einige Grad kühler ist als das weißlich grüne Wasser des Hauptflusses. Auch hier herrscht große Trockenheit. Lange Bänke aus feinem Sand und Kieseln ziehen sich im Flußbett hin. Schmidt und ich gehen zu Fuß. Die Leute stoßen die Kähne mit Stangen über die seichten Stellen oder schieben sie über das Geröll. Um 5 Uhr machen wir Halt unter einigen Schutzdächern. Zwei Cujubins, die von einem hohen Baum ihren



84. 85. Yekuana von Mawoinya.



86. Motokurunya.

weichen Lockruf „kuyui-kuyui“ erschallen ließen, wandern in den Kochtopf.

13. März. Erst nach Mittag erreichen wir die anderen. Sie sind damit beschäftigt, in dem seichten Wasser zwischen den Steinen Fische mit Timbó zu fangen. Stücke dieser giftigen Liane[1] zerklopfen sie auf den Felsen mit Knüppeln zu feinen Faserbündeln und waschen diese öfters im Wasser aus, das durch den ausziehenden Saft eine milchige Farbe annimmt. Die Wirkung zeigt sich bald. Die kleinen Fische sterben und treiben mit dem Bauch nach oben. Die größeren Fische schwimmen unruhig hin und her, werden immer matter und lassen sich leicht mit den Händen greifen. Es werden hauptsächlich zahlreiche spannenlange Panzerfische[2] gefangen, die unter Steinen und in Erdlöchern leben, unansehnliche Dinger mit breiten, häßlichen Köpfen, aber gelbem, wohlschmeckendem Fleisch. Die Fische werden notdürftig ausgenommen, gekocht oder zwischen frischen Blättern gedämpft oder einfach ins Feuer geworfen, wo sie ankohlen und halb gar werden. Dann werden sie alle auf einen Haufen auf einen Felsen geschüttet, und einige Stücke Maniokfladen dazugelegt. Der Topf mit der Brühe, die durch die Galle grünlich aussieht und bitter schmeckt, steht als Suppe und Tunke daneben. Manduca schlürft die Brühe mit unserem großen Aluminiumvorlegelöffel. Man langt mit den Fingern zu, schlingt rasch, um nicht zu kurz zu kommen, und spuckt die Gräten nach allen Seiten. — Ein entwürdigendes Essen für einen gesitteten Europäer! —

Um 3 Uhr fahren wir langsam weiter. Die Indianer schießen vom Boot aus sehr geschickt Curimatá-Fische[3], die in der flachen Strömung in Unmenge an uns vorbeihuschen und von den scharfsichtigen Schützen schon von weitem entdeckt werden.

Der Hauptteil der Beute und einige Hühnervögel, welche die Indianer unterwegs erlegt haben, werden in unserem Waldlager über Nacht auf dem Bratständer geröstet.

14. März. Bei der Weiterfahrt wird auf dem linken Ufer bisweilen durch den Dunst eine etwa 1000 m hohe, größtenteils bewaldete Gebirgskette sichtbar, die landeinwärts sich von Westen nach Osten erstreckt. Die Indianer nennen sie Scharischarináma. Ihre Form und die rötliche Farbe ihrer Felsabhänge lassen auf Sandstein schließen.

Kurz nach 1 Uhr erreichen wir den großen Katarakt Kómbakö-sóde. Er ist zu jeder Jahreszeit unpassierbar und wird auf weitem Weg, der auch

[1] Paullinia sp. oder der Strauch Lonchocarpus densiflorus (Benth.).

[2] In Brasilien Cascudo genannt.

[3] Art Salm.

die beiden folgenden Katarakte Aköyu-sóde („Schlangenfall“) und Kuruhúdu abschneidet, über Land umgangen. Bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande werden die Kähne mit großer Mühe über die Abstürze geschafft. Bei Hochwasser werden sie auf einem anderen Weg durch den Wald geschleift.

Im Rate der Indianer wird beschlossen, die Hauptladung hier aufzustapeln und morgen über Land nachzuholen. Sie wollen heute noch zur Niederlassung kommen, angeblich, weil sie keine Maniokfladen mehr haben, in Wirklichkeit, weil es dort Kaschirí gibt.

In stillem Wasser fahren wir rasch weiter und bei Sonnenuntergang an der Mündung des rechten Zuflusses Tuducamá vorüber, der hier eine Breite von 30 m und eine durchschnittliche Tiefe von 1 m hat. Der Canaracúni, der von hier an klares, schwarzes Wasser führt, ist 36 m breit und steht an Tiefe dem Tuducamá nicht nach.

Kurz darauf sind wir im Hafen an der Mündung eines rechten Nebenbaches. Die Indianer haben schon längere Zeit vorher durch Tuten auf einem alten Ochsenhorn und auf einer großen Meeresschnecke unser Kommen angezeigt. Im Gänsemarsch gehen wir zunächst ein Stück durch den Wald, dann im seichten Bach aufwärts und bergan durch eine große, frischgebrannte Pflanzung, in deren Mitte die runde Maloka liegt. Die Niederlassung heißt Motokurúnya. Das ganze nackte Volk erwartet uns hier. Manduca, der vor mir schreitet, schießt nach der Seite seine Flinte ab, wie es hierzulande Sitte ist, wenn Besuch kommt. Die Begrüßung ist kurz. Die meisten meiner Leute sind hier zu Hause, und die vom Merewarí haben hier ihre Frauen zurückgelassen. Es folgt die übliche, sehr reichliche Bewirtung, darunter eine rote Pfefferbrühe, die säuerlich, etwas nach Tomaten schmeckt. Manduca hatte angeordnet, neben der Maloka für uns eine Baracke zu errichten. Sie ist noch nicht fertig. Wir befestigen unsere Hängematten an den Querbalken des Gerüstes. Vor wenigen Tagen ist ein junger Mann gestorben, der hier zu Besuch war. Schmidt fand ihn seinerzeit schon zum Skelett abgemagert. Leider ist er schon bestattet. Er hätte auch noch ein paar Tage warten können. So hören wir nur die halbe Nacht die melancholische Totenklage der nächsten Anverwandten, einiger Männer und Frauen.

Die Nacht ist kühl und bringt starken Tau. Es hat sich aufgeklart; vielleicht liegt der Dunst nur im Tal. Um Mitternacht sind die größeren Sterne sichtbar. Ein nach allen Seiten freier, für astronomische Beobachtungen geeigneter Platz.

16. KAPITEL.

IM FIEBERNEST MOTOKURUNYA.

15. März. Es wimmelt hier des Nachts von Moskiten, die ungefähr von 9 Uhr an auftreten. Ohne Moskitonetz ist an Schlaf nicht zu denken.

Kurz nach Sonnenaufgang findet das erste gemeinschaftliche Frühstück statt. Jede verheiratete Frau bringt eine Korbwanne mit Maniokfladen und eine kleine Topfschale mit Pfefferbrühe, in der verloren ein paar Fischbröckchen schwimmen. Alles wird nebeneinander vor das Haus gestellt. Dann ruft einer der Männer auch uns mit lauter Stimme zum Essen, und wir hocken uns im Kreise nieder.

Die meisten Männer gehen darauf weg, um den Rest des Gepäcks zu holen.

Die Neugierde der Frauen ist groß und grenzt schon nach den wenigen Stunden unserer Bekanntschaft an Zudringlichkeit. Sie sitzen ohne Scheu den ganzen Morgen um meine Hängematte herum, kriechen unter das Moskitonetz, wollen alles sehen, alles anfassen, staunen über die Uhren, die Aneroide, den Kompaß, über die Tatauierung auf meinem Arm, über meine Schmisse, meine weiße Haut. Sie sagen, wir seien so weiß wie ein neugeborenes Kind, und wollen sich ausschütten vor Lachen. Sie verlangen, ich solle mich ganz ausziehen. Sie wollen auch mein Untergestell bewundern. „Aber das geht doch nicht, meine Damen! Da müssen Sie hinkommen, wenn ich bade!" — Die Liebenswürdigkeit wird bald ein bischen zu viel. Ich ertrage alles mit stoischem Gleichmut. Endlich verziehen sie sich, und ich kann mich ein wenig in meiner näheren Umgebung umsehen.

Die im Grundriß kreisrunde, mit spitz zulaufendem Dach geschützte Maloka gleicht in der äußeren Form den Häusern der Makuschí und Taulipáng, hat aber lehmverkleidete Wände, während bei jenen die Wand gewöhnlich mit Palmstroh belegt ist. Der Mittelpfosten, um den zwölf kleinere Pfosten, die das Dach tragen, im Kreise angeordnet sind, ragt hoch über die Dachspitze hinaus. Der obere Teil des Daches ist mit feineren Palmblättern gedeckt als der untere, was durch die verschiedene Färbung dem Ganzen ein gefälligeres Aussehen gibt. Die Wand hat vier Zugänge, nach den vier Himmelsrichtungen. Sie sind durch Türen verschließbar, die aus einer schweren Holzbohle zurechtgehauen sind und oben und unten in Zapfen laufen. Wahrscheinlich sind diese Türen europäische Errungenschaften, wenn auch aus alter Zeit. Der Haupteingang, durch den jeder Besucher einzutreten hat, geht nach Osten. Außerdem finden sich in der Wand in einiger Höhe vom

Erdboden und in bestimmten Abständen voneinander kleine, viereckige, ebenfalls mit massiven Holztürchen verschließbare Licht- und Luftlöcher. In der Mitte des Daches nach Westen zu ist eine Klappe angebracht, die von innen geöffnet und geschlossen werden kann; offenbar spanischer Einfluß, denn die Indianer nennen diese Luke *mentána* (span.: ventana = Fenster). Vielleicht hat einer von ihnen einmal eine ähnliche Einrichtung bei den Weißen am unteren Caura gesehen und flugs nachgeahmt. Eigenartig und ganz verschieden von den Häusern der östlichen Stämme ist die innere Teilung. An der Hauswand befinden sich die Feuer- und Wohnplätze der einzelnen Familien, die voneinander nicht geschieden, von dem Innenraum aber durch hohe und breite, dicht nebeneinander gestellte Rindenstücke abgeschlossen sind und dadurch einen fortlaufenden Gang, eine Art Korridor, bilden. In diesen Familienwohnungen ist es fürchterlich eng und schmutzig. Niedrige, breite Gerüste an der Wand, auf denen die zahlreichen Hunde liegen, nehmen den meisten Raum ein. Der Hauptzugang führt durch den Korridor unmittelbar in den Innenraum und hat ebenfalls zu beiden Seiten Rindenverkleidung, die hier den Gang unterbricht. Dicht am Eingang ist sie ein wenig umgebogen, sodaß man nach rechts und links in die Wohnräume der Verheirateten schlüpfen kann. Die andern Zugänge führen nur in den Korridor; doch sind auch hier gegenüber in der Rindenwand schmale Schlupflöcher zum Innenraum frei gelassen. Die Rindenverkleidung ist stellenweise kunstlos mit roten Strichen und Haken bemalt. Der große, kreisrunde Innenraum ist der gewöhnliche Aufenthaltsort und der Schlafsaal der Junggesellen. Hier finden mehrmals am Tage die größeren, gemeinsamen Mahlzeiten und von Zeit zu Zeit Feste und Tänze statt. Gelegentlich verrichten auch die Frauen hier ihre täglichen Arbeiten, reiben Maniokwurzeln, backen Fladen usw. Meistens aber arbeiten sie unter einem Schuppen hinter dem Haus oder bei gutem Wetter draußen im Freien. Das Haus hat einen Umfang von 39 m. Die Höhe des mittleren Hauspfostens bis zur Spitze des Daches beträgt 5,25 m, der Durchmesser des Junggesellenraumes 6 m, die Höhe der äußeren Wand 1,78 m, die Höhe der Tür 1,42 m, die Breite der Tür 0,65 m. Den Fußboden bildet festgestampfter Lehm. (Abb. 86)

Mit der Sauberkeit, auch des eigenen Körpers, stehen meine neuen Freunde auf sehr gespanntem Fuß. In der Maloka und in ihrem weiten Umkreis herrscht ein unglaublicher Schmutz, schon infolge der vielen Hunde, von denen diese Indianer nie genug haben können. Es gibt hier mehr als 25 Stück. Der Staub in den halbdunklen Räumen ist ekelhaft und muß Hals- und Lungenkrankheiten hervorrufen, die durch das unaufhörliche Ausspuken der Leute weiter verbreitet werden. Viele der Bewohner, auch die Kin-

der, die zahlreich vertreten sind, leiden an einem bösen Katarrh mit hohlem Husten. Es wäre ein Wunder, wenn nicht alle an der Auszehrung zugrunde gingen, die der kürzlich hier verstorbene junge Mann offenbar gehabt hat. Ein älterer Guinaú befindet sich anscheinend im letzten Stadium dieser Krankheit. Er ist äußerst abgemagert und hat dabei einen aufgetriebenen Leib. Er klagt über heftige Schmerzen in allen Gliedern und Gelenken, im Rückgrat und Nacken. So zeigt dieses ganze Gemeinwesen einen starken Niedergang.

Nachmittags bringen die Leute das zurückgelassene Gepäck. Es fehlen die beiden Äxte, die sie am Aiakéni im Gebrauch hatten. Ich frage Manduca, wo sie geblieben seien. Zuerst antwortet er mir, er wisse es nicht. Da werde ich böse.

„Du als Führer mußt dies wissen! Du bist verantwortlich für meine Sachen!"

Nun gibt er klein bei.

„Die Äxte sind in Mawoínya geblieben."

„Bei Häuptling Pitá und seinen Makuschí ist etwas derartiges nie vorgekommen", erwidere ich.

Es ist für den ehrgeizigen, eitlen Menschen der größte Schmerz, wenn ich dies sage. — Erzürnt gehe ich zum Bad. Als ich zurückkomme, ist die Bürgerschaft noch recht verdutzt, aber Manduca empfängt mich mit freundlichem Gesicht. Er bespricht mit mir die Weiterreise in seine Heimat im Quellgebiet des Ventuarí. Für Mannschaft und Boote wolle er sorgen. Er nennt diesen größten rechten Nebenfluß des mittleren Orinoco Entauarí oder Entauádi und den Orinoco selbst Erinyakú oder Edinyakú; *r* und *d* sind im Majonggóng kaum voneinander zu unterscheiden. Für „Casiquiare" sagt Manduca sogar Faschischuádi. Die Stadt Ciudad Bolivar kennen diese Indianer nur mit dem alten spanischen Namen Angostura, sagen aber natürlich Angosturánya.

16.—20. März. Die zudringlichen Frauen hocken wieder den halben Vormittag unter meinem Moskitonetz. Eine neugierige Gesellschaft! Ich zeige ihnen ein Leporello-Album, das zwei Photographien von meiner Frau und mehrere Photographien von meinen zwei Kindern in verschiedenem Alter enthält. Nun trauen sie mir zwei Frauen und acht Kinder, sechs Mädchen und zwei Buben, zu und wollen von allen die Namen wissen.

Später mache ich einen kurzen Besuch in der Maloka. Es ist nicht ganz ungefährlich, durch die Familienwohnungen zu gehen, wegen der bösen Hunde, die aber jetzt angebunden auf ihren Gerüsten liegen und mich aus der Ferne wütend anknurren. Der Hausrat ist sehr ärmlich und enttäuscht den

Ethnographen. Einige in hübschen Mustern geflochtene, aber schon sehr beschädigte, kleine Korbwannen sehe ich, einen Rollstempel für Körperbemalung, eine Kinderwiege, wie ich sie vom oberen Rio Negro kenne, zahlreiche Reibebretter, das Monopol der Majonggóng, lange Blasrohre mit primitiven Köchern, die aus der Scheide eines Palmblattes zusammengebogen sind, und anderen Kram. Alles ist grau in grau, bedeckt mit Schmutz und Staub. Es fehlen die Sauberkeit, der Formenreichtum, die Farbenfreudigkeit, welche die geräumigen Malokas der höherstehenden Stämme des oberen Rio Negro auszeichnen. Mit Sehnsucht denke ich jetzt daran zurück. —

Motokurúnya gilt als Guinaú-Dorf, obgleich seine Bevölkerung sich aus drei Stämmen zusammensetzt. Außer dem kranken Guinaú mit Frau und Kindern leben hier ein stummer, unbeweibter Guinaú, ein unansehnlicher Arekuná mit seiner Frau, einer Guinaú, und einigen Kindern und zwei sehr hellfarbige Yekuaná, Brüder, mit ihren Familien. Dazu kommen noch ein paar Witwen und Jünglinge und Knaben, deren Eltern gestorben sind.

Der stumme Guinaú hat als Kind durch eine Krankheit die Sprache verloren und bringt nur lallende Laute hervor, die aber von den Hausgenossen verstanden werden. Er ist ein tüchtiger und unermüdlicher Arbeiter und wird von den anderen zu allen möglichen Diensten verwendet. Die riesige Pflanzung im Umkreis der Maloka hat er ganz allein angelegt. Im allgemeinen gutmütig, sei er aber leicht reizbar und dann gefährlich. Vor einiger Zeit habe er im Jähzorn einen Stammesgenossen, der ihn verspottete, mit der Axt erschlagen.

Die Guinaú unterscheiden sich sofort durch ihre feineren Typen und schlanken Gestalten von den Yekuaná mit ihren untersetzten und gedrungenen Körpern, die meistens eine übermäßig entwickelte Muskulatur zeigen. Die länglich ovalen Gesichter der Guinaú tragen nicht selten einen schwermütigen Ausdruck, als wenn sich dieser Stamm seines baldigen Untergangs bewußt wäre. Die älteren Männer zeichnen sich durch starke Hakennasen aus und erinnern dadurch an die Aruakstämme des oberen Rio Negro. Ganz anders die Yekuaná. Unter den dicken Wülsten der niedrigen Stirn blicken häufig schief gestellte Augen aus schmaler Spalte und verleihen dem breiten, runden Gesicht einen finsteren, bisweilen tückischen Ausdruck. Auffallend ist die helle, an den vor Sonnenstrahlen geschützten Körperstellen fast weiße Hautfarbe mancher Individuen dieses Stammes, was schon Humboldt bei ihren nahen Verwandten, den sogenannten „Maquiritáres“ des oberen Orinoco, hervorhebt[1]. Am Auarí, sagt Manduca, gäbe es zwei ganz weiße Yekuaná mit weißem Haar, die bei Tag nicht sehen könnten; also wirkliche Albinos.

[1] A. a. O. Bd. IV, S. 114ff.

Die Guinaú (Ginaú)[1], oder Ginyaú, wie die Temomöyämö von den Makuschí und Taulipáng genannt werden, müssen vor Zeiten eine große Ausdehnung gehabt haben. Wahrscheinlich sind sie mit den „Guainares" identisch, die auf den älteren Karten vom oberen Caura bis zum oberen Orinoco und Ventuarí verzeichnet sind. Früher scheint diese ganze Gegend von Aruakstämmen, vielleicht von Guinaú, bewohnt gewesen zu sein. Darauf weisen die zahlreichen Flußnamen auf „-ari, uni-, -eni" („Fluß, Wasser") hin: Merew-ari, Au-ari, Caimac-uni, Canarac-uni, Aiak-eni u. a. Offenbar sind auch hier, wie in anderen Gebieten Guayanas, Aruakstämme vor dem Einfall der Karaiben, von denen sie unterjocht wurden, die Herren des Landes gewesen. Die Sieger nahmen dann den Kulturbesitz der Besiegten an.

Die Aufnahme der Guinaú-Sprache kommt nur unter Schwierigkeiten und in längeren Pausen zustande. Es kostet große Mühe, diese indolenten Menschen zu der ungewohnten Arbeit zu bewegen. Habe ich einen von ihnen glücklich so weit, daß er mir Rede und Antwort steht, dann hocken die Junggesellen, die immer Zeit haben, um uns herum und brechen über jedes Wort in schallendes Gelächter aus. Auch sprechen sie sehr undeutlich, sodaß ich die Wörter mehrmals wiederholen lassen muß, bevor ich sie richtig höre und niederschreiben kann. Es ist eine Qual für beide Teile. Schließlich reißen die Kerle schon aus, wenn sie mich nur mit dem Aufnahmeheft ankommen sehen. Doch erhalte ich nach und nach eine größere Wörterliste dieser aussterbenden Sprache, von der bisher nur 18 von Robert Schomburgk aufgezeichnete Wörter bekannt waren. Das Guinaú enthält schon manche Fremdwörter aus dem Yekuaná, und das ist kein Wunder bei dem seit Generationen engen Zusammenleben der beiden Stämme. Hier wird fast nur Yekuaná gesprochen. So kommt es, daß die Jüngeren einzelne Wörter nicht mehr wissen und sich bei den Älteren Rat holen müssen.

Das Guinaú ist ein reines Glied der Aruakgruppe und zeigt die wichtige Tatsache der sprachlichen Zusammengehörigkeit zweier Stämme, die heute räumlich weit und durch Stämme anderer Sprache voneinander getrennt sind. Es ist sehr nahe verwandt dem Baré, das heute im fernen Südwesten am unteren Casiquiare gesprochen wird und in vielen Wörtern von den übrigen Aruaksprachen dieser Gegend vollkommen verschieden ist. So geben uns die Sprachen ein Bild von den weiten Wanderungen der Stämme, deren Wege uns aber heute größtenteils verborgen sind.

In der Tracht sind sich alle Bewohner von Motokurúnya gleich. Das Haupthaar haben beide Geschlechter in gleicher Weise rund um den Kopf

[1] Der Stammesname Guinaú, in deutscher Schreibweise Ginaú, ist von Robert Schomburgk in die Literatur eingeführt worden.

geschnitten. Die Achselhaare, Gesichtshaare, Augenbrauen und der spärliche Bart werden von Zeit zu Zeit ausgerupft. Auch die Schamhaare werden von den Mädchen und jungen Frauen entfernt. Die älteren Frauen nehmen es nicht mehr so genau. Männer und Frauen behängen sich mit ganzen Lasten kleiner Glasperlen. Die jüngeren Leute tragen mehrere Pfund Schnüre aus dunkelblauen, dunkelroten und schwarzen Perlen um den Hals. An einem faustdicken Bündel dunkelblauer Perlenschnüre hängt das Perlenschürzchen der Frau, das sie beim Maniokreiben und bei den Arbeiten im Feld meistens ablegt. Auch Schnüre weißer Hemdenknöpfchen, die ebenfalls auf dem Wege des Zwischenhandels mit anderen Stämmen in diese entlegene Wildnis kommen, werden von den Frauen als Halsschmuck verwendet. Die kleinen Mädchen haben breite Umwickelungen aus dunkelblauen Perlenschnüren unter den Knien und solche aus weißen Perlenschnüren über den Fußknöcheln, was ganz geschmackvoll aussieht. Die Handgelenke und die Beine über den Fußknöcheln sind bei Männern und Frauen handbreit und breiter mit weißen Perlenschnüren umwunden. Breite Binden aus Schnüren von Menschenhaar tragen die Männer bisweilen um die Beine oberhalb und unterhalb der Wade. Man könnte die kleinen Glasperlen hier zentnerweise los werden, aber auch diese nackten Leute sind der Mode so unterworfen, daß sie andersfarbige Perlen zurückweisen, weil sie nicht modern sind. Schon mehr zu den Körperdeformationen gehören die Armverschnürungen. Beide Geschlechter haben die Oberarme mit schmalen, aus den zähen Fasern einer Bromeliacee gewebten Bändern so fest umschnürt, daß die Muskeln darunter hervorquellen und tiefe Male entstehen, an denen die Haut runzelig und farblos ist. Es ist eine alte Karaibensitte, die schon die ersten Entdecker anstaunten. Ein kurzer Stift oder ein Federchen ziert bei einigen Männern die durchbohrte Unterlippe. Handlange, dünne Rohrstäbe, in die bei festlichen Gelegenheiten Büschel bunter Federchen gesteckt werden, schmücken die durchbohrten Ohrläppchen. Von diesen Ohrstäben hängt bisweilen an kurzer Perlenschnur der bei den Arekuná und Taulipáng gebräuchliche, halbmondförmige Silberschmuck herab, der aus breit geklopften und dünn zugeschliffenen Münzen hergestellt wird.

Die einzige Industrie dieser Indianer ist die Verfertigung der Reibebretter. Es ist hier eine wahre Fabrik zur Herstellung dieses wichtigen Gerätes des indianischen Haushaltes. Stöße von Brettern, mit Stricken verschnürt, für den Handel bestimmt, hängen an den Querbalken des Daches oder liegen auf den Gerüsten, fertig für die Reise in das fremde Land, und selten sieht man einen Besucher die Maloka verlassen, der nicht zwei oder mehrere dieser nach langem Feilschen erstandenen Reibebretter auf dem



87. Ein ergiebiger Fischzug.



88. Vor unserer Hütte in Motokurunya.

Rücken trägt. So finden diese Erzeugnisse der einheimischen Industrie durch den lebhaften indianischen Handel die weiteste Verbreitung.

In die Herstellung eines Reibebrettes, die viel Zeit in Anspruch nimmt, teilen sich Mann und Frau. Die ganze Familie geht zu diesem Zweck für mehrere Tage in den Wald. Dort fällt der Mann eine Ceder, deren Holz leicht zu bearbeiten ist, und haut die Bretter an Ort und Stelle roh zurecht. Zu Hause glättet er sie mit dem Waldmesser und dem Dexel. Es sind also durchweg schon europäische Eisengeräte, meistens englischen Fabrikates, die sie sich gewöhnlich durch die Arekuná verschaffen. Nun beginnt die feine und äußerst mühselige Arbeit der Frau. Mit einer alten Messerklinge und einem Kiesel schlägt sie von einem Hornstein winzige Splitter ab und treibt sie in die kleinen Löcher, die sie mit einem großen eisernen Nagel, reihenweise oder in hübschen Flechtmustern angeordnet, in die Oberfläche des Brettes gestoßen hat. Um die Zähnchen, die mit der Spitze nur wenig hervorragen, haltbarer zu machen, wird dann die Oberfläche mit Pech überstrichen. Oben und unten bleibt ein handbreiter Raum von Zähnchen frei, der gewöhnlich mit schwarzen Mustern auf dunkelrotem Grund bemalt wird.

Von der Frau des kranken Guinaú, einer Meisterin in ihrem Fach, lasse ich mir die Muster in das Skizzenbuch zeichnen. Sie macht ihre Sache ganz geschickt, drückt aber so stark mit dem Bleistift auf, daß man die Spuren durch ein halbes Dutzend Blätter sieht. Den Bleistift hält sie fast wagerecht mit ausgestreckten Fingern, wie sie es von ihren Malereien mit dem an dem unteren Ende mit Baumwolle umwickelten Malstäbchen gewöhnt ist. Es ist ein köstliche Szene: Die nackte Frau sitzt auf meinem Klappstuhl vor dem Tisch, zwei aufeinander gestellten Koffern, auf denen das Skizzenbuch liegt. Um sie herum steht und hockt ein halbes Dutzend Menschen, die mit überlautem Gelächter ihre Kunstprodukte begutachten. Auf dem Rücken der Zeichnerin hängt ihr zweijähriger, dicker Bub. Er brüllt fürchterlich, denn er hat den „Ziegenpeter", der jetzt hier epidemisch auftritt und nach und nach fast alle kleinen Kinder erfaßt hat. Der Papa sucht ihn zu beruhigen. Er zieht die schlaffe Brust der Mutter unter ihrem Arm durch und steckt sie dem Bengel in das Mäulchen. Aber der Kleine ist wütend, schlägt nach der Brust und brüllt weiter. — Es ist ein Wunder, daß bei diesem Zeichnen mit Hindernissen etwas Brauchbares zustande kommt.

Den dunkelgrünen Hornstein, der die Zähnchen für die Reibebretter liefert, finden die Indianer in vereinzelten Knollen im Gebirge Scharischarináma, auf einer kleinen Savanne, die dort inselartig im dichten Waldgebiet liegt. Von den mehrtägigen Reisen, die sie von Zeit zu Zeit zu diesem Zweck mit ihrem ganzen Hausrat, Weibern, Kindern und Hunden dorthin unter-

nehmen, bringen sie weißen, kreideartigen Ton mit, den sie als Delikatesse verzehren.

Die Herstellung der Reibebretter und die Flechterei in Mustern, das Beste dieser geringen Kultur, sind ohne Zweifel ursprünglich den Guinaú eigen, von denen sie die Yekuaná angenommen haben.

Zu allen gemeinsamen Mahlzeiten werden wir freundlichst eingeladen. Maniokfladen stehen dabei unbeschränkt zur Verfügung. Die vielen Fische und Vögel, welche die Leute von Mawoínya während der Fahrt hierher erbeuteten und allnächtlich, in Blätter eingeschnürt, auf dem Bratständer rösteten, waren als Gastgeschenke bestimmt. Bei jeder Mahlzeit öffnet einer der Gäste ein solches Bündel, zupft den ganz trockenen Inhalt in kleine Stücke auseinander und verteilt diese unter die Anwesenden. So leben wir hier sehr schmutzig, aber auch sehr patriarchalisch.

Überhaupt ist jede Jagdbeute Eigentum der ganzen Gemeinde und wird bei den Mahlzeiten von einem der Männer, meistens vom Ältesten, brüderlich verteilt. Bei solchen Gelegenheiten muß man wieder die Eintracht der Indianer anerkennen. Es gibt keinen Zank, kein Murren. Jeder ist mit dem zufrieden, was er empfängt. Auch die Frauen und Kinder erhalten ihren Anteil und kommen nicht schlechter dabei weg als die Männer. Schon der gemeinsame Herd, auf dem ein Dutzend verschiedener Ehefrauen abwechselnd ihr Brot bäckt, ist ein gutes Zeugnis für das friedliche Zusammenleben der Bewohner einer Ansiedlung.

Am Schluß der Mahlzeit bringt jede Frau eine große Kalabasse mit warmem Getränke aus zerkleinerten Maniokfladen. Dabei herrscht ein bestimmter Komment. Sie reicht die Kalabasse nie ihrem Manne, sondern stets einem anderen. Der Empfänger trinkt nur ganz wenig davon und reicht sie dann seinem Nachbarn zur Rechten. Dieser macht es ebenso. So geht die Kalabasse reihum, bis sie zu dem linken Nachbarn des Empfängers kommt. Erst dieser nimmt einen kräftigen Schluck und reicht dann die Kalabasse links weiter. Sie geht nun denselben Weg zurück, und jeder trinkt in vollen Zügen. Der Empfänger leert sie und gibt sie der Frau zurück.

Der Bruder des kürzlich verstorbenen jungen Mannes gilt eine Zeitlang als unrein. Er ißt stets abseits von den anderen und aus besonderem Geschirr.

Das Kaschirí, das hier getrunken wird, ist ein scheußliches, dickflüssiges Zeug von unbestimmbar grauer Farbe. Es ist aus angebrannten und gekauten Maniokfladen hergestellt, die längere Zeit zwischen Bananenblättern verpackt waren und scharf gegoren haben. Es schmeckt widerlich sauer und sieht aus, als wenn es schon einmal getrunken gewesen wäre. Ich bringe es

nicht hinunter. Schmidt läuft weg, wenn sich ihm eine Frau mit der Kalabasse naht. Romeo und Mario, die an besseren Stoff gewöhnt sind, erbrachen sich nach dem ersten Schluck fürchterlich. Manduca, der als Zauberarzt vor den schärfsten und absonderlichsten Getränken nicht zurückschrecken darf, trinkt das Zeug ohne sichtbare Wirkung.

In großen Pausen und nach vielen energischen Ermahnungen haben die trägen Junggesellen endlich unsere Baracke gedeckt. Es tut auch not. Die Plejaden, die dem Indianer den Wechsel der Jahreszeiten anzeigen, stehen schon sehr tief und werden bald ganz verschwinden. Frösche treten in Menge auf. Der Winter ist nahe. Am 19. März haben wir den ersten anhaltenden Regen, der von Mitternacht bis gegen 11 Uhr morgens dauert. Die Moskiten werden immer schlimmer. Wir können uns ihrer kaum erwehren, da sie des Nachts zu Hunderten durch die schadhaften Stellen des Moskitonetzes eindringen und uns viel Blut abzapfen, das wir auch ohne dies nicht mehr im Überfluß haben. (Abb. 88)

Am 19. März gehen fast alle Männer weg, um Fische zu fangen, die jetzt mit dem steigenden Wasser in großen Zügen aus dem Hauptstrom in die Nebenbäche dringen, um hier ihren Laich abzusetzen. Außer Bogen und Pfeilen nehmen die Leute dicke Bündel scharfer Timbówurzeln mit. Wir benutzen die günstige Gelegenheit und ordnen den Inhalt einiger Koffer, der während der Reise etwas durcheinander geraten ist. Bald merken es die zurückgebliebenen Weiber und stören uns in dieser wichtigen Arbeit. Die Neugierde ist so groß, daß die Kinder, wenn sie uns einen Koffer öffnen sehen, sofort in das Haus laufen und die ganze Gesellschaft herbeiholen.

Nachmittags kommen Festgäste, die Arekuná von Mawoínya und später ein halbes Dutzend junger Männer aus einer benachbarten Niederlassung, Yekuaná und Guinaú. Alle sind zum Empfang rot bemalt; einige haben den ganzen Körper rot überstrichen.

Am nächsten Tag kehren die Fischer mit riesiger Beute zurück, schweren Lasten Curimatá, Pacú und Aimará, die je zwei Mann an Stangen über den Schultern tragen. (Abb. 87) Zahlreiche Bratroste werden errichtet, und es ist ein prächtiges, belebtes Bild, wie nach Einbruch der Dunkelheit die nackten Gestalten zwischen den flackernden Feuern geschäftig hin und her eilen. Es gibt ein reiches Abendessen. Große Töpfe voll gekochter Fische und wohlschmeckender, rötlicher Curimatá-Eier werden geleert. Freilich ist es ein arger Raubbau, so viele Fische in der Laichzeit zu töten. Aber niemand denkt hier daran und mit Recht, denn der ungeheure Fischreichtum des Merewarí kann durch seine wenigen Anwohner nie gemindert werden.

Leider wird die Freude bald gestört durch heftigen Gewitterregen, der

die halbe Nacht andauert, die meisten Feuer verlöscht und einen großen Teil der Beute verdirbt. Bei solchen Gelegenheiten kann man sich an den Indianern ein Muster nehmen, die das Unabänderliche mit Gleichmut hinnehmen und nicht in unnützes Schimpfen und Fluchen ausbrechen, wie manche „Kulturmenschen".

21. März. Es findet kein Tanzfest statt. Das Kaschirí ist ausgegangen, und neues wird nicht gemacht.

Kurz nach Mittag gibt es eine kleine Aufregung. Mario hat, um den Moskiten zu entgehen, seine Hängematte hoch im Giebel unserer Baracke befestigt und hält, wie täglich, Siesta. Plötzlich brüllt er laut auf und wirft sich mit angstverzerrtem Gesicht wild umher, sodaß wir uns unter ihn stellen, um ihn aufzufangen. Ich denke anfangs, er ist verrückt geworden, aber ihn hat ein böser Alp gedrückt. Er hat heute Morgen zu viel von den verdorbenen Fischen gefressen; denn „gegessen" wäre bei unserem Makuschí-Jungen Euphemismus. Den Rest des Tages schläft er durch. Die ganze Bevölkerung war auf sein Geschrei zusammengelaufen und stand mit entsetzten Gesichtern da, bis sich der Schrecken in allgemeines befreiendes Gelächter auflöste.

Nach der Tragikomödie das Satyrspiel.

Manduca und Romeo haben sich ein paar Karnevallarven aufgesetzt, die ich mitgebracht habe, und laufen in der Dunkelheit zu allen Feuerplätzen, um Weiber und Kinder fürchten zu machen. Gegen die bösen Hunde haben sie sich mit dicken Knüppeln bewaffnet, und es tut auch not. Ich gehe mit und beleuchte die Maskenkerle mit der Laterne. Es gibt einen Höllenlärm, und unverständige Mütter haben ihre Freude daran, wenn ihre Kinderchen vor Angst schreien.

Nachts findet in der Maloka eine Kur an einem kranken Kinde statt. Ein alter Zauberarzt von Mawoínya führt sie aus. Er hat sich zu diesem Zweck einen in Schildkrötengestalt geschnitzten Schemel geliehen, den ich von den Arekuná für eine Schere gekauft habe. Ohne Bank könne er nicht arbeiten. Manduca assistiert ihm. Man hört verschiedene Stimmen, bald eine rauhe Mannesstimme, bald eine hohe, weibliche Stimme, in die Fistel geschraubt. Manduca hält ein Zwiegespräch mit dem Geist, der an Stelle des zum Himmel gefahrenen Zauberarztes getreten ist und die Kur fortsetzt. Er stellt Fragen, die der Geist offenbar sehr humoristisch beantwortet, denn Manduca lacht mehrmals laut auf. — Die Krankenkuren der Yekuaná verlaufen in der Hauptsache gleich denen der Taulipáng und Makuschí. Jene verwenden die Zauberrassel, diese das zauberkräftige Blätterbündel. Sonst ist es derselbe Schwindel hier wie dort.

22. März—22. April. Die Gäste nehmen Abschied, nicht ohne daß vorher noch Handel gemacht wird. Vier neue Reibebretter und eine englische Flinte schleppen die Arekuná mit. Die Bezahlung erfolgt später.

Auch der lange Zauberarzt mit seiner blinden Frau verläßt uns. Sie hat die ganze Reise vom Merewarí hierher ohne Aufenthalt mit uns gemacht. Über Land schritt sie tapfer aus, indem sie sich mit einem Stock weiter tastete. Von ihrem Manne wird sie sehr aufmerksam und liebevoll behandelt. Es ist rührend, die beiden zu beobachten. In den heißen Mittagsstunden richtete er ihr an der Außenwand des Hauses aus einer alten Decke ein Sonnensegel her. In Mawoínya trug er ihr die Geräte für ihre häuslichen Arbeiten zusammen, denn trotz ihrer vollkommenen Blindheit verrichtet sie alle Geschäfte der Hausfrau. Auf der Reise und hier, wenn sie durch die Pflanzung ging, schritt er vor ihr her und machte sie auf jeden Baumstamm, auf jeden Stumpf, auf jeden Stein aufmerksam. — Ich wunderte mich damals, als er uns am Aiakéni so vorsorglich durch den Wald führte. Später fand ich die Erklärung. Diese Pietät gegen hilflose Kranke ist leider ein seltener Zug bei den Indianern.

Die meisten meiner Leute sind jetzt ausgelohnt. Wir richten es dabei stets so ein, daß der Betreffende nicht seinen ganzen Lohn auf einmal bekommt. Der Indianer ist fast nie zufrieden. Er verlangt meistens noch ein paar Sachen mehr, auf die er es besonders abgesehen hat. Diese gebe ich ihm dann nach einigem Zögern. Es sind ja nur Kleinigkeiten, die er, wie er glaubt, über seinen Lohn fordert. So bleibe ich immer der Großmütige, und mein Indianer ist zufrieden. Gewöhnlich füge ich noch einige Schnüre Perlen für die lieben Kinderchen hinzu, was stets einen guten Eindruck macht.

Nur noch wenige Familien sind hier geblieben, die eigentlichen Bewohner. Die meisten waren Gäste. Es herrscht eine wohltuende Ruhe. Jeder geht seinen Beschäftigungen nach. Das Alltagsleben ist wieder in seine Rechte getreten, und dies ist das Schönste im Indianerdorf. Wir haben uns jetzt aneinander gewöhnt. Ich spiele, tanze und hasche mich mit den Kindern, lasse einen Stock lange auf den Fingerspitzen balanzieren, was sie nicht können, rolle mit den Augen nach links und nach rechts, was sie auch nicht können, und treibe andere Scherze. Nachdem ich einmal mit einem kleinen, dicken Guinaú-Buben „Arärúya" getanzt habe, wie es am Roroíma Sitte ist, quälen mich die Frauen immer wieder, ich solle mit ihren Kindern tanzen, bis ich es natürlich tue. Dann lachen sie, wie nur diese Indianer lachen können. — Man wird zum Hanswurst im Indianerdorf.

In den kühleren Nachmittagsstunden, wenn eine frische Brise aus Norden oder Osten weht, spielt sich das Leben vor dem Hause ab. Die Frauen

kommen von der Pflanzung zurück, wo sie den ganzen Vormittag gearbeitet haben. Keuchend schleppen sie an dem breiten Bastband, das über die Stirne geht, die umfangreichen Tragkörbe, gefüllt mit den hier außergewöhnlich großen Maniokwurzeln. Das halbwüchsige Töchterchen schreitet, ebenfalls schwer beladen, hinter der Mutter. (Abb. 89) Ein zweijähriges Kind hat die Beinchen um den Hals der Mutter geschlungen und reitet auf ihren Schultern. Das Kleinste ruht in ihrem Arm an der Brust. Nun beginnt die häusliche Arbeit. Die Maniokwurzeln, die bereits am nahen Bach geschält und gewaschen sind, werden gerieben. Das Reibebrett ist wider den Unterleib gestemmt. Emsig fahren die beiden Hände abwechselnd auf und nieder. Bei der gebückten Haltung ist die Anstrengung für den ganzen Körper außerordentlich groß. Das Bruchstück eines alten Einbaums nimmt die Masse auf. (Abb. 90) Diese wird mittels eines elastischen Schlauches aus Flechtwerk ausgepreßt und dadurch von dem giftigen Saft, der Blausäure enthält, befreit. Der Preßschlauch, der bei vielen Stämmen des tropischen Südamerika im Gebrauch ist, hat hier gewaltige Dimensionen und ist, mit Masse gefüllt, sehr schwer, sodaß es die Frauen große Mühe kostet, ihn an den Querbalken zu hängen, denn die Herren der Schöpfung halten es gewöhnlich unter ihrer Würde, ihnen dabei zu helfen. Auf das äußerste Ende der Preßstange, die durch den unteren Ring des Schlauches gesteckt und mit dem anderen Ende an dem Vertikalpfosten befestigt ist, setzt sich die Frau. Durch ihr Gewicht zieht sich der Schlauch in die Länge, verengert sich dadurch und preßt den Saft aus. Bei dieser beschaulichen Arbeit macht sich die Frau noch in anderer Weise nützlich. Sie säugt die Kinder oder sucht ihnen die Läuschen ab. Bisweilen legt sie einen schweren Balken auf die Preßstange, um ihren übrigen Geschäften nachgehen zu können, während der Saft ausläuft. Man läßt ihn hier achtlos auf den Boden rinnen, während er bei den höherstehenden Stämmen am oberen Rio Negro, durch langes Kochen und häufiges Abschäumen entgiftet, als süßliche, wohlschmeckende M a n i k u é r a seine Verwendung im Haushalt findet. Die ausgepreßte, noch immer etwas feuchte Masse wird fein durchgesiebt und sofort auf dem primitiven Herd, einer runden Tonplatte oder importierten Eisenplatte mit Handgriff, die auf einigen Steinen ruht, zu den beliebten Fladen gebacken. Die Männer sitzen während der Arbeit der Frauen hier und dort herum, schnitzeln an ihren Bogen und Pfeilen, spielen mit den Knaben und machen sich sonst eine kleine Beschäftigung, oder — sie faulenzen in der Hängematte.

Das ganze friedliche Bild ändert sich sofort, wenn wir einen der Eisenblechkoffer öffnen. Sobald das Kreischen des Deckels ertönt, verläßt jeder seine Arbeit und eilt herbei, um zu gucken. Neugierig sind die Leute hier

über alle Maßen. Wir hätten eine Inventaraufnahme so nötig, aber es ist vorläufig unmöglich, da einige die Sachen zu intensiv betrachten und dann vergessen abzugeben.

Bei allen Arbeiten sind die kleinen Mädchen schon vom 4. bis 5. Jahr an der Mutter eine wirkliche Hilfe. Es ist für mich immer eine Freude, diesem jungen Fleiß zuzusehen. Die lieben kleinen Menschen mit den freundlichen Gesichtern, in denen die glänzenden, dunklen Augen so eifrig hin und her gehen, den ganzen Tag sind sie tätig. Auch wenn sie mit der häuslichen Arbeit fertig sind, haben sie wenig freie Zeit. Sie müssen die jüngeren Geschwister beaufsichtigen, die sie getreu dem älteren Vorbild auf der Hüfte reiten lassen oder in einer breiten Binde aus einheimischem Baumwollgewebe an der Brust tragen. Sie müssen Wasser holen oder Brennholz gegen die Kühle der Nacht. Abends, wenn sich die Mutter mit ihrer Spindel zu einem Erholungsschwatz zur Nachbarin hockt, sitzen auch die Töchterchen zusammen und lassen emsig ihre kleinen Spindeln schnurren.

Die Kinder sind zutraulich und von natürlichem Anstand, die kleineren etwas ungeberdig. Das zweijährige Töchterchen des Arekuná bricht jedesmal in ein Wutgeheul aus, wenn es die Mutter frühmorgens nicht mitnehmen will nach der fernen Pflanzung. Die Mutter ergreift dann gewöhnlich eiligst die Flucht, und die Kleine brüllt ihr eine halbe Stunde und länger nach, rafft auch wohl ein Stück Holz vom Boden auf und schleudert es wütend in der Richtung, in der die böse „*máma*“ weggelaufen ist.

Von den Eltern werden die Kinder gut behandelt. Nur einmal beobachtete ich eine häßliche Szene, die auf mich einen umso tieferen Eindruck machte, weil sie bei den Indianern so selten ist. Die Frau des kranken Guinaú prügelte eines Tages ohne besondere Veranlassung mit einem Knüppel ihr etwa fünfjähriges Töchterchen, ein freundliches, fleißiges Kind. Es ist hier, wie leider in so vielen Familien bei uns. Der „Stammhalter“ wird verhätschelt, und das ältere Schwesterchen bekommt die Prügel.

Im allgemeinen sind die Frauen gutmütig. Hier ist ein wenige Wochen altes Waisenkind, ein winziges, dürres Kerlchen, am Oberkörper und an den Ärmchen behaart. Offenbar ist es zu früh geboren. Seine Mutter starb während der Geburt. Die Weiber säugen es abwechselnd der Reihe nach.

In den Abendstunden sitzen wir Männer gewöhnlich noch ein Stündchen bei einer Zigarette zusammen und unterhalten uns, so gut es gehen will. Manduca macht den Dolmetsch. Ich erzähle ihnen von „Alemánya“ meiner fernen Heimat, von meinen Landsleuten und ihren Nachbarn, von blutigen Kriegen, was sie immer am liebsten hören, von unserem Winter, wenn das Wasser zu Stein wird, und so manches andere. Alles wollen sie wissen: wie

das Tuch, die Messer, die Äxte, alle Sachen gemacht werden, die ich mitgebracht habe. Auch ich erfahre einige Neuigkeiten: Auf der Paríma-Kette im Quellgebiet des Uraricuéra und Orinoco finde man kleine, wasserhelle Steinchen „wie am Roroíma", wahrscheinlich Bergkristalle. Auf dem hohen Marauacá-Gebirge am oberen Padámo gäbe es Gold, von dem aber die „Spanier" nichts wüßten. Vor langen Jahren sei schon ein weißer Reisender, ein „dotúru" wie ich, ein großer Mann mit langem Vollbart, hier am Canaracúni gewesen. Er sei dann den Merewarí wieder hinab gefahren. Dabei seien ihm die Lebensmittel ausgegangen, und er habe einen seiner Leute durch Hunger verloren. Es muß vor einigen Jahrzehnten gewesen sein. „Pransiskó" (Francisco), ein alter Guinaú von Mawoínya, sei damals ein Jüngling gewesen. Wahrscheinlich war es der französische Reisende Chaffanjon, der 1885 den Caura (Merewarí) aufwärts fuhr und über diese Reise eine von Abenteuern strotzende Schilderung veröffentlicht hat[1]. Unter anderem berichtet er, die „Guagnungomos", wie die Yekuaná-Majonggóng von den Venezolanern genannt werden, hätten ihn angegriffen und einen seiner indianischen Begleiter mit einem Pfeilschuß getötet, worauf er ihren Häuptling erschossen habe. Ich erzähle dies den Hiesigen. Sie lachen und sagen, es sei Schwindel! — Ich glaube es auch.

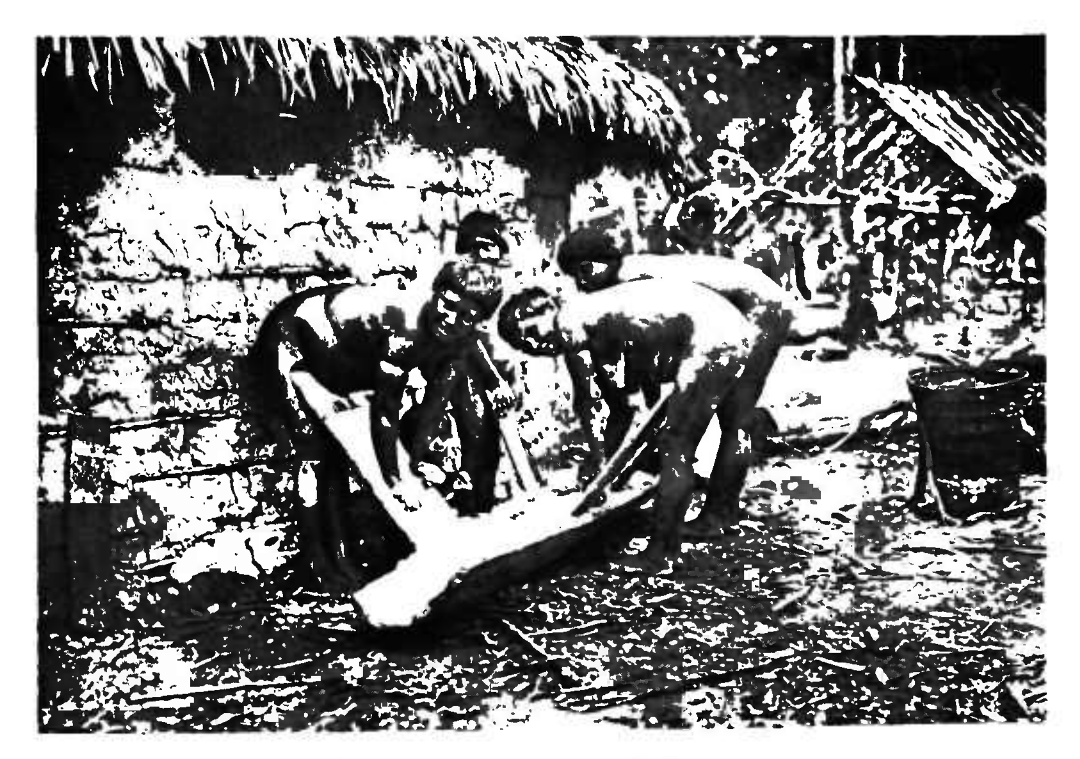
Die Hauptrolle in ihren Gesprächen spielen die wilden „Schirischána", ihr Erbfeind. Sie streiften in Masse auf dem Paríma-Gebirge und seien sehr gefährlich. Vor einiger Zeit, angeblich vor Jahresfrist, hätten sie mit acht Majonggóng vom Matacuní einen Zusammenstoß gehabt und ein paar von diesen getötet, einen mit einem Pfeilschuß in die Schläfe. Im Quellgebiet des Matacuní, eines größeren linken Zuflusses des Padámo, gäbe es ein Dorf zahmer Schirischána, die von den Majonggóng „kultiviert" seien und mit ihnen in freundschaftlichem Verkehr ständen. Auch sie seien den Angriffen ihrer wilden Stammesbrüder ausgesetzt. Von Manducas Dorf im Quellgebiet des Ventuarí führe ein Weg von nur drei Tagen zum Matacuní. — Wenn es möglich ist, will ich ihn benutzen, um das Hauptgepäck zum unteren Padámo zu schaffen und dort in einer Maloka aufbewahren zu lassen, bis wir es auf einem anderen Weg abholen können.

Beim Photographieren machen die Leute wenig Schwierigkeiten. Sie

[1] J. Chaffanjon: L'Orénoque et le Caura. Paris, 1889. Chaffanjon kam bis zum „Rio Carana Curi", wie er schreibt, verlegt ihn aber auf die rechte Seite des Caura! Das Guagnungomo-Dorf „Carana Cuna" setzte sich nach seiner Angabe aus 15 Häusern mit „etwa 120 Bewohnern" zusammen! — Alle Dörfer der Majonggóng, die ich besucht habe, bestanden nur aus einem Haus. So war es schon zur Zeit Robert Schomburgks, und so ist es nach den Aussagen der Indianer immer gewesen.



89. Heimkehr vom Felde.



90. Reiben der Maniokwurzeln.

freuen sich an den Bildern, erkennen sogar die Personen auf den Negativen und nennen mir nach einigem Zögern die Namen. Von vielen wissen sie nur den Spitznamen, den jeder Indianer neben dem eigentlichen Namen hat. Hier gibt es einen Iwöde (Wasserschwein), Eköyumö (Schlangenvater), Wöwöhúfe (Axthaupt). Der stumme Guinaú wird wegen seines Stammelns Aa, Wahóhoi oder Fúai genannt. Sein wirklicher Name ist Uadúfe.

Allmählich bringen sie von selbst Ethnographica. Viel haben sie nicht. Ich erwerbe einige Paare reizender Ohrstäbchen, die am äußeren Ende ein Büschel schwarzer, roter und gelber Federchen tragen. Ein junger Yekuaná kommt und hockt sich zu mir, während ich schreibe. Er hat — heute am Werktage — eine herrliche, große Halskette aus Schweinshauern umgehängt, an der Generationen gesammelt haben müssen. Er nimmt sie ab und hängt sie stillschweigend an einen Pfosten der Baracke. Er will sie also verkaufen. Er verlangt Schrot. Demnach braucht er es, sonst hätte er das Erbstück nicht gebracht. Er hat auch Knöchelbänder aus Männerhaaren angelegt. Also will er sie verkaufen, und zwar für Angelhaken. Er entfernt sich und kommt nach kurzer Zeit zurück, setzt sich in meine Nähe und spielt auf einer Rohrflöte. Für eine Blechflöte geht auch dieses Stück in meinen Besitz. So nimmt die Sammlung langsam zu.

Manche Gebrauchsgegenstände gelten diesen Indianern als besonders wertvoll und werden nur ungern abgegeben, wie kleine kugelige Kalabassen mit Curare, das sie durch Zwischenhandel von den Piaruá (Piaroa), den berühmtesten Pfeilgiftköchen des Orinoco-Gebietes, beziehen, ferner fein gearbeitete, schwarze Tonschalen mit einem kleinen Ausguß am Rande, die sich hier in vereinzelten Exemplaren neben rohem Tongeschirr finden. Sie stammen aus dem Quellgebiet des Matacuní, wo es einen ausgezeichneten Töpferton gibt, sodaß die Indianer von weither kommen, um ihn dort zu holen.

Die Spindeln für Baumwolle, die man hier benutzt, haben die außergewöhnliche Länge von 80—110 cm. Der große, plumpe Wirtel ist aus hartem, schwerem Holz gearbeitet und unverziert. Sie werden nur von den Männern verfertigt. Eine ältere Frau will mir ihre Spindel nicht verkaufen, da sie Witwe sei, also keinen Mann habe, der ihr eine neue machen könne. — Ein für unsere Begriffe merkwürdiger Grund.

Unsere Tafel erfährt in diesen Tagen eine Bereicherung. Die Indianer haben viele Frösche gefangen, die jetzt in einer nahen Lagune ihren Laich absetzen. Sie werden in der Haut gekocht und schmecken nicht übel. Die Brühe ist grün und fad.

Trotz dieser indianischen Leckerbissen, trotz aller Gastfreundschaft ist

die Ernährung für uns Europäer auf die Dauer unzureichend. Tagelang nähren wir uns vegetarisch einförmig von Maniokfladen, Pfeffertunke und Mehlsuppe, wie Indianerkinder. Die Maniokfladen, so schwer man sie als Zukost entbehrt, sind, ausschließlich genossen, zu wenig nahrhaft. Sie täuschen den Magen, machen einen dicken, harten Leib, und man ist froh, wenn man das Zeug wieder los ist. Hie und da bringt einer ein kleines Wildbret, ein Nagetier, einen Hühnervogel, aber es reicht kaum zu einer Mahlzeit für so viele. Einmal wird ein Rudel Schweine gemeldet. Alle Männer eilen auf die Jagd, kommen aber bald zurück, ohne Schweinebraten. Einen alten Tapir bringen sie mit, ein zähes, mageres Wildbret, dem das ununterbrochene Räuchern auf dem Bratständer den geringen Nährwert nimmt. Tagelang gibt es dann wieder halbfaule Fische oder anrüchiges Rauchfleisch, rußschwarz und steinhart, an den weicheren Stellen voll Maden. Die gemeinsamen Mahlzeiten ekeln uns allmählich an. Diese Zigeuner haben nur kleine und liederliche Korbwannen, sodaß die Fladen über den Rand hinaus auf die Erde hängen, wo sich die Hunde herumtreiben. Mit ihren schmutzigen Händen zerreißen sie das Fleisch in kleine Fetzen und reichen jedem, auch uns, seinen Brocken. Die abgenagten Knochen werfen sie stets wieder in den Topf mit Fleischbrühe, in die wir die Fladen tunken. Die Maloka ist ein Hundezwinger und keine menschenwürdige Wohnstätte. Überall lassen die Köter ihre Spuren zurück. Sie schlafen in den Trögen, die in anderen Stunden zur Aufnahme der Maniokmasse dienen. An feuchten Tagen herrscht hier ein unerträglicher Gestank. Diese wilden Bestien sind wohl auch der Grund, daß andere zahme Tiere, besonders Vögel, nicht gehalten werden können, die den großen, sauberen Gemeindehäusern am oberen Rio Negro einen so bunten Anstrich geben. Auch Hühner gibt es nicht, weder hier, noch in Mawoínya. Vor allem fehlen uns die nahrhaften und für die Verdauung so wertvollen Bananen, das Zuckerrohr, die zuckerhaltigen Früchte. Sehr selten und nur auf unser ausdrückliches Verlangen bringt uns eine Frau eine kleine Ananas, ein paar Bananen, und wenn wir diese zum Ausreifen unter die Baracke hängen, finden sie häufig heimliche Liebhaber. Die Pflanzungen von Motokurúnya sind anscheinend noch jung. Die Indianer essen ihre wenigen Früchte lieber selbst. Die Frauen schleichen sich gern durch die Hintertür, wenn sie von der Pflanzung kommen und Früchte mitbringen.

Wir würden wahrscheinlich mehr bei diesen Indianern erreichen, wenn wir uns besser mit ihnen verständigen könnten. Aber hier spricht kein Mensch spanisch, und wir sprechen kein Yekuaná. So können wir nicht unmittelbar mit ihnen verhandeln und sind ganz auf Manduca angewiesen, der als Vermittler meistens versagt. Seine Übersetzung hängt anscheinend von seiner

jeweiligen Laune ab. Dazu kommt, daß dieses Volk so bedürfnislos ist. Was sie gerade brauchen, das haben sie allmählich von uns empfangen. Mehr verlangen sie nicht. Das Wenige, was sie haben, geben sie nur mit Widerstreben und verstecken Ethnographica, wenn sie annehmen, wir könnten Lust danach haben, oder sie fordern gleich übermäßige Preise, wenn sie merken, daß wir eine Sache haben wollen, weil ihnen an dem Verkauf nichts liegt. Jeder auch noch so kleine Handel zieht die ganze Bevölkerung herbei. Sie lachen und schreien durcheinander und suchen den Preis in die Höhe zu treiben. Ich glaube, sie sind enttäuscht, weil wir nicht unsere Kisten geöffnet und den Inhalt unter sie verteilt haben.

Ich habe noch nie Indianer getroffen, die so leicht beleidigt waren, wie diese hier. Schomburgk ist es mit diesem Stamme ebenso ergangen. Sie sind beispiellos launisch; eine Eigenschaft, die mir schon während der Reise bei Manduca auffiel, dem Typus seines wetterwendischen Volkes. Ihre Stimmungen wechseln, wie das Antlitz ihres Himmels in der Regenzeit. Heute wollen sie uns fast umbringen vor Liebenswürdigkeit; morgen beachten sie uns kaum.

Ihre „verfluchte Bedürfnislosigkeit" geht so weit, daß vier Mann noch nicht ihren Lohn für die schwierige Reise vom Aracasá hierher verlangt haben. Im Falle eines Zerwürfnisses würden sie sicherlich auf alles verzichten und uns hier sitzen lassen bis zum jüngsten Tag.

Dagegen nehmen sie es mit der Ehrlichkeit nicht genau. Eines Tages fehlt ein Handtuch, das ich bei der Entwicklung der photographischen Platten benutze. Es wurde uns aus der Baracke, wo es über einem Querbalken hing, entwendet. Ich darf solche Diebereien nicht einreißen lassen und wende mich daher an Manduca. Dieser verhandelt mit seinen Stammesgenossen. Den ganzen Tag, auch bei den gemeinsamen Mahlzeiten, dreht sich die Unterhaltung um das verschwundene Handtuch, Manduca bietet mir an, das ganze Haus danach zu durchsuchen, was ich ablehne. Es würde doch nichts dabei herauskommen. Ich sage ihm, mir läge ja nicht viel an dem Tuch, aber es sei ganz durchtränkt mit dem „Gift", das ich für die Photographien verwende, und könne den, der es benutze, krank machen, was er sofort seinen Leuten übersetzt. Am nächsten Morgen findet sich das unglückselige Handtuch in unserer Baracke unter einer Zeltbahn. Dem Missetäter war das „Gift" doch zu unheimlich.

Das Ungeziefer nimmt immer mehr überhand. Es juckte mich schon seit einigen Tagen so verdächtig auf dem Kopf. Einer von den Hiesigen, die sich auf solche Sachen aus reicher Erfahrung verstehen, stellt eine eingehende Untersuchung an und findet ein fettes Läuschen. So indianisiert

sind wir schon! (Abb. 92) Schmidt hat sich zur Vorsicht seine gelben Borsten von mir mit der Maschine ganz kurz schneiden lassen. Ein Wunder ist diese Einquartierung nicht. Die Leute hier wimmeln von Läusen und kriechen immer bei uns herum.

Auch Kleiderläuse gibt es, ekelhafte, haarige Dinger, die sich in den Maschen der Hängematte aufhalten und uns nachts das Blut abzapfen.

Dazu kommen die verschiedenen Arten Flöhe. Verhältnismäßig harmlos sind noch die Hundsflöhe. Wenn ich da sitze und schreibe, habe ich oft beide Beine voll davon. Wir schütten täglich mehrmals einen Kessel siedenden Wassers über den Fußboden unserer Baracke, aber es hilft immer nur für kurze Zeit.

Weit schlimmer ist die Sandflohplage. Schmidt leidet besonders darunter. An manchen Tagen bohrt er sich fünfzig und mehr Nester aus den Fußsohlen, die allmählich so aussehen, als habe man mit Schrot hineingeschossen. Auch ich habe mehrere eiternde Wunden unter den Zehennägeln. Diese empfindlichen Stellen bevorzugen sie als Angriffspunkte, und es gehört die größte Selbstverleugnung dazu, ihnen da beizukommen. Schmidt klagt auch über Schmerzen am Gesäß. Wir dachten, es sei ein Rest der Krätze. Bei näherer Untersuchung stellt es sich heraus, daß sich ganze Kolonien von Sandflöhen an diesem ungewöhnlichen Platz angesiedelt haben. Nun bereitet es den Indianern einen Genuß, wenn er der Länge nach stöhnend auf dem Bauch liegt, und sie ihm die Nester mit einem zugespitzten Hölzchen herausbohren dürfen.

Seit einigen Tagen treten kleine Fliegen, Schweißbienchen und schwarze Mücken in Wolken auf, ein Zeichen der nahen Regenzeit, vielleicht auch eine Folge der neuen Pflanzung, in der die Maloka liegt. Tabakrauch ist ganz machtlos gegen sie. Sie stechen zwar nicht, kriechen aber überall auf der Haut herum, und lassen sich tot quetschen, wenn man nur über sie hin streicht.

Und der Schrecken des Tropenreisenden, die Moskiten! Die Maloka und ihre nähere Umgebung sind das reinste Brutnest für diese blutgierigen kleinen Bestien. Wenn sie mit dem Einbruch der Nacht in dichten Schwärmen unter kriegerischer Musik daher kommen, zünden die Indianer rund um das Haus große qualmende Feuer an, um den Feind einigermaßen abzuwehren. Bei gutem Wetter flüchten sie mit Kind und Kegel und der Mehrzahl der Hunde in den nahen Wald, wo merkwürdigerweise keine Moskiten vorkommen. Die zurückgelassenen und im Haus angebundenen Hunde heulen jämmerlich ihren Kameraden nach, bis Schmidt mit einem Knüppel unter sie fährt und fürchterliche Musterung hält. Daß er dabei in der Finsternis

ın Gerüst zusammen reißt, einen Kochtopf zerschlägt und anderes Unheil nrichtet, hat nichts zu sagen. Es kommt auf das Konto der Hunde, die ann am anderen Morgen, wenn ihr Herr zurückkehrt, nochmals Prügel be- iehen.

Manduca verändert sich allmählich sehr zu seinem Nachteil. Dieses itenlose Leben scheint ihm seelisch nicht zu bekommen. Er liegt tagelang ı der Hängematte und ist dick geworden vor lauter Faulheit, während die ieberkranken Romeo und Mario immer magerer und schwächer werden. ieht man ihn hier nicht, so hört man ihn umsomehr. Die ganze Maloka allt wider von seinem Prahlen und gellenden Lachen.

Ist er zu lange auf vegetarische Kost angewiesen, dann fährt er wohl inmal mit seiner Frau auf die Jagd und kommt nach einigen Tagen mit ein venig Wildbret wieder. Das meiste hat er wahrscheinlich unterwegs aufge- essen. Nun sind wir schon vier Wochen hier, aber zur Weiterreise trifft er eine Anstalten. Auf meine Frage teilt er mir endlich mit, daß er einen Bo- en zum Ventuarí geschickt habe, um seine Leute hierher zu rufen. Wir nüssen bald weiter, bevor die langen Regen einsetzen und die an sich schon chlechten Waldwege unpassierbar machen.

Herminchen vernachlässigt sich. Sie ist so schmutzig, daß Schmidt sie ıur „das Schweinchen" nennt und nichts ißt, was sie zubereitet hat. Ihr Iemd sei seit São Marcos nicht mehr gewaschen worden, behauptet er. Es ieht wenigstens so aus.

Nur Kaikuschí sucht ihr in dieser Beziehung den Rang abzulaufen. Er eht nicht mehr mit zum Baden und liegt den ganzen Tag in der Asche des 'euers, kratzt sich und knabbert leise jammernd an seinen Pfoten herum, die anz geschwollen sind von Sandflohnestern. Aber seine Treue wankt nicht. ls ich neulich ohne Stock zwischen die wütenden Hunde geriet und mich hrer kaum noch erwehren konnte, sprang er mutig in das Gewühl und biß nich heraus.

Der Bedarf an diesen wilden Haustieren scheint noch lange nicht ge- leckt zu sein. Am 27. März sind ein Yekuaná und der Arekuná, der hier vohnt, zum Auarí abgereist, um — Hunde zu kaufen.

Die Malaria verschont keinen. Am 28. März habe ich den ersten ichweren Anfall, zwei Tage später einen zweiten. In beiden Fällen steigt die Cemperatur rasch auf 40,7⁰! Heftige Schmerzen im Kopf und in den Augen- ıöhlen, Atmungsbeschwerden, Mattigkeit in allen Gliedern, Ekel vor jeder Speise, Unlust zu jeder geistigen und körperlichen Arbeit. Dazu eine düstere Stimmung in der ganzen Natur; zerrissene graue Wolken, die auf den Wald ıerab hängen. — An solchen Tagen türmt sich die Aufgabe wie ein riesiger

Berg vor einem auf, und das Ziel der Reise entweicht in unerreichbare Ferne. — Die Indianer kommen teilnehmend an meine Hängematte und sind traurig, weil ich nicht mit ihnen essen will. Als das Fieber vorüber ist, bringt mir eine alte Frau eine große Kalabasse warmer Tapioca-Brühe und ein junger Mann, mein besonderer Freund, einen Teller gekochter Páca, ein sehr zartes und leicht verdauliches Wildbret.

Infolge der Malaria und der Anämie eitert bei uns jetzt jede Wunde.

Den armen kleinen Mario läßt das Fieber gar nicht wieder los. Drei Tage lang liegt er nun mit unvermindert hoher Temperatur stöhnend dicht neben mir in seiner Hängematte. Von Zeit zu Zeit weint er laut auf und ruft kläglich nach seiner „*ámai*“ (Mama). Chinin wage ich ihm in diesem Zustande nicht zu geben. Wenn er dann stürbe, würde man sicherlich mir die Schuld beimessen. So überlasse ich ihn der Kur Manducas, die dieser von 7 Uhr abends an in der Maloka vornimmt. Der Junge ist nicht mehr bei klarer Besinnung und sträubt sich heftig, als ihn der Zauberarzt wegführt.

Die ganze letzte Nacht habe ich mich um ihn geängstigt. Ich hätte mir die bittersten Vorwürfe gemacht, wenn er gestorben wäre, denn ich habe ihn ja vom Paciencia-Lager gegen seinen Willen mitgenommen.

Nun, die Kur hat ihm geholfen. Am anderen Morgen ist er wieder bei vollem Bewußtsein und schwitzt wie ein Braten. Manduca ist natürlich nicht wenig stolz auf seinen Erfolg.

Ich halte diese Zauberarztkuren, dieses stundenlange Rasseln, Pusten und eintönige Singen für sehr geeignet, einen Kranken in Schweiß zu bringen, besonders einen Fieberkranken allmählich zu beruhigen und einzuschläfern und dadurch zur Heilung beizutragen.

Mittags gibt Manduca dem Patienten ein starkes Brechmittel, knollige Wurzeln, die er von der nahen Pflanzung geholt hat, fein zerrieben und mit Wasser angerührt, ein milchig-weißliches Getränk. Vielleicht ist es eine Art Nachtschatten. Wenn man viel davon trinke, müsse man sterben. Bald nach dem Genuß erbricht sich Mario heftig und gibt Galle und zwei lange Würmer von sich. Offenbar leidet er schon längere Zeit daran, denn er war während der letzten Monate öfters unwohl und immer sehr schläfrig.

Ein paar Tage später wird Manduca selbst von der Malaria gepackt, bald darauf auch seine Frau. Romeo, den ich in beständiger Chininbehandlung habe, geht es jetzt besser.

Am 8. April kommen drei rot angestrichene, außergewöhnlich große, kräftige Kerle und ein Knabe. Es sind, wenn ich recht verstanden habe, Yekuaná vom Tuducamá. Ein hübscher, freundlicher Jüngling stammt vom Yatéte, einem Zufluß des oberen Ventuarí. Er hat den Sommer über bei

einem „Spanier" am oberen Orinoco, in der Nähe der Mündung des Cunucunúma, im Kautschukwald gearbeitet und spricht einige Worte spanisch, leider viel zu wenig für unseren Bedarf. Außer Yekuaná hätten die dortigen Venezolaner Piaruá und viele Uaíua (Guahibo) in ihren Diensten. Von seiner Maloka am Yatéte hierher seien es nur vier Tage, freilich nach indianischer Berechnung. Ich mache ihm den Vorschlag, mich über den Auarí und die Quellen des Orinoco bis zur nächsten Ansiedlung der Weißen zu bringen, und biete ihm dafür alle möglichen Kostbarkeiten. Die Sache geht ihm den ganzen Tag im Kopf herum, denn er kommt immer wieder und fragt mich nach Einzelheiten. Er ist Junggeselle, was schwer ins Gewicht fällt. Vielleicht treffe ich ihn in einigen Monaten irgendwo auf der anderen Seite. Diese Indianer reisen ja monatelang von Maloka zu Maloka.

Ein älterer, finster blickender Mann mit üppigem Lockenhaupt, wie ich es seinerzeit bei manchen Bakairí am oberen Xingú sah, ist der Schwager des hübschen Jünglings. Er sei ein Weiberheld, erzählt mir Manduca. An mehreren Orten hier in der Gegend habe er Frauen mit zahlreichen Kindern zurückgelassen. Jetzt lebe er mit einer ganz Jungen am Yatéte.

Die Ehe ist bei vielen Yekuaná nur ein loses Band. Wenn ein Mann einer Frau überdrüssig ist, so verläßt er sie oder jagt sie davon, auch wenn sie Kinder von ihm hat. Meistens findet die Verstoßene bald einen Anderen, der ihr vielleicht ein paar weitere Kinder besorgt und sie wieder sitzen läßt.

Die halbe Nacht klagen die Indianer um zwei Frauen, die am Ventuarí gestorben sind, und den jungen Mann, der kürzlich hier starb. Sie stimmt unsäglich traurig, die indianische Totenklage, besonders wenn das Fieber die Sinne verwirrt. — Am nächsten Morgen fahren die Fremden weiter zum Merewarí, um Verwandte zu besuchen. Nach drei Tagen kommen sie wieder und kehren über den Tuducamá in ihre Heimat zurück. Sie haben die Nachricht mitgebracht, daß in Mawoínya die blinde Frau des Arekuná-Zauberarztes, die hier noch ganz gesund war, plötzlich gestorben sei.

Der Merewarí hat ein mörderisches Klima. Manduca erzählt mir: als er ein Knabe von fünf Jahren war, was vielleicht fünfzehn Jahre zurückliegt, habe es in dieser Gegend mehrere Malokas mit vielen Guinaú gegeben, und jetzt ist dieser Stamm fast ausgestorben. Anscheinend ist das Fieber erst vor einigen Jahrzehnten vom Norden her eingeschleppt, vom unteren Caura und aus dem Orinoco-Delta, das in dieser Hinsicht einen schlimmen Ruf hat. Das massenhafte Auftreten der Moskiten, auch in der Trockenzeit, in diesem verhältnismäßig hoch gelegenen Gebiet ist außergewöhnlich und fördert natürlich die Verbreitung der gefährlichen Krankheit.

Die Regenzeit ist nahe. Hin und wieder entlädt sich ein heftiges Ge-

witter, stets von Osten her, über Motokurúnya. Der Sturm treibt den Regen durch den offenen Schuppen, unter dem wir hausen, und läßt ihn durch das Moskitonetz auf uns herabsprühen. Im Süden und Südosten am oberen Uraricuéra muß die Jahreszeit schon weiter vorgeschritten sein, denn in dieser Richtung herrscht fast immer schwere Bewölkung, und täglich grollen dort gegen 3 bis 4 Uhr nachmittags Gewitter, die uns aber hier nicht berühren.

Jagd und Fischfang sind jetzt wenig ergiebig. Seit Tagen steht auf unserer Speisekarte ausschließlich gekochter Alligator ohne Pfeffer und Salz. Nicht einmal genug Pfeffer hat man hier. Am Uaupés seligen Angedenkens ist er nie ausgegangen. Ganz abgesehen von der schmutzigen Zubereitung ist es ein zähes und minderwertiges Wildbret von sehr zweifelhaftem Genuß. Einzelne Stücke schmecken stark nach Moschus.

Eines Abends fallen in der Dunkelheit vom Walde her, wo die Indianer schlafen, zwei Schüsse. Am nächsten Morgen bringen sie eine große Giftschlange, die einen jungen Yekuaná in seinem Lager angegriffen hatte und von diesem mit Schrotschüssen getötet worden war; ein ekelhaftes Biest, 1,82 m lang, mit brauner Rautenzeichnung auf dem Rücken. Von den Yekuaná wird sie T a r a d ä m ö, von den Guinaú D á y a genannt. Die ganze Bevölkerung steht um das unheimliche Tier herum und schreit aufgeregt durcheinander. Darauf findet eine interessante Kur statt. Die Frau des kranken Guinaú zerschneidet die Schlange nach dem Schwanze zu in mehrere lange Stücke. Dann bringt sie ihrem Manne an den Beinen, besonders an den Knien, und an Armen und Schultern, also an den Stellen, wo er die heftigsten Schmerzen leidet, mit einer Glasscherbe zahlreiche tiefe Risse bei und reibt diese mit dem Schlangenfleisch ein, nachdem sie vorher mit einem Palmblatt das Blut abgestrichen hat.

Am 19. April kommen die beiden Hundekäufer vom Auarí zurück, zur Feier der Heimkehr am ganzen Körper und im Gesicht rot beschmiert. Sie haben natürlich einen Sack voll Neuigkeiten mitgebracht. Am oberen Matacuní hätten sich neuerdings einige Venezolaner angesiedelt. Sie seien sehr böse gegen die dortigen Yekuaná und hätten eine Maloka niedergebrannt. — Wer kann wissen, wieviel davon wahr ist! —

Sie verkaufen mir zwei reizende, in guten, alten Mustern geflochtene, kleine Korbwannen, für je 1/4 Pfund Pulver, recht teuer nach hiesigen Begriffen. Beim Handel nimmt die ganze Bürgerschaft lebhaften Anteil. Wenn diese Zigeuner wirklich einmal ein gutes Stück haben, so tun sie, als wäre es die größte Kostbarkeit, und machen danach ihre Preise.

Ich hatte Manduca, meinem „Impresario“, eine Palmfaserschnur mit

sieben Gedächtnisknoten gegeben, wie es bei den Makuschí und Taulipáng Sitte ist, um endlich den Tag unserer Abreise festzusetzen. Seit zwei Tagen hat er sich nicht mehr bei mir sehen lassen, angeblich, weil er Kopfweh hat. Heute ist sein Kalender zu Ende. — Da kommt er an und kauert sich mit verlegenem Lächeln neben mich. Er hat dann etwas auf dem Herzen. Das kenne ich schon. Ich lasse ihn in diesem Falle ganz in Ruhe, bis er von selbst anfängt. Also, wie ich geahnt hatte, mit unserer Weiterreise ist es vorläufig nichts. In der Maloka am Tuducamá, wohin wir zunächst übersiedeln wollten, seien fast keine Leute, daher auch keine Lebensmittel. Deshalb sollen die hiesigen Frauen erst mehrere Lasten Maniokfladen backen, als Reisezehrung, und dann wollen uns die Männer über den Tuducamá zum oberen Merewarí bringen, wo uns Manducas Leute, sein Bruder und andere, abholen würden. Von seinem Wohnsitz im Quellgebiet des Ventuarí wollen wir das Hauptgepäck zum oberen Padámo schaffen, um später über den Auarí, der nicht weit von Manducas Heimat zu entspringen scheint, die Weiterreise zum Orinoco anzutreten. — Doch, was nützen weit ausschauende Pläne in diesem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ? —

Zwei epidemische Kinderkrankheiten sind in der letzten Zeit hier aufgetreten. Einmal schwoll die eine Seite des Gesichtes dick an, wie bei unserem „Ziegenpeter“ Dieses Übel übertrug sich allmählich auf alle Kinder, verlief aber harmlos. Die zweite Krankheit, die besonders bei Tageslicht sehr schmerzhaft zu sein schien, äußerte sich in heftiger Entzündung der Augen, die blutunterlaufen waren und eine grünlich weiße Materie absonderten. Auch eine ältere Frau wurde davon ergriffen. Als Mittel träufelten die Indianer den milchig-weißen, scharfen Saft vom Blattstiel eines Strauches in die Augen.

23. April. Eine Frau, die uns noch nie etwas freiwillig angeboten hat, bringt uns einen großen Topf voll frischer, gekochter Aimaráfische. Ich bin ganz erstaunt über diese plötzliche Liebenswürdigkeit, aber etwas mißtrauisch. — In der Tat, die Sache hat einen Haken. Der Fisch ist stark angebrannt! Später bekommen wir ihn nochmals aufgewärmt vorgesetzt. Wahrscheinlich hat ihr Herr und Gebieter nichts davon essen wollen und gesagt, für die „yalánaui“ (Weißen) sei das Zeug noch gut genug.

Nachmittags, nachdem man längere Zeit vorher Tuten auf einem Muschelhorn gehört hat, kommt wieder rotbemalter Besuch, eine ganze Bande, fünf junge Männer, drei Weiber und drei Knaben. Die meisten sind Yekuaná und Guinaú vom Auarí. Zu meiner Freude sind auch zwei Máku dabei. Der eine ist mit einer stattlichen, ausnahmsweise schönen Yekuaná, Schwester einer hiesigen jungen, ebenfalls lieblichen Frau, verheiratet. Sein Freund,

ein Junggeselle, hat ihn begleitet. Sie wollen die Verwandtschaft besuchen, doch hat sie in erster Linie wohl die Neugierde hierher getrieben. Nach der kurzen Empfangszeremonie beginnen die Totenklagen einiger Weiber um mehrere inzwischen verstorbene Anverwandte, die bis spät in die Nacht hinein andauern.

Während die Yekuaná zum Teil fürchterlich häßlich sind, klobig, wie mit der Axt zugehauen, einige von ihnen wahre „Menschenfressertypen“, sind die beiden Máku hübsche Leute mit feingeschnittenen Gesichtern. Auch ihr freundliches und dabei zurückhaltendes Benehmen zeichnet sie vorteilhaft vor dem anderen Volk aus. Ich nehme den Junggesellen sprachlich vor. Er begreift sofort, was ich will, und spricht die Wörter vorzüglich aus, sodaß ich mit dem Aufzeichnen keine große Mühe habe, zumal er einigermaßen Taulipáng spricht. Beide Stämme stehen ja in regen Handelsbeziehungen.

Der natürliche Anstand dieser Indianer zeigt sich auch bei der Sprachaufnahme. Sie bleiben ernst, auch wenn ich einen Ausdruck nicht sofort richtig wiederhole, während die Yekuaná und Guinaú jedes Wort mit ihrem albernen Gelächter und Gejohle begleiten und dadurch die Arbeit außerordentlich erschweren.

Die Sprache ist wiederum ganz neu und, soweit ich es von hier aus beurteilen kann, ohne Verwandtschaft.

Sie erzählen, daß sie auf der Heimreise von den Taulipáng kurz nach uns in Motomotó gewesen seien. Von ihnen rührten also die kleinen frischen Lagerplätze her, die wir von Zeit zu Zeit am Uraricuéra antrafen. Sie hätten Motomotó noch unbewohnt gefunden und die Geschenke, die ich den Schirianá zurückgelassen hatte, mitgenommen. Wären wir uns dort begegnet, so wäre unsere Reise wahrscheinlich ganz anders verlaufen.

24. April. Bei den Yekuaná vom Auarí ist ein junger Kerl, der durch seine Häßlichkeit sogar unter seinen Stammesgenossen hervorsticht, und das will viel sagen. Krummbeinig, plattnasig, mit weit auseinanderstehenden Augen. Wir nennen ihn das „Schweinsgesicht“. Zuerst will er sich nicht photographieren lassen. Er zittert am ganzen Körper und reißt schließlich aus. Bald darauf stiehlt er Romeo, der sich gerade eine neue Hose näht, vor dessen Augen eine Rolle Zwirn und läuft damit weg. Romeo ist wütend und schimpft portugiesisch auf das Diebsgesindel. Ich sage ihm, wenn er bei diesen Majonggóng bliebe, wäre er verloren. Sie würden ihm nach und nach seine ganze Habe wegnehmen, alles, was er sich bei mir sauer verdiene. Er müßte mich schon über den Orinoco und Rio Negro nach Manaos begleiten, von wo ich ihn mit einem Dampfboot heimbefördern würde, was ihm auch einzuleuchten scheint.

Als Manduca von der Jagd zurückkommt, erzähle ich ihm den Vorfall und verlange energisch das Gestohlene zurück. Darauf verhandelt er mit dem „Schweinsgesicht", der schließlich die Rolle holt und sie Romeo vor die Füße wirft.

Am 26. April kommen die Yekuaná hier durch, die wir seinerzeit an der Mündung des Aiakéni trafen, als sie auf der Reise zum Caróni waren. Ein Alter hat ein am Knie fast rechtwinkelig gekrümmtes Bein, hüpft aber, auf seine Flinte gestützt, auf dem gesunden Bein rasch dahin. Sie haben funkelnagelneue europäische Gegenstände in ihrem Besitz, die sie angeblich von den dortigen Venezolanern eingehandelt haben, ein feines Kabinenköfferchen, als wäre es soeben aus der Fabrik gekommen, gute englische Stahlwaren, farbigen Kattun u. a. Ein Yekuaná von hier, den wir wegen seines dichten, einer Schaffellmütze ähnelnden Haarwuchses den „Tscherkessen" nennen, erhandelt von ihnen einen Strohhut, der ihm viel zu klein ist und sein gutmütiges Gesicht noch blöder und sorgenvoller erscheinen läßt.

Manduca hat heute Morgen eine Äffin geschossen. Das Kleine hängt am Hals der toten Mutter. Nun zeigt sich die Gefühllosigkeit dieses minderwertigen Volkes. Sie haben das arme Geschöpf, das kläglich schreit, mit einer Liane um den Hals gefesselt und schleppen es hin und her, die Alten wie die Jungen!

28. April. Den armen kleinen Affen haben diese Bestien verhungern lassen und zu Tode gequält. Gestern schleiften die Weiber das sterbende Tierchen an einem Bein herum, und die Kinder kitzelten es mit Strohhalmen in der Nase. Eine ekelhafte Tierquälerei.

29. April. Die beiden Máku gehen für einen Tag zum Gebirge Scharischarináma, um Hornstein für Reibebretter zu holen.

Manduca teilt mir mit, daß wir übermorgen die Reise fortsetzen könnten, aber seine „übermorgen" kenne ich nachgerade.

Gegen 3 Uhr nachmittags packt mich wieder ein schwerer Malariaanfall, genau einen Monat nach dem letzten. Erst um 8 Uhr ist das Fieber vorüber.

30. April. „Kein Topf so schief, es paßt ein Deckel drauf." — Das „Schweinsgesicht" hat hier eine Frau gefunden, eine weit ältere Dame mit üppigen Körperformen, die „gefährliche Witwe". Sie hat zuerst Schmidt mit ihren unzweideutigen Anträgen verfolgt und sich nun mit diesem Yekuaná-Adonis getröstet. Von der Hochzeit wurden wir nichts gewahr. Sie haben einfach ihre Hängematten übereinander gebunden. —

Heute Nacht haben mich die zwei bis gegen 11 Uhr geärgert. Unter unserem Schuppen, der jetzt der halben Bevölkerung als Arbeitsraum dient, unterhielten sie neben meiner Hängematte ein großes Feuer, brodelten in

einem Topf herum und schwatzten dazu laut und unaufhörlich, bis mir die Geduld riß, und ich sie fürchterlich anbrüllte. Aber sie verstanden mich nicht und glaubten, ich schimpfte auf die heulenden Hunde, über die dann das „Schweinsgesicht“ mit einem Knüppel herfiel.

2. Mai. Die hübsche Schwägerin des Máku, die immer gleichmäßig freundlich zu uns war, hat heute früh in ihrer Wohnungsabteilung in der Maloka einen Sohn geboren. Sie hat schon ein Töchterchen von etwa drei Jahren. Das wichtige Ereignis ging geräuschlos vor sich; wir haben nichts davon gemerkt, obwohl es dicht bei unserer Baracke stattfand.

Die junge Mutter war gestern Abend noch wohlauf. Sie schritt durch den Bach, wo wir badeten, unterhielt sich eine Zeitlang mit mir und untersuchte meine Füße auf Sandflöhe.

Später gehe ich hin, um den Neugeborenen zu bewundern. Ein Prachtkerl, groß und schwer und wohlgebaut, was man so ein „schönes Kind“ nennt; ganz weiß und rosa, wie ich es bei einem Indianerkinde nie für möglich gehalten hätte. Aber das Kind hat einen sehr hellfarbigen Vater, der gleich seinem Bruder ebenso gelblich und rosa angehaucht erscheint, wie mein Manduca. Die Wochenstube spottet aller Hygiene. Der Kleine liegt mit geballten Fäustchen in einer kleinen Hängematte fast am Boden und tut das Vernünftigste, was er tun kann, er schläft und läßt sich auch durch die schmutzigen und mehr oder weniger räudigen Hunde nicht stören, die um ihn herum und unter ihm hin kriechen und ihn bisweilen tüchtig hin und her schütteln. Vor ihm auf einem umgestülpten Stück Kanú sitzt die junge Mutter. Man merkt ihr die Anstrengung doch etwas an. Sie hat tiefe Schatten unter den Augen, sieht aber sonst gut aus.

Die Frauen arbeiten bis kurz vor der Entbindung am Reibebrett, und da der ganze Körper dabei stark in Mitleidenschaft gezogen ist, so ist dies wohl die beste Bewegung für die kommende Geburt.

Nicht weit von der Mutter hockt der glückliche Vater und macht ein ziemlich teilnahmloses Gesicht. Um die Gruppe herum sitzen und stehen die Gevattern und Gevatterinnen, Männer, Weiber und Kinder, schwatzen laut durcheinander und blasen auf einen Topf voll heißer Mehlsuppe, die man für Wöchner und Wöchnerin gekocht hat, und die nun für einige Zeit ihre ausschließliche Nahrung bilden wird. Ich bewundere mit einigen freundlichen Worten den „prächtigen Bub“, schenke der Mutter ein Schellchen, das sie dem Kleinen um das Hand- oder Fußgelenk binden soll, und ziehe mich dann zurück.

Dem Vater habe ich seinen Lohn auszahlen lassen, da er nun nicht weiter mit uns gehen kann, sondern die Wochenstube halten muß. Er nahm ihn

nicht selbst in Empfang, denn er darf ja Beil und Messer vorläufig nicht anrühren, um dem Kinde nicht zu schaden.

Als ich aus dem Hause trete, höre ich, wie eine der Frauen einen Spruch murmelt. Offenbar bespricht sie die Mehlsuppe. —

Morgen früh soll es endgültig losgehen. Mag uns der kleine Kerl — solche Menschlein sind auf der ganzen Welt gleich rein und heilig — ein gutes Vorzeichen sein für das Gelingen der Reise und die glückliche Heimkehr!

Nachmittags habe ich wieder einmal eine ernste Unterhaltung mit Manduca. Er hat seit einigen Tagen Malaria, da er sich geweigert hat, Chinin zu nehmen, und lungert nun mit jämmerlichem Gesicht, grau und elend bei mir herum. Er eröffnet mir, die Leute seien gekränkt durch irgendwelche Bemerkungen, die Schmidt gemacht haben soll, und durch sein „böses Gesicht". Sie wollten nicht mit mir gehen.

Nun wird mir die Sache zu bunt, und ich erkläre ihm heftig:

„Ich reise schon seit Jahren mit Indianern der verschiedensten Stämme und verschiedensten Gegenden, aber ein solches Volk, wie ihr seid, das so leicht gekränkt ist, habe ich noch nie kennen gelernt. Ihr seid noch nicht mit schlechten Weißen zusammengekommen und verdient gar nicht, daß ich so gut zu euch bin. Wenn ihr mir für die Weiterreise Schwierigkeiten macht, so werde ich mein Gepäck auf einen Haufen aufstapeln und verbrennen, mir ein Kanú nehmen und den Merewarí bis Angostura hinab fahren. Dort wohnen viele meiner Landsleute, und was dann mit euch geschieht, das könnt ihr euch wohl denken!"

Das hilft, denn er weiß, daß ich meine Drohung im Ernstfalle wahr machen würde. Er hat eine Unterredung mit seinen Leuten und kommt dann zu mir, um mir zu sagen, alle würden gern mitgehen, wenn ich sie nur haben wollte. Auch die Weiber kommen und reden mir zu:

„Du hast nicht nötig, deine Sachen zu verbrennen. Wir werden schon dafür sorgen, daß die Männer dich begleiten."

So ist die Luft wieder gereinigt, aber für wie lange? —

3. Mai. Letztes Packen; Laden.

Ich verlasse diesen Platz ohne Bedauern. Selbst heute Morgen haben sie nicht aus eigenem Antrieb für unser leibliches Wohl gesorgt, und wir mußten erst Mingaú (warme Mehlsuppe) bestellen. Nur der Kleine hat meine vollste Teilnahme, und ich wünsche ihm das Allerbeste. Er hat eine prachtvolle, kräftige Stimme. —

3 Uhr Nachmittags: Wir sitzen noch immer hier. Die Indianer weigern sich, uns weiter zu bringen. Anfangs ging es heute Morgen ganz gut. Alle waren in bester Laune, schleppten die Lasten zum Hafen, Manduca lud,

Dann schlug die Stimmung plötzlich um. Die Männer kamen zurück, machten mir böse Gesichter und verschwanden in der Maloka. Dort fand ein lautes und langes Palaver statt, an dem sich besonders die Weiber beteiligten. Manduca ging ebenfalls hinein und sprach längere Zeit erregt mit den Leuten.

Schmidt und ich sitzen nun unter der Baracke und warten der Dinge, die da kommen sollen. Manduca geht hinab zum Fluß. Von Zeit zu Zeit tritt eine Frau aus dem Haus, lacht uns höhnisch an und verschwindet wieder. Ich schicke Schmidt zum Hafen. Er kommt bald zurück und meldet, es fehle ein Boot, um die ganze Last zu fassen. Manduca sei flußabwärts zum Fall gefahren, um ein größeres Kanú zu holen, das dort liegt. Ich gehe selbst zweimal zum Hafen. Manduca hat das Boot inzwischen gebracht und bereits mit Hilfe von Romeo und Mario beladen. Das „Schweinsgesicht" hat noch am längsten ausgehalten. Jetzt holt auch ihn seine bessere Ehehälfte heim. Stolz und spöttisch lachend zieht sie mit seiner Hängematte an unserer Baracke vorüber.

Manduca klärt mich über den ganzen Vorfall auf. Schuld haben die Weiber, die die Männer — wer weiß, aus welchem Grunde — gegen uns aufgehetzt haben. Vielleicht haben sie Angst, wir würden diese weiter mitnehmen als bis zum oberen Merewarí, vielleicht auch aus angeborener weiblicher Schlechtigkeit und Klatschsucht. Wer kennt der Weiber Gedanken, wenn so viele von einer Sorte beisammen sind!

Die Arekuná-Familie ist schon vor einigen Tagen „geflohen", wie sich Manduca ausdrückt, und, was das Schlimmste an der ganzen Sache ist und für meine weiteren Pläne schwer ins Gewicht fällt, auch die Máku und die anderen Leute vom Auarí sind heute Morgen abgefahren, ohne ein Stück von unserem Gepäck mitzunehmen, wie wir verabredet hatten, und ohne sich von uns zu verabschieden! Manduca hat ihnen zwar gesagt, sie sollten in der nächsten Maloka am Tuducamá auf uns warten, zweifelt aber selbst daran, daß sie es tun werden. Offenbar sind sie von den anderen aufgehetzt oder wenigstens verschüchtert.

Manduca ist wütend. Er schimpft auf diese Weiberhelden, die sich von ihren Frauen regieren ließen. Bei ihm käme so etwas nicht vor. Er hat meinen geladenen Karabiner ergriffen und will die Leute, von denen schon drei gestern ihre Vorausbezahlung empfangen haben, mit Waffengewalt zwingen mitzugehen, „wie es die Spanier machen". Ich nehme ihm das Mordgewehr ab und sage ihm: „Das hat keinen Wert. Dann wird uns die Bande bei der ersten Gelegenheit weglaufen, und wir sitzen ganz auf dem Trockenen. Wir wollen es noch einmal mit ruhigen Worten versuchen."

Darauf gehen wir wieder zur Maloka. Manduca hat nach einigen Prä-

liminarien eine Unterredung in dem üblichen schleppenden, eintönigen Gemurmel mit dem „Tscherkessen", dem Gutmütigsten der ganzen Gesellschaft. Dieser hat mir vorhin erklärt, er wolle zuerst seinen Preßschlauch fertig machen, an dem er gerade flicht. Nach längerem Hin und Her verspricht er schließlich, morgen mit uns zu gehen, „und dann werden die anderen auch schon mitkommen", sagt optimistisch Manduca, der sich heute von seiner besten Seite zeigt. Ich schicke ihn zum Hafen, wo er mit seiner Frau und den beiden Jungen bei den Booten und dem Gepäck schlafen soll, das wieder ausgeschifft, aufgestapelt und sorgfältig zugedeckt wird. Schmidt und ich bleiben unter der Baracke.

Wir waren anfangs etwas mitgenommen von der plötzlichen, uns unbegreiflichen Widerspenstigkeit der Leute, die wir stets gut behandelt haben, gewinnen aber bald unseren Humor wieder.

Der letzte Tee mit dem letzten Schluck Whisky! Nun sind wir ganz auf indianische Genüsse angewiesen. (Abb. 94)

17. KAPITEL.

ZUM VENTUARI.

4. Mai. Es kostet Mühe, bis wir die Leute zusammengebracht haben. Ich muß dabei lebhaft an ein Jugendspiel denken: „Schweinchen in den Stall treiben". Zwei meiner Schuldner sind dabei. Der dritte, ein schmächtiger Guinaú-Jüngling, hat sich in einer halbdunklen Ecke der Maloka versteckt und zittert vor Angst am ganzen Körper, als ich plötzlich, den Karabiner in der Hand, vor ihm erscheine. Er behauptet todkrank zu sein, was ich ihm gern glauben will. Mag er daheim bleiben.

Endlich ist alles fertig. Fünf Mann von hier gehen mit, unter ihnen das „Schweinsgesicht". Die Weiber sind zum Hafen gekommen und schnattern durcheinander wie eine Schar Gänse. Ohne Abschied zu nehmen, fahren wir kurz nach 10 Uhr ab; Manduca mit wütendem Gesicht. Auch die Helden von Motokurúnya sind gerade nicht in rosiger Stimmung.

Hinter uns erscheint, heute frei von Dunst, die langgestreckte Kette Scharischarináma mit ihren schroff abfallenden, rötlichen Sandsteinwänden. Wir fahren den ruhig dahingleitenden Tuducamá aufwärts und treffen gegen Mittag an einer Ecke des rechten Ufers zwei Kanús. Vier braune Gestalten hocken nebeneinander am Ufer. Es sind die erwarteten Leute vom Ventuarí, Manducas Verwandte und Freunde. Mit einem älteren Mann, den

er „Onkel“ nennt, begrüßt er sich in endloser Wechselrede. Wieder sind es recht häßliche Typen mit dicken Stirnwülsten. Manducas Bruder und andere werden noch erwartet.

Diese Indianer nennen sich ebenfalls Yekuaná und sprechen mit geringen dialektischen Unterschieden dieselbe Sprache wie die Leute vom Merewarí und Canaracúni. Von diesen werden sie Ihuruána genannt, wie ich in Motokurúnya erfuhr; ein Name, den sie selbst nicht gern hören, und der entschieden eine verächtliche Nebenbedeutung hat.

Die Fremden haben die Nachricht mitgebracht, daß der Alte mit dem schiefen Bein und ein Knabe, die kürzlich zu Besuch in Motokurúnya waren, auf der Heimreise am Fieber gestorben seien. Manduca sagt natürlich: „Sie sind vom Kanaimé getötet worden“. Es hätte uns schlimm ergehen können, wenn wir nicht regelmäßig prophylaktisch Chinin genommen hätten.

Die Ventuarí-Leute nehmen einen Teil der Ladung, und rasch geht es in fünf Kanús weiter. Bald lenken wir in den Ehecuní ein, einen ansehnlichen linken Zufluß. Der Tuducamá wird nun anscheinend sehr schmal und verliert sich in Stromschnellen. Auch der Ehecuní sprudelt und tost zwischen Felsen dahin und bildet kurz oberhalb seiner Mündung einen Katarakt, den die Yekuaná Konóho-sode (Regenfall) nennen. Die leeren Boote werden über die Felsen geschleift; die Ladung geht über Land. Auch die ruhigen Strecken, die nun folgen, durchfahren wir langsam, da die Ruderer sich viel zu erzählen haben. Alle Einzelheiten der bisherigen Reise, unsere Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten wollen die Neuen wissen, und die hohen Ufer des sonst so stillen Waldflüßchens hallen wider von ihrem ungezwungenen Gelächter.

Nachmittags kommen wir zu einer größeren Stromschnelle, von der ein Pfad zur Maloka führt, und lagern unter einigen alten Schutzdächern. Manduca schwatzt mit seinem Onkel bis Tagesanbruch.

5. Mai. Seit gestern Abend habe ich wieder Fieber. Ich bin froh, daß ich heute hier bleiben kann, während die Indianer das Gepäck zu der einige Kilometer entfernten Maloka schaffen. Auch Romeo fühlt sich so schwach, daß er kaum gehen kann. Den ganzen Tag liege ich in einer Art Dämmerzustand in der Hängematte. Von Zeit zu Zeit prasselt Regen auf das dürre Blätterdach über mir.

6. Mai. Das Fieber ist vorüber, nur große Schwäche ist zurückgeblieben. Manduca war frühmorgens auf der Jagd und hat drei schwere Mutuns mitgebracht. Endlich wieder frisches Wildbret; unsere Kost war zu einförmig vegetarisch; tagelang haben wir nur von Mehlsuppe gelebt. Manducas Bruder, ebenso hellfarbig wie er, kommt mit vier jungen Burschen. Sie nehmen den Rest der Ladung mit.

Um 11 Uhr folgen wir nach. Wir ersteigen einen niedrigen Höhenzug und schreiten bei heftigem Platzregen eine Zeitlang auf seinem Kamm weiter nach Südosten. Nach einem infolge unserer Schwäche oft von Ruhepausen unterbrochenen Marsch von drei Stunden erreichen wir eine größere, inmitten einer Pflanzung gelegene Maloka. Unter einem offenen Schuppen, der den Weibern als Arbeitsraum dient, lasse ich die Lasten aufstapeln und unsere Hängematten anbinden. Die Leute schlafen in der Maloka, die ebenso schmutzig ist und ebenso voll böser Hunde steckt wie Motokurúnya. Nur ein paar Weiber und Kinder sind anwesend. Die Bewirtung ist kläglich: Maniokfladen mit ein wenig Pfefferbrühe und zum Nachtisch Maniokfladen in kaltem Wasser aufgelöst. Abends beginnt es wieder langsam zu regnen; auch mein Fieber kehrt wieder.

7. Mai. Erst um 10 Uhr kommen wir weiter. Die Marschrichtung ist heute im wesentlichen Südwest. Im Süden und Osten bis nach Nordosten hin erblickt man blaue Höhenzüge. Der Wald trieft von Nässe. Es herrscht eine Treibhausschwüle, daß man unter dem schweren Rucksack kaum atmen kann. Wir steigen mehrmals steil aufwärts, steil abwärts, durchschreiten zahlreiche kleine Wasserläufe, die sämtlich nach links zum Tuducamá fließen, und lagern bald nach Mittag an dem Bache Sóto („Leute") im nassen Wald. Kaum können wir ein Feuer anzünden. Die halbe Nacht Gewitter mit heftigem Regen.

8. Mai. Die Indianer haben Eile, da wir keine Maniokfladen mehr haben, und eine ihrer Niederlagen sich erst auf der anderen Seite der Wasserscheide am Męrewarí findet. Gerade sind wir aufgebrochen, da setzt wieder ein fürchterlicher Platzregen ein, und es wird ganz düster. Wir kauern eine Zeitlang, zitternd vor Kälte, unter unseren Mänteln, aber gegen ein solches Sturzbad hilft die beste Decke nichts, und unsere Mäntel sind schon sehr fadenscheinig und voll Löcher. Deshalb bald weiter im strömenden Regen, immer steil bergan. Das Wasser umspült die nackten Füße bis zu den Knöcheln. Um ein Haar wäre ich auf eine schwarze Jararáca[1] getreten, eine der schlimmsten Giftschlangen des Tropenwaldes. Alle paar Schritte müssen wir laut keuchend stehen bleiben. Das Herz geht wie mit Hammerschlägen. Endlich sind wir über die Wasserscheide, die von den Yekuaná Sotó-hede (Leute-Gebirge) genannt wird und sich etwa 300 m über das Tal des Canaracúni erhebt. Lunge und Herz können sich wieder erholen. Aber noch immer sind kleine Steigungen zu überwinden, Tälchen von Bächen, die dem oberen Merewarí zufließen. Erst gegen Mittag schließen sich die himmlischen Schleusen.

[1] Cophias atrox.

Zuguterletzt müssen wir noch dreimal den zwar nur fünf Meter breiten, aber stark angeschwollenen und reißend strömenden Wödá durchschreiten, was nur mit äußerster Vorsicht von statten geht. Die Rucksäcke haben wir heute den Indianern aufgeladen. Gewehr, Mantel und Hose halten wir auf dem Kopf; das Hemd ist hoch aufgekrempelt; sicherlich ein schöner Anblick! Da heißt es behutsam Fuß vor Fuß setzen und in den schmutzigen Fluten einen Halt suchen, stets in Gefahr, bei unserem geschwächten Zustand von den glatten Steinen und Baumstäumen unter Wasser abzugleiten und, durch die heftige Strömung fortgerissen, ein unfreiwilliges Vollbad zu nehmen, was besonders für mich unangenehm geworden wäre, da ich die Uhren, Aneroide und andere Instrumente für die Wegaufnahme in meiner kleinen Ledertasche stets bei mir führe. Doch, wir kommen ohne Schaden hinüber und zum Lager, wo wir die naßkalten Kleider mit dem warmen Schlafanzug vertauschen können. Eine Kalabasse heißer Mehlsuppe, einige Stückchen Maniokfladen, mit frischen Pfefferschoten und mit Salz bestrichen, bilden nach den gewaltigen Anstrengungen des Tages unsere einzige Nahrung. Die Proviant-Niederlage befindet sich in kläglichem Zustand. Die Maniokfladen sind vermodert oder wenigstens mit dickem Schimmel bedeckt.

Die Leute von Motokurúnya wollen von hier aus heimkehren. Ich sage ihnen, sie müßten sich noch ein wenig gedulden. Drei Lasten sind auf dem Wege liegen geblieben, darunter ein kleiner Holzkoffer Schmidts, der eine Auswahl aller Tauschwaren zu sofortiger Auszahlung enthält. Manduca hat drei Mann zurückgeschickt, die Sachen zu holen. Plötzlich springen die Kerle auf und laufen davon. Der „Tscherkesse" schreit Schmidt, dem „Zahlmeister" einige wütende Worte zu. Ich rufe ihnen nach, sie sollten doch nicht ohne Lohn weglaufen; ich wollte sie mit Pulver auszahlen. Da kommen wenigstens zwei zurück und nehmen fünf Büchsen Pulver (à $^1/_2$ Pfund) und zwei bunte Halstücher für alle in Empfang, um dann ohne Abschied zu verschwinden.

Ich bin froh, daß ich die unverschämte Bande los bin. Jetzt werden sie natürlich weidlich auf uns schimpfen, denn sie hatten viel mehr erwartet, das „Schweinsgesicht" sogar eine Flinte. Man denke sich: eine Flinte im hiesigen Wert von 80 bis 100 Mark für fünf Arbeitstage, für die man nach gewöhnlichem Maßstabe Waren im Werte von höchstens 15 Mark rechnet! Als ihm Manduca ruhig auseinandersetzte, eine Flinte könne er nur bekommen, wenn er mit uns bis zum Orinoco ginge, meinte er, dann wolle er wenigstens Schmidts Köfferchen mit allem Inhalt haben, der einen noch weit höheren Wert hat. Derselbe Spitzbube hat auch, wie wir erst jetzt bemer-

ken, auf dem Marsche versucht, eine Ledertasche, die er trug, aufzubrechen, und dabei das Schloß verdorben.

Was werden nun die zungenfertigen Weiber sagen, wenn sie mit einem gegen ihre Erwartungen so geringen, aber tatsächlich durchaus angemessenen Lohn heimkommen? Davor haben diese Helden, glaube ich, die meiste Angst. —

Es war wieder einmal ein Musterbeispiel für den alten Erfahrungssatz, daß es schwieriger ist, einen Indianer für eine Arbeitszeit von fünf Tagen zufrieden zu stellen als von fünf Monaten. Er hat vom Rechnen keine Ahnung und will möglichst viel und Verschiedenartiges sehen.

Endlich kommen die Träger mit den zurückgebliebenen Lasten. Am linken Ufer des Wödá nahe seiner Einmündung in den Merewarí hat Manduca inzwischen ein Schutzdach errichten lassen. Die Hälfte des Raumes nehme ich mit Schmidt und Romeo in Anspruch. Die anderen drängen sich zusammen, so gut es gehen will. Kreuz und quer hängen die kleinen, braunen Hängematten übereinander. Es ist kaum glaublich, in welchen Körperlagen die Indianer schlafen können.

9. Mai. Manduca hat schon vor Tagesanbruch einige Mann flußabwärts geschickt, um zwei weitere Kanús zu holen, da die drei Boote, die hier liegen, nicht ausreichen. Eins haben die Leute vom Auarí mitgenommen.

Es hat sich gar nicht aufgeklart. Mit kurzen Unterbrechungen stürzt den ganzen Tag der Regen in Strömen herab. Er schlägt von allen Seiten unter das flache Schutzdach und durchnäßt vieles. Unsere Sachen sehen schlimm aus. Die Waffen rosten; auf dem Leder bilden sich dicke Schimmelkulturen. Alles stinkt moderig, auch die Hängematten, in denen wir den Tag unnütz verträumen.

Manduca hat ein Cujubim geschossen, fährt aber noch einmal weg und kommt im strömenden Regen mit einem starken Wildschwein zurück. Seit wir wieder auf dem Marsche sind, ist er unermüdlich und auf seine Pflichten als Führer eifrig bedacht. Die kleine Frau hat ihn begleitet. Sie ist ganz durchnäßt. Ein Wunder, daß sie, die Hochschwangere, diese Strapazen so gut aushält; aber es scheint, daß die Frauen in solchem Zustande ihren besonderen Schutzengel haben.

Noch spät abends wird schwer gegen Jesus Sirachs Gebote gesündigt. Wenn man so lange Zeit auf schmale Kost gesetzt war, hat man eine wahre Gier nach dem speckigen Schweinefleisch, das, mit frischen Pfefferschoten zusammen gekocht, eine Zierde der Urwaldtafel ist.

Ich habe den wüsten Marsch ausgezeichnet überstanden und fühle mich so wohl, wie seit Wochen nicht mehr.

10. Mai. Ein Vormittag ohne Regen; sogar die Sonne kommt etwas heraus, nützt uns aber in dem feuchten Waldschatten wenig. Manduca hat sich gestern einen tüchtigen Katarrh geholt. Der Bach steigt fortgesetzt stark. Das Schlimmste wäre, wenn wir mit dem vielen Gepäck noch auswandern müßten, und wir wissen nicht, wohin.

Nachmittags kommen die Leute mit zwei Booten. Das eine ist recht klein. Das größere haben „die verdammten Máku" wie sich Manduca ausdrückt, mitgenommen. Aber wir können alle Lasten unterbringen. Morgen früh soll es weiter gehen. Der Bach steigt langsam, aber stetig und ist kaum noch einen halben Meter vom Lager entfernt.

11. Mai. Die meisten Boote sind schon frühzeitig abgefahren. Die Maniokfladen sind ausgegangen, und die nächste Niederlage ist weit. Der Bach ist über Nacht wieder gefallen. So sind alle Gebirgsbäche einem raschen Wechsel unterworfen. In dem letzten Boot nehme ich mit Manduca, seinem Bruder, Hermina, Mario und meinem treuen Kaikuschí Platz. Mühsam kämpfen wir gegen den angeschwollenen und heftig strömenden Merewarí an, der hier noch immer eine Breite von mindestens 100 m hat. Das Kanú ist zu klein. Es ist zu hoch und schwer geladen. Eine scheußliche Fahrt! An Kompaßaufnahmen ist nicht zu denken. Man darf sich nicht rühren, sonst kentert das schwankende Fahrzeug, und alles verschwindet in dem reißenden Strom. Ich lebe in der größten Angst um meine Uhren, meine Instrumente, die meisten meiner Aufzeichnungen, die Arbeit vieler Monate. Endlich legen wir an einer kleinen Felsinsel an und lassen einen Koffer zurück. Die Last wird etwas tiefer geladen. So geht es besser, aber noch immer ist es eine recht unbequeme und wackelige Fahrt.

Die Ufer sind steil und mit hohem Wald bedeckt. Nicht weit im Süden begleitet den Fluß eine lang gestreckte, dicht bewaldete Gebirgskette, die eine Höhe von 600—800 m hat und dem Lauf des Merewarí die westöstliche Richtung gibt. Manduca nennt sie „Serra de Merewarí", und unter dem Namen „Merewarí-Gebirge" findet sie sich auch auf Schomburgks Karte.

Wir kommen nur langsam vorwärts, da wir an jeder Ecke wegen der heftigen Strömung zum andern Ufer fahren müssen und dabei häufig wieder ein Stück flußabwärts gerissen werden. An einer Stelle haben die Máku, gefühllos wie alle Indianer, einen kleinen Hund ausgesetzt. Er läuft, jämmerlich heulend, am Ufer hin und her, entweicht aber in den Wald, als ich ihn heranlocken will.

Nachmittags sehen wir einen Augenblick fern im Norden in einer Gebirgskette eine hohe, schroffe Kuppe. Es scheint der Berg N a u r i der Schomburgkschen Karte zu sein, in dessen Nähe der Canaracúni entspringt.

Um 5 Uhr fahren wir an dem linken Zuflüßchen Kanauá vorüber, dessen Mündung eine kleine Insel in zwei Arme teilt. An seinen Ufern wohnten früher Guinaú. Sie sind gestorben.

Bald darauf kommen wir zur Proviantniederlage. Die anderen haben sie schon ausgeräumt und sind weitergefahren. Einige Maniokfladen, in Blätter eingewickelt, hat man für uns an einen Ast gehängt. Erst nach Sonnenuntergang treffen wir im Lager ein, und es hält schwer, in der Dunkelheit einen Platz für die Hängematten zu finden.

12. Mai. Manduca hat schon vor Tagesanbruch den Koffer holen lassen. 10 Uhr ab. Der Fluß ist stark gefallen. Eine größere Sandbank an einer vorspringenden Ecke des linken Ufers nennen die Yekuaná No'samo'haí. Sie gilt als der Wohnsitz alter weiblicher Dämonen[1]. Nach einer halben Stunde Fahrt lenken wir in den rechten Zufluß Emecuní ein.

Der Emecuní oder Menecuní, wie er auch genannt wird, erreicht mit 40—50 m fast die Breite des Canaracúni. Er zeigt eine grünliche, oft schmutzig graue Farbe, während der Merewarí hier klares, braunes Wasser führt. Dieser hat nach Aussage der Indianer von der Mündung des Emecuní an aufwärts eine im wesentlichen nordsüdliche Richtung und entspringt auf dem etwa 1500 m hohen Berg Pauá, nicht sehr weit von den Quellen des Ventuarí. Unterhalb unseres Einschiffungsplatzes vom Wödá bis zum Aiakéni bildet der Merewarí eine Reihe gefährlicher Stromschnellen und Katarakte, die selbst die Indianer lieber über Land umgehen.

Wir sind nun wieder auf der alten Straße Robert Schomburgks, die wir mit dem Tuducamá verlassen hatten. Im Januar 1839 fuhr er den Merewarí abwärts bis zum Canaracúni, den er irrtümlich „Cannaracuna" nennt, und verfolgte diesen bis in sein Quellgebiet. Von dort gelangte er über Land wieder zum Merewarí oberhalb der Mündung des Emecuní. Diesen fuhr er „16 Meilen" aufwärts und wandte sich dann nach Westen über Land dem Flußgebiet des Auarí zu, um über den nördlichen Ausläufer der Paríma-Kette den Padámo und durch ihn den oberen Orinoco zu erreichen. Auch er hatte viel zu klagen über die Indolenz und Treulosigkeit der „Maiongkong"[2].

Die Windungen des Emecuní sind ebenso zahlreich und korkzieherartig, wie gestern beim Merewarí. An manchen Stellen scheint das Flüßchen in sich selbst zurückzukehren. Nachmittags kommen wir am rechten Zufluß Kömacúni vorüber, von dessen Oberlauf der vielbetretene Pfad zum Auarí führt.

13. Mai. Kurz nach 8 Uhr ab. In dem Geröll des flachen Flußbettes steht ein starker Hirsch und nimmt seinen Morgentrunk ein. Manducas Onkel

[1] *no'sámo, no'sámu* = Alte. [2] A. a. O. S. 420 ff.

pirscht sich geschickt durch den Wald an und schießt ihn mit seinem guten englischen Vorderlader. Manduca nennt diesen älteren Herrn, der bequem sein Vater sein könnte, neuerdings mir gegenüber beharrlich seinen „Neffen“. Ich habe es längst aufgegeben, über Majonggóng-Verwandtschaften zu streiten.

Der Emecuní ist stellenweise breit und seicht und bildet zahlreiche Stromschnellen. Wild, aber äußerst gewandt schieben die Indianer die Boote mit Stangen rasch flußaufwärts. Diese Yekuaná sind ausgezeichnete Schiffer. Wenn sie es wagten, einen Katarakt hinunter zu fahren, ich würde mich ihnen unbedenklich anvertrauen.

Nachmittags wird das Flüßchen schmäler und tiefer. Von hohen Ufern aus rotem Ton begrenzt, fließt es ruhig dahin. In einzelnen langen, geraden Strecken fahren wir nach Westen.

Dann kommen wieder Schnellen und höhere Abstürze.

14. Mai. Nach zwei Stunden Fahrt, die durch Stromschnellen häufig verzögert wird, gelangen wir zu einem malerischen Katarakt von etwa 8 m Höhe, dem Kuyádi-sode (Hirschfall) der Yekuaná. Bald darauf passieren wir das linke Zuflüßchen Aíya, an dessen Oberlauf vor Zeiten eine Maloka der Yekuaná stand. Bis dorthin sei der sagenhafte „Dotúru“[1] vorgedrungen. Mittags fahren wir an der breiten Mündung des rechten Zuflusses Cuharacúni oder Cufaracúni vorüber und halten kurze Rast an einer neuen Pflanzung, wo sich abermals eine Proviant-Niederlage findet. Aus moderigen Maniokfladen und halbverfaulten Bananen bereitet Herminchen eine warme Suppe für uns alle.

Manduca stört einen Mutum auf, der zwischen den Ästen eines niedrigen Uferbaumes auf seinem großen Nest sitzt und über drei hartschaligen Eiern brütet. Die Majonggóng sind keine Kostverächter und verschmähen auch angebrütete Eier nicht, betrachten sie vielleicht als Leckerbissen.

Gegen vier Uhr verlassen wir den Emecuní und fahren in seinen rechten Zufluß Yaniacá ein, der klares, bräunliches Wasser führt und durchschnittlich eine Breite von 25 m hat. Er trägt ganz den Charakter eines Gebirgsbaches und rauscht über Geröll dahin.

15. Mai. 9 Uhr ab im Regen. Im Süden zeigen mir die Indianer eine Kuppe. Mit ihrer hellblauen Spitze ragt sie über den dunklen Uferwald. Dort wohnen böse Geister, die donnern, wenn Leute ihnen nahe kommen. Die Fahrt geht langsam von statten. Das Flüßchen ist gar zu seicht für unsere schwerbeladenen Boote. Bald müssen die Kanús über Geröll, bald über Baumstämme geschoben werden, die das an den Ufern fressende Hochwasser nie-

[1] Chaffanjon? Vgl. oben S. 248.

dergestürzt hat. Gegen 1 Uhr erreichen wir einen Fall von etwa 3 m Höhe. Kaum haben wir die Hauptladung am Ufer aufgestapelt und gedeckt, da bricht ein furchtbares Unwetter über uns herein und durchnäßt uns bis auf die Haut. Um 3 Uhr marschieren wir ab durch den regennassen Wald, auf dessen schlüpfrigem Lehmboden wir an abschüssigen Stellen kaum festen Fuß fassen können, und erreichen eine Stunde später die am rechten Ufer des Yaniacá gelegene, auf drei Seiten von Bergen umgebene Maloka Mauarúnya, die letzte Ansiedlung auf dem Wege zum Ventuarí.

Es gibt hier keine Bewohner und infolgedessen auch keine Maniokfladen, wie wir gehofft hatten. Der Boden scheint sehr fruchtbar zu sein. Zahlreiche hohe Bananenstauden umgeben das Haus. Zwischen den schönen, breiten Blättern hängen riesige Fruchttrauben schwer herab. Es sind gute Sorten darunter, rote, süß und aromatisch schmeckende S. Thomé-Bananen und andere, aber nur wenige sind reif. Das Haus ist finster, feucht und kalt; das Dach an vielen Stellen schadhaft. In den Löchern des Fußbodens haben sich schmutzige Moräste angesammelt. Eine weitere schlechte Zugabe sind die zahllosen Piuns in der Umgebung der Maloka, eine gute das erfrischende Bad in den klaren rauschenden Fluten des jugendlich-ungestümen Yaniacá.

16. Mai. Manduca sendet seinen „Onkel-Neffen" über die Gebirge zum Ventuarí. Er soll uns von dort Hilfsmannschaft und Lebensmittel schicken. Vor übermorgen können sie nicht da sein.

Fast alle Leute sind krank an Katarrh. Sie husten und spucken überall auf den an sich schon von Schmutz starrenden Boden. Romeo und Hermina haben Fieber. Mario, der arme Junge, hat sein bischen Verstand infolge der Strapazen und der Malaria eingebüßt. Er ist ganz stumpfsinnig und vertiert, frißt alles in sich hinein, sogar Köpfe von Streichhölzern, und leidet daher zeitweise an Dysenterie, sodaß er, schwach wie er ist, alles unter sich läßt. Auch bei Romeo ist von Zeit zu Zeit eine Schraube los. Wir zwei Europäer haben uns bis jetzt unsere Vernunft bewahrt, aber das Gedächtnis hat nachgelassen, und wir sind sehr anämisch, geschwächt und abgemagert.

Trüber Tag mit feinem Regen; trübe Stimmung. Erst nachmittags kommt für kurze Zeit die Sonne heraus, sodaß wir einige Kleider trocknen können, was auch not tut, denn alles ist mehr oder weniger feucht und verschimmelt. In dieser Gebirgsregion, sagt Manduca, gebe es keinen eigentlichen Sommer, es regne fast täglich das ganze Jahr hindurch. Selbst in die wasserdichten Eisenblechkoffer, die auf der wüsten Überlandreise arge Beulen davongetragen haben, ist Feuchtigkeit eingedrungen. Wegen der Stechmücken, die an diesen Regentagen besonders blutgierig sind, halten wir uns den ganzen Tag in der halbdunklen Maloka auf. Die Indianer holen das

am Katarakt zurückgelassene Hauptgepäck, teils über Land, teils im Boot den tosenden Bach aufwärts. Manduca bringt von einer entfernteren Pflanzung einige reife Bananen und eine Last Maniokwurzeln.

17. Mai. Manduca mit mehreren Leuten auf Wildschweinsjagd. Sie kommen erst gegen Abend ohne alle Beute zurück. Hermina hat die Maniokwurzeln gerieben und ausgepreßt, aber es fehlt eine Herdplatte. Sie bäckt Fladen auf einem platten Stein über dem Feuer; eine mühsame Arbeit. Die Erzeugnisse sind fingerdick und innen ganz klebrig, jedenfalls recht ungesund. Wir bekommen alle Magenbeschwerden. Schmidt und ich braten uns deshalb unreife Bananen in der Asche und werden verhältmäßig satt davon. Mein armer treuer Hund dauert mich am meisten. Er ist zum Skelett abgemagert und kommt von Zeit zu Zeit bittend zu mir. Aber ich kann ihm nichts geben; ich habe selbst nichts. Wir liegen in der Hängematte und rauchen den schweren Tabak der Majonggóng mit Deckblättern aus rotem Baumbast[1]. Sie sind dem Zigarettenpapier entschieden vorzuziehen, da sie die Feuchtigkeit der Luft nicht so aufnehmen wie dieses und das Feuer besser halten, sodaß man nicht beständig ziehen und den Stummel nicht jeden Augenblick anstecken muß. Wir plaudern über dies und das, über Reichstagswahlen, Studenten- und Handwerksburschenerinnerungen. So verbringen wir den Tag. Abends heftiger Gewitterregen. Die Bude schwimmt.

18. Mai. Frühmorgens gehen fünf Mann mit Last im Geschwindschritt ab zum Ventuarí. Sie wollen noch heute dort ankommen. Zwei erhalten Bezahlung und sind zufrieden.

Schmidt kocht zum Mittagessen einen großen Topf voll „Maggi-Frühlingssuppe“ mit Bananenwürfeln und frischen Pfefferschoten. Es schmeckt nicht übel, etwas heftig, sättigt aber.

Nachmittags der übliche Platzregen. Mit Sonnenuntergang erscheinen fünf neue Träger vom Ventuarí. Es sind wieder außerordentlich kräftige Kerle mit wilden, groben Gesichtszügen. Sie bringen einige Maniokfladen und einen Mutum mit, den sie unterwegs geschossen haben. Morgen soll mehr kommen. Offenbar haben sie noch nie Weiße gesehen. Sie begleiten uns zum Bad und staunen lachend über unsere Knochengerüste.

19. Mai. Wir müssen unsere Reise um einige Tage unterbrechen, aber es ist eine liebe Veranlassung: Heute Morgen 3 Uhr 40 Minuten wurde dem Yekuaná Mayulíhe, genannt Manduca, eine Tochter geboren, unsere kleine Reisegefährtin, die uns vom Roroíma durch alle Mühen und Fährnisse begleitet hat.

[1] In Nordbrasilien mit einem Wort der Lingoa geral Tauarí genannt.



91. Manduca mit Mutter und Geschwistern.



92. Die erste Laus.



93. Am Schreibtisch in Suhinva.

Die Geburt fand hinter einem Verschlag aus Rindenstücken statt, wo das Ehepaar haust. Die Wehen dauerten fast die ganze Nacht, und ich hatte Sorge um die wimmernde kleine Frau, die in letzter Zeit so viel durchgemacht hat, bis ich durch den ersten kräftigen Kindesschrei davon befreit wurde. Manduca teilte mir morgens freudestrahlend und unsagbar stolz das frohe Ereignis mit. Nicht einmal das leiseste Zeichen der Enttäuschung war auf seinem Gesicht bemerkbar, daß es kein Bub geworden war, auf den er so sicher gerechnet hatte. Mutter und Kind ginge es gut.

Die Träger gehen ab mit einigen Lasten. Sie sollen die Großmutter schicken, damit sie den Haushalt hier übernimmt. Während es draußen wieder in Strömen regnet, packen wir die von den Schirianá erworbenen Bogen und Pfeile aus, die wir seit Motomotó mit uns schleppen. Die ursprünglich so schön gearbeiteten Pfeile sind durch die Feuchtigkeit ganz verdorben. Sammlerleiden! —

Gegen Abend kommen noch ein jüngerer Bruder Manducas — er hat deren vier — und sein niedliches Schwesterchen von etwa 8 Jahren. Jetzt haben wir doch wieder eine „Frau" im Haus, die uns Maniok reiben und Fladen backen kann, wenn es auch nur eine kleine ist. (Abb. 91)

20. Mai. Ausnahmsweise sonniger Tag. Romeo wäscht Kleider. Wir sind furchtbar dreckig. Seit Wochen haben wir wegen des elenden Regenwetters nicht waschen können und liegen nun seit Tagen im Schmutz, Ruß und Staub dieser gichtbrüchigen Baracke.

Mittags kommen wieder fünf Neue, Yekuaná vom Ventuarí. Zwischen dem ältesten von ihnen, der mit seiner Flinte im Arm am Eingang hockt, und Manduca, der unsichtbar hinter dem Verschlag bleibt, findet ein langes, rasches Wechselgespräch statt, in dem die Geburt der Tochter und unsere ganze Reise von Anfang bis zu Ende mit den kleinsten Einzelheiten besprochen werden. Wie immer, werden auch die beiden Fremdlinge gründlich durchgehechelt und ihre sonderbaren Gewohnheiten lachend verspottet.

Der Alte, ein Zauberarzt, will eine Axt haben, „weil er die Leute mitgebracht habe."

„Hier kann ich dich nicht bezahlen. Die Äxte sind alle schon drüben. Warte, bis wir zum Ventuarí kommen!"

„Dann gehe sofort mit mir!"

„Das fällt mir gar nicht ein. Ich gehe, wann ich will. Du brauchst nicht mißtrauisch zu sein. Ich habe meine Leute immer ehrlich bezahlt."

Da gibt er sich zufrieden und zieht mit einer Schachtel Streichhölzer ab. Die Last überläßt er den anderen.

Es sind schlaue Kerle. Sie wollen möglichst viel aus uns herausschlagen. Deshalb kommen jeden Tag neue Träger, um die paar Sachen die kurze Strecke weiterzuschaffen.

Manduca ißt nichts von einem Jacú[1], das einer der Indianer mitgebracht hat, „weil es seinem Kinde schaden würde.“ Er sucht sich Regenwürmer, die neben Maniokfladen, Mehlsuppe und Bananen die nächsten Tage während des Männerkindbettes seine einzige Nahrung bilden.

21. Mai. Die Sorge um unsere Wöchnerin ließ mich heute Nacht wenig schlafen. Sie stöhnte und wimmerte leise vor sich hin. Dazu brach um Mitternacht ein schweres Gewitter mit heftigem Regen los, der bis in den Tag hinein durch die Löcher des Daches plätscherte. Seine Frau habe starke Diarrhoe und arge Schmerzen um den ganzen Leib, die jeden Nachmittag zur bestimmten Zeit wiederkehrten, erklärt mir Manduca. Ich gebe ihr meinen Regenmantel zum Zudecken und ein buntes Halstuch, um ihr Kindchen einzuhüllen. Bis jetzt bin ich noch nicht zur Wochenstube zugelassen worden.

Nachmittags führt Manduca die Kranke, die so schwach ist, daß sie nicht allein gehen kann, ins Freie und sucht unter Pusten und lautem Geschrei den bösen Geist auszutreiben. Sie ist im Gesicht mit roter, heilkräftiger Carayurúfarbe[2] in Strichen und Punkten bemalt.

Als ich vom Abendbad komme, packt mich ein großer Schrecken. Von der Maloka her erschallt die Totenklage. Ich denke nicht anders, als die arme Frau sei gestorben, aber es ist nur Manducas Mutter, die inzwischen angekommen ist und ihrem Sohn eine kurze Totenklage um den vor mehreren Jahren verstorbenen Vater hält.

Sie hat ihren Jüngsten mitgebracht, ein armes, schlaffes Kerlchen von 2 Jahren. Er kann nicht sitzen, geschweige denn gehen und fällt ohne Stütze in sich zusammen. Manduca sagt, es sei das Kind eines „Mauarí“, eines bösen Geistes.

22.—23. Mai. Die Großmutter hat sofort das Regiment übernommen. Sie bringt uns Maniokfladen mit Pfefferbrühe und gute warme Bananensuppe. Die Junggesellenwirtschaft hat vorläufig ein Ende.

Das Flüßchen, das infolge der fortgesetzten Regen stark gestiegen war und lehmfarbene Fluten zu Tal wälzte, hat, wie es diesen Gebirgsbächen eigen ist, rasch wieder seinen gewöhnlichen niedrigen Stand und sein schönes, bräunlich-klares Wasser angenommen.

Mit Hermina will es gar nicht besser werden. Nachts schreit das Kind. Da verlangt Manduca von der armen Frau, sie solle es mit „*bwr-bwrr*“ in

[1] Baumhuhn; Penelope sp.

[2] Bignonia Chica Humb.

den Schlaf bringen. Warum kümmert er selbst sich nicht ein wenig darum? Aber so sind diese Indianer! — Das Kleine ist sehr erbärmlich, mager und schlaff. Ich sah es, als ich kurz vor Sonnenuntergang zum Bad ging. Die Wöchnerin hatte schon gebadet und saß, nur mit einem dünnen Rock bekleidet, teilnahmlos auf dem feuchten Erdboden. Die Großmutter wusch das Kind aus einer Kalabasse mit dem kalten Wasser des Baches, dem — offenbar heilkräftige — Blätter zugesetzt waren. Und dies alles im Abendtau und Nebel!

24. Mai. Heute Nacht ist das Kind gestorben. Sie haben es im Haus begraben. Manduca, der sich selbst sehr krank fühlt, erklärt mir, daß sie nun sofort die Maloka verlassen müßten. Bald darauf schleicht die arme Frau davon, mit hochbepacktem Tragkorb beladen. Er trägt nur seine Flinte. Indianersitte. Wer könnte etwas daran ändern!

Die anderen sind schon weg. Sie müssen langsam reisen. Wir wollen mit Manducas kleinem Bruder und Romeo übermorgen nachkommen.

Armes Seelchen! Du hast nicht lange bei uns ausgehalten. Du hattest wohl Furcht vor diesem wilden Leben. —

25. Mai. Kein Tag, keine Nacht vergeht ohne Regen. Die Piuns werden immer unerträglicher. Nur in dem ganz verdunkelten Haus ist es einigermaßen auszuhalten. Unser kleiner nackter Kamerad will vor der Plage weglaufen. Ich gebe ihm eine meiner Schlafjacken, in der er nun stolz einhersteigt.

26. Mai. Gegen 9 Uhr marschieren wir ab. Es regnet in Strömen. Wir durchschreiten mehrmals den Yaniacá und einige seiner Zuflüßchen und verlassen ihn dann. Er kommt aus Südwesten, während wir die westliche Richtung beibehalten. Allmählich geht es bergan, auf schmalem Pfad, der häufig in dem dichten Unterholz kaum erkennbar ist. Ohne unseren kleinen Führer würden wir uns schwer zurecht finden. Der Regen überspült den lehmigen Boden. An abschüssigen Stellen muß man sich mit den Zehen förmlich einkrallen, um nicht abzurutschen. Stiefel — wie lange schon ist es her, daß wir ihnen Lebewohl gesagt haben —, sie wären hier nur hinderlich. —

Von einer kleinen Anhöhe gewinnen wir einen Blick nach Norden auf den nahen Berg M a s c h i á d i oder M a s c h i á r i[1]. Er erreicht eine Höhe von etwa 1500 m über dem Meer und scheint seiner äußeren Gestalt nach der Sandsteinformation anzugehören. An seinem östlichen Abhang soll der Emecuní entspringen. Die Kette, deren höchste Erhebung und zugleich

[1] Die Sprache der Yekuaná hat einen unbestimmten Laut zwischen *d* und *r*. Sie nennen diesen Berg „Maschiuádi" oder „Maschiwádi"

westliches Ende dieser Berg bildet, zieht sich von hier nach Osten entlang dem linken Ufer eines größeren Baches, den wir vorhin nahe seiner Mündung in den Yaniacá überschritten haben. Auch im Süden erblickt man Höhenzüge, die, soweit man erkennen kann, ebenfalls von Westen nach Osten verlaufen. Leider ist die Aussicht durch die Vegetation sehr erschwert.

Kurz vor Mittag treffen wir Manduca und seine Angehörigen, die auf uns gewartet haben. Hermina ist noch immer sehr schwach, und alle leiden an einer Art Influenza, die sich in allgemeiner Mattigkeit, Kopf- und Halsschmerzen, Schmerzen in der Leistengegend und in starkem Auswurf äußert.

Nach kurzem Aufenthalt ziehen wir weiter und erklimmen die Wasserscheide zwischen Caura und Venturí, die sich einige hundert Meter über Mauarúnya erhebt. Ich lasse mir von Manduca die Namen der Gebirge sagen, die von hier aus zu sehen sind. Im Osten haben wir den Maschiádi, im Nordosten Kuraká-hede, im Norden Fa'dá-hede. Den Blick nach Westen und Süden verdeckt der Hochwald.

Auf dem Gipfel des Maschiádi wüchse in Menge das lange, knotenlose Schilf zu den berühmten Blasrohren der Majonggóng, und die Indianer kämen weither, um es dort zu holen.

Der Maschiádi spielt auf den Karten eine besondere Rolle. Er erscheint als der nördlichste Punkt des Zipfels, mit dem hier brasilianisches Gebiet in venezolanisches einschneidet. Dies ist nach meinen Erfahrungen nicht richtig. Die Lage des Berges ist nie bestimmt worden, da Robert Schomburgk viel weiter südlich vorüber nach Westen zog, und nach ihm nie wieder ein Weißer in diese Gegend kam. Auf unserem Weg zum Flußgebiet des Venturí haben wir keinen Wasserlauf überschritten, der zum Auarí, also zum Amazonas gehört. Der Auarí, der nordwestlichste Zufluß des Uraricuéra, entspringt demnach nicht auf dem Maschiádi, wie es Schomburgks Karte und nach ihr die Karte der Grenzkommission vom Jahre 1882 annehmen, sondern nach Angabe der Indianer auf einem anderen Gebirgszug, der südlich von diesem und ihm mehr oder weniger parallel läuft. Vom Westabhang des Maschiádi aber stürzt der Fewéte, ein südlicher Quellfluß des Venturí, über die schroffen Felswände hinab. Da nun nach den Grenzbestimmungen alles Wasser, das dem Orinoco zufließt, zu Venezuela, und alles Wasser, das dem Uraricuéra und durch ihn dem Amazonas zufließt, zu Brasilien gehört, so liegt der Maschiádi ganz auf venezolanischem Gebiet, und die Grenze muß hier etwas weiter nach Süden verschoben werden.

Wir steigen ins Tal hinab und erreichen bald darauf den Fewéte, den ersten Zufluß des Ventuarí, der klares „schwarzes" Wasser führt und hier einen Fall bildet. Nun beginnt eine scheußliche Tour. Ununterbrochen geht es bergauf, bergab, durch ein wildes, von Tälern und unzugänglichen Schluchten zerrissenes, mit dichtem Wald und undurchdringlichem Gestrüpp bewachsenes Gebirgsland, durch Moräste und rauschende Gießbäche, vorbei an überhängenden Felswänden, unter gefallenen, vermodernden Baumriesen hin, durch eine Gegend trostloser Öde. Bald klettern wir wie Affen über niedergestürzte Bäume und Ästegewirr, bald kriechen wir wie Schlangen und anderes Ungeziefer auf dem Bauch durch das nasse Laub. Im Tälchen eines Baches, der dem Fewéte zueilt, machen wir endlich für heute Halt. Unter einem elenden Schutzdach liegt eine Kiepe mit verschimmelten Maniokfladen, daneben der Theodolit und mein großer Kleidersack mit Körben und anderen Ethnographica, zur Hälfte durchnäßt. Einer der Träger, ein schwächlicher Guinaú, der auf dem Marsch — offenbar an Lungenentzündung — schwer erkrankt ist, hat die Last hier zurücklassen müssen.

Der Mingaú, den die Weiber aus den verschimmelten Fladen bereiten, schmeckt widerlich, nach schlechtem Keller. Die Indianer wühlen eifrig den Uferschlamm auf und suchen fußlange, dicke Regenwürmer. Sie werfen sie einen Augenblick in heißes Wasser, ziehen sie darauf zwischen zwei Fingern durch, um sie notdürftig zu säubern, und verzehren sie dann halbroh mit Maniokfladen. Entweder lassen sie diese Delikatesse, wie angeblich der Lazzarone die Makkaroni, mit zurückgelegtem Kopf in den Mund gleiten, oder sie wickeln den Wurm um ein Stück Maniokfladen und verspeisen ihn so als Sandwich mit großem Genuß. — So weit haben wir es noch nicht gebracht.

27. Mai. Strömender Regen die ganze Nacht. Das Wasser läuft an den Stricken der Hängematte herab, rieselt durch das schadhafte Blätterdach. Durchnäßt wache ich gegen Morgen auf und kauere mich schaudernd an das qualmende Feuer, das die Indianer mühsam angefacht haben. Um 10 Uhr brechen wir auf. Der Weg führt nach Westen und ist ebenso beschwerlich wie gestern. Im Eilmarsch patschen wir durch zahllose kleine Bäche und stehende Gewässer, die zwischen hohen Farnen fast verschwinden, und erreichen endlich eine von Sandflöhen wimmelnde Baracke am linken Ufer des Fewéte. In zwei größeren Kanus lassen wir uns auf dem reißenden, stark gewundenen Flüßchen abwärts treiben. Scharf geht es um die Ecken. Rudern ist überflüssig. Ein Indianer steuert, ein anderer steht an der Spitze des Fahrzeuges und stößt es mit der Stange in die sichere Richtung, wenn

an den Windungen die heftige Strömung das Boot wider das felsige Ufer zu schleudern droht, oder wenn uns Baumstämme und Äste aufhalten wollen. Nach $1^1/_2$ stündiger Fahrt kommen wir zu einem Landungsplatz am rechten Ufer. Es wird viel geknallt. Der Doktor hat ja genug Pulver! Drüben antwortet man mit einigen Schüssen. Manduca zieht einen neuen Anzug aus blauem Hosenstoff an, den ihm sein Frauchen noch in Motokurúnya genäht hat, bindet ein buntes Taschentuch um den Hals, setzt eine Sportmütze auf. Wir ordnen uns hintereinander nach Rang und Würden und ersteigen auf schmalem Waldpfad das hohe Ufer, wo auf freiem Platz eine große Maloka und zwei runde Schuppen stehen. Die Ansiedlung heißt Suhínya nach dem Bache Suhí, der hier in den Fewéte mündet und von der Suhí-hede kommt, einer nicht sehr fernen, mittelhohen Gebirgskette, die das liebliche Landschaftsbild im Osten abschließt. Nochmals wird geschossen. Vor der Maloka drängen sich die neugierigen braunen Leute, an fünfzig Personen, in der Hauptsache unsere Träger mit ihren Familien. Unser Gepäck ist unter einem Schuppen gut aufgestapelt und mit einer Zeltbahn bedeckt.

Die Maloka ist ebenso gebaut, wie alle anderen, die wir bisher gesehen haben, hat aber statt der Spitze einen ganz schmalen First. Auch der innere Rindenverschlag ist vorhanden, weist aber schon breite Lücken auf. Das Haus ist eigentlich verlassen, und die früheren Bewohner, die sich nur vorübergehend hier aufhalten, schlagen rücksichtslos große Stücke aus der Rindenwand heraus, um sie zur Feuerung zu benutzen. Das Dach hat ein breites Loch, durch das zwar der Rauch entweicht, aber auch Regen ungehindert zutritt, sodaß sich mitten im Haus eine große Pfütze gebildet hat. Auch die mit Lehm beworfene Außenwand ist voll Löcher.

Der kranke Guinaú ist vorgestern gestorben und sofort begraben worden. Einige Weiber klagen um ihn mitten im Durcheinander unserer Ankunft. Dieser in kurzem aussterbende Stamm scheint keine Widerstandskraft mehr zu besitzen.

18. KAPITEL.

REGENZEIT.

28. Mai. Alle haben hier starken Katarrh. Manduca fordert mich auf, mit ihnen weiter flußabwärts zu ziehen in die Baracken, die sich die bisherigen Bewohner von Suhínya vorübergehend errichtet haben. Sie wollen dort eine neue Maloka bauen. Der rasche Tod des Guinaú und die epidemische Krankheit haben die Leute erschreckt.

„Der Platz ist nichts wert, Doktor! Hier wohnt ein böser Geist, der die Leute tötet!"

Ich weigere mich. Das fehlte mir gerade noch, mit dieser unsauberen Gesellschaft in eine ihrer schmutzigen Hütten unterzukriechen. —

Plötzlich erscheint in der Maloka ein langer, hagerer Alter, der mir, auf seine Flinte gestützt, mit wild hervorgestoßenen Worten eine Rede hält, in der die Worte „*mayúlu* — *kamisá* — *kudufáda*" (Perlen — Zeug — Pulver) öfters wiederkehren. Anfangs glaubte ich, es sei etwas nicht in Ordnung, aber Manduca klärt mich auf. Es ist der Häuptling, als Schreier bekannt, Herr der Maloka, ein harmloser Mümmelgreis. Er will mir nur recht eindringlich zu Gemüt führen, was er alles von mir erwartet dafür, daß er mir jetzt gestattet, in seinem halbverfallenen Haus zu wohnen. Serenissimus geht dann zu dem einen Schuppen, wo Schmidt unter der Teilnahme der ganzen Bevölkerung Träger auslohnt, und setzt dort seine Ansprache fort.

Unter den nackten Indianern fallen zwei „caballeros" und eine „señora" auf, d. h. zwei venezolanisch gekleidete junge Yekuaná und eine junge Frau, die sich mit Rock und Jacke aus blaugeblümtem Kattun und mit großen goldenen Ohrringen geputzt hat. Sie ist eine Kunuaná von dem den Yekuaná nahe verwandten Stamm am Cunucunúma, einem rechten Nebenfluß des oberen Orinoco. Sie sind erst vor kurzem von San Fernando de Atabapo am mittleren Orinoco, von Marakóa, wie man hier sagt, gekommen, wo sie einige Monate für einen Venezolaner gearbeitet hatten. Jetzt wollen sie zum Yatéte gehen, um dort für ihren Oberhäuptling Antonio „*manyúku*" (geröstetes Maniokmehl) zu bereiten. Hier versteht man diese Kunst nicht und hat auch keine großen, eisernen Herdplatten mit hochstehendem Rand, die dazu nötig sind.

Vom Spanischen weiß der eine nur das beliebte „carajo"! Sie halten sich in respektvoller Entfernung von uns. Vielleicht haben sie mit den Weißen schlechte Erfahrungen gemacht.

Viele Leute sind schon weg. Auch der Häuptling nimmt gegen Abend Abschied. Er hält mir noch eine längere, freundschaftliche Rede, in der er „mir sein ganzes Haus zur Verfügung stellt." — So ungefähr war es.

29.—30. Mai. Regentage! Wer kann sich drüben eine Vorstellung davon machen? —

Manduca und Frau empfangen ihren Lohn für die lange Reise. Er ist schwer zufrieden zu stellen. Viele Sachen haben sie schon während der Reise erhalten, was er aber jetzt natürlich nicht mehr rechnet. Er macht ein finsteres Gesicht und will durchaus noch eine Axt haben, die ich ihm aber nicht geben will. Ich lege ihm ein kleines Taschenmesser, ein

paar Musikinstrumente und anderes Kinderspielzeug hinzu. Seelenvergnügt zieht er ab. O diese Indianer! — Da muß man Geduld haben!

Außer Manduca und seinen Angehörigen ist nur ein bescheidener Alter mit seiner Familie hier geblieben.

Mehrmals kommen Besucher. Sie bringen uns gute Bananen für Perlen und Streichhölzer. Ein junger Mann und einige rotbemalte, beispiellos häßliche Weiber hocken stundenlang vor uns. Von Zeit zu Zeit schluchzen sie die wenig melodische Totenklage. Sie stützen dabei den rechten Ellbogen auf das rechte Knie und halten die Hand vor die Augen. Tränen fließen nicht. Die Klage ist ganz formelhaft und rein zeremoniell und verstummt plötzlich. Der Mann hat gar keine Notiz davon genommen. Die Klageweiber unterhalten sich mit gewöhnlicher Stimme und sehen mit gespannter Aufmerksamkeit Schmidt zu, der in einem Koffer mit so vielen Herrlichkeiten kramt.

Zudringlich ist dieses Volk über die Maßen. Kein Mensch nimmt hier Rücksicht auf den anderen, geschweige denn auf uns, die stets von neuem eine Quelle der Neugierde für alle sind. Die ungeschlachten Kerle flegeln sich auf den Koffern herum, rauchen wie die Schlote und spucken überall hin, Manduca an der Spitze. Er kommt sich ungeheuer wichtig vor, wie ein Tierbändiger, der gezähmte Raubtiere einem dankbaren Publikum vorführt. — Mit Sehnsucht denke ich zurück an das idyllische Koimélemong und meinen guten, vorsorglichen Freund Pitá. — Auch gemaust wird hier. Man muß immer auf der Hut sein. Eine Unterhose, die zum Trocknen aufgehängt war, haben sie mir schon gestohlen. Jetzt habe ich nur noch zwei, und eine davon ist ein Fragment.

Die Auszahlungen der vielen Leute haben in unser Vermögen ein arges Loch gerissen. Unsere größeren Tauschwaren nehmen rasch ab, und der Weg ist noch weit. Wir müssen sparen. Freilich haben wir jetzt kaum Gelegenheit, außer für Lebensmittel, etwas auszugeben. Ethnographica? Ein schöner Traum. Woher sollten wir sie nehmen? Der ganze Stamm scheint gleich indolent zu sein und trotz seiner geringen Verbindung mit den Europäern seine alten Künste vergessen zu haben. Man sieht in seinen Häusern keine der schönen, breiten Kriegskeulen, der feingemusterten Korbwannen, die wir aus der Sammlung Robert Schomburgks kennen, keinerlei Federputz und anderen Tanzschmuck. Die Männer faulenzen in den Hängematten und halten lange, eintönige, unerquickliche Reden. Nur die Frauen arbeiten den ganzen Tag, aber nur für des Leibes Nahrung und Notdurft. — Wie ganz anders war es am Uaupés! Dort sah man auch die Männer in ihren Mußestunden selten untätig. Sie flochten ihre großen, gemusterten Körbe

und Siebe, klopften an ihren prächtigen Quarzzylindern, verfertigten ihren herrlichen Federschmuck und ihre geheimnisvollen Tanzmasken. Diese Majonggóng dagegen arbeiten alles nur ad hoc, wenn sie gerade ein Stück brauchen, aber bei Leibe nicht mehr und nicht für uns, wenn wir ihnen auch hundertmal erklären, daß sie sich damit etwas verdienen können.

Ein paar einfache Rohrflöten habe ich erworben, die sehr melodisch-melancholisch geblasen worden. Eine alte Kriegskeule ist für 1/2 Pfund Pulver in meinen Besitz übergegangen, ein Prachtstück aus der Väter besseren Zeiten. Einer dieser entarteten Epigonen hat sie unter dem Dach in Schutt und Moder aufgestöbert. Wir haben vorsichtig den dicken Schmutz, der auf ihr klebt, entfernt, und nun glänzt sie in ihrer alten Schönheit. Der Stiel ist zum Teil in Mustern umflochten. — Ich wünschte, ich hätte ein Dutzend davon!

Ein uralter Mann ist angekommen, verrunzelt, aber geistig offenbar noch sehr frisch, ein Zauberarzt. Durch seinen Kollegen Manduca „requiriert" er ein Waldmesser, „weil er Leute geschickt habe, um mein Gepäck von Motokurúnya zu holen". Was soll ich machen? Ich habe diese Indianer noch sehr nötig. — Zum Abschied hält der Alte Schmidt eine lange Rede, die dieser mit köstlichen Ermahnungen in Mecklenburger Platt erwidert.

31. Mai. Schmidt putzt Gewehre und ordnet Koffer. Ich schreibe oder lese im „Faust". Die Weiber backen Fladen. Die Kinder spielen und greinen. Die Männer faulenzen. Draußen strömt eintönig der Regen. So nimmt „der wunderschöne Monat Mai" von uns Abschied. — —

Juni, Juli.

Alle häuslichen Arbeiten führen die Weiber in der Maloka aus, obgleich unter den Schuppen genug Platz dazu wäre. Beim Auspressen der Maniokmasse lassen sie auch hier den Saft auf den Fußboden laufen, wo er sich in großen Lachen ansammelt. Er geht bald in Gärung und Fäulnis über, wimmelt von Maden und verpestet mit seinem säuerlich-scharfen Geruch die Luft.

Der böse Katarrh, eine Art Keuchhusten, der nach und nach alle Indianer erfaßt hatte, ist, bei meiner Umgebung wenigstens, im Schwinden begriffen. Manduca fühlt sich so weit wieder hergestellt, daß er seinen Berufsgeschäften nachgehen kann und eine nächtliche Zauberkur an seinem jüngsten Bruder vornimmt. Als die Geschichte anfängt humoristisch zu werden, und irgend ein Kobold an die Stelle des Zauberers getreten ist, der nun mit Redoutenstimme auf die Fragen der Frauen neckische Antworten gibt, bekommt der Herr Doktor plötzlich einen heftigen Hustenanfall, und die Vorstellung findet einen jähen Abschluß.

Der arme, kleine Kerl, den er behandelt, leidet offenbar an einer spinalen Lähmung. Seine Mutter trägt ihn meistens wie ein Bündel Zeug unter dem Arm, sodaß das Köpfchen und die spindeldürren, kraftlosen Ärmchen und Beinchen schlaff herabhängen und bei jeder Bewegung der Alten hin- und herpendeln. Er greint Tag und Nacht. Wenn Manduca ihn einmal deswegen freundschaftlich anschnauzt, brüllt er, als wenn er am Spieß stecke. Er scheint also doch noch recht viel Lebenskraft zu haben.

Der „verlorene Sohn" macht Antrittsbesuche in der Nachbarschaft. Er ist tagelang unterwegs. Einmal fährt er flußabwärts zu einer Niederlassung am Ventuarí; das andere Mal geht er über Land zu einer Maloka am oberen Emecuní, um sich dort mit einem älteren Kollegen zu besprechen. Hermina begleitet ihn. Sie hat sich prächtig erholt. In ihrem Äußeren ist sie ganz Majonggóng-Frau geworden. Sie hat die Haare kurz um den Kopf geschnitten und trägt unter oder, besser gesagt, zwischen den Fetzen eines Kattunrockes unbestimmbarer Farbe an dicken Schnüren dunkelblauer Perlen das Schürzchen der Yekuaná-Weiber. Ob sie auch schon gelernt hat, ihre Läuschen zu verzehren? — In Motokurúnya wandte sie sich noch mit Schaudern ab, als ich sie danach fragte, worauf ihr gestrenger Herr Gemahl ganz beleidigt sagte:

„Warum denn nicht? Das tun hier alle Leute!"

Am 22. Juni verläßt uns auch Manduca und siedelt mit seiner ganzen Sippe in die Baracken flußabwärts über, nachdem er noch einen letzten Versuch gemacht hat, mich mit sich zu nehmen. Er verspricht, auch fernerhin gut für uns zu sorgen und uns regelmäßig Leute mit Lebensmitteln und zum Photographieren zu schicken. Wir bleiben mit Kaikuschí allein in diesem Spukhause zurück. Mit den Totengeistern werden wir schon fertig werden. Die Lebenden machen uns mehr Last.

Das Fieber sucht mich mehrmals heim, aber in größeren Zwischenräumen und nicht so heftig wie am Merewarí. Es scheint eine leichte Form der Tertiana zu sein, die mit Chinin rasch unterdrückt wird. Schmidt leidet wieder furchtbar unter den Sandflöhen, unseren schlimmsten Feinden, die immer mehr überhand nehmen. Kaikuschí steckt voll davon und brütet sie nachts beim Feuer aus, an dem wir tagsüber sitzen. Ich habe F r i e i r a s, eine schmerzhafte, juckende Entzündung der Füße, besonders zwischen den Zehen, die man bekommt, wenn man in Jauche von Menschen und Tieren, auf verfaulte Blätter, in Schlamm und dergleichen Sachen tritt.

Fast jeden Tag kommen Weiber und holen von den Pflanzungen in der Umgegend Körbe voll Ananas, Bananen und Maniokwurzeln, die ebenso riesig sind wie in Motokurúnya. Sie versorgen uns mit frischen Maniok-

fladen und Tapioka, feinstem Stärkemehl, aus dem wir unseren täglichen, warmen Morgen-, Mittag- und Abendtrunk *Awókede* bereiten. Der Kleister ist gesund und nahrhaft. Freilich gehört schon der Urwald dazu, um ihm Geschmack abzugewinnen. Leider hält sich die Tapioka nur zwei Tage; dann wird sie stockig und schmeckt miserabel, und die Weiber bringen an einem Tag zu viel und dann wieder tagelang gar nichts.

Die kleinen Kinder schleppen sie auf allen diesen Gängen mit sich, entweder in der bequemen Baumwollbinde oder auch im Tragkorb selbst. Der runde Kinderkopf guckt dann mit den großen, verwunderten Augen über den Rand des Korbes, und die Mutter hält ein breites Bananenblatt darüber als Schirm gegen Regen und Sonnenstrahlen.

Manchmal erhalten wir kleine Fische, die in aromatischen Blättern gebraten sind; ein leckeres Gericht. Auch gebratene Regenwürmer bieten sie uns an und dicke, gelbe Käferlarven, die sie aus den vermoderten Palmstämmen bohren; doch wir leiden noch zu sehr an europäischen Vorurteilen und weisen die indianischen Leckerbissen zurück.

Wenn diese Weiber einzeln kommen, sind sie ganz liebenswürdig und bescheiden, in Masse aber meistens zudringlich und — merkwürdigerweise — je häßlicher, desto unverschämter.

Für alles wollen sie Perlen haben. „*Mayúlu — mayúlu!*" Das ist ihr drittes Wort. Man könnte nicht genug davon mitnehmen. Ihre Augen glänzen, wenn man ihnen ein Strängchen gibt.

Auch unsere Messingschellchen sind sehr begehrt. Neulich schenkte ich einer Frau ein solches Wertstück für ihren dicken Säugling. Schon am anderen Tag brachte sie eine Freundin mit, die nicht eher ruhte, als bis auch ihrem Kind am Handgelenk ein Schellchen klingelte. Es sei ein *yáue* („Bub"), erklärte mir die stolze Mutter, indem sie mir sein männliches Attribut zeigte.

Die ethnographische Sammlung wächst langsam, aber um die Völkermuseen würde es schlecht bestellt sein, wenn alle Völker so arm wären, wie diese Indianer.

Nicht immer geht der Handel glatt von statten. Eines Tages, als ich von meinem Morgenspaziergang zurückkehre, höre ich schon von weitem ein lautes Gezeter von Weibern und finde Schmidt in großer Bedrängnis. Zwei junge Damen schreien auf ihn ein, wobei sie ihm ganz nahe auf den Leib rücken. Sie haben ein paar Bananen gebracht und wollen nun möglichst viel dafür haben, besonders Messingglöckchen, auf die auch ältere Leute ganz versessen sind. Die jungen Männer hängen sie in die durchbohrten Ohrläppchen, die Frauen an die unteren Ecken der Schamschürze.

Die Parteien können sich nicht einigen. Ich überlasse sie schließlich ihrem Schicksal und komme nach einer Stunde wieder. Immer noch dasselbe Geschrei. Schmidt sagt den „Schönen“ Liebenswürdigkeiten in Wittstocker Platt, die sie zum Glück nicht verstehen. Sie zetern dagegen. Jetzt hat er der einen ihren neuen Tragkorb für eine lange Kette mit großen, bunten Perlen und zwei Glöckchen abgekauft. Die andere steht da mit unzufriedenem Gesicht und redet auf die Freundin ein, offenbar aus Neid, weil sie selbst nur einen alten, schlechten Korb hat, den sie nicht verkaufen kann. Da wird auch der anderen der Handel leid. Sie will ihren Tragkorb wieder haben. Sie gibt die Perlenschnur zurück, will aber die Glöckchen behalten. Schmidt übergibt ihr den Korb und die Bananen, bindet ihr eigenhändig die Glöckchen von der Schamschürze und verschließt die Kostbarkeiten in einen Koffer. Darauf längere Beratung zwischen den Freundinnen. Schließlich bringen sie den Korb wieder und verlangen die ursprüngliche Bezahlung. Damit ist der Handel endlich nach mehr als zweistündiger Dauer zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt.

Nach zwei Tagen kommen die beiden Weiberchen abermals. Diesmal hat die eine ihren Mann mitgebracht. Sie wollen die Kette zurückgeben, von der ein Drittel der schönsten Perlen abgezogen ist. Den Tragkorb wollen sie nur „leihen“, um darin für uns Bananen zu holen! — Von den Glöckchen keine Spur. — Wir würden den Korb nie wiedersehen.

„Nein, mein Freund, so dumm sind die Weißen nun doch nicht.“ Der junge Mann fügt sich rasch und mit Würde in das Unvermeidliche. Er mag es mit seiner Frau abmachen. Dann zieht die Gesellschaft weiter nach Mauarúnya, wohin von hier aus ein direkter Weg führt. In acht Tagen, wie der Mann an den Fingern aufzählt, gedenken sie zurück zu sein. Sie wollen uns viele Bananen mitbringen, auch Wildbret, Hirsche, Schweine, Tapire und, was weiß ich alles. Wenn er uns nur eine Schweinskeule liefert, wollen wir schon zufrieden sein. Ein Indianer verspricht alles, wenn er glaubt, dem Weißen damit einen Gefallen zu tun, ohne daß er daran denkt, jemals sein Versprechen zu halten.

Der junge Mann — er mag kaum 25 Jahre zählen — hat in seinem Gefolge noch zwei häßliche Weiber älterer Garnitur, ebenfalls seine Frauen. Die Junge ist offenbar ganz neu hinzugekommen und, wenigstens vorläufig noch, Favoritin. Sie ist kaum dem Kindheitsalter entwachsen, höchstens 12 bis 13 Jahre alt. Er behandelt sie sehr sanft und spricht in den zartesten Tönen zu ihr, während die beiden anderen mürrisch im Hintergrunde stehen. — Das weibliche Geschlecht spielt bei den Majonggóng eine große Rolle. Vier, selbst fünf Weiber für einen Mann soll keine allzu

große Seltenheit sein. Dabei sind verhältnismäßig viele und wohlgebildete Kinder da, und die Rasse ist im Durchschnitt gesund und sehr kräftig.

Der wilde Jäger hatte einen uralten Vorderlader bei sich, der am Schloß gebrochen und mit Faserschnur notdürftig zusammengebunden war. Es konnte einem angst und bange für ihn werden, wenn man die Waffe nur anschaute. Sonst sieht man hier an Flinten, Äxten und Messern vorwiegend gute englische Stahlwaren aus Sheffield, welche die Yekuaná auf dem weiten Weg des Zwischenhandels mit den Arekuná und anderen Stämmen im Osten aus der britischen Kolonie beziehen. Es ist ein Jammer, daß die ausgezeichnete deutsche Stahlindustrie, um billiger zu liefern, so viel minderwertiges Zeug nach Südamerika exportiert.

Wildbret verkauft nur der Mann, der es allein beschafft. In der Qualität sind diese Fleischlieferungen sehr verschieden. Manchmal bringen sie uns Tapirfleisch, das seit undenklichen Zeiten auf dem Rost gelegen hat und ganz schwarz von Rauch und so hart ist, daß wir es mit der Axt auseinander hauen müssen. Dann erhalten wir guten, frischen Schweinebraten oder einen eben geschossenen, fetten Hühnervogel. Einmal aber haben wir uns umsonst gefreut. Ein alter Mann hat uns Bananen verkauft und sagt, morgen sollten wir ein Wildschwein bekommen. Vergeblich warten wir mehrere Tage. Endlich klärt sich die Sache auf. Das Schwein war noch gar nicht erlegt. Ein anderer hatte zu ihm gesagt, wenn er ein Schwein schießen würde, würde er es rösten. Wenn er dann noch eins schießen würde, würde er es auch rösten, und dann würde er uns den Rostbraten zum Verkauf bringen! —

Schmidts Kochkunst macht Fortschritte. Er setzt mir eine „Kartoffelsuppe" vor, die er aus unreifen Bananenscheiben mit „gekörnter Fleischbrühe" bereitet hat. Zu einem saftigen Wildschweinschinken serviert er als Tunke „Maggis Suppenwürze". Es schmeckt uns wie zarter, abgekochter Schinken mit irgend einer exotischen Sauce.

Der alte Häuptling besucht uns manchmal. Er läßt sich dann gewöhnlich Indianerphotographien zeigen und betrachtet sie stundenlang mit seiner rot bemalten Gattin, die reichlich seine Tochter sein könnte. Besonders lange verweilt er stets bei dem Bilde seines Makuschí-Kollegen Pitá und dessen zahlreicher Familie. Die Typen vom Uaupés, für die sie hier anfangs gar kein Interesse zeigten, weil es sich um ihnen unbekannte Stämme handelte, habe ich ihnen jetzt mundgerecht gemacht. Ich sagte, es seien Schirianá und Waíka vom „Erinyakú" (Orinoco), die bei den tapferen Yekuaná in gehörigem Respekt stehen. Seitdem wollen sie diese Bilder immer wieder sehen und betrachten sie mit einem gewissen ange-

nehmen Schauder. Weniger erfreulich ist die Vorliebe des Alten für unsere Laterne. Er fingert daran herum, wenn wir sie nicht vor ihm in Sicherheit bringen, und abends, wenn Schmidt sie anzünden will, merkt er zu seiner Freude, daß der kindische Greis den Docht in den Petroleumbehälter hinein geschraubt hat, und Schmidt flucht, wie er es schon oft getan hat, wenn ihm die Indianer während des Marsches wohl unbewußt denselben Streich spielten.

Fuyúdi, der älteste Sohn des Häuptlings, ist unser ständiger Gast. Mit seinem wilden, verkniffenen Gesicht erinnert er an den Waíka von Motomotó. Dabei ist er ein gutmütiger Geselle, der nicht viel schwatzt, nicht lästig fällt und uns gewöhnlich etwas für unsere gemeinschaftliche Tafel mitbringt. Manchmal kommt er auch mit leeren Händen, aber um so größerem Hunger, wenn er den halben Tag im Walde herumgelaufen ist, den Schweinen nach. Sein Waidmannsheil für solch edles Wild ist nicht sehr groß. Fuyúdi geht fast immer allein. Er ist Junggeselle, obwohl er das heiratsfähige Alter längst erreicht hat. Er wird von seinen Stammesgenossen ein wenig über die Achsel angesehen. Er ist nicht ganz richtig im Kopf. Seine Sprache ist etwas unbeholfen. Manduca behauptet sogar, er sei „fast stumm“, aber das ist nicht wahr, oder wenigstens nur richtig im Vergleich zu den anderen Schreiern. Besonders stolz kommt er an, wenn er ein *hatéke*, ein großes Gürteltier, erlegt hat. Er hat die schwere Beute an einem Bastband über der Schulter hängen und verkauft sie uns für einen Streifen Kattun zu einem Schamschurz. (Abb. 95)

Es ist keine Kunst, das Waldgürteltier zu jagen. Man treibt ein Loch in seinen Bau bis zum Kessel, schüttet genügend Wasser hinein und schlägt das Tier, wenn es durch die Röhre zu entweichen sucht, mit einem Knüppel tot. Das Fleisch ist weiß, langfaserig und ziemlich fade, wie von einem zu jung geschlachteten Kalb. Wenn man es nicht sofort scharf röstet, verdirbt es leicht, wird ekelhaft breiig und nimmt einen widerlich-süßlichen Geruch und Geschmack an. Auch im frischen Zustande hat das Fleisch häufig einen leicht abstoßenden Geruch, „catínga“, wie man in Brasilien sagt. Das gelblich-weiße Fett erinnert mich — alles Wasser läuft mir im Munde zusammen — an Gänseschmalz!

Fuyúdi hat die Beute fein säuberlich auf frischen Blättern ausgebreitet und zerlegt. Schweigend holt er unseren Aluminiumtopf, legt ihn zunächst mit Blättern einer niedrigen, stacheligen Pflanze aus, wohl um das Anbrennen zu verhüten, und kocht dann aus der fetten Bauchhaut des Tieres, Kopf, Leber, Herz, Nieren und Därmen, ein recht schmackhaftes Mahl. Als Brennholz verwenden wir die Querbalken des Hauses, das doch dem Untergange geweiht ist.

Fuyúdi ist auch ein sauberer Mensch, was man wirklich nicht von allen seinen Stammesgenossen sagen kann. Nachdem er das Wildbret ausgeworfen hat, wäscht er sorgfältig das Blut von Messer und Händen ab.

Die Sonne ist hinter den Bäumen des Uferwaldes verschwunden. Die Dämmerung steigt herauf. Fuyúdi ruft „*sárre* — *sárre*!" seiner Hündin, mit der sich unser magerer Kaikuschí schon anzufreunden suchte, und nimmt Abschied. Das nächste Mal will er uns ganz gewiß Schweinebraten mitbringen. —

Wie bei vielen südamerikanischen Stämmen, kann man auch bei den Yekuaná zwei Typen unterscheiden, einen feineren und einen gröberen. Die zahlreichen Flußnamen mit aruakischen Endungen in dem heutigen Gebiet dieses Stammes lassen darauf schließen, daß es ursprünglich von Aruakstämmen besiedelt war[1] Von Westen oder Nordwesten her fielen dann die Yekuaná ein, wie alle Karaiben, ein kulturell tief stehendes Räubervolk. Sie unterwarfen die schwächeren Bewohner des Landes und nahmen ihren Kulturbesitz an. Mit einigen Stämmen, wie den Guinaú, setzten sie sich in Frieden auseinander und ließen sie weiter neben und unter sich wohnen, vermischten sich bis zu einem gewissen Grad mit ihnen. Andere, die sich ihnen feindlich entgegen stellten, vernichteten sie, indem sie, wie ihre Verwandten, die Inselkaraiben, die Männer tot schlugen und die Weiber in den eigenen Stamm aufnahmen. So wurden die Yekuaná, was sie heute sind, ein Mischvolk verschiedenartiger Zusammensetzung. Im Süden, an den Gestaden des oberen Uraricuéra, an den Hängen der Paríma-Kette brach sich die Flut. Die Eroberer fanden hier einen kräftigen Widerstand von den streitbaren Schirianá und Waíka. Vom oberen Waínya wurden sie zum Merewarí zurückgetrieben[2]. Einen auf dem Kamm der Wasserscheide bis fast zu den Quellen des Orinoco und Uraricuéra vorgeschobenen Posten mußten sie zur Zeit Robert Schomburgks aufgeben[3]. Nur am oberen Auarí finden wir noch heute eine ihrer Niederlassungen, ihren einzigen Sitz im Gebiet des Amazonenstroms. Aber auch von dort beginnen sie sich schon zum Merewarí zurückzuziehen.

Wir können also annehmen, daß Aruakstämme, besonders die früher sicherlich zahlreichen Guinaú, die Kulturträger der Yekuaná gewesen sind. Von ihnen lernten sie die Verfertigung der Reibebretter, die kunstvolle Flechterei, die feine Töpferei, die nur noch vereinzelt am oberen Matacuní betrieben wird und reizende Eßnäpfchen liefert. Die Guinaú degenerierten dann — wer weiß, aus welchem Grund — und gingen an

[1] Vgl. oben S. 239.
[2] Vgl. oben S. 227.
[3] Rob. Schomburgk: A. a. O. S. 437ff.

Zahl sehr zurück. Heute sind sie am Aussterben. Mit dem Rückgang ihrer Lehrmeister vernachlässigten die Yekuaná allmählich das, was ihnen noch nicht recht zu eigen war. Nur die Reibebretter stellt man noch heute überall her, aber in ziemlich kunstloser Weise, meistens ohne Bemalung. In Motokurúnya verstand nur eine ältere Guinaú-Frau, die Ränder der Reibebretter mit geometrischen Mustern zu bemalen. Mit der physischen Degeneration der Guinaú ging die kulturelle Degeneration der Yekuaná Hand in Hand. Die Kriege hörten auf. Kriegswaffen würden nicht mehr verfertigt, da sie überflüssig geworden waren. Auch der kriegerische Federschmuck kam außer Mode. Die Feste entarteten; nur die Sauferei blieb. So ist zwar die Lebensweise dieses Volkes im großen und ganzen dieselbe geblieben, seine einheimische Kultur aber hat es trotz seiner Abgeschiedenheit eingebüßt. Der ethnographische Sammler kommt hier nicht auf seine Rechnung.

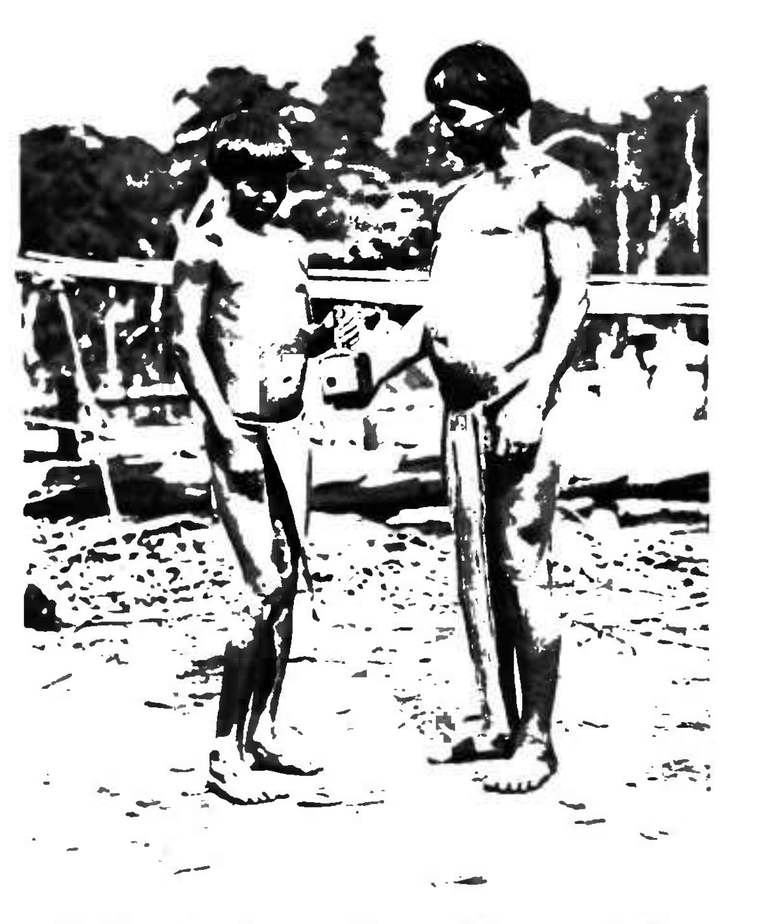
In einer Beziehung sind die Yekuaná den brasilianischen Ansiedlern überlegen. Sie bewerfen und verkleben das Fachwerk ihrer Hauswände mit Lehm, der mit fein geschnittenem Stroh durchknetet ist. Die Brasilianer nehmen dazu einfachen Lehm und wundern sich dann, wenn die Wand nicht hält.

Vielleicht haben es die Indianer von den Missionaren gelernt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts muß der Einfluß der Mission in diesen Gegenden sehr stark gewesen sein. Nach Humboldt gab es einen direkten Weg von Esmeralda am oberen Orinoco bis zu den Missionen am Caura und Caróni, der über das Quellgebiet des Ventuarí zum Erebáto führte. Mit Hilfe der „Maquiritares" (Yekuaná) hatte man auf dieser Linie eine militärische Postenkette angelegt, die aus neunzehn festen Häusern bestand. Die Soldaten bedrückten in jeder Weise die Indianer. Da überfielen diese in einer Nacht alle Militärposten, brannten die Häuser nieder und töteten viele Soldaten. Nur wenige verdankten ihr Leben dem Erbarmen der indianischen Weiber[1].

Die heutigen Yekuaná haben keine Erinnerung an diese Zeit, nicht einmal an „Samburukú," von dem die Taulipáng noch alle Einzelheiten zu erzählen wissen.

Mehrere der hiesigen Indianer leiden an einer Hautkrankheit, die ihre natürliche Häßlichkeit noch unterstreicht. Sie äußert sich in weißen Flecken, besonders an Händen und Füßen, scheint aber das sonstige

[1] Alexander von Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. IV. Band. S. 117—118. Stuttgart 1860.



94. Die letzte Flasche „Mampes Bittere Tropfen“



95. Fuyudi, der Narr.

Wohlbefinden nicht zu beeinträchtigen. Es ist dieselbe Krankheit, die am oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen weit verbreitet ist und dort in der Lingoa geral „Purupurú“ genannt wird. Sonst sind diese Yekuaná durchweg sehr muskulöse, von Gesundheit strotzende Gestalten, die sicherlich ausgezeichnete Arbeiter abgeben werden, wenn sie erst einmal an eine regelrechte Arbeit gewöhnt sind.

Bei aller Brutalität sind es gutmütige Menschen. Das merkt man schon beim Photographieren. Bisweilen stehen sie trotz der lästigen Stechmücken zehn Minuten und länger, ohne ein Glied zu rühren, im brennendsten Sonnenschein vor der Kamera, bis sich die Sonne hinter einer Wolke verbirgt und mir die Aufnahme ermöglicht. — Manduca hat Wort gehalten. Alle paar Tage schickt er Leute zum Photographieren. Die Männer bekommen als Lohn dafür gewöhnlich kleine Angelhaken, die Frauen große Glasperlen. Die Platten entwickele ich, sobald als möglich, und wässere sie unten am Hafen zwischen den Felsen im Fewéte, wenn dieser nicht vom Regen angeschwollen ist und auf lehmgelben Fluten dürre Äste und Schmutz dahin wälzt.

Eines Tages bringt Manduca einen bekleideten jungen Mann mit, der uns mit Handschlag begrüßt. Er hat am unteren Ventuarí für einen Venezolaner Namens „Schischu“ im Kautschukwald gearbeitet. „Er spricht spanisch“, sagt Manduca, „No“ und „si“ sind seine ganzen Sprachkenntnisse.

Auch die Kunuaná und ihren hünenhaften Gatten sehen wir wieder. Beide haben schwer bepackte Kiepen auf dem Rücken. Sie wollen Freunde am oberen Emecuní besuchen. Er hat nur Hosen angezogen. Sie ist wieder ganz „Señora“ und duftet auf zehn Meter nach minderwertigem Parfüm. „Wie kommt dieser Glanz in meine Hütte ?“ — Doch, sie ist im Gesicht rot bemalt; ihr Tribut an die Wildnis.

Für drei Meter Kattun verkaufen sie uns einen Sack Maniokmehl. Ich rede sie spanisch an, aber sie versteht offenbar kein Wort. Für fremde Sprachen scheinen die Majonggóng im Gegensatz zu anderen Indianern kein Talent zu haben.

In den Baracken entwickelt sich zur Feier des Neubaues eine große Sauferei. Zwei riesige Kaschiritröge aus schwerem Holz, die an den Seiten mit schwarzen und roten Mustern kunstlos bemalt sind, werden von den jungen Männern und Frauen geholt und in Kähnen flußabwärts gebracht. (Abb. 99)

Wir haben viel Gewitterregen zu allen Tages- und Nachtzeiten, aber auch sonnige Stunden, besonders vormittags, mit frischem Südwestwind,

der dann nach Mittag heftig wird. Der Stand des Thermometers schwankt bei Tag und Nacht nur um wenige Grad. Um 6 Uhr morgens zeigt es bisweilen nur 17° C. Bei bedecktem Himmel ist es auch tagsüber empfindlich kühl, sodaß man gern am Feuer sitzt. In klaren Nächten fällt starker Tau. Die astronomischen Beobachtungen sind mit Schwierigkeiten verknüpft. Der Theodolit trieft. Jeden Augenblick müssen die Gläser des Fernrohrs abgewischt werden. Die Blätter des Notizbuches sind schlaff und feucht, sodaß man kaum darauf schreiben kann. Unzählige Maruins, die winzigsten der Stechmücken, die mit Vorliebe in die Haare kriechen, lehren Selbstbeherrschung beim Sterngucken.

Am 29. Juni hören wir nachts gegen 10 Uhr vom Gebirge her einen kurzen, lauten Donner, obwohl weit und breit kein Gewitter am Himmel steht. Es klingt wie ein ferner Kanonenschuß mit kurzem, dumpfem Nachrollen. Suhí-hede murrt über die Weißen.

Das Regenwetter zieht viel lästiges Viehzeug in unsere Behausung. Eine kleine, schwarze Jararáca finde ich beim Schlafengehen unter meiner Hängematte. Große, fette Ratten poltern des Nachts zwischen den Koffern und knabbern an den harten Stückchen Maniokfladen, die auf dem Boden herumliegen. Wir machen eifrig Jagd auf sie, aber meistens vergeblich. Stinkige Schaben jeder Größe finden sich überall, in den Koffern, zwischen den Büchern, im Kasten der photographischen Kamera, im Uhrbehälter, im Futteral des Revolvers, in den Falten des Schlafanzugs, überall. Nachts rascheln sie in unserem Vorratsraum und fressen uns die schönsten Bananen an, sogar die Fleischstücke, die auf dem Bratrost liegen. Von den Ameisen, Termiten, Tausendfüßen, Kellerasseln, Sand- und anderen Flöhen in diesem dunklen, feuchten Haus will ich ganz schweigen.

Eines Nachts wird Schmidt von einem Vampir in die Fingerspitzen und eine Zehe gebissen und verliert viel Blut, da er wie ein Sack schläft, wenn ihn nicht gerade seine Sandflöhe peinigen. Wenige Tage später kommt Kaikuschí in der Frühe winselnd an meine Hängematte und schüttelt heftig den Kopf, daß das Blut umherspritzt. Ein Vampir hat ihn in den langen Behang gebissen und eine Ader verletzt, die noch spritzt, bis ich sie zusammenpresse. Schließlich stattet das unheimliche Tier mir selbst einen Besuch ab. Nun schlafen wir stets unter dem Moskitonetz, obgleich es hier keine Moskiten gibt. Nur einer unserer zahlreichen Hausgenossen ist harmlos, sogar nützlich, wenn auch nicht sehr appetitlich, eine riesige Kröte. Tagsüber sitzt sie in einem der Kaschirítröge. Des Nachts kriecht sie umher, hockt bei meiner Hängematte und klappt mit dem brei-

ten Maul, wie ein großer Hund. Beim Schein der Laterne schnappt sie nach Mücken. Als die Indianer die Tröge wegholen, wandert sie aus auf Nimmerwiedersehen. Während wir frühstücken, erscheint sie neben uns und watschelt durch eines der vielen Löcher in der Wand ins Freie.

Jaguare haben wir genug in der Umgebung. Die nahen Gebirge gewähren ihnen manchen Schlupfwinkel. Sie haben jetzt Paarungszeit. Da sind sie frech und gefährlich. Am Hafen finden wir beim Morgenbad frische Losung.

In klaren Nächten zwischen 7 und 9 Uhr abends und um 5 Uhr morgens geht einer im Uferwald am Flüßchen entlang und drückt in schauerlichen Tönen seine Frühlingsgefühle aus. Ein anderer antwortet ihm vom Suhí-Gebirge her. An diese Mondscheinpromenaden haben wir uns nachgerade gewöhnt. Sie gehören gewissermaßen zu unserer Einsamkeit. Eines Abends aber wird es zu toll. Wir sitzen gemütlich plaudernd am Feuer, da heult plötzlich einer „hū-- hū-- hū---" dicht beim Haus. Ich raffe den Winchester auf, und wir schleichen uns hinaus. Schmidt hält Kaikuschí zurück, der tapfer auf seinen Erbfeind und Namensvetter losspringen will, was ihm wahrscheinlich übel bekommen wäre. Der Jaguar, offenbar ein alter Herr, kehrt sich gar nicht daran. Er kommt uns bis auf zehn Gänge nahe und knurrt wütend hinter einem Baumwollstrauch am Eingang des Hauses. Leider ist es stockfinster. Schließlich springt die Bestie über die Lichtung und verliert sich heulend und ärgerlich knurrend im Wald. Kaikuschí zittert noch lange vor Aufregung. Wir aber legen von jetzt an des Nachts die geladenen Gewehre schußbereit neben die Hängematte.

Als ich Manduca einige Tage später unser nächtliches Erlebnis erzähle, sagt er:

„Das war kein Jaguar; das war ein Zauberarzt, der seine Bank holen wollte."

Ich darauf: „Warum hat er es mir denn nicht gesagt? Ich hätte ihm die Bank hinaus gebracht."

Im Hause hängt ein großer, aus schwerem Holz geschnitzter Schemel in Jaguargestalt, wie ihn die Zauberärzte zu ihren nächtlichen Krankenkuren nötig haben.

Um mir die Zeit zu vertreiben, fange ich Schmetterlinge, die in den frischen Morgenstunden auf einer Lichtung im Wald von Blume zu Blume gaukeln. Es bereitet den Indianern ein ungeheures Vergnügen, wenn ich die Schmetterlinge sogar von den Kothaufen weg fange, auf denen die schönsten und seltensten sitzen. Diese neue Marotte des „Doturu" können sie sich gar nicht erklären.

An Regentagen sitze ich am „Schreibtisch", zwei aufeinandergestellten Kisten. (Abb. 93) Ich schreibe die Texte ab, die mir José in „Paciencia" diktiert hat, und vertiefe mich immer mehr in die Feinheiten der Sprache. — Ich sehne mich nach meinen klugen Märchenerzählern Mayuluaípu und Akúli.

Manduca hat nicht widerstehen können. Er hat sich noch eine Frau genommen, ein zierliches Ding mit hübscherem Gesicht, als man es von einer Majonggóng erwartet. Sie ist die Tochter seines „Onkel-Neffen", der nun auch sein Schwiegervater geworden ist; eine verwickelte Verwandtschaft. Er stellt sie mir vor. Sie ist noch ein halbes Kind, ganz unentwickelt, wohl kaum elf Jahre alt. „Drüben würde ihm die Heirat Zuchthaus nicht unter fünf Jahren eintragen", meint Schmidt, der Gemütsmensch.

Ich unterhalte mich mit Manduca über die Weiterreise.

„Jetzt können wir nicht reisen", sagt er. „Die Wege sind zu schlecht infolge des Regens. Wir müssen den Sommer abwarten, in $1^1/_2$ bis 2 Monden. Dann wollen wir das Hauptgepäck nicht von hier aus direkt zum Matacuní schaffen, denn der Weg dorthin ist sehr weit und beschwerlich. Wir müssen ein hohes Gebirge überschreiten. Wir wollen lieber einen kürzeren Weg einschlagen, über den Auarí. Von dort sind es nur drei Tage."

„Willst du mich dann über den Auarí und Uraricuéra zu den Quellen des Orinoco bringen? Du bekommst mein Gewehr mit Patronen; du bekommst die „mákina", mit der man die Haare schneidet, einen eisernen Koffer, einen Kochkessel, zwei Laternen und sonst noch viele Sachen, die du gern hast."

„Ich gehe sicher mit dir; auch mein Bruder und ein anderer Yekuaná. Du mußt mir aber schon hier meinen Lohn geben. Hermina wird uns Maniokmehl bereiten für die Reise. Sobald die neue Maloka fertig ist, wollen wir aufbrechen."

„Es wird noch lange dauern, bis ich wieder nach Hause komme. Meine Frau und meine Kinder werden um mich weinen. Auch mein großer Häuptling wird in Sorge um mich sein, wenn er so lange keine Nachricht von mir empfängt. Er hat mich zu den Yekuaná gesandt, um zu erfahren, wie deine Leute leben, und was sie treiben. Er wird glauben, die Yekuaná hätten mich getötet, und wird Soldaten hierher schicken, um euch zu bestrafen."

„Da weiß ich Rat. Demnächst kommen einige Kunuaná, von ihrem Häuptling Antonio gesandt, um das Mehl hier abzuholen, das er einem

Spanier zu liefern hat. Sie sprechen gut spanisch. Ihnen kannst du deine Briefe mitgeben. Der Häuptling wird sie schon weiter besorgen."

„Wenn ihr aber nicht Wort haltet, dann werde ich zu den Máku gehen."

„Willst du ihnen sagen, sie sollten alle Yekuaná töten?" fragt Manduca ängstlich. „Die Máku taugen nichts. Sie schicken den Yekuaná Krankheiten und töten sie durch Zaubergift." —

Die Sauferei beim Neubau scheint ununterbrochen fortgesetzt zu werden. Tagelang bringt man uns keine Lebensmittel. Hermina kommt mit einigen Weibern, um Maniokwurzeln zu holen und schmale, lanzettförmige Blätter von einem Strauch, der bei der Maloka viel angepflanzt ist, und von den Yekuaná *Monó'yä* genannt wird. Die Blätter werden dem Kaschirí zugesetzt, um es stärker zu machen. Mitgebracht haben sie uns nichts.

Die gute kleine Frau, die jetzt bei ihrem Gatten nicht mehr in Gnade steht, erzählt uns in ihrem gebrochenen Portugiesisch von dem Leben in den Baracken. Es scheint dort schön herzugehen. Viele Leute seien da. Sie hätten einen großen Trog voll Kaschirí, und die Frauen müßten immer neuen Stoff bereiten. Daher hätten sie auch keine Lebensmittel bringen können, da alle Maniokfladen für Kaschirí verwendet würden, und was für ein Kaschirí!

„Feiern sie denn ein Fest?"

„Das ist kein Fest, wie wir es feiern, kein Parischerá. Die Männer tanzen nicht, sie flöten nur und trinken unaufhörlich dazu."

Manduca sei auf einem mehrtägigen Jagdausflug mit seiner jungen Frau; einer Art Hochzeitsreise.

Ein paar Tage später treffe ich Mario unten am Flüßchen, wo er ohne Erfolg kleine Fische angelt. Der arme Junge ist sehr abgemagert. Die Majonggóng saufen nun schon seit vierzehn Tagen, und dabei halten sie das Essen für überflüssig. Mario aber kann das Zeug nicht vertragen und kommt daher zu kurz. Er fühlt sich, scheint es, recht unglücklich unter dieser wilden Gesellschaft. Ich nehme ihn mit zur Maloka und mache ihn mit unseren Vegetabilien, Bananen, Maniokfladen und Stärkebrühe, einigermaßen satt.

Die Majonggóng sind ein unruhiges Volk. Ihrer Reiselust setzt auch die Regenzeit keine Grenze. Kein Wunder, daß sie viel an Erkältungskrankheiten leiden. Eines Abends kurz vor Einbruch der Dunkelheit kommt ein älterer Mann mit seiner Frau vollkommen erschöpft bei uns an. Sie waren am Emecuní. Die Frau hat heftigen Rheumatismus und

kann kaum gehen. Er bittet mich um ein Heilmittel. Ich lasse ihr durch Schmidt die geschwollenen Beine mit Naphtalin einreiben. Das schadet ihr wenigstens nichts. Freilich ekelt sie sich so sehr vor dem scharfen Geruch, daß sie beinahe unser „Wohnzimmer" verunreinigt hätte. So muß die Kur im Freien stattfinden.

Sie scheint geholten zu haben. Am nächsten Tag besucht uns der wilde Jäger mit seiner Favoritin. Sie klagt ebenfalls über Schmerzen in den Beinen; das Einzige, was sie vom Yaniacá mitgebracht haben. Sie will auch eingerieben werden. Schmidt nimmt die Kur mit großer Kraftanstrengung vor; seine Rache für die Qualen, die er neulich beim Korbhandel ausgestanden hat. Als er damit fertig ist, hält sein Opfer die Hand auf und sagt energisch: „*mayúlu- mayúlu!*" Sie will Perlen dafür haben. —

Kaum sind die beiden weg, da kommt Hermina mit der kleinen Schwester Manducas. Sie bringen frische Maniokfladen und Tapioka und holen einen Korb voll Maniokwurzeln. Dann binden sie ihre gemeinsame Hängematte neben unserem Feuerplatz an, breiten ihren ganzen Kram aus und lassen sich häuslich bei uns nieder. Sie wollen bis morgen hier bleiben und für uns waschen.

Abends idyllisches Bild: Ich sitze schreibend an meinem „Arbeitstisch" Neben mir kauert das halbnackte Frauchen, näht ihren Kattunrock und singt deutsche Weihnachtsmelodien mit Makuschítext vor sich hin. In der Hängematte am Feuer ruht die Ehrendame, das nackte Indianerkind, und im Hintergrunde hockt Schmidt auf einem niedrigen Schemel und bohrt sich die unvermeidlichen Sandflöhe heraus. — Schade, daß kein Zeichner da ist, die Szene festzuhalten. Es würde sicher ein wirkungsvolles Bild geben. —

Am anderen Tag wird unser Familienidyll grausam zerstört. Es kommen einige Weiber, Manducas Favoritin nebst Anhang. Sie reden vor dem Haus eine Zeitlang halblaut auf Manducas kleine Schwester ein, worauf sie mit dem Kind verschwinden, ohne von Hermina, die mit Schmidt Wäsche aufhängt, Notiz zu nehmen. Nun erzählt mir Hermina ihre ganze Leidensgeschichte: Manduca hat sie in der Betrunkenheit fortgejagt.

„Jetzt habe ich eine neue Frau", hat er gesagt. „Jetzt kannst du hingehen, wohin du willst. Ich brauche dich nicht mehr. Geh zu den Weißen und bleibe bei ihnen!" Das hat sie wörtlich befolgt. Die Weiber waren gekommen, die Kleine heimzuholen, die jene offenbar auf eigene Faust mitgenommen hatte.

„Jetzt bleibe ich bei euch!", erklärt Hermina.

Ich bekomme einen heillosen Schrecken und sage ihr in ruhigem, väterlichem Ton mit etwas anderen Worten folgendes:

„Mein liebes Kind, das geht unmöglich. Bedenke doch, was die Leute dazu sagen würden! Gehe getrost zurück zu deinem Mann. Wenn er nüchtern ist, wird er auch wieder besser gegen dich sein."

Das arme, verlassene Geschöpt tut mir furchtbar leid, aber es geht wirklich nicht. Ich kann ihr nicht helfen. Sie packt stillschweigend ihre Habseligkeiten zusammen, empfängt für die saubere Arbeit ihre Bezahlung, ein Stückchen Seife, eine kleine Rolle Zwirn und sechs Nähnadeln, und geht den Weg, den sie gehen muß.

Manduca ist ein zügelloser, zur Roheit neigender, unreifer Bursche, der jeder neuen Regung nachgibt. Anstatt daß er seine arme Frau im fremden Lande beschützt, läßt er sich von der lieben Verwandtschaft, der jene von Anfang an ein Dorn im Auge war, gegen sie aufhetzen.

Es ist wie bei uns zu Hause auf dem Dorf: Einer bringt sich aus der Fremde eine Frau mit; dann läßt die ganze Verwandtschaft kein gutes Haar an ihr.

Der Bau der neuen Maloka scheint flott vorwärts zu gehen. Manducas Schwiegervater, ein intelligenter, lebhafter Mann, ist zugleich Bauherr und Architekt. Er kommt eines Morgens zu uns und mißt mit gespreizten Beinen den Durchmesser des alten Hauses, da das neue Haus ebenso groß werden soll, wie das verlassene Suhínya. Er lädt mich ein, zu ihnen zu kommen und mir den Neubau anzusehen. Ich verspreche es ihm, wenn er mir einen Jungen schicke, der mir den Weg zeige und die „*sóto mákina*" („Leute-Maschine"), die kleine Kamera, trage.

Die Maloka Suhínya ist ein geräumiges Haus. Die Höhe beträgt 8,10 m, der Durchmesser $15^1/_2$ m, der Umfang 47 m. Die durch Lattenverschläge abgetrennten Wohnräume, in die der „Korridor" eingeteilt ist, haben eine Breite von 2,70 m. Die äußere Lehmwand ist 1,72 m hoch.

Die ganze Nacht gießt es in Strömen. Erst gegen 10 Uhr morgens klart es sich auf. Mario und einer der kleinen Brüder stellen sich ein. Sie wollen mich abholen. Nach dem Frühstück setzen wir uns in Trab. Der Pfad folgt dem Lauf des Fewéte nach Nordwesten und mündet nach einer Stunde in eine große, neue Pflanzung. Wir klettern mühsam über die durcheinander liegenden, angebrannten Baumstämme und sehen vor uns auf der gegenüberliegenden Anhöhe des Tals die braunen Baracken, aus denen dichter, blauer Rauch emporsteigt. (Abb. 96) Nicht weit davon erhebt sich das helle Gerüst des neuen Hauses. Eine Anzahl nackter Gestalten ist dabei beschäftigt. Ich weiß, was sich gehört, schieße zweimal kurz nacheinander meine Browning ab und werde dann von Manduca und den anderen Männern freundlich empfangen.

Sie sind eifrig bei der Arbeit. Es ist ein mächtiger und fest gefügter Bau. Kein Nagel, keine Klammer, nur Holz, zusammengehalten durch Schlingpflanzen. Man muß Hochachtung davor haben. (Abb. 97) Der Schwiegervater führt das Kommando. Er geht den jungen Leuten mit gutem Beispiel voran, zeigt ihnen, wie sie die Dachsparren in den gleichen Abständen von einander mit Lianen anzubinden haben, und weist sie zurecht, wenn sie den einen Sparren etwas weiter überstehen lassen als den anderen. Manduca dient ihm als Adjutant. Eine jüngere Schwester seiner Favoritin, festlich bemalt, hübsch und von heller Hautfarbe, wie alle ihre Geschwister, kredenzt mir eine große Kalabasse dickflüssigen Kaschirí. Man muß beim Trinken die Augen zumachen; dann ist das Zeug ganz süffig.

Der Platz, auf dem das neue Haus stehen wird, ist geebnet und fest gestampft. Die Lage ist gut gewählt. Der Ort heißt Mauakúnya. Er soll gesund sein. Es gibt hier keine Moskiten, keine Piuns, aber unzählige „Augenlecker“[1], wie in Suhínya.

Ich mache von den Arbeiten einige Momentaufnahmen. Dann ruft mich Manduca feierlich zu Tisch, den auch hier der blanke Erdboden vertritt. Man bewirtet mich mit geröstetem und gekochtem Schweinefleisch. Schwiegervater nimmt die Verteilung vor. Von allen Seiten reicht man mir Stücke. Dazu gibt es ausgezeichnete, säuerlich-pikante Pfeffertunke und Maniokfladen frisch vom Backofen. Nach dem Essen bringen die Weiber Kaschirí. Sie haben es besonders auf mich abgesehen. Tapfer schlucke ich jede Kalabasse, die mir gereicht wird, bis auf die Nagelprobe hinunter. Das Unangenehmste dabei ist, daß sich der säuerliche Brei so zäh in meinen langen Schnurrbart setzt. — Es ist noch genug Stoff da, ein großer Trog und viele Töpfe voll. Auf dem Boden liegt ein mächtiger Haufen gärender Masse, mit Bananenblättern zugedeckt.

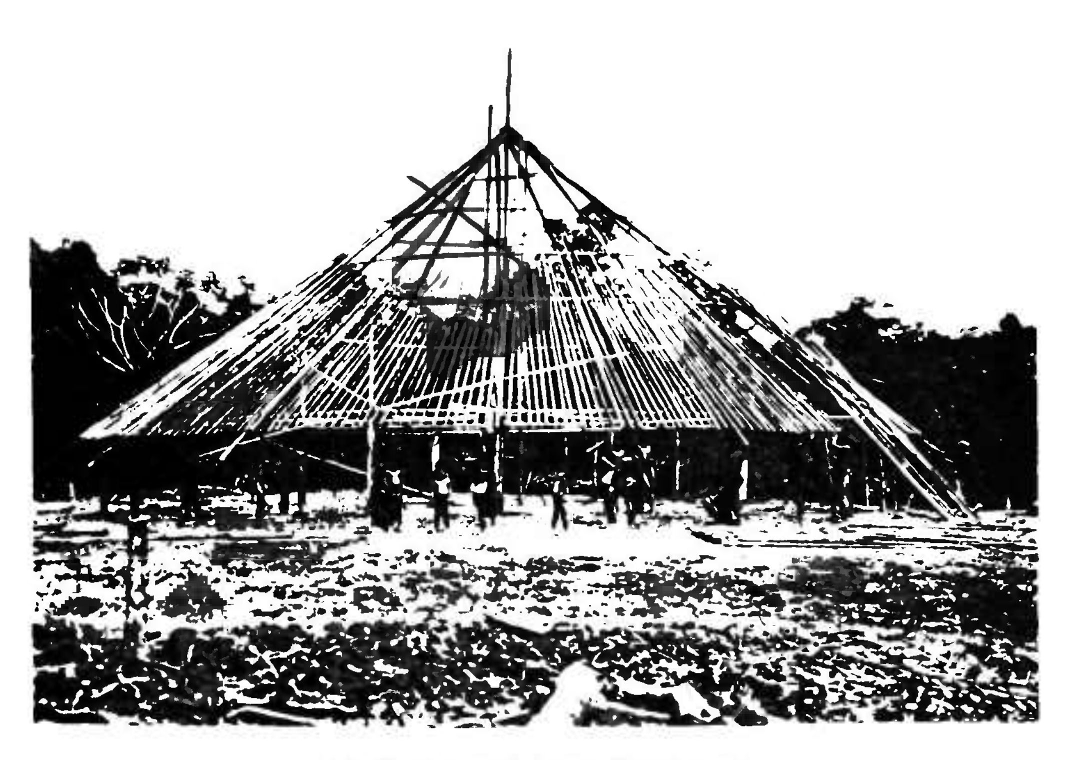
Die Weiber backen Maniokfladen oder rösten Maiskörner auf der Herdplatte. Sie haben dicke Bündel Regenwürmer, in grüne Blätter eingeschlagen, im Feuer gebraten und verzehren sie mit Fladen. Guten Appetit! —

In einer Ecke stehen zwei Körbe Maniokmehl, das die Kunuaná bereitet hat. Zwei ältere Männer hocken hinter den Baracken und formen Töpfe in der weit verbreiteten Weise, indem sie Tonrollen spiralig übereinanderlegen. Das Material ist ein gelber, sehr fester Ton. Sonst wird in ganz Südamerika die Töpferei nur von Frauen ausgeübt.

[1] Kleine Tagesmücken, von den Brasilianern „Lambeolhos“ (Augenlecker) genannt, weil sie besonders die Augen angreifen.



96. Die Hütten von Mauakunya.



97. Neubaugerüst von Mauakunya.

Es sind drei elende, halboffene Hütten; so niedrig, daß ich kaum aufrecht darunter stehen kann. Es wimmelt von Menschen. Alle sind freundlich und zuvorkommend gegen mich. Einige sind krank; kein Wunder in diesen menschenüberfüllten Buden. Ein junger Mann ist gestern flußabwärts zum Yatéte gefahren, um dort einen berühmten alten Zauberarzt zu konsultieren. Der Mann der Kunuaná liegt mit heftigem Malariaanfall, schwer und rasch atmend, in der Hängematte. Wahrscheinlich hat er sich das Fieber am Orinoco geholt. Ein anderer, der am Casiquiare gearbeitet hat, bringt mir ein Fläschchen mit einem Heilmittel, „Venetian" oder so ähnlich, von einem gewissen „Dr. Tobias-New York", der das ganze nördliche Südamerika mit seinem Schwindelzeug überschwemmt. Das Fläschchen ist noch in den mehrseitigen, spanisch gedruckten Prospekt eingewickelt, der das Mittel mit den überschwenglichsten Worten und für alle, aber auch für alle Leiden der sterblichen Menschheit anpreist. Wenn danach alle Menschen das Mittel dieses Wohltäters fleißig anwendeten, so würde überhaupt niemand mehr sterben. — Manduca fragt mich, ob das Mittel gut sei. Ich antworte ihm der Wahrheit gemäß: „Ich weiß es nicht."

Inzwischen sind drei junge Männer vom Yatéte angekommen und in der Nachbarhütte abgestiegen. Manduca sagt zu mir: „Wir wollen hingehen und sie begrüßen! Sprich mit ihnen spanisch! Sie verstehen es wohl." Sie liegen teilnahmlos blickend in ihren Hängematten und rauchen nach der Reihe die langen, in roten Baumbast gewickelten Zigarren, die ihnen die Hiesigen bringen, eine Art „Friedenspfeife". Als ich sie spanisch begrüße, antworten sie nicht darauf, geben mir aber die Hand.

Ich plaudere noch ein Weilchen mit Manduca, der auf seinen hohen Besuch sichtbar stolz ist. Das Ehezerwürfnis scheint vorüber zu sein. Hermina bringt mir zum Abschied einige Kalabassen Kaschirí. Dann mache ich mich auf den Heimweg, begleitet von Manducas jüngerem Bruder, der in einem Tragkorb einige Sachen schleppt, die ich gekauft habe, Bananen, Maiskolben, ein Gürteltierviertel, eine gemusterte Korbwanne, dazu die kleine Kamera. Manduca wollte mich — „ümmer nobel", wie Fritz Triddelfitz sagt — im Kanu heimfahren lassen, aber ich erklärte ihm, ich hätte den Bauch voll Kaschirí und wollte lieber laufen; das sei gesünder!

Kurz vor Suhínya erreicht mich mein Geschick. Beim Überschreiten des Baches auf einem übergestürzten Baumstamm, der als Brücke dient, falle ich ins Wasser und komme triefend naß bei Schmidt an. —

Viel Regen Tag für Tag. Auch die Malaria kehrt mit Macht wieder. Ich glaube, daß dieses häufige Auftreten der Malariaanfälle viel an unserer Unterernährung liegt. Fleisch haben wir seit einer Reihe von Tagen nicht mehr gegessen. Die Bananen sind aufgezehrt. So bleiben nur noch die Maniokspeisen. Trockene Fladen und Mehlsuppe aus alter Tapioca, das ist unsere tägliche, einförmige Nahrung. Hier und da ein Braten — es braucht nicht gerade ein Schweinebraten zu sein — wäre eine recht angenehme und bekömmliche Abwechslung. Wir magern wieder sichtlich ab. Mein armer Hund leidet am meisten bei dieser „vegetarischen, naturgemäßen Lebensweise“ Er ist nur noch ein wandelndes Gerippe. Man könnte schon bei Lebzeiten mit ihm anatomische Untersuchungen anstellen. Er sucht sich uralte Knochen zusammen, die in der Maloka umherliegen oder, wie die Brustbeine größerer Vögel, nach Majonggóng-Gewohnheit über den Eingängen zum Haus in die Dachbekleidung gesteckt sind. Auch frißt er als echter Indianerhund Sachen, die er wirklich nicht fressen sollte[1]. Aber was tut man nicht alles in der Not. Seine Treue hat er nicht eingebüßt. Er folgt mir auf Schritt und Tritt und ist sehr wachsam, was an diesem einsamen Platz von großem Wert ist.

Schmidts Füße sehen übel aus. In den eiternden Wunden siedeln sich immer mehr Sandflöhe an. Nur mühsam und unter den größten Schmerzen kann er sich fortbewegen und liegt halbe Nächte schlaflos. Unsere Unterhaltung wird infolgedessen immer stumpfsinniger. Sie dreht sich nur noch um sein Leiden und um Essen, das wir nicht haben. Es ist wie in einem Sanatorium.

Die Majonggóng scheinen der Sandflohplage, die freilich nur einzelne Individuen besonders heimsucht, keine große Bedeutung beizulegen. Neulich im Barackenlager von Mauakúnya wurde mir unter Lachen ein Knabe von etwa sechs Jahren vorgeführt, dem die Sandflöhe die halben Zehen weggefressen hatten. Auch seine Fersen und Fußsohlen waren mit dicken Nestern besetzt, die zum Teil, wie bei einem Hund, am Ausfallen waren. Manduca, der mir das Kuriosum zeigte, meinte spöttisch: „Vielleicht ist er ein Sohn von „Sermáno“!“[2] Schmidt gilt hier allgemein als „Herr der Sandflöhe“ — Der Junge, der keine Eltern mehr hatte, schien ganz gleichgültig gegen die lästige Einquartierung zu sein, und die Älteren lachten, aber niemand dachte daran, ihm die Sandflöhe herauszuschälen.

Nach längerer Pause erhalten wir wieder einmal Besuch von Hermina.

[1] Vgl. Bd. II, S. 76—77: „Wie die Menschen die Hängematte erhielten.“

[2] Portugiesisch: Germano, d. h. Hermann Schmidt.

Die Favoritin und die kleine Schwester Manducas eskortieren sie. Sie wollen zur Pflanzung, um Maniokwurzeln zu holen. Lebensmittel haben sie nicht mitgebracht. Ich erkläre Hermina: „Ich habe keine Lust, hier Hunger zu leiden! Sage dies Manduca!" Da meint sie, indem sie auf die Favoritin deutet: „Sage dies alles seiner Frau! Ich gehe weg!" Ich darauf: „Der Weg ist weit, und du kennst ihn nicht! Mit wem willst du denn gehen?" Da antwortet sie lakonisch: „Ich weiß es nicht!" Die arme Frau! So fern von der Heimat unter einer Horde wilder, ihr übelgesinnter Menschen! —

Ich setze also der Favoritin meine Wünsche in heftigem Ton auseinander. Ob es etwas nützt? Es gibt nichts, was unberechenbarer wäre, als diese Indianer.

In den Baracken hätten sie selbst nichts zu essen, erzählt Hermina weiter. Seit längerer Zeit gäbe es kein Wildbret, keine Bananen mehr. Regenwürmer seien die einzige fleischliche Kost. Selbst die Maniokfladen würden größtenteils zu Kaschirí verarbeitet. Sie habe für uns Mehl bereiten wollen, aber nur ganz wenig fertig stellen können, da ihr Manduca die Maniokmasse für Kaschirí weggenommen habe. Die Sauferei setze gar nicht aus. Die Männer seien abwechselnd betrunken. Viele Leute seien fieberkrank, auch Manduca.

Die Frauen warten an unserem Feuer den strömenden Regen ab. Hermina bekommt einen heftigen Fieberanfall und bittet mich um ein Mittel. Ich gebe ihr einige Chinintabletten und zeige ihr den Gebrauch. Plötzlich sagt die Favoritin: „*hädúua!*" („Genug!" „Vorwärts!") Wie auf Kommando erhebt sich die arme kleine Frau, belädt sich mit ihrem Tragkorb, sagt uns mit Händedruck freundlich Lebewohl und geht in dem noch immer strömenden Regen fieberzitternd dahin.

Meine Ermahnungen haben genützt. Am nächsten Morgen, als ich zum Baden gehe, biegt ein Kanu um die Ecke. Im Vorderteil steht der schlanke Mann und stößt das Fahrzeug mit der Stange gegen die starke Strömung. Im Heck sitzt die im Gesicht mit roten Strichen bemalte Frau und steuert. In der Mitte des Bootes kauert neben einem großen Tragkorb ein kleiner Junge, der den Weißen ängstlich anstarrt. Die Leute bringen uns Bananen und Maniokfladen.

Abends überrascht mich abermals ein Kanu beim Bad. Zwei Backfische sitzen darin und kichern über den nackten Weißen. Sie haben von einer flußaufwärts gelegenen Pflanzung Bananen geholt. Auf meinen Anruf legen sie an. Ich belade sie mit den Früchten, und wir steigen hinauf zur Maloka, wo sie ihre „Mayúlu" und eine große Stopfnadel er-

halten. Sie wollen sich gar nicht von uns trennen und zetern und lachen auf uns ein. Die Frechste von ihnen, mit Namen Födi, eine Nichte Manducas, klappt die Augenlider um, streckt Schmidt die Zunge heraus und schneidet fürchterliche Grimassen. Um sie los zu sein, rufe ich: „Euer Kahn schwimmt ab!“ Hui! geht es da auf den strammen, rotbemalten Beinen die Böschung hinunter. Noch lange hören wir ihr Jauchzen.

Die Weiber können das Mausen nicht lassen. Wir müssen die Besucherinnen immer scharf im Auge behalten. Neulich stahlen sie mir aus dem offenen Koffer, als ich eben den Rücken wandte, ein Säckchen Perlen. Ich merkte den Schaden erst am anderen Tag, als es zu spät war. Dann fehlte ein Handtuch. Eine Frau suchte sogar eine von den Photographien der Uaupés-Indianer, die ich ihnen zeigte, bei Seite zu schaffen. Jetzt haben sie mir, während ich draußen photographierte, aus meiner Jagdtasche ein Fläschchen mit Chinintabletten entwendet. Sie werden wenig Genuß von diesem Raub haben.

August.

Ich mache meinen zweiten Besuch bei den Indianern. Diesmal hat mich Manduca abgeholt. Die Baracken sind keine menschenwürdigen Wohnungen mehr. Schmutz und Gestank innen und außen. Bei dem regnerischen Wetter sind diese Zigeuner zu bequem, um seitab im Walde ihre Bedürfnisse zu verrichten. Es sind mehr Leute hinzugekommen und zu den drei alten zwei neue Hütten, elende Unterschlupfe wie jene. Alles steht noch im Zeichen des § 11.

Man setzt mir frischen, sehr fetten Tapirbraten vor. Gestern haben sie das Tier erlegt, aber zum größten Teil den zahlreichen Hunden vorgeworfen. Die Majonggóng schätzen dieses Wildbret nicht sehr.

Manducas Mutter stellt mir eine uralte, runzelige Frau vor und fordert mich auf, sie „*aítya!*“ („Großmutter!“) zu nennen, was ich auch zur Freude des ganzen Weibervolkes tue.

Die Männer arbeiten wieder fleißig am Bau. Sie decken den obersten Teil des Daches mit Assaïblättern, die sie aus dem Quellgebiet des Venturí, oder Parauá, wie sie den Oberlauf dieses Flusses nennen, geholt haben. Hier kommt diese graziöseste aller Palmen[1] nicht vor. An der ganzen Innenseite des Daches bis in die Spitze ist ein leiterartiges Gerüst errichtet, auf dem die Arbeitenden entlang gehen. Eine Leiter aus Baumstämmchen führt vom Erdboden hinauf. Auf einem wagerechten Gerüst, das über die Hauptquerbalken des Hauses führt, liegen, aufeinander geschichtet, die zusammengefalteten, zum Gebrauch fertigen Palm-

[1] Euterpe oleracea.

wedel. Romeo, der hier tüchtig zur Arbeit herangenommen wird, steht auf diesem Gerüst und reicht einen Wedel nach dem anderen hinauf. Zwanzig bis dreißig Mann arbeiten. Einer legt den Palmwedel zwischen den Dachsparren durch schindelartig auf den vorigen, schon befestigten. Der Nächste bindet ihn mit Liane an der einen Dachsparre fest, sein Nebenmann an der zweiten und so fort. Wieder andere ziehen die Liane fest an. Indem so einer dem anderen in die Hand arbeitet, schreitet das Werk rasch und gleichmäßig vorwärts. Die ganze Arbeit geschieht von innen nach außen.

Von Zeit zu Zeit steigt „Schwiegervater", der Bauherr, der, wie die meisten Männer, rote Horizontalstriche über den ganzen Körper trägt, auf das Leitergerüst und prüft die Arbeit, zieht hier eine Liane nach, schlägt dort eine vorstehende Stange mit dem Messer ab, immer frisch und tätig.

„Sieh einmal, Doktor! Das sind Arbeiter!", sagt Manduca, und er hat recht. Es macht Freude, ihnen zuzusehen. — Sein Schwiegervater führe jetzt hier das Regiment. Der alte Häuptling habe neben ihm gar nichts mehr zu sagen. So geht es mit alten Leuten.

Bei der Arbeit wird natürlich eifrig getrunken. Rotbemalte Schönen klettern mit großen Kalabassen beständig auf den Gerüsten herum und kredenzen den Männern den geliebten, starken, dickflüssigen Trank. Den Satz spucken diese von oben herab. Auch wenn sie ein kleines Bedürfnis ankommt, was bei dem vielen Trinken sehr häufig ist, so lassen sie ihm in großem Bogen freien Lauf. Es wäre zu zeitraubend, zu solchen dringenden Geschäften jedesmal hinabzusteigen.

Ein am ganzen Ventuarí und oberen Orinoco berühmter Zauberarzt ist da, so eine Art „Wirklicher Geheimrat mit dem Titel Exzellenz", ein uralter Mann mit hagerem, eingefallenem Körper, den er beim Gehen mühsam mit einem Stock aufrecht hält, aber von regem Geist. An allem, was um ihn vorgeht, nimmt er Anteil, besonders auch an meiner Person und meinen Gerätschaften, der photographischen Kamera und der Browningpistole, mit der ich Schußvorstellungen geben muß. Da er fast blind ist, so befühlt er mich und alle meine Sachen genau und läßt sich von den anderen Erklärungen dazu geben. „Seine älteren Brüder und seine uralte Mutter leben auch noch," sagt Manduca. „Sie sterben nicht, weil er ein so großer Zauberarzt ist!"

„Vor langer Zeit", so erzählt der Greis, „seien zwei Weiße, „Doktoren wie du" erklärt Manduca, am Marauacá-Gebirge gewesen und hätten Pflanzen gesammelt" — Das können Freund Hübner und sein Begleiter,

ein Sohn des in ganz Venezuela und Nordbrasilien durch seine abenteuerlichen Reisen bekannten Pedro Level, gewesen sein, die im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dort Orchideen sammelten. Wenige Jahrzehnte gelten ja diesen zeitlosen Leuten als „vor langer Zeit."

Pedro Level, aus altspanischem Geschlecht, der Bruder meines alten, inzwischen verstorbenen Freundes André[1], lebte jahrelang bei den Kunuaná am oberen Orinoco und hatte eine Tochter ihres berühmten Oberhäuptlings Aramáre zur Frau.

Ich mache einige Aufnahmen von den Bauarbeiten und von Kindergruppen, Buben und Mädchen, die sämtlich infolge der ewigen Manioknahrung abnorm aufgetriebene Bäuche haben. (Abb. 106, 107) Große Freude bereitet es allen, unter dem schwarzen Tuch das Bild auf der Mattscheibe oder das kleine, scharfe Bildchen im Sucher zu sehen. Schwiegervater ist auch hier ganz bei der Sache.

Gegen 1 Uhr bringen die Weiber auf seinen Ruf Essen, im Fett geschmorten Tapirbraten, gekochtes Hirschfleisch mit Maniokfladen und Pfefferbrühe, dazu das unvermeidliche Kaschirí. Er lädt zuerst mich ein, dann ruft er die Männer vom Bau herab, und wir hocken uns im Kreis um das „lecker bereitete Mahl."

Vor dem Rückmarsch nehme ich mit Manducas Mutter eine Kur an seiner besten Jagdhündin vor, der er den portugiesischen Namen „porco" gegeben hat, weil sie besonders trefflich auf der Schweinejagd sei. Gestern beim hastigen Tapirschmaus ist ihr ein spitzer Knochen im Hals stecken geblieben. Ich greife ihr tief in den Schlund hinein, während die Alte ihr den Rachen aufreißt. Dann pressen wir dem armen Tier mit aller Kraft den Hals zusammen, bis es fast das Zeitliche segnet. Umsonst, der Knochen kommt nicht zum Vorschein.

Manducas Favoritin, die fieberkrank ist, erhält ein halbes Gramm Chinin: hoffentlich mit mehr Erfolg.

Kurz vor Sonnenuntergang bin ich wieder in Suhínya.

Aus unserer Behausung haben die Indianer nun alles weggeholt, was sie für den Neubau verwenden konnten, die Kaschirítröge, die Bank des Zauberarztes, sogar die Türen, roh mit der Axt zugehauene Bohlen aus sehr schwerem, dauerhaftem Holz. Nur eine große Felltrommel hängt noch da. Eines Mittags kommen zwei junge Männer und zwei Knaben. Sie arbeiten stundenlang an der Trommel herum, bis sie sie ganz verdorben

[1] Vgl. Koch-Grünberg: Zwei Jahre unter den Indianern. Bd. I, S. 12—13, Berlin 1909.

haben. Zu allem Überfluß läßt der kleinste Junge das eine Trommelfell, das er am Fluß waschen soll, wegschwimmen und wird von seinem jugendlichen Papa ausgezankt. Dieser wirft nun das andere Fell Kaikuschí vor, der aber auch nichts damit anzufangen weiß, und die Gesellschaft zieht ab, indem sie uns die Bude voll Schmutz und Staub zurückläßt.

„Ara ti' upáua!" — „Die Tage werden nicht alle!", sagt der Indianer des oberen Rio Negro, wenn ihn sein Herr antreibt, eine Arbeit zu beschleunigen. — Die Zeit verrinnt, gleichmäßig, eintönig. Wir sitzen hier wie in einem Gefängnis, abgeschlossen von der ganzen Welt. Diese lange Regenzeit mit ihrer trostlosen Einförmigkeit, diese naßkalten, trüben Regentage, an denen man die Sonne nicht sieht, wirken ermattend, niederdrückend auf das Gemüt. Es gibt Augenblicke, wo man verzagt, wo man meint, es könnte nie wieder anders werden. — — Wann werden wir endlich weiter kommen? —

Manduca, den ich danach frage, hat schon wieder einen anderen Plan. Das Hauptgepäck soll Ventuarí abwärts und Yatéte aufwärts gehen und dann über Land zum Padámo. Der Weg über den Auarí sei für die Träger zu schwierig, da ein hohes Gebirge zu überschreiten wäre.

„Wann wollen wir aufbrechen?"

„Sobald das neue Haus fertig ist!"

Vielleicht wird auch dieser Plan eines Tages umgestoßen. Wir sind in dieser Einöde ganz von den Indianern abhängig, da wir den Weg nicht kennen und keine Leute haben, auf die wir uns verlassen können. Oder sollen wir uns allein, als Abenteurer durchschlagen und das Gepäck im Stiche lassen, die Sammlungen, die Aufzeichnungen, die Frucht einer langen Reise, die schon abenteuerlich genug war? —

Eines Morgens in aller Frühe erscheinen meine zwei ehemaligen Begleiter, die ich längst aus meinen Diensten entlassen habe, Romeo, der Wapischána, und Mario, der Makuschí. Sie hocken eine Zeitlang mit trüben Gesichtern am Feuer. Dann klagt mir Romeo in seinem kauderwelschen Portugiesisch ihr Leid. Die Majonggóng seien böse mit ihm; sie wollten nichts mehr mit ihm zu tun haben. Sie hätten ihm und Mario fast alles gestohlen, was ich ihnen als Lohn gegeben hatte. Ein Alter habe ihm seine Axt weggenommen. Manduca, der sich gegen seine beiden Genossen wenig anständig benimmt, habe Marios Messer und andere Sachen an seine Stammesgenossen verschenkt, und was dergleichen liebliche Majonggóng-Streiche mehr sind. — Manduca kehre doch nicht mehr zum Surumú zurück, denn er habe jetzt hier eine neue Frau. Deshalb will Romeo mit Mario und vielleicht Hermina im nächsten Mond nach ihrer Heímat zurück.

„Kennst du denn den weiten Weg?"

„O ja! Über den Merewarí und Caróni!"

Ich weiß, was sie wollen. Ich soll sie wieder in Gnaden aufnehmen. Aber es geht ihnen noch nicht schlecht genug. Der Einfluß Manducas auf die beiden ist noch zu stark. So höre ich ihre Klagen ohne ein Wort der Aufmunterung an und erwidere nur gleichgültig:

„Ich habe es dir schon in Motokurúnya gesagt, daß alles so kommen würde."

Darauf längere, enttäuschte Unterhaltung in Makuschí. Dann nehmen sie Abschied. Als Wegzehrung gebe ich ihnen ein Stück uralten Tapirbratens mit, der mit dem Waldmesser auseinander gehauen werden muß und fast wie Glas splittert.

In den Baracken ist eine Frau mit ihrem kleinen Kind gestorben. Manduca, der auf einem Jagdzug nach Osten in die Gebirge hier durchkam, hat uns die Nachricht gebracht. Der Mann der Verstorbenen sei mit seinem Töchterchen „bravo" in den Wald gelaufen, um den Mauarí (bösen Geist) zu suchen, der den Tod verschuldet habe.

Es war dieselbe Frau, der Schmidt die geschwollenen Beine mit Naphtalin eingerieben hat. Wahrscheinlich war es auch dieselbe, die mir das Gläschen mit Chinintabletten stahl.

Nachmittags bringen uns zwei ältere Weiber frische Maniokfladen. Sie erzählen mit lebhaften Mienen und Geberden den traurigen Fall. Was mag diesen plötzlichen Tod verursacht haben? Die Frau war noch vor kurzem hier, anscheinend kerngesund. — In den Baracken herrschen Fieber und Dysenterie.

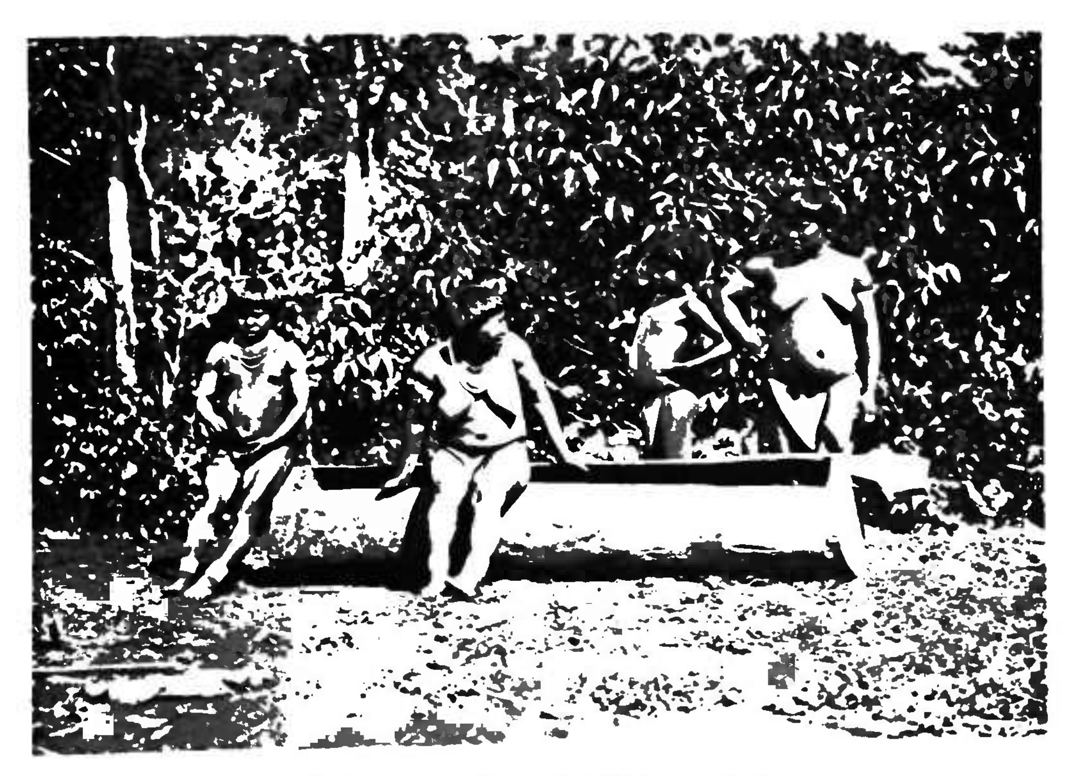
Der Winter scheint nun doch seinem Ende entgegen zu gehen. Zwar fallen noch fast täglich starke Regen, aber in immer größeren Zwischenräumen. Der Frühling meldet sich mit heftigen Gewittern aus Süden, Osten und Westen. Der Sturm pfeift durch die zahllosen Löcher unseres leeren Hauses. Er verfängt sich heulend und stöhnend im Gebälk, als klage er um die Toten, die hier begraben sind.

Wir haben schon sternklare, kühle Nächte mit starkem Taufall, dichten Morgennebel, um 7 Uhr in der Frühe erst 16°—17° C, danach herrliche Sonnentage mit frischem Südwind und tiefblauem Himmel, an dem hier und da kleine weiße Wölkchen ziehen. Lebensmut und Reiselust kehren wieder.

Halbe Tage lang streife ich draußen umher. Ich bade in der Sonne, die es für hiesige Verhältnisse schon recht gut meint, und fange Schmetterlinge, die jetzt in großer Zahl von Blüte zu Blüte schweben. Auch



98. Ringkämpfer.



99. Ihuruana-Weiber mit Kaschiri-Trog.

andere, weniger harmlose Tiere weckt die Sonne aus der Erstarrung der Regenzeit. Schlangen liegen in den warmen Sonnenstrahlen auf dem Waldpfad, auf dem ich mit nackten Füßen den Schmetterlingen nacheile.

Zum Schmetterlingsfang nehme ich jetzt stets die Flinte mit. Es ist nicht wegen der Schlangen, auch nicht wegen der Jaguare, von denen wir noch immer von Zeit zu Zeit frische Spuren nahe bei der Maloka finden. Eines Mittags stehe ich unten am Suhí und unterhalte mich mit Hermina und einer anderen jungen Frau, die auf dem Heimweg von der Pflanzung sind. Da erscheinen plötzlich am anderen Ufer des schmalen Baches, schußgerecht, grobe Sauen, — eine — zwei — drei — eine ganze Rotte. Polternd, schnaubend, wetzend brechen sie im Unterholz. Ein starker Keiler kommt mitten auf den Pfad, verhofft und äugt mit den kleinen Lichtern scharf nach uns herüber. Ich hätte ihn mit Leichtigkeit schießen können. Dann hätten wir Vorrat für längere Zeit gehabt und wären nicht von den Indianern abhängig gewesen, die uns doch meist altes, verräuchertes Zeug bringen. Aber alle meine Schießgewehre standen friedlich oben im Haus. Ich rase also bergan Hermina nach, die mit hochgeschürztem Rock vor mir her springt. Als wir mit der Flinte zurückkehren, sind die Schweine schon weg. Ich krieche noch eine Zeitlang mit Hermina, die den Winchester trägt, durch das Gestrüpp. Vergebens. — Die beiden Frauen laufen nun zu den Baracken, um die Männer herbeizurufen, während ich mich wieder, bis an die Zähne bewaffnet, der „niederen Jagd", dem Schmetterlingsfang, hingebe. Da kommen zwei alte Weiber mit einigen Hunden in vollem Lauf von der Pflanzung zurück. In der Waldestiefe gibt der Hund laut Hals. Er ist auf der Spur, hat vielleicht schon eine Sau gestellt. „*Urlukádi! Urlukádi!*" („Schweine!") schreien mir die Weiber zu. Und wieder geht es durch das Gestrüpp. Ich kann den beiden Alten kaum folgen, so werfen sie die dürren Beine. Umsonst! Die Schweine haben den Bach durchquert und sind nach dem Gebirge zu davon. Kurz darauf kommen einige junge Männer. Mit Flinten und gewaltigen, zweischneidigen Eisenlanzen bewehrt, brechen sie, von einem Dutzend Hunde begleitet, wie das wilde Heer durch den Wald, daß die halblangen Haare um die wilden Gesichter flattern. — Panéma! Panéma![1] —

Am 25. August stattet uns der „neue Häuptling" wie Manduca seinen Schwiegervater nennt, mit großem Gefolge, 17 Mann, einen Be-

[1] Ein in Nordbrasilien sehr gebräuchlicher Ausdruck, wenn einer erfolglos auf der Jagd ist. Der Gegensatz dazu ist „marupiára".

such ab. Er will uns mitnehmen zur neuen Maloka, wo heute das letzte Stück Außenwand mit Lehm beworfen werden soll. Ich hatte Manduca gesagt, ich wollte diese Arbeit photographieren. — Für heute sei es schon zu spät, erkläre ich dem Herrscher; morgen früh solle er mir ein Boot schicken, da Schmidt wegen seiner kranken Füße nicht gehen könne. Nach längerem Überlegen und Verhandeln mit Romeo, der den Dolmetscher macht, aber für sein Radebrechen von den höflichen Herren Yekuaná mit schallendem Gelächter belohnt wird, willigt er ein.

Romeo, der uns am nächsten Morgen mit einigen anderen Burschen abholt, erzählt, die Majonggóng hätten trotz meines Wunsches den Bewurf noch in der Nacht fertig gemacht, indem sie den mit trockenem Gras durchkneteten Lehm von innen und außen wider das Lattengitter der Hauswand geworfen und auf beiden Seiten mit der flachen Hand festgedrückt und glatt verstrichen hätten. Dann seien alle Bewohner bis zum kleinsten Kinde von Manducas Schwiegervater ausgepeitscht worden. Darauf hätten sie getanzt und tanzten noch jetzt. — Daß die Hiebe nicht Spielerei waren, zeigen die langen, blutrünstigen Schmisse, die Romeo und die anderen auf dem Bauch tragen.

Das Flüßchen, das von starkem, nächtlichem Regen angeschwollen ist und reißend strömt, bringt uns rasch nach Mauakúnya. Das Fest ist in vollem Gange. Wir treten durch den nach Osten gerichteten Haupteingang in die neue Maloka, die bis auf die inneren Rindenwände fertig ist. Die Außenwand ist fein säuberlich geglättet, sodaß kein Strohhälmchen hervorragt. Zwischen den vier einander gegenüberliegenden Türöffnungen sind in bestimmten Abständen und in halber Höhe der Wand rechteckige, an den Kanten mit Lehm verschmierte Licht- und Luftlöcher freigelassen, eine Art Fenster, für jede Familie eins. Sie sind mit Läden zu verschließen, die gearbeitet sind wie die großen Türen und sich ebenfalls in Zapfen bewegen. Durch diese Löcher wird das Brennholz für die Nacht hineingereicht und gelangt so auf dem kürzesten und bequemsten Weg zum Feuerplatz einer jeden Familie. Die Hunde benutzen diese Zugänge zum Ein- und Ausschlüpfen. Der ganze saubere Bau ist ein Kunstwerk.

Wir hocken uns nahe dem Haupteingang nieder und erhalten die übliche Bewirtung, Maniokfladen mit Pfefferbrühe und starkes Kaschirí. Rechts vom Eingang ist die Wohnungsabteilung des alten Häuptlings. Fuyúdi, der Narr, begrüßt mich freundlich mit „*amokó*!“ („Großvater!“) Der alte Herr, der noch dem Namen nach das Oberkommando führt, liegt in seiner Hängematte und singt, während er an einem kleinen Ke-

scher knüpft, den Tanztext vor, jede Strophe zweimal. Die Tänzer sind inzwischen schweigend im großen Mittelraum der Maloka eine Runde gegangen. Nun fallen sie ein und wiederholen zweimal die Strophe. Trotz der einfachen Melodie, die etwas näselnd mit vibrierender Stimme gesungen wird, wirkt das Ganze feierlich, episch, wie ein alter Heldengesang, eine lange Mythe, die der alte Barde vorträgt, und es ist wohl auch nichts anderes. So pflanzen sich diese Mythen und Legenden vom Vater auf den Sohn, von Mund zu Mund fort, die Überlieferung, die mythische Geschichte des Stammes.

Schade, daß man nicht verstehen kann, was sie da mit ernsten Gesichtern singen. Manduca ist noch nicht von der Jagd zurück, und er könnte es mir auch nicht erklären. Er ist zu solchen Arbeiten völlig unbrauchbar. Ja, wenn es Mayuluaípu wäre! —

Es ist kein eigentlicher Tanz. Die Männer schreiten mit gesenktem Haupt ohne Gleichtritt hintereinander her. Einige haben die Arme über der Brust gekreuzt und halten in der Hand die lange Zigarre, an der sie von Zeit zu Zeit ziehen. Hier und da legt einer die rechte Hand auf die linke Schulter des Vordermannes. Der Vortänzer trägt in der rechten Hand einen Stab, der oben mit Klappern aus Fruchtschalen umwunden ist, und gibt damit den Takt an. So oft die Runde zum Haupteingang an den Sitz des Häuptlings kommt, stößt der Vortänzer den Tanzstock mehrmals stärker auf und macht ein paar Schritte rückwärts, indem er bei jedem Schritt den Oberkörper neigt. Die anderen folgen ihm. So geht es immer fort mit echt indianischer, unendlicher Ausdauer.

Wenn der Alte müde wird, fordert er Manducas Schwiegervater, seinen jüngeren Bruder, auf, weiter zu singen, worauf dieser, während er mittanzt, den Vorsänger macht.

Auch Weiber beteiligen sich am Tanz. Sie gehen entweder zur linken Seite der Tänzer innerhalb der Runde, indem sie sich in den linken Arm eines Mannes hängen, oder zwei Frauen tanzen in dieser Weise nebeneinander zwischen zwei Männern; also ohne alle Regel.

Der Schmuck ist kläglich, kaum nennenswert: ein Strohreif mit kleinen Tukanfedern, einige hübsche Ohrfederstäbe. Nur ein kleiner Bengel hat eine prachtvolle große Kette aus Schweinshauern um den Hals hängen. Ich gebe ihm ein Kinderspielzeug dafür und hänge sie mir selbst um.

Die Bemalung der Tänzer und Festgäste ist ebenfalls überaus einfach, entweder bloßer Anstrich mit Urucúrot oder horizontale Parallelstreifen über das Gesicht und den ganzen Körper oder einfache Flechtmuster.

„Der Alte", wie der Häuptling hier allgemein genannt wird, gibt das

Fest. Er verteilt Tabak, ein dickes Bündel zusammengeschnürter Blätter. Auch uns gibt er einen wohlgemessenen Anteil davon, zu unserer Freude, denn unser Vorrat ist längst zu Ende.

Bei dem Wohnraum des Häuptlings steht eine grosse „Kanáua"[1] voll Kaschirí. Die rot bemalte Gattin und andere Weiber schöpfen unaufhörlich den Stoff in große Kalabassen und kredenzen ihn in kleineren Kalabassen den Tänzern und den Umsitzenden.

Plötzlich erschallen vom Walde her laute Juchzer. Ein Schuß fällt. Hunde bellen. Alles eilt ins Freie. Es sind Jäger und Fischer, die mit Beute heimkehren. Und nun ein hübsches Spiel: In vollem Lauf kommen die jungen Männer daher, im Gesicht und am Körper mit weißen Horizontalstrichen bemalt, weiße Flaumfedern des Mutum in den durchbohrten Ohrläppchen.

In der hocherhobenen Rechten schwingen sie ein Stück Liane, an dem zwischen Blättern Bündel kleiner Fische hängen. Die jungen Frauen und Mädchen springen hinter ihnen her und suchen ihnen die Beute zu entreißen. So geht die wilde Jagd bis in das Haus hinein. Triumphierend ziehen die Frauen ab, um die Fischchen für sich und die Kinder zuzubereiten. Dann bringen die Jäger die große, schon geröstete Beute, Mutum, Wildschwein, Páca, Cutía u. a., in festgepackten Kiepen in die Maloka, wo das Wildbret zum Teil sofort für das gemeinsame Mahl gekocht wird.

Wieder strömt alles hinaus. Auf dem freien Platz vor dem Haus finden zwischen den Neuangekommenen und den Tänzern Ringkämpfe statt, wie es bei den Yekuaná zum Empfang von Festgästen Sitte ist. Diese Wettkämpfe spielen sich sehr rasch ab. Die beiden Gegner treten mit vorgebeugtem Oberkörper wie Kampfhähne voreinander, umfassen sich mit Wechselgriff, und im nächsten Augenblick fliegt auch schon der eine krachend zu Boden und der andere, der Sieger, über ihn hin. Ein prächtiges Schauspiel bei diesen muskulösen Gestalten! (Abb. 98)

Darauf peitscht Schwiegervater alle Neuangekommenen, Männer, Weiber und Kinder, vor der Maloka aus. Jeder tritt vor ihn hin, legt die Hände flach auf den Kopf, stellt sich gerade, aufrecht, mit Schenkelschluß und empfängt drei kräftige Hiebe, zwei über die Waden, einen über Rücken und Bauch. Die Peitsche ist aus Blättern einer Bromeliacee[2] hergestellt, indem die langen Fasern zu einer zopfartigen Schnur geflochten sind, und das unversehrt gebliebene untere Ende der Blätter, mit anderen

[1] So nennen die Yekuaná den Kaschirí-trog.

[2] In Nordbrasilien mit einem Ausdruck der Lingoa geral Kurauá genannt. Die Fasern werden zu sehr dauerhaften Schnüren gedreht.

Fasern roh zusammengebunden, als kurzer Handgriff dient. Die Hiebe werden von hinten ausgeteilt, umfassen aber bei der Länge der Schnur den ganzen Körper. Männer und Frauen halten sie ohne einen Laut des Schmerzes aus. Die kleinen Kinder aber, die von den Müttern herbeigeschleppt werden und natürlich leichtere Hiebe bekommen, sträuben sich und schreien zum Teil fürchterlich. Auch Schmidt und ich treten zu Schwiegervaters großer Freude an und empfangen unsere drei Hiebe, die aber durch die Kleider gemildert sind.

Die Tänze nehmen ihren Fortgang. Gesoffen wird dabei bis zum Erbrechen. Den Überfluß speien die Tänzer rücksichtslos auf den Boden, der davon ganz schlüpfrig wird, sodaß man beim Tanzen — ich gehe mehrere Runden mit — leicht ausgleiten und zu Fall kommen kann.

Inzwischen ist das gemeinsame Essen bereit, gekochte Páca[1] und in Blättern gedämpfte Fische. Die beiden Häuptlinge geben jedem seinen Anteil, der alte von den Fischchen, der jüngere vom Wildbret. Die Weiber bringen Maniokfladen und Pfefferbrühe.

Ein mir unerklärlicher Vorgang spielte sich während des Tanzes ab. Manducas Schwiegervater rief plötzlich ein paar Worte. Daraufhin liefen sämtliche Männer aus dem Mittelraum nach den Seiten und den Eingängen hin, wo sie „*schū* — — — *schū* — — — !" bliesen und die Hände in der Luft hin und her bewegten, ähnlich wie es die Zauberärzte bei der Krankenkur machen, wenn sie den Krankheitsstoff vertreiben.

Gegen 4 Uhr verabschiede ich mich. Ich nehme zwei Knaben mit, die Schmidt, der dableibt, die Hängematte bringen sollen. Unterwegs treffen wir Manduca. Er ist wütend. In dem reißenden Flüßchen ist ihm sein Kahn gekentert, und er hat Flinte und Waldmesser verloren. Er sagt zu mir: „Ich bin sehr „bravo"; ich gehe jetzt in die Maloka und schlage einen tot !" Ich antworte ihm spöttisch: „Töte zwei!" — Der dumme Junge! —

Früh am andern Morgen bin ich wieder im Festhaus. Das Bild hat sich sehr zu seinem Nachteil verändert. In den Hängematten liegen Männer und Weiber, die ihren Rausch ausschlafen; manche gemeinsam. Der Boden der Maloka ist stellenweise ein Morast. Schwiegervater schwankt betrunken hin und her und hält lange, schreiende Reden, indem er bald zu dieser, bald zu jener Hängematte läuft. Der Gesang der Tänzer ist ein heiseres, wirres Durcheinandergröhlen. Dieses Ausklingen des Festes ist ekelhaft. Nur der alte Häuptling, einer der wenigen Nüchternen, liegt wie gestern in seiner kleinen Hängematte und singt standhaft weiter.

Auch Manduca ist stark angetrunken. Bald nach seiner Ankunft hat

[1] Sehr schmackhaftes Nagetier: Coelogenys Paca.

er, wie mir seine Mutter erzählt, mit anderen Männern Streit gehabt und ist sogar auf sie selbst mit dem Messer losgegangen. Er hat einen sehr „bösen Suff".

In der Nacht haben sie auf zwei Heulinstrumenten geblasen, die jetzt auf einem Gerüst unter einer der Baracken liegen. Es sind etwa 1 m lange, sehr dicke Bambusrohre, die vom Merewarí stammen. Oben ist eine Huppe aus dünnem Rohr eingefügt, die, wenn man das Instrument fest wider den Mund preßt und kräftig hineinbläst, den unheimlichen Ton hervorbringt. Durch stärkeres oder schwächeres Blasen kann man den Ton, der an das Heulen eines wilden Tieres erinnert, beliebig verändern.

Gegen Mittag ist das Fest zu Ende. Der Stoff ist ausgegangen. Die Gäste verabschieden sich. Die Hiesigen ziehen sich in ihre Hängematten zurück, um sich von den gewaltigen Anstrengungen der vieltägigen Sauferei zu erholen.

Ich sitze noch ein Weilchen bei Manducas Vaterbruder, einem großen Schweiger, der noch jetzt eine der Baracken bewohnt, und sich während des Festes gar nicht hat blicken lassen. Er hat von einem nahen Gebirge ein Bündel langer Arundinaria-Rohre geholt, die er nun über leichtem Feuer langsam trocknet und gerade richtet für Blasrohre.

Eine Frau holt mich zu einer Kur. Ich soll die alte Exzellenz behandeln, die unter großen Schmerzen stöhnend in der Hängematte liegt und wohl bald in das Privatjenseits der Zauberärzte einziehen wird. Ich streiche gleichmäßig über die schmerzenden Stellen des armen, verschrumpften Greisenkörpers und puste Tabakrauch darüberhin. Magnetische Heilbehandlung, ins Indianische übertragen. — Schaden wird es ihm jedenfalls nicht, wenn auch wahrscheinlich nicht nützen.

Manducas junge Frau ist noch immer krank und sehr abgemagert. Er behandelt sie recht schlecht und schnauzt sie bei jeder Gelegenheit an. Hermina ist aus leicht begreiflichen Gründen wieder in Gnaden bei ihm, — so lange, wie es dauert.

Seine Mutter mit dem jüngeren Sohn fährt uns nach Suhínya zurück. Das Flüßchen ist stark gefallen. Alle Augenblicke muß die Alte heraus und den Kahn über das Geröll schieben. Schließlich wird mir die Fahrt zu langweilig. Ich steige aus und laufe über Land und komme doch noch eine Stunde eher an als die anderen, freudig begrüßt vom einsamen Kaikuschí.

19. KAPITEL.

BEI DEN MAJONGGONG.

September.

Am 1. September siedeln wir mit Sack und Pack nach Mauakúnya über. Ich hoffe, dort die Weiterreise mit mehr Nachdruck betreiben zu können. In der größten, an den Seiten halboffenen Baracke finden wir Unterkunft.

Am folgenden Tag habe ich mit Manduca einen häßlichen Auftritt. Wir erörtern wieder einmal den Reiseplan. Manduca macht plötzlich Ausflüchte. Er sei krank. Er habe kein Boot, und die Leute wollten ihm keines zur Verfügung stellen.

„Aber du bekommst doch eine große Bezahlung, wenn du mich zum oberen Orinoco bringst!"

„Ich will überhaupt keine Bezahlung; ich gehe nicht mit!"

Da breche ich die Verhandlungen ab und wende ihm den Rücken zu.

Die Indianer sind erschrocken, als sie mich zornig sehen, und fragen Manduca nach der Ursache. In einem langen Palaver setzt er ihnen meinen ganzen Reiseplan auseinander. Ich kümmere mich nicht weiter darum und gehe zum Fluß, um mich etwas abzukühlen.

Als ich nach einer halben Stunde zurückkehre, hat sich die Lage geändert. Gleich nach meinem Weggang hatte Manduca hochfahrend zu Schmidt gesagt, ohne ihn könnten wir mit dem schweren Gepäck gar nicht reisen. Schmidt antwortete ihm, in diesem Falle würden wir das Gepäck verbrennen und mit wenigen Sachen in einem Kanú flußabwärts bis zur nächsten Maloka fahren. Von dort würden wir schon weiter kommen. Da gab der Edle nach: Er habe ja nur dummes Zeug geredet, wie es die Leute manchmal machen. Er würde uns mit seinen Stammesgenossen schon weiterbringen.

Ich setze mich an meine Koffer und schreibe. Die Indianer haben sich in die Maloka zurückgezogen. Die Baracke ist leer. Da kommt Manducas Mutter und stellt einen Teller mit gekochtem Hirschfleisch vor mich hin. Ich nehme keine Notiz von ihr und schreibe weiter. Brummend zieht sie ab. Nach einer Weile fange ich an zu essen. Vom Haus aus hat man mich genau beobachtet. Manduca kommt über den Platz, beide Hände voll gekochter Hirschleber. Er weiß, daß ich sie gern esse. Er geht noch einmal weg und bringt einen Teller mit Fleisch. Er wolle seine Abendmahl-

zeit bei mir einnehmen, erklärt er mir mit dem liebenswürdigsten Gesicht von der Welt, als sei gar nichts zwischen uns vorgefallen. — So sind diese großen Kinder! —

Am andern Morgen versammeln sich alle Männer in unserer Hütte. Manduca führt das Wort. Er verhandelt zunächst mit dem Häuptling über die Weiterreise. Der Alte kennt den Weg. Dann setzt er sich zu mir. Lange Pause. Endlich legt er los. Wie ich voraussah, ist der Yatéte-Plan wieder umgestoßen.

„Dieser Weg ist sehr weit. Wir wollen Fewéte aufwärts fahren und über Land zum Yaniacá gehen. Von dort führt ein kurzer Weg, auf dem noch eine Maloka liegt, zum Matacuní."

Wie wir aber von da zum Auarí und weiter zu den Quellen des Uraricuéra und Orinoco kommen sollen, bleibt mir vorläufig ein Rätsel.

Die Máku am Auarí seien schlimme Leute, sagt er. Sie wollen mit allen Yekuaná aufräumen. Es hat Streit gegeben zwischen den beiden Stämmen. Ein Handel war die Veranlassung; eine eiserne Herdplatte gegen eine Flinte. Die Máku hielten sich für übervorteilt, deshalb hat ihr Zauberer einen Aasgeier geschickt, der Fieber über das Dorf gebracht hat. — Der lange Aufenthalt in den ungeschützten, schmutzigen Baracken und jetzt in dem feuchten, neuen Haus bei dem täglich strömenden Regen wird also nicht gerechnet.

„Warum willst du nicht den Ventuarí hinabfahren?" meint Manduca. „Der Weg ist viel bequemer. Ich werde dich mit meinen Leuten auf ihm zum Orinoco und diesen aufwärts zum Casiquiare bringen."

Der Vorschlag ist nicht übel. Der Lauf des Ventuarí ist noch nicht festgelegt. Aber, ich darf nicht nachgeben. — Wenn der andere Plan scheitern sollte, bleibt mir noch immer dieser Weg.

Romeo, den die Hiesigen „K o r o m é o" nennen, habe ich in meine persönlichen Dienste genommen. Es ging ihm zu schlecht in dieser wilden Gesellschaft. Er und Mario, der hier „M a d y ú" genannt wird, haben ihre Hängematten bei unserem Feuer angebunden. Von den Majonggóng, die ihnen alles abgenommen hätten, haben die beiden genug. Besonders Romeo ist wütend, weil sie ihm nachsagen, er gebe sich mit Hermina ab, und das sei doch gar nicht wahr. Ich habe ihm auf seine bewegliche Bitte gern versprochen, ihn mit mir zu nehmen. Wenn er heimkommt, will er für die Patres arbeiten. Dort würde ihm nichts gestohlen, und er bekäme seinen guten Lohn.

Eine stille Frau hat einen Teil unserer Verpflegung übernommen. Jeden Morgen bei Tagesanbruch bringt sie uns frisch gebackene Fladen




100. 101. Ihuruana-Männer.




102. 103. Ihuruana-Weiber.

mit Pfefferbrühe und warmen Mingaú. Es ist die ehemalige Gattin meines alten Begleiters und Freundes, des Purukotó Mönekaí. Das etwa dreijährige Söhnchen, das er ihr hinterlassen hat, ist ganz der Herr Vater, ein echter Purukotó mit seinem länglichen Kopf und seiner dunklen Hautfarbe.

Zu den gemeinsamen Mahlzeiten, morgens gegen 7 Uhr und abends kurz vor 6 Uhr, bisweilen auch mittags, ruft man uns mit freundlichem „*a-entanetá!*" („Komm zum Essen!"). Oft gibt es frisches, gekochtes Wildbret. Bald werden große Gürteltiere eingebracht, bald feiste Hirsche, bald fette Wildschweine, bald ein junger, zarter Tapir. Stets verteilt ein Alter, der Häuptling selbst oder einer seiner Brüder, die Beute unter die Weiber, als die Vertreterinnen der einzelnen Familien. Jede Frau bereitet ihren Anteil in ihrem Wohnraum zu und bringt ihn dann herbei zur gemeinsamen Mahlzeit. Der Alte schüttet alles Fleisch zusammen auf Bananenblätter und gibt jedem ein Stück davon, auch den Frauen und Kindern, die nicht im Kreise der Männer und halbwüchsigen Knaben am Mahle teilnehmen dürfen. Große, russige Kochtöpfe enthalten die Fleischbrühe, in die nach der schönen Sitte der Majonggóng die abgenagten Knochen geworfen werden. In kleinen, flachen Topfschalen steht die unentbehrliche Pfeffertunke bereit, die häufig durch Zusammenkochen mit Manioksaft säuerlich schmackhaft gemacht ist. Zum Schluß bringen die Frauen riesige Kalabassen voll Schibé, in Wasser verrührte, frische Fladen, zum Umtrunk. Dabei herrscht derselbe Komment, wie in Motokurúnya.

Gewöhnlich wird nur ein kleinerer Teil des Fleisches und Abfälle, Kaldaunen u. dergl., sofort verzehrt. Die großen Stücke, wie Kopf, Schinken und Rippen, werden über Nacht unter einer der leeren Baracken auf mächtigen Bratständern geröstet und dadurch haltbar gemacht. Beim Bratrost schlafen einige Junggesellen als Wache, und trotzdem gelingt es Mario einmal, einen saftigen Schweineschinken zu stehlen. Am nächsten Morgen wird die Tat sofort entdeckt, aber zum Glück auf die Hunde geschoben.

Die Wildschweine brüht man vor dem Rösten in siedendem Wasser ab und schabt sie sorgfältig. Das Wild wird entweder im Mittelraum des Hauses oder unter einer der Baracken unter Aufsicht eines Ältesten oder durch diesen selbst auf grünen Zweigen zerlegt.

Nur der Tapir wird stets außerhalb des Hauses zubereitet. Würde man Tapirfleisch in der Maloka kochen, so müßten alle Kranken im Hause sterben. Das meiste davon erhalten die Hunde. Manduca ißt überhaupt nichts von diesem Wildbret. Während der Reise hat er es nicht verschmäht.

Wie viele Indianer essen die Yekuaná gelegentlich unmäßig. Sie leiden

infolgedessen häufig an Magenbeschwerden und suchen diesem Übel durch künstliches Erbrechen abzuhelfen. Früh morgens hocken sie reihenweise vor der Maloka, trinken so viel Wasser in sich hinein, wie sie irgend können, und speien es dann mit den Speiseresten vom vorhergehenden Tag wieder heraus. Ebenso machen es die Stämme im Osten, Taulipáng, Arekuná u. a., wie ich während der Reise auf dem Uraricuéra mehrfach beobachtet habe.

Tagsüber herrscht unter unserer Baracke ein munteres Treiben. Fast alle Männer sind hier versammelt, teils Nichtstuer, teils Fleißige, die Korbwannen und Siebe flechten oder Blasrohre und Reibebretter verfertigen. Der größte Faulenzer ist der Mann der Kunuaná. Alle Arbeit überläßt er seiner fleißigen Frau. Nicht einmal Brennholz holt er. Dafür ist er der Spaßmacher des ganzen Dorfes. Seine Witze richten sich besonders gegen Schmidt und werden gebührend belacht. Können diese Wilden lachen! Sie jodeln, sie schreien, sie winden sich vor Ausgelassenheit.

Die Kunuaná, die immer bekleidet geht, ist die Tochter des Oberhäuptlings Antonio. Sie hat jetzt fünf große Körbe Maniokmehl fertig, von denen jeder 30—40 Kilo enthält. Um uns kümmert sie sich gar nicht. Sie verachtet uns offenbar, weil wir ganz anders sind als ihre Freunde, die „Espanyoles"

Die Lustigkeit wirkt manchmal störend. Die Junggesellen, die in der benachbarten Hütte neben dem Bratrost schlafen, fangen mitten in der Nacht an, sich Geschichten zu erzählen, blasen zwischendurch Flöte und gröhlen und jauchzen, als wenn sie Tote auferwecken wollten, bis ich mit einem Donnerwetter dazwischen fahre. Dann wieder schreckt man empor von den Ruf zum Essen, der zu nachtschlafender Zeit aus der Maloka erschallt. Als wir uns nicht rühren, erscheint Fuyúdi, der Narr, zupft an meiner Hängematte und fordert mich energisch auf mitzugehen. Ich sage energisch ab. Schmidt stellt sich schlafend. Bald darauf kommt eine Frau, und ich muß wohl oder übel eine Kalabasse Kaschirí leeren.

Die jüngeren Männer sind plötzlich von einem wahren Feuereifer erfaßt, kleine gemusterte Korbwannen zu flechten. Sie wollen sie uns offenbar verkaufen, um vor unserer Abreise noch möglichst viel aus uns heraus zu schlagen. Es sind sehr geschickte Flechter unter ihnen, und es ist bewundernswert, in wie kurzer Zeit sie eine solche reizende Korbwanne oder einen der riesigen Schläuche zum Auspressen der Maniokmasse herstellen. Freilich gibt es auch hier besondere Talente, die auch anderen bei der Arbeit helfen oder wenigstens dabei sitzen und die Muster angeben. Öfters leihen sie sich von uns eine gemusterte Korbwanne aus der Sammlung, um danach zu arbeiten. Leider wird auch diese Kunstfertigkeit

durch den zunehmenden Verkehr mit den Weißen immer mehr verschwinden.

Beim Flechten nehmen die Indianer manchmal die sonderbarsten Körperstellungen ein. Ein junger Mann liegt mit Vorliebe in der niedrig angebundenen Hängematte auf dem Bauch und setzt geschickt die Streifen des Flechtwerks zusammen, das vor ihm am Boden auf einem umgekehrten Reibebrett liegt.

Gern nehmen die Männer bei uns Körpermessungen vor. Besonders Fuyúdi ist der reinste physische Anthropologe. Unsere ansehnliche Körpergröße — die meisten Yekuaná reichen uns knapp bis zur Schulter — wird mit einem Kohlestrich an einem Pfosten der Hütte bezeichnet. Mit einem Rohrstreifen mißt er unsere Kopfweite, den Hals- und Brustumfang, die Dicke der Arme, des Bauches, der Waden, die Länge der Hände Füße, Finger und vergleicht sie mit den seinigen. Ja, er will auch unsere geheimsten Körperteile messen, aber da streiken wir.

Abends finden Ringkämpfe auf dem Dorfplatz statt. Schon die Knaben üben sich darin. Ich setze Preise aus für die Sieger.

Die wissenschaftlichen Arbeiten werden auch hier fortgesetzt. Jeder Neuankömmling wird sofort photographiert. Auch Gruppen nehme ich auf, Männer und Weiber in ganzer Figur, von vorne, von der Seite und von hinten. Einige Frauen haben dabei kleine Kinder auf der Hüfte reiten und geben sie auch nicht weg, da diese ein Zetergeschrei erheben, wenn die Mütter dazu Anstalten machen. Ich stelle die von der Natur wohlausgestatteten Weiber für die Rückenaufnahme zurecht. Die Männer brüllen vor Vergnügen über den Anblick. Dies wirkt natürlich zurück auf die Weiber. Sie lachen und bewegen sich hin und her. Die Kinder schreien und zappeln. Dazu fallen plötzlich dicke Regentropfen. Kurz, es ist ein Wunder, daß die Aufnahme gelingt. (Abb. 100—105)

Die Damen und Herren, die drüben bei den Vorträgen die Lichtbilder betrachten, können sich gar keine Vorstellung davon machen, unter welchen Schwierigkeiten die Aufnahmen zustande gekommen sind. Eine Stunde vor Tagesanbruch entwickle ich die Platten in meinem engen Dunkelkammerzelt aus dickem Wollstoff, in dem bald eine unerträgliche Luft herrscht. Das Wasser, mit dem Entwickler und Fixierbad angesetzt werden, hat über Nacht in einem unglasierten Tontopf im Freien gestanden, damit es sich abkühlte, und doch erwärmt es sich rasch und bringt die Schicht in Gefahr. Die Platten werden im Fluß gewässert. An einem über die Flut geneigten Baumstamm hängt an Bindfaden der Ständer mit dem kostbaren Gut in das Wasser. Von der reißenden Strömung wird er hin

und her geschleudert. Schmidt sitzt dabei und gibt scharf acht. Von Zeit zu Zeit springt er ins Wasser, um die Blätter und Ästchen loszulösen, die wider die Platten getrieben werden, damit die Schicht nicht zerkratzt wird. Nach einer Stunde nehme ich die Platten, auf denen eine dicke Lage Sand sitzt, heraus, spüle sie vorsichtig ab und entferne mit Watte und reinem Wasser den letzten Schmutz. Darauf hänge ich sie, durch doppelte Gaze-Überzüge vor Staub und Insekten geschützt, unter unserer Baracke auf, möglichst hoch, sodaß nicht vorwitzige Hände hinreichen können. Nun muß die Sonne kommen und ein leichter Wind, damit die Schicht trocken wird. Dann wollen sie die neugierigen Indianer sehen, die für die Negative auffallendes Verständnis haben und unter lautem Gelächter ihre Bemerkungen dazu machen. Endlich können die Platten fein säuberlich verpackt werden, aber noch liegen sie nicht daheim im sicheren Schrank oder im Atelier des Photographen. Welchen Zufällen und Gefahren sind sie jetzt noch ausgesetzt! Landtransporten auf schlüpfrigen Waldwegen, über steile Gebirgszüge, schwindelnden Fahrten im gebrechlichen Kahn über wilde Stromschnellen, vorbei an zackigen Klippen und tosenden Strudeln.

Und doch ist das Photographieren die dankenswerteste Arbeit einer solchen Reise, und ein gutes Bild sagt oft mehr, als viele Worte vermögen. Freilich sollte sich auch jeder Forschungsreisende der Mühe unterziehen, die Platten an Ort und Stelle zu entwickeln. Nur dadurch kann er sofort nachprüfen, ob eine Aufnahme gelungen ist. Verpackt er sie aber, wenn auch noch so sorgfältig, und entwickelt sie erst Monate später, so ist auch die beste Aufnahme in der Regel verschleiert, wenn man nicht den noch schlimmeren Fall annehmen will, daß ein kleiner Schaden am Apparat, ein winziges Loch im Balg der Kamera alle Aufnahmen unwiederbringlich zunichte werden läßt.

Für die Sprachaufnahmen habe ich einen intelligenten Jüngling gefunden, Fuyúdis Bruder. Der Dialekt unterscheidet sich lautlich nur wenig vom Yekuaná des Merewarí. Die Yekuaná-Sprache gehört wegen ihrer weichen und verschwommenen Laute zu den schwierigsten, die ich bis jetzt aufgezeichnet habe. Dazu kommt, daß fast jeder meiner Gewährsleute gewisse Laute etwas anders ausspricht, sodaß ich ein Wort manchmal auf verschiedene Weise niederschreiben muß. Von den übrigen Karaibenidiomen des nördlichen Südamerika weicht das Yekuaná stark ab und enthält sicher viel Gemisch aus anderen nicht verwandten Sprachen, wenn auch der Grundstock rein karaibisch ist.

Auch diese Sprachaufnahmen sind eine Quelle der Heiterkeit für die

Männer. Sie lachen Tränen, wenn ich ihnen meine Niederschrift vorlese, besonders bei Bezeichnungen von Körperteilen, die wir gesitteten Europäer nicht mit dem rechten Namen zu benennen pflegen.

Manduca hat mir von fast allen Personen. die ich photographiert habe, die Namen angegeben, freilich nur die Spitznamen. Man erfährt wohl immer nur diese, wenn man nach den Namen fragt. Ein jeder Indianer hat seinen Spitz-und Kosenamen. Auch untereinander hört man sie sich nur mit diesem rufen. Der wirkliche Name, den das Kind bald nach der Geburt erhält, ist weniger bekannt, bleibt vielleicht ganz in der Familie. Selbst den Spitznamen sagt der Betreffende mit schamhaftem Widerstreben. Gewöhnlich muß man einen anderen danach fragen. Die Spitznamen beziehen sich häufig auf körperliche Eigentümlichkeiten. So wird hier ein halbwüchsiger Junge von auffallend dunkler Hautfarbe allgemein, selbst von seinem eigenen Vater, „*Mäkoró*" („Neger")[1] genannt. In der Tat hat er etwas Negertypus, wenn er auch sicherlich reinblütiger Yekuaná ist. Es macht ihnen stets große Freude, wenn ich sie bei ihren Spitznamen rufe, aber in ihr Lachen ist immer ein wenig Verlegenheit gemischt.

Ein Alter erzählt mir vom Laufe des Ventuarí und von den Stämmen, die an seinen Ufern wohnen und den Yekuaná nicht verwandt sind. So nennt er die Y a u a r á n a, W ö n k i á r i oder W ö n k i á d i, K u r a s c h i t i á n a, O a r á m u k u, P i a r u á und M á k u, die nur eine Abteilung der Piaruá seien und ein ganz anderer Stamm als die Máku des Auarí. Ein sagenhaftes Volk, ähnlich den Pischaukó im Rio Branco-Gebiet, sind die T a u á n i, der Schrecken der Nachbarn. Sie gingen als „Kanaimé" nachts mit einem besonderen Pfiff um und töteten die Leute. Die Kenntnisse des Alten reichen nordöstlich bis zum K u y u í n i, K u y u w í n i (Cuyuni), an dem die W a í d y a (Waíka, Akawaí, Akawoío) wohnten.

Die Zahl der Bewohner von Mauakúnya schwankt zwischen 30 und 60 Seelen. Es ist schwer, die wirkliche Bevölkerungszahl einer Maloka festzustellen. Bei dem ausgesprochenen Wandertrieb der Yekuaná sind fast nie alle Bewohner gleichzeitig anwesend, oder es sind umgekehrt fast stets Besucher da. Die eigentlichen Bewohner von Mauakúnya bilden e i n e große Familie im weiteren Sinne, da sie alle untereinander mehr oder weniger blutsverwandt oder versippt sind.

Hier sieht man endlich ein paar zahme Vögel, die ich bisher in den hundereichen Ansiedlungen der Yekuaná vermißt habe, eine Anzahl Papageien, ein Cuyubím und zwei Jacamí, diese zutraulichsten und drolligsten aller Vögel, die sich nicht vor dem bösesten Hund, vor keiner Schlange

[1] Vom spanischen n e g r o.

fürchten und, wo sich zwei Tiere zanken, sofort herbeirennen und Frieden stiften. Bei Tag steigen sie stets zusammen gravitätisch über den Dorfplatz und lassen ihre merkwürdigen schmetternden und brummenden Laute hören, sobald Fremde kommen. Nachts haben sie verschiedene Schlafstellen. Das eine sitzt auf der höchsten Spitze unserer Hütte; das andere bäumt am nahen Waldessaum. Auch den Indianern gelingt es selten, sie in der Gefangenschaft fortzupflanzen. Die Frauen zähmen leicht die jungen Tiere, welche die Jäger im Walde fangen.

Im allgemeinen vertragen wir uns recht gut mit den Bewohnern von Mauakúnya. Kleine Diebereien kommen vor. Die Weiber mausen sogar gelegentlich Bananen und Maniokfladen, die sie uns kurz vorher verkauft haben. Solche Sachen sind aber auch im „zivilisierten" Europa an der Tagesordnung. Daß man uns beim Handel übers Ohr zu hauen sucht, ist bei einem solchen Handelsvolk eine natürliche Erscheinung. Einem alten Herrn, der bei den gemeinsamen Mahlzeiten das Fleisch verteilt, kauft Schmidt für ein Messer ein Blasrohr ab, das jener neu angefertigt hat. Das Messer nimmt der Alte gleich an sich, aber auch das Blasrohr nimmt er wieder mit, angeblich um es noch glatter zu schaben. Mir kommt der Handel verdächtig vor. Nach meiner Erfahrung wäre es der erste Indianer, der eine Sache noch besser machen will, nachdem er schon die Bezahlung dafür erhalten hat. — Richtig! Am nächsten Tage bringt der Alte das Blasrohr ohne Mundstück, das aus der halbierten, harten Schale einer Baumfrucht hergestellt wird. Ich mache ihn darauf aufmerksam, aber er weigert sich, das Mundstück herauszugeben mit dem Begründen, hier gebe es diese Früchte nicht; sie kämen weit her und seien daher sehr kostbar. Dann verschwindet er in der Maloka und läßt sich nicht mehr sehen. — Ich bin ein wenig betrübt über meinen alten Freund, meinen „*fáha*" („Papa"), der mich immer so herzlich mit „*i-nédi!*" (mein Sohn!) anredet. — Am andern Morgen kommt er mit einem aus Holz ganz kunstvoll geschnitzten Mundstück, das er rot angestrichen hat. Er hat gestern den ganzen Tag daran gearbeitet, und das versöhnt mich wieder mit ihm. Er wollte uns also nicht geradezu betrügen. Trotzdem weise ich sein Werk zurück. Da holt er das echte Mundstück und picht es an das Blasrohr. Ich gebe ihm eine Handvoll Schrot, und die Freundschaft ist wieder hergestellt. — Man hatte ihm gestern sofort gemeldet, daß ich das Blasrohr verächtlich vor die Hütte geworfen hätte. Das hat wohl auch etwas gewirkt.

Es sind noch viele Kranke da; jede Nacht, bisweilen frühmorgens vor Tagesanbruch hört man die Beschwörungen der Zauberärzte. Manduca singt und rasselt stundenlang in der Maloka über seiner jungen Frau, die

er wahrscheinlich selbst zugrunde gerichtet hat. Der Sohn der alten Exzellenz behandelt dicht neben uns in der nächsten Baracke seinen kranken Vater. Wir hören alles, als wenn wir zugegen wären.

Diese Beschwörungen nehmen einen ähnlichen Verlauf wie bei den Taulipáng. Zunächst singt der Zauberer unter beständigem Rasseln eine längere, feierliche Weise in einzelnen Strophen, die, wie alle Gesänge der Yekuaná, mit näselnder, von häufigem Stocken unterbrochener Stimme vorgetragen wird. Plötzlich hört dei Gesang auf; das Rasseln verklingt. Stille.—Der Zauberarzt oder vielmehr sein unkörperliches Ich, sein Schatten, ist in die Höhe gestiegen, um einen Kollegen aus der Geisterwelt zu konsultieren, der an seiner Statt die Behandlung übernimmt. Nach einer Weile hört man ein Pfeifen, den Locktönen des Mutum täuschend nachgeahmt, das anscheinend aus weiter Ferne immer näher kommt. Zugleich ertönt leises, immer stärker werdendes Rasseln. Der Geist naht. Wieder setzt Gesang ein, aber mit ganz anderer, rauher Stimme. Dann findet eine lange Unterhaltung zwischen dem Geist und den Anwesenden statt. Auch Frauen mischen sich ein. Sie stellen Fragen an ihn, die er witzig beantwortet, denn wiederholt erschallt lautes Lachen. Der Geist stößt die Antworten kurz und rauh hervor, indem er jedesmal ein „*hm*“! anschließt. Er nennt auch seinen Namen, „*fáui*“, also ein Mutum. Von Zeit zu Zeit schreit er wild auf. Das Rasseln verstärkt sich. Man hört heftiges Blasen „*há(u)f*“ — — — „*há(u)f*“ — — — !, gefolgt von halblautem „*lúf* — — — *lúf* — — *lúf* — — !“ Wieder gemütliche Unterhaltung. So geht es fast zwei Stunden fort. Endlich ertönt abermals das lockende Pfeifen, das allmählich mit dem Rasseln in der Ferne verhallt. Der Geist hat sich verabschiedet. Die Kur ist beendet.

Am nächsten Tag geht es dem alten Zauberarzt, den ich schon aufgegeben hatte, wirklich viel besser. Er macht mir seinen Abschiedsbesuch, verkauft mir für eine Schere seinen großen Jaguarschemel und für Schrot ein dickes Bündel Tabak und fährt mit seiner ganzen Familie unter Tuten auf einer Meerschnecke flußabwärts zu seiner Wohnung am oberen Ventuarí.

Alle Schwerkranken hat man aus der Maloka in die Baracken geschafft. Man fürchtet offenbar, das neue Haus wieder verlassen zu müssen, wenn mehrere kurz nacheinander darin sterben.

Der arme kleine Bruder Manducas, der „Affe“ oder „Mauarí-Sohn“, wie er ihn lieblos nannte, ist gestorben und irgendwo verscharrt worden. Man merkt niemand etwas an, auch nicht der eigenen Mutter. Keine Klage; nichts. Als es mit ihm zu Ende ging, haben sie seine Hängematte draußen im Freien zwischen zwei Pfählen angebunden. Eine Decke schützte ihn kaum gegen den prasselnden Regen. So ist er eingegangen wie ein krankes

Tier! — Gestern noch sah ich ihn. Da lag er ganz matt auf seiner Mutter Arm. Aus seinen dunklen Kinderaugen blickte eine Welt des unbewußten Schmerzes. — Ich werde den Blick lange nicht vergessen. —

Manduca schlägt mir wieder einen neuen Plan vor, der mir trotz mancher Bedenken einleuchtet. Demnächst fahren einige Männer von hier flußabwärts, um am Casiquiare bei einem Venezolaner, den sie „Koronéru" (Coronel, Oberst) nennen, zu arbeiten. Ihnen soll ich das Hauptgepäck mitgeben.

Es ist ja ein Wagnis, die Sammlungen und vor allem die wertvollen photographischen Aufnahmen einem ungewissen Schicksal zu überlassen, aber die Leute scheinen vertrauenswürdig, und was will ich anderes machen? — Es ist auch die einzige Gelegenheit, Briefe in die Heimat befördern zu lassen. Ich erkläre mich also einverstanden.

Lange berät sich Manduca mit den anderen Männern. Es scheint sich hauptsächlich um ein Fahrzeug zu handeln, denn das Wort „*kulierá*" (Kanú) kehrt in ihrer Unterhaltung immer wieder. Zehn zum größten Teil schwere und umfangreiche Kisten und Ballen wollen untergebracht sein. Ich lasse die Gesellschaft sich aussprechen und kümmere mich nicht weiter darum. Nachmittags teilt mir dann Manduca auf meine Frage mit, daß alles in Ordnung sei. Er selbst wolle mich mit seinen Angehörigen „über den Yaniacá" bringen, — bis wohin, darüber schweigt er vorläufig.

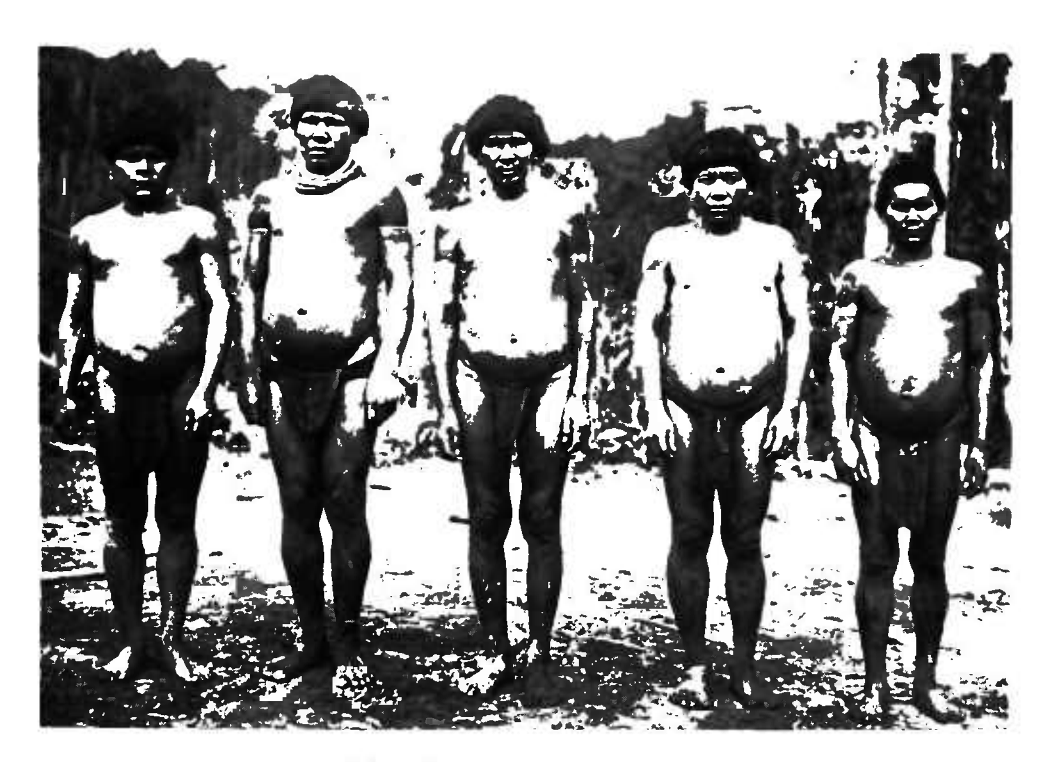
Als Hauptschwierigkeit stellt er mir hin, daß am oberen Auarí kein Boot läge, mit dem wir abwärts fahren könnten. Dort sei zwar eine Niederlassung seines Stammes, aber verlassen. Die Bewohner seien alle zum Merewarí verzogen. Ich entgegne ihm kurz, das sei für mich kein Grund, diesen Weg aufzugeben.

Die Indianer können sich nicht genug darüber wundern, daß ich den weiten, beschwerlichen und gefährlichen Weg der bequemen Fahrt auf dem Ventuarí vorziehe. Die wilden „Schirischána" spielen in diesen Gesprächen eine große Rolle. Sie seien zahlreich wie Wildschweine. Mit lebhafter Pantomime und schadenfrohem Gelächter wird vorgeführt, wie sie uns mit ihren langen Pfeilen erschießen würden. Dann lache ich auch und zeige mit der Gebärde des Schießens auf unsere Flinten: „Laßt sie nur kommen, meine Herren; wir haben keine Furcht und sind gerüstet!"

Auch die Máku fürchten diese Helden, obgleich sie selbst weit zahlreicher sind als jener kleine Stamm, der kaum 50 Seelen zählen mag.

Das sind nun die stolzen Yekuaná, die, wie Manduca einmal prahlend sagte, „alle Spanier totschlagen!"

Ich schreibe Briefe in die Heimat und an den „Coronel", daß er mein



104. Ihuruana-Männer.
Prinzgemahl Fleischverteiler Zauberarzt



105. Ihuruana-Weiber.

Gepäck bis zu unserer Ankunft in seinem Haus verwahre. Ein weiteres kurzes Schreiben ist an alle Venezolaner gerichtet, denen meine Ruderer begegnen; eine Art Paß für diese.

Die Indianer hocken bei mir und schauen mir aufmerksam zu. Das Schreiben ist eine Macht, die der Europäer vor ihnen voraus hat, eine mysteriöse Kunst, die sie nicht begreifen können und deshalb immer wieder bewundern.

Auch meine Zeichnungen von Kaschiríträgen und andern Hausgeräten machen bei Alt und Jung Eindruck. Sie bringen mir Papierfetzen, die ich weggeworfen habe. Ich soll ihnen „*urlukádi, ua'schádi, fáui*" (Wildschwein, Tapir, Mutum) zeichnen. Meine Kunstprodukte wandern von Hand zu Hand und werden lachend besprochen.

Unter neugieriger Teilnahme der Indianer verpacken wir Sammlungen, Platten, Aufzeichnungen in Koffer und Kisten und nähen Bogen, Pfeile, Blasrohre in das letzte Stück Packleinwand. Um Platz zu gewinnen, verschenke ich alle Spielsachen, „Waldteufel", krähende Hähne, Trillerpfeifen und anderen unnützen Kram. Wozu soll ich ihn weiterschleppen? — Der reinste Jahrmarktrummel. Alles brummt, kräht, pfeift, tutet, und die Alten sind die schlimmsten.

Mit der Tinte, die vom Zeichnen der Gepäckstücke übrig geblieben ist, male ich einige Männer an und schmücke dann auf Wunsch des Schwiegervaters die Lehmwand des Hauses mit allerhand Figuren, natürlich in indianischem Stil, damit sie jeder erkennt. Man sieht da Tapir, Hirsch, einen riesigen gefleckten Jaguar, der eine Páca fangen will, eine Riesenschlange in kühnen Windungen, Papagei, Alligator, einen Reiter, der die Flinte schwingt, und schließlich mich selbst in halber Lebensgröße, kenntlich am überlangen Schnurrbart, in der rechten Hand das von mir unzertrennliche „*fahéta*" (Papier, Buch), in der Linken die „*arakusá*", die Flinte. Ein Forscher, der später einmal hierher kommt, wird staunen und tiefgründige Betrachtungen anstellen über das künstlerische Talent der Majonggóng.

Ich ernte großen Beifall. Die ganze Bürgerschaft steht bewundernd vor meinen Gemälden. Eine ältere Frau fordert mich auf, nun auch die andere Seite der Wand zu verzieren, wo sich ihre Wohnung befindet. Ich vertröste sie auf morgen. Noch beim letzten Tageslicht bemalt ein junger Mann die kleinen Knaben mit dem Rest der Tinte. Aber die Yekuaná sind nichts weniger als Künstler, weder in der Musik, noch in der Malerei.

Die Krankheit in Mauakúnya will nicht weichen. Manduca bereitet

eines Abends ein Heilmittel für seine junge Frau. Es ist ein Zaubermittel, ein Gegenzauber, wie er mir später erklärt. Hinter der Maloka sind zwei tiefe Löcher, etwa einen Meter voneinander, gegraben. Dazwischen brennt ein hoher Scheiterhaufen, der eine starke Hitze entwickelt. Der Zauberarzt zerkleinert mit einem Knüppel unter lautem Geschrei Knollen der breitblätterigen, im Aussehen rhabarberähnlichen Pflanze Woí, die von den Yekuaná in den Pflanzungen angebaut wird. Er schlägt nicht unmittelbar auf die Knollen, sondern diese sind mit Bananenblättern bedeckt, offenbar, damit die Stücke nicht umherspritzen und verloren gehen. Die zerkleinerten Knollen wirft er in die beiden Löcher und schüttet viel Wasser darüber, das durch die Hitze zum Teil zischend verdampft. Darauf gießt er aus einer kleinen Kalabasse ein wenig Blut hinein, das er den geritzten Unterschenkeln der Kranken entzogen und mit etwas Wasser gemischt hat. Endlich werden die Löcher mit Steinen verkeilt und mit Erde bedeckt, die festgestampft wird. Dann muß der Feind, der die Krankheit verursacht hat, sterben. „Mit der Pflanze Woí, in welcher der böse Zauberer steckt, tötet man alle Kanaimé".

Einige Tage später findet mit Einbruch der Dunkelheit abermals ein Zauber statt, dicht bei unserer Hütte. Zwei jüngere Männer wollen ihre schwerkranke Mutter heilen, ein älterer Mann seine Schwiegermutter. Sie zaubern auf verschiedene Weise.

Die beiden Söhne haben eine Woí-Knolle zerkleinert und kochen die Stücke mit Wasser, dem Blut der Kranken zugesetzt ist, stundenlang in einem großen Topf über riesigem Feuer. Schießlich stülpen sie den Topf um, sodaß der Rest der Knolle verbrennt.

Der gute Schwiegersohn macht die Sache umständlicher. Er zerschlägt eine Knolle unter Beschwörungsgemurmel, bei dem sich die Worte „*máku*" und „*auarínya*" (Máku, Leute des Auarí) öfters wiederholen. — Die Máku gelten ja als die Urheber der Krankheit. — Dann schneidet er von zwei frischen Kalabassenfrüchten[1]) ein Stück etwas unterhalb des Stieles ab, höhlt die Früchte aus und stopft sie voll Knollenstücke. Inzwischen hat ihm seine Frau eine Schüssel mit Wasser gebracht, das wiederum einige Tropfen Blut aus den Unterschenkeln der Kranken enthält. Dieses gießt er in die Kalabassen, schließt die Öffnungen mit den natürlichen Deckeln und setzt die Früchte auf ein Feuer. Darauf häuft er einen großen Scheiterhaufen darüber und unterhält das Feuer stundenlang, bis alles verbrannt, und damit der böse Zauber vernichtet ist.

[1] Crescentia Cujete L.

Also kann auch dieser Zauber, wie viele Zauberhandlungen der Taulipáng und ihrer Verwandten, von jedem gewöhnlichen Sterblichen, nicht nur von einem Zauberarzt, ausgeführt werden.

Es ging durchaus nicht feierlich dabei zu. Auch fühlten sich die Zauberköche durch meine Anwesenheit nicht behindert. Ich blies ihnen auf einer Blechflöte Soldatenlieder vor. Wir unterhielten uns, scherzten und lachten. Dem älteren Mann half eifrig sein kleiner Sohn, der „Mäkoró“.

Eine Woche ist seitdem vergangen. Die Epidemie, eine Art Grippe, hat noch größere Ausdehnung angenommen. Da kommt eines Tages am frühen Morgen Manduca zu mir, gegen seine Gewohnheit nackt bis auf die Schambinde, am ganzen Körper mit roten Strichen und Tupfen bemalt. Er bittet mich um den großen Jaguarschemel für seinen Kollegen, den Sohn des alten Zauberarztes. Sie wollen, so sagt er mir, „Sipó (Schlingpflanze) trinken bis morgen früh“ um die Krankheit mit einem Mal auszutreiben. Dazu brauche jener den Schemel. Ich erkläre ihm, der Schemel sei wohl verpackt in einem der Koffer. Da antwortet er ganz betrübt: „Nun hat er keine Bank!“ — Ich packe also den zauberkräftigen Schemel wieder aus und lasse ihn durch Romeo in die Maloka tragen.

Als ich dorthin komme, ist die Beschwörung schon in vollem Gange. Die Zauberärzte sind mit kunstlosen, roten Strichen bemalt oder einfach rot überschmiert, ebenso alle Kranken und deren nächste Familienangehörigen. Die Stimmung ist ernst, feierlich. Die beiden Zauberer sitzen, aneinander halb zugewendet, das Haupt gesenkt, am Mittelpfosten des Hauses. Vor sich haben sie große Korbwannen und Siebe voll Tabak und Deckblätter aus braunem Baststoff, mächtige Kalabassen, gefüllt mit dem Zaubertrank, der braungrün wie Jauche aussieht. Andere Kalabassen enthalten Stücke der giftigen Liane, aus welcher der Trank hergestellt wird. Daneben stehen die Deckelkörbchen der Aerzte mit ihrem mannigfachen Zauberkram.

Die Yekuaná kennen von dieser Liane zwei Arten. Die eine wächst wild im Walde; die andere ziehen sie auf ihren Pflanzungen. Diese letztere, die sehr stark ist, trinken die Frauen, wenn sie Zauberärzte werden wollen. Es gibt bei den Yekuaná weibliche Zauberärzte. „In diesem Sipó steckt der Zauberer, der Jaguar“, sagt Manduca; d. h. die Zauberkraft, die auf den Zauberarzt übergeht, der von dem Absud trinkt und sich dadurch narkotisiert. Nur die Rinde, die einen sehr bitteren Geschmack hat, wird eine Zeit lang in frisches Wasser gelegt, und der Zaubertrank ist fertig. Die Liane und den Trank selbst nennen die Yekuaná K a h í. Es ist also das

Kaapí, Ka'pí, Kachpí der Uaupésstämme, dessen Wirkung ich bei den dortigen Festen öfters beobachtet habe[1].

Ich schiebe dem älteren Zauberarzt den Jaguarschemel seines Vaters unter, was allgemeine Anerkennung findet, nehme ihm seinen schlechten, aus einem Holzblock roh zurecht gemachten Sitz weg und hocke mich darauf.

Ununterbrochen rauchen die beiden Zauberer fast fußlange, dicke Zigarren, die ihnen von rotbemalten Jünglingen gedreht und in Brand gesteckt werden. Der ältere spricht längere Zeit beschwörende Worte über dem ganzen Zauberkram. Das Wort „*tamẽde*" — alle, alles" kehrt immer wieder. Langsam pustet er Tabakrauch darüber hin. Einer der Dorfältesten, der bei den gemeinsamen Mahlzeiten das Fleisch verteilt, sitzt neben ihm und wiederholt seine Worte. Dann wiederholt sie Manduca. Nach einem längeren, eintönigen Zwiegespräch mit dem älteren Zauberer zieht sich der Fleischverteiler zurück. Nun holen sie ihre Rasseln aus den Deckelkörbchen und schwingen sie taktmäßig über den Sachen. Sie blasen „*gsch — gsch — gsch — pff — — — !*" Tabakrauch darüber hin und über ihre eigenen Leiber. Sie trinken gurgelnd von dem Zaubertrank und beblasen sich dann wie vorher. Mittels eines Blattrichters träufelt der ältere zuerst sich selbst, dann seinem Genossen etwas von dem Gebräu in die Augen. Es muß sehr schmerzhaft sein, denn sie verziehen beide heftig das Gesicht. — Dann beginnt unter beständigem Rasseln der Zaubergesang wie bei der gewöhnlichen Krankenkur.

Ich gehe zu unserer Baracke zum Mittagsmahl, das heute noch knapper ist als sonst, da keine Frau auf der Pflanzung gewesen ist oder frische Maniokfladen gebacken hat. Die jungen Männer warnen uns, jetzt durch den Wald zun Baden zu gehen, da sich dort viele Jaguare herumtrieben, die herbeigerufen seien durch das Geschrei der Zauberärzte, ihrer menschlichen Kollegen. Immer rascher, immer wilder erschallt der Gesang aus der Maloka, begleitet von täuschend nachgeahmtem Heulen des Jaguars und heftigem Blasen „*há(u)f — há(uf) — há(u)f —*" und leichterem *lúf — lúf — lúf —*".

Gegen 10 Uhr hat der Zauber begonnen, um 3 Uhr gehe ich wieder ins Haus. Die Zauberer sitzen sich gegenüber. Sie rauchen und singen und

[1] Banisteria Caapi Griseb. Über Gebrauch und Wirkung vgl. Koch-Grünberg: Zwei Jahre unter den Indianern Bd. I S. 290 ff. Berlin 1909. Die Bezeichnung der Liane und des Zaubertrankes ist, wenn man die im Yekuaná durchgehende Erweichung des *p* in *h* berücksichtigt, an beiden so weit auseinanderliegenden Orten dieselbe, obgleich die Sprachen nicht miteinander verwandt sind.

rasseln ununterbrochen über dem Zauberkram. Beide triefen von Schweiß. Ihr Blick irrt ins Leere. Heftig schwanken sie hin und her im Rausch der Narkose. Es ist eine Art Wechselgesang in rascher Aufeinanderfolge. Mit wilder Stimme singt der ältere die Worte vor, mit wilder Stimme wiederholt sie sein Genosse. Einzelne Strophen kehren immer wieder, so: „*yetā́se sḗ mā nū́*“ und dann den langgezogenen Refrain: „*ḗ — hē — hē — hē — ḗ — (i) — he*“.

Die Bewohnerschaft sitzt in weitem Kreis um die beiden Zauberer, liegt in den Hängematten und beschäftigt sich nützlich. Die Männer drehen dicke Stricke aus Curauá-Fasern; die Frauen und Mädchen spinnen Baumwolle oder klopfen winzige Steinsplitter für Reibebrettzähnchen zurecht. Ein Jüngling fertigt eine Hängematte; andere flechten gemusterte Korbwannen.

Den ganzen Tag, die ganze Nacht erschallt der wilde Gesang in immer rascherer Folge, zeitweise unterbrochen von noch wilderem Schreien, Heulen und Blasen. Ein unheimliches Konzert in der unendlichen Stille des Waldes. —

Die Dunkelheit lichtet sich. Die tiefen Schatten erbleichen, die Sonne blickt über die Gipfel der Urwaldbäume. Die Zauberer sind noch immer bei der Arbeit, aber der Gesang ist viel schwächer geworden. Kurz nach 7 Uhr gehe ich wieder in die Maloka und komme gerade zum Schluß der Zeremonie. Manduca sitzt noch allein auf demselben Platz wie gestern, singt halblaut und rasselt über den Zaubersachen. Der andere hockt seitab bei einer alten Frau, die in der Hängematte liegt, und läßt sich ihre Krankheitsgeschichte erzählen. Plötzlich erhebt sich Manduca langsam. Kerzengerade steht der schöngewachsene, rötlich strahlende Mensch da. Die Zauberrassel hält er in der hocherhobenen Rechten. Leise läßt er sie verklingen.

Feierlich, wie die Zeremonie begonnen hat, geht sie auch zu Ende. Zweiundzwanzig Stunden hat sie gedauert. Nach zwanzigstündigem, ununterbrochenem wildem Singen, Rauchen und Rasseln ziehen sich die Zauberer zur wohlverdienten Ruhe zurück.

Beim gemeinsamen Mittagessen, das aus Maniokfladen und Pfefferbrühe und Mingaú zum Nachtisch besteht, sind sie wieder wohlauf. Nur die Stimmen sind noch etwas heiser. Kein Wunder! — Ich will meine Bank mitnehmen. Da bittet mich der ältere Zauberarzt, sie ihm bis morgen zu lassen. Die Geschichte scheint also noch nicht fertig zu sein.

In der Tat, um 7 Uhr abends beginnt der Zauber von neuem und dauert bis nach Mitternacht. Ich habe mich in meine Hängematte zurück-

gezogen und lasse mich von dem fernen Lärm einschläfern. Zwiegespräch zwischen den beiden Zauberärzten, wildes Geschrei, Wechselgesang, wie gestern. — Kurz vor Mitternacht wache ich von lautem Gelächter auf. In der Maloka geht es lustig zu. Während Manduca ununterbrochen einen eintönigen, halblauten, rhythmischen Gesang hören läßt, ergeht sich der andere bald in lautem Geschrei, bald in rauhem „*ho — ho — ho —*" -Gelächter, bald stößt er kurze Sätze hervor, die von den Zuhörern, die anscheinend vollzählig versammelt sind, dröhnend belacht werden. Es ist das burleske Nachspiel zu der ernsten Zauberfeier.

20. KAPITEL.

ANTONIO YARACUNE.

Zwei Tage später — wir sind gerade vom Abendbad gekommen — erscheinen plötzlich unter unserer Baracke vier bekleidete Männer von indianischem Typus. Sie begrüßen uns mit Handschlag und „buenas noches, señores!" Ein älterer Mann mit starker Hakennase scheint der Anführer zu sein. Er ist mit Winchesterbüchse bewaffnet. Alle tragen amerikanische, mit Perlmutter eingelegte Revolver neben Dolchen in Lederscheide an der Seite. Kleidung und Waffen sind neu, als seien sie soeben aus dem Laden gekommen. Wir halten die Leute anfangs für Venezolaner, wie sie auch aussehen. Der Alte spricht gut spanisch. Meine erste Frage an ihn: „Ist Krieg zwischen Deutschland und Frankreich?" beantwortet er: „Ich weiß nichts davon." — Als wir vor einem Jahr Abschied von der sogenannten Zivilisation nahmen, sah es am politischen Himmel in Europa trübe aus. Er erzählt uns, er habe am unteren Fluß von uns gehört und sei deshalb hierher gefahren, weil er glaubte, weiße Handelsleute zu treffen. Ich beruhige ihn darüber und kläre ihn über den Zweck der Reise auf. Aber er versteht mich offenbar nicht oder — will mich nicht verstehen. Er kann es sich nicht erklären, daß wir in diesen wilden Gegenden reisen, nicht um Gold oder Kautschuk zu suchen, sondern um die Leute zu photographieren und Körbe, Schmuck und anderen Kram zu kaufen. Von einem „Museo" hat er offenbar nie etwas gehört. Neugierig betastet er unsere Sachen und will wissen, was in jedem Koffer ist. Lesen und schreiben kann er nicht, das ist sicher, auch nicht rechnen! Ich sage zu Schmidt: „Er ist ein reinblütiger Indianer", aber dieser will es nicht glauben und meint, viele Venezolaner sähen so aus, was leicht möglich ist, da sie viel Indianerblut in ihren Adern haben.

Die ganze Bewohnerschaft kommt nach und nach heran, begrüßt zuerst den Alten mit „*kóko*“ oder „*amokó*“ („Großvater“) und dann mit einigen Worten die jungen Männer. Jeder reicht ihnen eine angerauchte Zigarre. Der Alte hat die ganze Hand voll davon.

Die Länge unserer Reise, die ich ihm mit Hilfe der Karten erläutere, entlockt ihm verschiedene erstaunte und anerkennende „carajos“ Er wundert sich sehr darüber, daß ich so viel von den Stämmen des Orinoco weiß, und daß wir so viele Venezolaner kennen, die er auch kennt, besonders aber, daß Tavera Acosta, der frühere Gobernador des Territorium Rio Negro, mein Freund ist.

Die Leute sind von San Fernando de Atabapo gekommen und haben bis hierher angeblich nur 15 Tage gebraucht, obwohl sie zahlreiche böse Katarakte angetroffen hätten.

Wir essen mit ihnen unter unserer Baracke zu Abend, gekochtes Gürteltier. Die Weiber rennen geschäftig hin und her und bringen Maniokfladen, Pfefferbrühe und große Kalabassen voll Mingaú. Besonders tut sich dabei die Kunuaná hervor, die sich sonst sehr zurückhielt.

Die „Caballeros“ schlafen im Haus. Wir rauchen sämtliche hinterlassenen Zigarren des Alten auf.

Am nächsten Morgen wird uns durch Manduca die Erleuchtung. Ich hatte recht: der alte „Venezolaner“ der sich gestern uns gegenüber als „Racional“[1] aufspielte, der behauptete, er spräche nur wenig Yekuaná, der sich so anstellte, als habe er sich noch nie zu einer Indianermahlzeit niedergehockt, dieser alte Schlauberger ist — Antonio, genannt „Yaracúne“, Oberhäuptling des ganzen Stammes der Yekuaná, Schwiegersohn des berühmten Aramáre[2], Vater der Kunuaná-Frau! — Daher auch ihr außergewöhnlicher Diensteifer. — Früher wohnte er am Cunucunúma; jetzt habe er ein Haus am Iuréua, einem linken Nebenfluß des unteren Ventuarí. Er ist Zwischenhändler oder, besser gesagt, „Seelenverkäufer“ für verschiedene Venezolaner am oberen Orinoco, denen er gegen Waren und Geld Leute seines Stammes zur Arbeit in den fieber-

[1] „Racionales “(wörtlich: „Vernünftige“) nennt man in Venezuela die „Zivilisierten“ im Gegensatz zu den „Indios“, den „wilden“ Indianern.

[2] Aramáre war der berühmte Oberhäuptling der „Maquiritares“ (Yekuaná), der einen venezolanischen Dichter sogar zu einem Epos begeisterte. Er lebte gleichfalls am Cunucunúma und hatte in der Tat einen großen Einfluß bei den Indianern. Der französische Reisende Chaffanjon traf ihn dort 1886 auf seiner abenteuerlichen Reise zu den Quellen des Orinoco. Er photographierte ihn und gibt von ihm und seiner Familie in seinem Reisewerk eine Abbildung. Vgl. L'Orénoque et le Caura. Paris 1889. S. 265 ff.

haften Kautschukwäldern besorgt. Die drei jungen Männer, von denen er gestern als von seinen „peones" („Knechten") sprach, sind seine drei hoffnungsvollen Söhne. Alle vier sind reinblütige Indianer vom Stamme der Kunuaná! — Der alte Fuchs wollte uns hinters Licht führen. Wir behandeln ihn trotzdem weiter als „Caballero", liegt es doch in unserem eigenen Interesse.

Ich suche von ihm einiges über den Oberlauf des Orinoco zu erfahren. Viel weiß er nicht. Er scheint nicht weit über die Mündung des Padámo hinaus gekommen zu sein. Der „Coronel" — auch er sagt „Koronéro" — heiße Perez Franco. So nehme ich wenigstens an. Als echter Indianer, der kein „f" und keine reines „r" aussprechen kann, sagt Antonio „Perles Brlanco". — Er wohne zehn „vueltas" (Flußwindungen) Casiquiare einwärts und arbeite mit „Maquiritáres" Sein Bruder beute am oberen Orinoco, oberhalb der Mündung des Padámo, angeblich bis zu den großen Fällen, Kautschuk aus, was für uns sehr günstig wäre. Für diesen „Koronéro" scheint der Ehrenmann hier Leute anzuwerben.

Er will uns offenbar noch gehörig schröpfen, denn er erzählt mir in endlosem Gerede, er würde mein Gepäck durch seine Leute „poco á poco" („nach und nach") von Maloka zu Maloka Ventuarí abwärts bis zum Orinoco und von dort bis zum Casiquiare bringen lassen. — Da könnte ich schön bezahlen und käme wahrscheinlich früher an als meine Habe! — Ich antworte ihm, das „Gobierno" nehme an meiner Reise das größte Interesse und verlange, daß die Sachen möglichst rasch an Ort und Stelle geschafft würden.

Nach dem Mittagessen, als sich die Fremden zur Siesta zurückgezogen haben, kommt Manduca uud teilt mir mit, er wolle schon heute mit seinem Schwiegervater und allen Angehörigen zum Yaniacá. Sie wollen der Krankheit entfliehen, die so viele hier erfaßt hat. Ich solle nachkommen, wenn die Leute mit meinem Gepäck abgefahren wären. Wegen der Kranken könne er doch nur ganz langsam reisen. Als ich ihn frage, wie weit er eigentlich mit mir gehen wolle, blickt er mir fest ins Auge und sagt klar und deutlich: „Ich gehe mit dir über den Paríme und das Gebirge auf die andere Seite bis zum Orinoco!" — So muß ich ihm glauben. —

Ich schlage ihm vor, er solle erst morgen reisen und heute noch einen Teil seiner Vorausbezahlung in Empfang nehmen. Wir machen ihm dann einen guten Lohn zurecht und verpacken diesen vor seinen Augen in Schmidts kleinen Koffer, den er auch behalten soll. Den Schlüssel übergebe ich ihm. Rasch trägt er das Köfferchen in seinen Familienraum — hier traut ja keiner dem andern — und kommt nach einiger Zeit freudestrahlend



106. Ihuruana-Knaben.



107. Ihuruana-Mädchen.

zurück. Er ist zufrieden, und das ist die Hauptsache. Er fragt mich sogar, ob ich noch dies und das „auf der andern Seite“ am Orinoco hätte. Also rechnet er schon damit. —

„Kapitána“[1] Antonio, wie man ihn hier nennt, ist sehr neugierig. Auf seine Bitte zeige ich ihm alle meine Zaubersachen, die photographische Kamera, die Aneroide, das Schleuderthermometer, die Uhren, sogar den Theodolit und natürlich die Indianertypen von Uaupés, die „bösen Schirischána“. Nachher veranstalten wir Schießübungen. Die Kerle schießen vorzüglich mit ihren neuen Revolvern. Manduca nimmt einen davon in die Hand und fingert daran herum. Der Schuß geht los, und die Kugel saust dem „Fleischverteiler“. der an einem Pfosten hockt dicht am Kopf vorbei, ohne daß der Alte mit der Wimper zuckt.

Am andern Morgen erhalten auch Manducas Schwiegervater und ein junger Mann, die uns bis zum Auarí begleiten wollen, im voraus ihren Lohn, damit wir für die schwere Reise, die uns noch bevorsteht, möglichst entlastet werden. Bald darauf zieht die ganze Sippe ab, mit allem Hausrat, teils in fünf Kähnen, teils über Land.

Ihre rasche Abreise scheint noch einen andern Grund zu haben als die Krankheit. Seit der Ankunft Antonios fanden in der Maloka öfters laute Verhandlungen zwischen den Indianern statt. Schwiegervater nahm nicht daran teil. Er saß gewöhnlich mit verlegenem Gesicht bei uns unter der Baracke und tuschelte mehrmals mit einer alten Frau, die ihm Neuigkeiten zutrug, wobei sie aufgeregt nach dem Haus deutete. Er, sowie Manduca wichen Antonio aus. Alles deutet darauf hin, daß es in Mauakúnya „Thronstreitigkeiten“ gegeben hat. Schwiegervater hatte seinen Bruder, den alten Häuptling, schon verdrängt; da kam der Oberhäuptling und setzte diesen wieder in die Herrschaft ein, und der andere muß nun das Feld räumen. — Montecchi und Capuletti im Urwald. —

Antonio will von allen Gegenständen, die wir den Leuten als Lohn gegeben haben, die Preise wissen. Er will vor den Hiesigen seine Würde zeigen und tut so, als wenn er ihre Interessen wahrte. Schmidt gibt ihm beliebige Preise an und zählt sie dann in einer beliebigen Summe zusammen. Der edle Kapitána kann ja nicht richtig rechnen und ist zufrieden. Köstlich ist es, wenn er sich so stellt, als könne er lesen. Ich gebe ihm meine Visitenkarte, damit er sie den Venezolanern zeigen kann. Da buchstabiert er alle möglichen spanischen Wörter heraus und fragt mich, ob es so richtig sei, was ich natürlich bejahe.

Am nächsten Vormittag verhandeln wir stundenlang mit den Herren

[1] Vom spanischen capitán = Hauptmann.

Indianern. Zunächst hält es schwer zu erfahren, wieviel Mann unser Gepäck zum Casiquiare bringen sollen. Der alte Häuptling spricht von sechs, begnügt sich aber dann mit vier, als ich ihm energisch erkläre, Manduca habe nur diese genannt. Auch sie erhalten eine gute Vorausbezahlung und strahlen vor Zufriedenheit. Unter denen, die ihr schönes freies Leben hier mit der Fronarbeit am Orinoco vertauschen wollen, ist auch „Fuyúdi, der Narr“. Die Gürteltiere werden jetzt eine Zeitlang Ruhe vor ihm haben.

Darauf nehme ich mir den Kapitána vor und suche ihm deutlich zu machen, was für eine wichtige Persönlichkeit ich wäre; daß die Behörden von Ciudad Bolívar, Caracas, San Fernando und San Carlos über meine Reise genau unterrichtet wären und mich schon längst erwarteten; daß er als Oberhäupling des Ventuarí die Verpflichtung hätte, mein Gepäck möglichst rasch zum Casiquiare schaffen zu lassen; daß ich mich dafür erkenntlich zeigen und später nur gut über ihn an das Gobierno berichten würde, u. s. w., u. s. w., was man so im Notfalle zusammenlügt.

Sein ältester Sohn Emilio soll die vier Leute als Pilot und Dolmetscher begleiten und erhält dafür einige hübsche Sachen, wie Spiegel, Perlen, Taschenmesser, Pulver und Schrot.

Ich würde lieber von Vorausbezahlung absehen. Im allgemeinen fühlt sich der Indianer nicht dadurch gebunden. Sogar bei den sonst so ehrlichen Makuschí habe ich damit schlechte Erfahrungen gemacht, aber hier bin ich in einer Zwangslage. Hätte ich nur einen weißen Begleiter mehr, dann könnte ich diesen oder Schmidt mit den Indianern schicken und wäre aller Sorge um mein wertvolles Gepäck enthoben. —

Später habe ich nochmals eine längere Unterredung mit dem alten Häuptling, der mit mißvergnügtem Gesicht in einer Ecke sitzt, obwohl ich ihm ein großes Messer verehrt habe. Seit der Kapitána hier und sein energischer jüngerer Bruder weg ist, fühlt er sich wieder obenauf und schreit mir gelegentlich viel zu sehr dazwischen. Es scheint ihm daran zu liegen, daß wir noch heute abziehen. Er will mir zwei Mann mitgeben bis zu dem Platz, wo Manduca und die anderen lagern. Ich erkläre ihm zum so und so vielten Mal, daß ich nicht eher wegginge, als bis die Leute mit meinem Gepäck abgefahren wären. Nun stellt es sich heraus, daß außer dem Kanú des Kapitána keine Boote da sind; alle andern habe Manduca mitgenommen. Da werde ich grob und sage ihm, er soll sofort Leute hinaufschicken und die Boote holen lassen. Jetzt mischt sich Antonio vermittelnd ein, und die Sache kommt endlich in Fluß. Einige junge Burschen ziehen mit Rudern auf den Schultern ab. Aber fort kommen wir heute noch nicht, auch nicht das Gepäck. Allmählich tritt Beruhigung ein. So geht der Tag vorüber. — Paciencia! Paciencia!

Wir essen mit den Indianern angefaultes Gürteltierfleisch, das in der schwülen Nacht draußen gehängt hat. Eine Stunde lang widert es uns im Magen.

Mit Einbruch der Dunkelheit kommen die Leute mit den Booten, sodaß wir für morgen „das Beste hoffen dürfen" — Manduca habe heute zwei Hirsche geschossen und erwarte uns auf dem Weg zum Yaniacá.

1. Oktober. Wir frühstücken in der Maloka Hirschfleisch, das im Fell gekocht ist. Die Leute haben es gestern von Manduca mitgebracht. Der alte Häuptling verteilt. Mir gibt er einen Fetzen Haut mit einem Atom Fleisch daran. Rache ist süß!

Auch heute wird es nichts mit der Abreise. Der Kapitána teilt mir mit, sie hätten keine „casabe"[1] (Maniokfladen) und könnten deshalb erst morgen fahren. — Das wußten sie doch schon gestern. O, diese Indianer! —

Alle jüngeren Männer gehen auf die Jagd und bringen zwei starke Hirsche und ein großes Gürteltier ein. In der Zwischenzeit versuche ich Kunuaná-Sätze aufzunehmen mit Emilio, der am besten spanisch spricht. Er und sein Vater versagen völlig, wie so viele dieser Halbzivilisierten.

Während wir uns nutzlos abmühen, beißt Kaikuschí das niedliche, zahme Cujubím-Huhn tot und bekommt eine Tracht Prügel. Die Indianer machen sich nichts daraus; nur der Narr sagt, von den andern angestachelt, zu mir: „*hämadéke!*" („bezahle!"). Ich antworte ihm, er solle sich an Kaikuschí wenden, und habe die Lacher auf meiner Seite.

Beim gemeinsamen Abendessen gibt mir der alte Häuptling wieder nur ein Stück Hirschfell, an dem diesmal sogar das Fleisch fehlt.

So endet der letzte Tag in Mauakúnya.

21. KAPITEL.

ZURÜCK.

2. Oktober. Kalte Nacht; Frühnebel, der wie graue Vorhänge zwischen den Bäumen hängt.

Endlich geht es los! Der Zauberarzt, Sohn der alten Exzellenz, einer der vier, die mein Gepäck flußabwärts bringen sollen, verabschiedet sich von jedem einzelnen der Zurückbleibenden in längerer Rede, in die der Zuhörer unzählige höfliche „*yädé? yädá? yä'ma! yähā! eyē!*" usw. einstreut. Ich gebe ihm, der mir am vertrauenswürdigsten erscheint, Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg und die Briefe, die hoffentlich gut und

[1] So werden in Venezuela die Maniokfladen genannt; in Brasilien „beijú".

rasch ankommen, besonders einen langen Brief an sie, „die den Mut hat zu warten!" —

Rasch wird geladen, und bald nach 9 Uhr fahren die Leute in drei Booten ab.

Ich teile noch einige Geschenke aus, Pulver, Schrot und Zündhütchen. Der Kapitána bekommt einen kleinen Kasten aus Eisenblech, meinen unzertrennlichen Begleiter, in dem ich bisher die wichtigsten Papiere verwahrte, meinen Klappstuhl und die beiden Petroleumlaternen. Wir nehmen nur das Allernotwendigste mit, einen Eisenblechkoffer mit Tauschwaren, ein paar Dutzend photographischer Platten und Schreibmaterial, die kleine Kamera, den Theodolit und die anderen Instrumente, Gewehre und Munition. Von den Tagebüchern und Wörterlisten habe ich Abschriften, aber die Sammlungen, die kostbaren fertigen Platten muß ich einem ungewissen Schicksal anvertrauen. —

Es hält noch schwer, zwei Mann zu bekommen, die unser Gepäck im Kanú flußaufwärts schaffen. Endlich sind auch diese abgefahren, und bald nach 11 Uhr mache ich mich mit Schmidt und Romeo auf den Weg.

Der Abschied war kurz und schmerzlos. Von den Weibern ließ sich niemand sehen. — Der Indianer hat im allgemeinen wenig Gemüt, besonders gegen Andersfarbige. Wie sollte man nun solche überflüssigen Gefühle bei einem Volk, wie diesen Majonggóng, erwarten, die sogar über den Tod eines Stammesgenossen lachen?

Kaikuschí hat mir die Freundschaft gekündigt. Er folgte nicht wie sonst auf mein Pfeifen, sondern blieb ruhig im Schatten der Maloka liegen. Ich schleppte ihn zur Freude der Indianer eine ganze Strecke im Schweiße meines Angesichts mit mir, aber er blieb immer wieder liegen. Der Hund ist in diesem Falle klüger als der Herr. Das arme Tier ist halb verhungert, ein Knochengerüst, und so schwach auf den Hinterbeinen, daß es sich kaum auf ebenem Boden fortbewegen kann, geschweige denn die nun kommende, sicherlich sehr anstrengende Reise über die Gebirge mitmachen könnte. Mag er deshalb in Mauakúnya bleiben als „*yekuaná se'ná*" (Yekuaná-Hund), eine rasch vergängliche, lebendige Erinnerung an den „Dútu" oder „Kútu!" —

In südlicher Richtung marschieren wir am öden Suhínya vorbei und kommen nach drei Stunden zu der Baracke am linken Ufer des über Kieselgeröll scharf strömenden Fewéte, wo wir uns am 27. Mai einschifften. Hier finden wir das Gepäck. Die beiden Kerle haben sich ohne Lohn davon gemacht, aus Angst, ich würde sie noch weiter mit mir nehmen. Wie mir Romeo jetzt erzählt, hatte es ihnen der edle Kapitána selbst geraten.

3. Oktober. Schmidts kranke Füße versagen den Dienst. Schon gestern kam er kaum vorwärts. Er bleibt deshalb hier beim Gepäck zurück, während ich mit Romeo voraus eile, um die andern einzuholen. Auch ich habe eine große Wunde an der Sohle, aber es muß gehen.

Der Weg führt zunächst durch einen üblen Sumpfwald, dann steil bergan und in mehr oder weniger östlicher Richtung weiter auf dem Kamm eines Höhenzuges, von dem man zu beiden Seiten zwischen den hohen Bäumen Gebirgsketten erblickt. Soweit man erkennen kann, verlaufen sie von Osten nach Westen. Wir überschreiten mehrere Bäche, die nach rechts zum Fewéte fließen, und kommen am frühen Nachmittag zu dem Punkt in der Nähe des Berges Maschiádi, wo dieses rotbraune, klare Gewässer, zwischen hohen Felsen dahinsprudelnd, den Weg kreuzt.

Hier lagert Manduca mit seiner Bande in malerischem Durcheinander. Er hat vorhin vier Wildschweine geschossen. Drei Baracken und ein Riesenbratrost werden errichtet. Zweimal wird zu Abend gegessen. Manduca zeigt sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und hält mir sogar aus eigenem Antrieb einen längeren Vortrag über die Kartographie dieses Quellgebiets.

Unter den niedrigen Schutzdächern ist bei den vielen Menschen, die sich eng zusammendrängen müssen, keinPlatz für meine lange Hängematte. So schlafe ich im Freien, im Vertrauen auf einige Sterne, die zwischen den Baumwipfeln durchschimmern.

4. Oktober. Um 5 Uhr werde ich unsanft geweckt. Heftiger Platzregen prasselt herab und durchnäßt mich im Augenblick bis auf die Haut, obwohl ich rasch Regenmantel und Zelttuch über mich decke, die freilich beide längst nicht mehr wasserdicht und voll Löcher sind. Der Regen will kein Ende nehmen. Ich hocke mich im nassen, dünnen Schlafanzug, vor Kälte zitternd, unter einer Baracke dicht vor das Feuer zu den frierenden, nackten Menschen und Hunden. In solchen Augenblicken hat man das Gefühl, als könne man nie wieder trocken und warm werden. Doch bald kommt ein großer Topf gekochter Schweinsköpfe. Man wird knüppelsatt und sieht die Welt gleich wieder in rosigerem Licht.

Die dummen Indianer verschmähen Schweinezungen und Rüssel, „weil die Schweine in der Erde wühlen und Dreck fressen". Sie werfen diese Leckerbissen lieber den Hunden vor. Ich rettete gestern einiges davon für mich, das mir die gute Hermina jetzt in einem Extratöpfchen vorsetzt. Auch essen sie kein Hirn, obwohl sie sonst jeden Knochen mit ihren prachtvollen Zähnen zerbeißen, um das Mark herauszusaugen.

Bei einer Zigarette unterhalte ich mich mit dem intelligenten Manduca,

der wieder alle Einzelheiten über meine Heimat und die weite Reise dorthin wissen will. Besonders vom gewaltigen Meer soll ich ihm erzählen, für das die Yekuaná, wie viele Binnenstämme, einen Namen haben. Daß die Erde eine Kugel sei, um die man mit einem Schiff fahren könne, ohne über Land gehen zu müssen, das will ihm nicht in den Kopf. Er lächelt skeptisch.

Um 9 Uhr, als der Regen aufgehört hat, schickt er seinen jüngeren Bruder und einen jungen Mann zurück, Schmidt und das übrige Gepäck zu holen. Gegen Mittag zieht die ganze Gesellschaft mit Sack und Pack ab. Zwei kleine, fette Schweineschinken haben sie mir da gelassen. Ich will hier Schmidt erwarten. Unter der größten Baracke mache ich es mir so bequem, wie nur irgend möglich. Ich trockne Hängematte und andere Sachen über dem Feuer und auf dem verlassenen, fettriefenden Bratrost, rauche eine Zigarette nach der anderen und futtere mehrmals gründlich. Zahllose Stechmücken stören ein wenig diese gemütliche Einsamkeit.

Gegen Abend kommen die beiden Jungen zurück — ohne Last und ohne Schmidt. Er ist, wie sie erzählen, irgendwo im Wald liegen geblieben. Ich behalte Manducas Bruder da und schicke den anderen zum nächsten Lager voraus, um Hilfe zu holen.

5. Oktober. Vergeblich warte ich auf Schmidt. Um 10 Uhr marschiere ich ab mit dem Jungen, der die kleine Ledertasche mit den Instrumenten trägt, während ich den schweren Rucksack schleppe. In ostsüdöstlicher Richtung geht es aufwärts auf die Wasserscheide. Eine Lücke im Wald gewährt einen Blick auf die steilen Hänge des Maschiádi, über die der Fewéte, angeschwollen durch die starken Regengüsse der letzten Tage, in donnerndem Fall hinabstürzt. Auf einem nahen Aste sitzt, wie ein orangegelber Fleck im dunkeln Grün des Waldes, ein Felsenhähnchen[1], dieser reizende Bewohner des Tropengebirges, von dessen Liebestanz Richard Schomburgk so anschaulich zu erzählen weiß[2].

Unterwegs treffen wir Romeo und einen Yekuaná-Jüngling, die Schmidt und die zurückgebliebene Last holen sollen. Im dichten Regen, der um Mittag wieder eingesetzt hat, schieße ich einen Mutum. Beim Sprung über einen dicken Baumstamm, den die Winterstürme quer über den Weg gelegt haben, wäre ich um ein Haar auf eine große, graue Giftschlange getreten, die sich vor der kühlen Witterung mit halbem Leib in einem Loch mitten auf dem Weg geborgen hatte. Ein Schlag mit einem Stock macht ihr den Garaus.

Völlig durchnäßt kommen wir am späten Nachmittag nach Mauarúnya,

[1] Pipra rupicola.

[2] Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—1844. Bd. I. S. 442, Leipzig 1847.

wo die Indianer es sich schon in fürchterlicher Unordnung „behaglich" gemacht haben. Das alte Haus hat im Laufe des Winters noch mehr Löcher bekommen, sodaß es Mühe kostet, einen halbwegs sicheren Platz für die Hängematte zu finden.

Die Leute essen Regenwürmer. „Schwiegervater" kocht meinen Mutum und lädt mich dann großmütig dazu ein.

Mit Einbruch der Dunkelheit beschwört Manduca die bösen Geister und säubert die Maloka von ihnen. Zwischendurch behandelt er seinen Bruder, der seit Tagen an Fieber und Dysenterie leidet. Er bebläst ihm den Rücken mit Tabakrauch und rülpst und spuckt, als wenn ihm etwas in die unrechte Kehle geraten wäre. Er bläst „*há- gsch* — — — *há- gsch* — — —" Tabakrauch über den eigenen Körper. Die Zigarre geht nicht aus. Ist der Stummel am Ende, so ruft er: „*á* — — — *kawaídye*[1] *nemáne!*", und sein kleiner Schwager reicht ihm eine frische, angerauchte Zigarre von ansehnlicher Größe. Der bildhübsche Junge ist sein ständiger Gefährte, kaum 10 Jahre alt, aber schon sehr selbstbewußt. Vielleicht will er auch Medizin studieren.

Es ist dieselbe Zeremonie, wie immer, nur findet sie in voller Öffentlichkeit statt. So kann ich alles genau beobachten, habe aber rücksichtsvoll unsere Laterne nicht angezündet, um den Geist nicht zu verscheuchen, der auch nicht lange auf sich warten läßt. Der Zauberer sitzt mir gegenüber, den Rücken dem Feuer zugekehrt. Er rasselt und singt halblaut vor sich hin, einen langen, feierlichen Gesang. Dann erhebt er sich langsam. Die Rassel streckt er hoch empor. Er pfeift in lockenden Tönen, die leiser und leiser werden, scheinbar sich in der Ferne verlieren. Leise verklingt auch das Rasseln. Nach kurzer Pause hört man wie aus der Ferne, immer näher kommend, dasselbe lockende Pfeifen, das Rasseln. Der Zauberer setzt sich nieder und ist ein anderer geworden. Ein Geist ist in ihn gefahren und spricht aus ihm mit hoher Kopfstimme. Manducas Mutter und sein Schwiegervater stellen Fragen an ihn, die er rasch beantwortet. Sie fragen ihn auch, wer er sei. Natürlich ein „*urlukádi*". Die Wildschweine spielen hier eine große Rolle. — So geht es weiter. Zum Schlusse scheidet der Geist, wie er gekommen ist. Der Zauberer erhebt sich. Rasseln und Pfeifen ersterben in der Ferne. Der Geist hat den menschlichen Körper verlassen. Manduca sitzt noch eine Zeitlang schweigend auf dem Schemel. Dann spricht er mit seiner natürlichen Stimme. Der Zauber ist zu Ende.

Die übrigen kümmerten sich wenig um die Beschwörung. Sie aßen, unterhielten sich, lachten; ein junger Mann sang ein Tanzlied, ein anderer blies auf der Rohrpfeife.

[1] *kawaí* = Tabak, Zigarre.

6. Oktober. Nachmittags kommen Schmidt und die Leute mit dem Gepäck. Romeo hat unterwegs einen Fieberanfall gehabt. Schmidt war vorgestern vom Wege abgekommen und hat die Nacht ohne Hängematte auf dem nassen Waldboden geschlafen.

Das Haus ist feucht, kalt, ungesund, wie ein Keller. Diese dummen Indianer! Von ihrer neuen, sauberen Maloka sind sie weggezogen, um der Krankheit zu entfliehen. Tagelang haben sie in den nassen Waldlagern gelegen und wollen nun wochen-, vielleicht monatelang in dieser Ruine wohnen! Jetzt sind hier schon mehr von ihnen krank, als in dem „verpesteten" Mauakúnya. Eine Herdplatte haben sie nicht mitgebracht. Sie backen kleine Fladen mühsam auf einem flachen Stein. Es reicht kaum für den täglichen Bedarf. Einer meiner Körbe mit Maniokmehl hat schon sehr herhalten müssen. Ich hatte sie in Mauakúnya von der Tochter Antonios gekauft als Wegzehrung für die weite Reise durch unbewohnte Einöden, die wir noch vor uns haben. Woher sollen wir jetzt Ersatz nehmen, und wie lange werden wir hier wieder festliegen? So gibt es immer neue Schwierigkeiten mit diesem gedankenlosen, unzuverlässigen Volk.

7. Oktober. Ein heißer Vorsommertag. Draußen Wolken blutsaugender Piuns. Nur in dem halbdunklen Haus ist es einigermaßen erträglich. Nachts Beschwörung wie gestern.

8. Oktober. Alle Männer frühmorgens auf Jagd, einer Rotte Wildschweine nach, die gestern gemeldet wurde. Nachmittags kommen sie zurück mit zwei Sauen und zwei Frischlingen. Die letzteren werden uns überlassen, da dieses merkwürdige Volk die jungen Tiere verschmäht und das Fleisch den Hunden vorwirft. Dicht bei meiner Hängematte werden die Tiere ausgeworfen, wird der riesige Bratrost errichtet. Fettiger Wohlgeruch erfüllt die rauchige, stickige Bude, in der schon vorher ein unbeschreiblicher Dreck und Gestank herrschten. Gegen die Hitze schütze ich mich notdürftig mit meinem schmutzigen, mürben Badetuch. Gründlich waschen kann man es nicht mehr, es würde sonst in Atome zerfallen.

9. Oktober. Unser Wohnstall ist jetzt noch dunkler geworden. „Schwiegervater" hat den Haupteingang fast ganz verrammelt. Aus Palmblättern und großen Rindenstücken hat er einen Verschlag errichtet für seine kranke Familie und seine Hunde, in unmittelbarer Nachbarschaft meiner Hängematte, sodaß ich jetzt zwischen zwei Feuern liege und geräuchert werde wie eine Tapirkeule.

Genaue astronomiche Beobachtungen an diesem Platze sind sehr wichtig, um die Lage des Maschiádi-Berges festzustellen, aber sie sind mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Das Haus liegt in einem tiefen Tal und

ist von hohen Bananen umgeben, die einen freien Ausblick und damit eine Orientierung am Himmelsgewölbe sehr erschweren. Zudem wimmelt es hier des Nachts von Maruins, den winzigsten der tropischen Blutsauger, unseren Gnitzen ähnlich, die wie diese mit Vorliebe unter die Haare kriechen und Menschen und Tiere zur Verzweiflung bringen können.

Abends, als wir gerade den Theodolit aufstellen, kommt ein langer, im Gesicht mit schwarzer Hautflechte scheußlich bedeckter Yekuaná mit einem Knaben. Beide sind mit schwerbepackten Kiepen beladen. Es ist ein Zauberarzt vom oberen Ventuarí, der seinerzeit einen meiner Koffer von hier nach Suhínya getragen hat. Sie wollen nach Motokurúnya, so ziemlich den letzten Ort auf der Welt, den ich gern wiedersehen möchte. Staunend betrachten sie unsere geheimnisvollen Vorbereitungen. Mit Manduca hat er ein langes, eintöniges Gespräch.

Während unserer Beobachtung, die bis zum frühen Morgen dauert, hält Manduca wieder in der Maloka eine lange Beschwörung ab, die sich nicht wenig von den früheren unterscheidet. Schwiegervater befragt ausführlich dieses moderne delphische Orakel.

Ich bin überzeugt, daß die Indianer fest daran glauben und nicht zweifeln, daß der betreffende Geist an Stelle das Zauberarztes ihnen die Antworten erteilt. Der Leib sitzt zwar vor ihnen, aber der Schatten, die Seele, ist entwichen. Ein anderer spricht aus ihm. Ein Geist hat, herbeigerufen durch den wandernden Schatten des Zauberers, von dessen irdischer Hülle zeitweise Besitz genommen, ist an seine Stelle getreten. — Auch habe ich den Eindruck gewonnen, daß durchaus nicht alles bewußter Schwindel des Zauberers ist. Während der ganzen Zeremonie saß Manduca mit geschlossenen Augen da, das Gesicht in scharfe Falten gelegt. Er war auch im Aussehen ein anderer geworden. Durch scharfe narkotische Mittel, unmäßiges Rauchen starken Tabaks, Trinken von Tabakjauche, und auch durch das ununterbrochene Singen und gleichmäßige Rasseln versetzt sich der Zauberer in narkotischen Rausch, in dem sein Geist vielleicht freier wird, sich über das Irdische erhebt.

Gegen den Schluß seiner Beschwörung, die volle vier Stunden dauert, gibt Manduca einen neuen Schlager zum besten. Sein zweitjüngster Bruder, der ihn diesmal mit Zigarren versorgt, preßt Tabakblätter mit Wasser aus in eine Kalabasse. Die hellbrennenden Feuer werden ausgelöscht, auch die Fackel aus wohlriechendem Harz, die neben dem Zauberer am Boden brannte. Seine Mutter schüttet Wasser über das Feuer unter dem Bratrost. Es herrscht schwarze Finsternis. Der Zauberer hat sich erhoben. Die Rassel verklingt. Unter lockendem Pfeifen, das immer leiser wird,

nimmt der Geist Abschied. Tiefe Stille. Plötzlich hört man wieder leises Pfeifen, Rasseln, immer näher und näher. Ein neuer Geist erscheint, und zwar — der Geist eines Zauberarztes der Taulipáng oder Arekuná! Der schlaue Manduca zeigt dem älteren Kollegen, was er in der Fremde gelernt hat. Schauerlich erschallt in der tiefen Dunkelheit der rauhe Kehlgesang, das durchdringende Geheul eines Zauberers der östlichen Stämme, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch dumpfes Gurgeln. Der Geist trinkt von der Tabakjauche. — Auch dieser Vertreter einer fremden Geisterwelt kehrt nach einiger Zeit in sein Land zurück. Die Feuer werden von neuem angefacht; das Gruseln ist vorüber.

11. Oktober. Morgens 7 Uhr erst 15,8° C, die niedrigste Temperatur seit Roroíma. Das sonst „eiskalte" Wasser der Yaniacá erscheint heute ganz warm gegen die Luft.

Der fremde Zauberarzt und sein Sohn ziehen weiter. Für eine Handvoll Schrot haben wir ihm ein dickes Bündel Tabak abgekauft. — Der Tabak der Zauberer ist besonders stark. Die Berggeister sollen ihn pflanzen.

Als nachträglichen Lohn hat er eine Büchse Pulver empfangen. Vielleicht habe ich ihn schon früher bezahlt, aber diese Majonggóng sind ja, wenn man nicht länger mit ihnen zu tun hat, in ihrer einheitlichen Häßlichkeit schwer voneinander zu unterscheiden.

Einer meiner Leute, der Vorausbezahlung bis zum Auarí erhalten hat, geht ebenfalls mit bepackter Kiepe ab. Er will für einige Tage nach Tudukamánya. Auch bringt er ein Kanú zum Merewarí an die Mündung des Wödá für einige Arekuná vom unteren Parauá, die nach Mauakúnya kommen wollen, um mit den Majonggóng Handel zu treiben.

Sobald der Mann zurück ist, wollen wir weiter wandern nach Südwesten zu den Quellen des Auarí; ein beschwerlicher Marsch über ein paar höhere Gebirgszüge. Dort liege noch eine Maloka der Yekuaná, wo wir hoffentlich ein gutes Boot kaufen können. Ohne Gepäck könne man schon in einem Tag hinkommen. Wir würden wohl 3—4 Tage brauchen.

Alle Männer sind wieder jagen gegangen. Nur zwei Frauen sind zurückgeblieben und backen Maniokfladen. Die Kinder spielen um uns herum und necken sich mit uns. Idyllische Ruhe. Auch die Luft ist heute besser, da das Haus nicht so voll Menschen ist. Selbst die Stechmücken scheinen weniger nach unserem wässerigen Blut zu lechzen. So könnte man ganz zufrieden sein. — Und doch — wenn wir nur schon auf dem Marsch wären! — Weiter, immer weiter, dem Ziel, der Heimat entgegen! — Die Indianer können es nicht begreifen, was mich vorwärts treibt.

Die Frauen sind stets zutraulicher und liebenswürdiger, wenn die

Männer nicht zu Hause sind. Man könnte meinen, das eine Geschlecht übe auf das andere einen schlechten Einfluß aus. Sie setzen sich zu uns an das Feuer und stellen Fragen über Fragen:

„Woher hast du deine Narben?"

„*Só'to konä'ta* (böse Leute) haben sie mir mit dem Säbel *(gõmö-kä)* geschlagen!"

„Wieviele hast du dabei getötet?"

„*Hödáue* (drei)!"

Dann heißt es wieder:

„*Wönéye ahinyámu, anäde!*" („Zeige deine Frau, deine Kinder!"), und ich hole die lieben Bilder.

„Welches ist der Junge *(yáue)*?"

„Welches ist das Mädchen *(wódi)*?"

„Wie groß ist deine Frau?"

„Hast du nur diese eine Frau?"

Die Kinder spielen Zauberarzt; kein Wunder bei den allnächtlichen Beschwörungen. Köstlich ist es, wenn der jüngste Bruder Manducas, ein dickes, intelligentes Kerlchen von 4—5 Jahren, die Bewegungen des Zauberers genau nachahmt, besonders den feierlichen Augenblick, wenn dieser die Rassel hoch hebt. Da er sieht, daß es uns Spaß macht, tut er es um so öfter. Neulich während einer Beschwörung wiederholte er Wort für Wort den Zaubergesang, was aber nicht im geringsten übel vermerkt wurde.

Gegen Abend kehren die Jäger ohne Beute zurück und werfen sich mißmutig in die Hängematten. Kurz darauf stürzt Schwiegervater aufgeregt herein. Sein kleiner Sohn hinkt hinter ihm her. Eine Schlange hat ihn weit draußen im Wald in den Fuß gebissen. Der Vater verlangt von mir „*aköyu éhi*" („Schlangenmittel"), Pasteur'sches Serum gegen Schlangenbiß, das ich ihm einmal zeigte. Ich mache dem Jungen zum Schein eine Einspritzung mit reinem Wasser, da ich an seinem Befinden und Puls sofort merke, daß es eine harmlose Schlange gewesen sein muß. — Es hat ihm auch nichts geschadet.

Es ist sonderbar, daß die Indianer, die doch sonst die umgebende Natur so genau kennen, zwischen Schlangen keinen Unterschied machen. Sie haben vor allen Schlangen einen gewaltigen Respekt.

Der Kleine heißt *Yahí* (Trompetervogel); ein anderer Junge *Malitá*; Manducas Schwesterchen *Tuenáde*. Ihre Mutter ruft sie *Tuenadé* — — —! oder, wenn sie ungehalten ist, kurz *Tuená!* Die Jagdhunde heißen *Intyámu* (Alter), *Schídyumö* (Sandflohvater), *Itya* (Spur). Der brasilianisch gebildete Manduca hat seine Hündin „Porco" (Schwein) getauft.

Manche dieser Hundenamen sollen also wohl Erfolg bringen, wie die Benennungen vieler unserer Rennpferde.

13. Oktober. Nach längerer Pause wieder ein Fieberanfall. Die kalten Frühnebel sind wohl schuld daran. Jede Erkältung löst bei uns die Malaria aus.

15. Oktober. Eine entsetzliche Nacht! — Um 8 Uhr beginnt die Beschwörung. Der unermüdliche Zauberer setzt diesmal seine ganze Kraft ein, da die letzte Beschwörung nichts genützt hat. Er stößt die einzelnen Strophen des Gesanges laut, rasch, wild hervor und wirft dabei den Oberkörper heftig nach vorn. Es ist ein Jagdzauber. Neben den Krankenkuren haben diese stundenlangen magischen Handlungen den Zweck, die Jagd des nächsten Tages erfolgreich zu machen, gewissermaßen das Wild herbeizulocken, dem Jäger zuzutreiben. Schwiegervater hält ein langes Gespräch mit dem Geist. Auch die jungen Männer befragen wiederholt das Orakel. Der Geist nennt eine Menge Tiere, die am andern Tage zu jagen seien: *oróma* (Páca), *akúdi* (Agutí), *fa'kíya* (kleines Wildschwein) und nicht zuletzt das beliebte *urlukádi* (großes Wildschwein).

Plötzlich jammert Manducas Schwiegermutter laut auf und ruft nach ihrem Mann. Sie befindet sich in vorgeschrittener Schwangerschaft, fühlt sich seit Monaten sehr schwach und klagt fortwährend über Schmerzen im Unterleib. Ihr Mann springt empor, läuft in den Verschlag neben meiner Hängematte und führt gleich darauf seine Frau vor das Haus in die sternenfunkelnde, kühle Nacht. Manducas Mutter und eine ältere Witwe, die sich mit ihrer Familie uns angeschlossen hat, laufen hinaus. Aufgeregtes Gerede, dazwischen Jammerlaute und Schmerzensschreie der Frau. Die Weiber laufen hin und her. Sie tragen Wasser und Feuerbrände vor das Haus. Die Jammerlaute werden immer herzzerreißender. Der Zauberer läßt sich von all dem nicht stören und fährt in seiner Beschwörung fort. Seine Mutter kommt wieder hereingelaufen und ruft ihm in aufgeregtem, etwas ärgerlichem Ton einige Worte zu. Bald darauf verabschiedet sich der Geist in der gewohnten feierlichen Weise. Der Zauberer hockt nieder, rasselt und singt in eindringlichen Lauten eine neue Beschwörung, in der das Wort „*aúischkia—aúischkia!*" („gut—gut!") unzähligemal wiederholt wird. Es gilt der armen, jammernden Frau. Dann schließt er die Zeremonie und geht auch hinaus. Der Jammer, der von draußen an mein Ohr dringt, wird immer stärker. Dazwischen hört man das aufgeregte Sprechen des Mannes und die sonore Stimme des Zauberarztes; dann wieder pustende Laute: er bebläst den Leib der Kranken. — — — Sie führen endlich die Frau herein und legen sie in ihre Hängematte neben ein kleines Feuer,

aber nicht etwa in dem abgeschlossenen Wohnraum der Familie, sondern rechts vom Eingang in dem offenen Raum der Maloka. So spielt sich vor aller Augen die ganze folgende Szene ab. Die Kreißende stöhnt und jammert fürchterlich und windet sich in den größten Schmerzen auf ihrem schwanken Lager. Ihr Mann und die beiden älteren Frauen hocken vor ihr, den Kopf in die Hände gestützt. Auch zwei Kinderchen sitzen dabei. Von Zeit zu Zeit steht der Mann auf und befühlt ihre Beine, oder eine der Frauen streicht ihr abwärts über den Leib. Die anderen hocken inmitten der Maloka um das Feuer herum oder liegen schlafend in den Hängematten. Manduca sagt: „Sie ist am Sterben! Das Kind will nicht heraus!" Plötzlich stärkere Klagelaute der Gebärenden; sie ruft ihrem Manne einige Worte zu. Er hilft ihr aus der Hängematte. Sie kniet nieder, die Arme rückwärts in die Hängematte verstrickt, windet sich heftig und gebiert ein totes Kind. Alles, groß und klein, läuft zu dem interessanten Schauspiel. Die Szene ist durch eine Pechfackel taghell beleuchtet. Romeo kommt zurück und spuckt vor Ekel aus. Es ist ein schon ausgebildetes Kind männlichen Geschlechts. Sie hocken drum herum, untersuchen es wie ein Wildbret und machen ihre Bemerkungen dazu. Mit einem Stock heben sie ihm die schlaffen Ärmchen hoch, die Beinchen, das ganze arme Körperchen, untersuchen sie seinen Geschlechtsteil. Die Wöchnerin kniet in halb bewußtlosem Zustande daneben. Endlich trägt Manducas Mutter den Kadaver auf einem Bananenblatt hinaus. Dort haben sie ihn verscharrt! —

Es war ekelhaft im höchsten Sinne des Wortes! Was für ein rohes Volk ist dies! Wieviel höher an Kultur stehen doch die Uaupés-Indianer, bei denen die Frau im Geheimen, meistens in einer abgelegenen Hütte im Walde, niederkommt, dann das Neugeborene badet und zur Maloka zurückkehrt, wo sie mit dem Manne in strengster Abgeschlossenheit das Kindbett abhält! —

Die Wöchnerin kniet noch lange am Boden vor dem Feuer, die Arme noch immer in die Hängematte verstrickt. Ihr Mann hockt vor ihr, den Rücken ihr zugekehrt. Die beiden alten Betschwestern erzählen sich mit halblauter Stimme grausige Geburtsgeschichten aus ihrer eigenen Erfahrung. Der Zauberarzt geht noch einmal hin, bläst der Kranken Tabakrauch über Rücken und Unterleib und begibt sich dann in seine Hängematte. Von Zeit zu Zeit streicht ihr die Witwe unter Pusten mit der flachen Hand von oben nach unten über den Leib. Sie warten auf die Nachgeburt.

Ich schlafe endlich ein, aber es ist kein erquickender Schlaf. Wüste Träume quälen mich. Wenige Stunden später schüttelt mich das Fieber mit aller Macht.

Die Wöchnerin hat frühmorgens schon wieder im kalten Flüßchen gebadet. Jetzt sitzt sie am Feuer und spinnt!

Abends kommen die Jäger mit drei starken Sauen heim. Die Beschwörung hat geholfen. Manduca bläst die Beute mit Tabakrauch an und spricht einen Zauberspruch darüber, in dem sich wiederum das Wort „*aúischkia*" (gut) oft wiederholt, auf daß der Speise nichts Böses anhafte. Schwiegervater zerlegt das Wildbret und hängt es über Nacht in der Maloka auf. Die Jäger liegen ermattet in den Hängematten. Sie waren sehr weit. Bald schläft alles; nur Hermina kauert am Feuer und kocht in einem großen Topf Schweinefleisch für morgen früh. Hin und wieder steht einer der Männer auf, hockt sich dazu und verzehrt stillschweigend ein Stück. Die Kerle können zu jeder Tages- und Nachtzeit essen.

Manducas zweite Frau ist noch immer krank. Ein armseliges, schwaches Geschöpf. Kein Wunder, sie ist noch ein Kind und war ein Kind, als sie zur Frau gemacht wurde! Jeden Morgen bei Sonnenaufgang sitzt sie im Nebel vor dem Haus und spült ihren Magen aus. Sie trinkt warmes Wasser in großer Menge und gibt es wieder von sich. Ihr ebenfalls kranker Bruder, ein mageres Kerlchen von 4—5 Jahren mit sehr kariösen Zähnen, leistet ihr meistens dabei Gesellschaft. Tagsüber verlassen die beiden kaum den dunklen Wohnraum der Familie. Hermina ist jetzt in allerhöchster Gnade. Seit ihrer Niederkunft hat sie sich ausgezeichnet erholt und zeigt schon wieder starke Aussicht auf Nachkommenschaft.

17. Oktober. Wildschweinlende in Fett geschmort, ein vorzüglicher Bissen! Schwiegervater ißt mit seiner Familie kleine Fische, die er mit der Angel gefangen hat, aus Rücksicht auf die Kranken. Er macht ein trauriges und nachdenkliches Gesicht. Hat dies nun seinen Grund darin, daß er kein Schweinefleisch essen darf, oder überlegt er immer noch, ob er die ganze Reise mit mir machen soll? Gestern sagte er mir mit ernster Miene, er würde mich über den Orinoco bis zum Casiquiare begleiten. Ich war sehr erstaunt, ließ mir aber nichts merken. Vielleicht ist es nur Gerede. Ein Indianer schwatzt heute so und morgen so. Manduca, den ich fragte, wußte nichts von diesem neuen Plan seines Schwiegervaters.

Gegen Mittag schien es mir und auch den Indianern, als wenn flußabwärts einige Schüsse fielen. Alles rief: „Die Arekuná kommen!" Ich gab vor dem Haus mehrere Schüsse mit der Browningpistole ab, doch es kam niemand.

18. Oktober. Beim Frühstück erzählt mir Manduca, der heute seinen liebenswürdigen Tag hat, seltsame Geschichten von Antonio Yaracúne:

„Der Kapitána ist ein Dieb! Er wird dir dein ganzes Gepäck stehlen.

Zu dem Zauberarzt, der neulich hier war, hat er gesagt, alles, was in den Kisten sei, gehöre ihm. Du selbst hättest ihm die Erlaubnis gegeben, aus den Koffern herauszunehmen, was er wolle!"

Wie er das machen will, ist mir unklar, da die Koffer mit doppelten Hängeschlössern versehen, die Holzkisten dazu noch vielfach verschraubt sind.

Antonio betrüge seine eigenen Stammesgenossen. Er verschaffe für guten Lohn den Spaniern Arbeiter und bezahle dann diese Leute schlecht oder gar nicht; also ein Lump, wie der Makuschí-Häuptling Ildefonso. Jetzt habe er sich mit den Weißen veruneinigt und sei deshalb flußaufwärts gezogen. Am oberen Ventuarí unterhalb der Mündung des Fewéte wolle er seinen Wohnsitz nehmen.

Was mag davon wahr sein? Vielleicht spricht aus den Hiesigen nur der Haß gegen den alten Häuptling von Mauakúnya, der durch den Kapitána wieder in seinem Amt bestätigt worden ist. Aber dem Heuchler Antonio mit seiner europäischen Halbzivilisation ist in der Tat nicht zu trauen. — Zu allen Gedanken auch noch diese Sorge!

23. Oktober. Beschwörungen jede Nacht, von abends 8 Uhr bis Mitternacht, bisweilen auch frühmorgens bis gegen Sonnenaufgang. Kranke werden kuriert, Geister treten auf mit übermenschlichen und tierischen Stimmen. Zwar haben wir jetzt das schönste Reisewetter, aber von einem Tag auf den andern werden wir vertröstet. Diese gezwungene Untätigkeit schwächt Nerven und Widerstandskraft. Hätte ich wenigstens etwas zu lesen! Aber ich mußte ja alle Bücher mit dem Hauptgepäck wegschicken, um uns möglichst zu entlasten. Einen Fetzen Papier bewahren wir wie ein kostbares Gut, einen Abriß von einem Blatt der „Jugend", Gedichte von Erna Heinemann. Wir lesen sie immer wieder, obwohl wir sie längst auswendig kennen. Man hat in dieser Einsamkeit, unter diesen anders redenden und in vielem anders empfindenden Menschen eine wahre Gier nach Gedrucktem, was es auch sei. —

Das Benehmen der Indianer gegen uns ist immer wechselnd, wie es die Regel ist bei diesem Stamm. Besonders Manduca ist launisch wie ein unerzogenes Kind. Heute ist er von bestrickender Liebenswürdigkeit, morgen macht er ein finsteres Gesicht und geht uns scheu aus dem Weg. Wir lassen ihn in diesem Zustande ganz links liegen, bis er von selbst wiederkommt. Aber diese wechselnden Stimmungen sind nichts weniger als angenehm.

Vielleicht haben die kranken Weiber Schuld daran, deren üble Gesinnung gegen uns immer deutlicher wird. Jetzt haben sie sich über uns

beschwert. Der Rauch unserer Tauarí-Zigaretten sei *ká'dota* (schlecht). Di Junge hat bitterböse Augen. Ihre schlechte Laune läßt sie gewöhnlich a den armen Hunden aus. Ihr Vater ist im Grunde genommen ein guter Ker aber seine Frau hat die Rasse verdorben.

Er ist der einzige, der immer gleichmäßig freundlich gegen uns is Wenn die andern auf der Jagd sind, hockt er gewöhnlich in unserer Näh arbeitet an irgend einem Gegenstand, einer riesigen Spindel für sein Frau, einer Hängematte für sein ältestes Söhnchen, und murrt dabei i halblautem Selbstgespräch über das Elend seines Familienlebens. Sein Reiselust scheint schon zum größten Teil verflogen zu sein. Vor den wilde Bogenschützen „Schirischána" hat auch er einen Heidenrespekt. Ich red ihm eindringlich zu und verspreche ihm *ō — — he kudufáda* („sehr vi Pulver"), wenn er mit mir ginge, aber er will mich nicht mehr über de Auarí zum „Fadími" (Paríme, Uraricuéra) und weiterhin begleiten. E schlägt mir den Weg über den Matacuní zum Orinoco[1] vor, aber das wi ich nicht. — Wer wird schließlich mit mir gehen? —

Trotz aller Beschwörungen ist die Jagd seit Tagen ergebnislos gebli ben. Das Rauchfleisch ist längst aufgezehrt, Manducas Mutter hat deshal Regenwürmer geholt, einen Majonggóng-Leckerbissen, an den wir uns noc immer nicht gewöhnt haben. Ein Teil davon wird sofort gekocht un aufgegessen. Den Rest hängt die Alte an einem Stock über das Feuer, u sie zu rösten und zu räuchern. Die Jungen knabbern daran. Auch ic versuche ein Stückchen davon — der Wissenschaft halber. Es schmec stark tranig.

24. Oktober. Die Indianer roden ganz in der Nähe Wald, um eine ne Pflanzung anzulegen. Sie richten sich also für längeren Aufenthalt ei Auch Romeo muß tüchtig mithelfen. Er beklagt sich bei mir. „Schwiege vater" kommandiere ihn wie ein „branco" (Weißer), und die Stechmücke fräßen ihn bei der Arbeit halb auf. Er hat die Majonggóng gründlich sat

Nachmittags kommt endlich der junge Mann zurück in Begleitur des fremden Zauberarztes und seines Sohnes. Sie sind bis Motokurún gewesen und haben dort Handelsgeschäfte gemacht. Außer neuen Weibe tragkörben bringen sie eine Hacke und andere Eisengeräte mit, gu englische Waren, die sich die Indianer des Merewarí meistens dur Zwischenhandel mit den Arekuná des Caróni verschaffen.

Von den Arekuná, die hierher kommen sollten, spricht niemand meh Vielleicht war es nur ein indianisches Hirngespinst.

Bis tief in die Nacht hinein erzählen die Reisenden ihre Erlebnis

[1] Robert Schomburgks Reiseweg.

Schwiegervater kann seine unbezähmbare Lust nach Neuigkeiten heute etwas befriedigen.

25. Oktober. Die Fremden machen sich bald auf den Heimweg. Mit ihnen geht ein Jüngling, auf den ich als Träger bis zum Auarí gerechnet hatte.

Kaum sind sie weg, da fragt mich Manduca zu meinem Erstaunen ganz freundlich, wann wir reisen wollten. Ich bestimme übermorgen.

Einen alten Bekannten haben wir hier wiedergefunden, mein Waldmesser, in dessen Horngriff Schmidt die Anfangsbuchstaben meines Namens eingeschnitten hatte. Es war mir in Mauakúnya abhanden gekommen, und wir nahmen sogleich an, daß es von Manducas Angehörigen gestohlen sei. Wahrscheinlich ist seine Mutter selbst die Täterin gewesen. Diese schamlose Gesellschaft! Nicht einmal mein persönliches Eigentum ist vor ihnen sicher, obwohl ich sie mit Geschenken überhäuft habe. Unehrlichkeit ist ein Hauptcharakterzug dieses minderwertigen Volkes.

26. Oktober. Auch heute am letzten Tag findet eine lange Beschwörung statt, die Manduca besonders wirkungsvoll zu machen sucht. Es ist eine Massenbehandlung. Drei Kranke sitzen vor ihm, den Rücken ihm zugewendet. Der Zauberer bebläst jeden einzelnen „*há- gsch — — — ! há- gsch — — — !*" mit Tabakrauch. Er formt die rechte Hand zum Trichter, setzt sie auf die schmerzenden Körperstellen und pfeift eintönig hindurch. Dann hält er die Hand geballt vor den Mund, und bläst mehrmals leise, geheimnisvoll hinein, indem er jedesmal „*há- a- a ! há- a- a ! á(u)b — á(u)b*" hinzufügt. Endlich weht er den unsichtbaren Krankheitsstoff mit der Hand zur Seite und bläst „*há-sch — — !*" dahinter her. Hin und wieder stöhnt er fürchterlich, als wenn er sich erbrechen müßte.

Er hat sich heute besonders zauberkräftig gemacht durch Schnupfen des H a k ú d u f a, eines stark narkotisierenden Pulvers, das sein kleiner Gehilfe in einer Topfschale über ein leichtes Feuer hält und dann mit einem Messer zusammenschabt. — Es wird aus der Rinde eines gewissen Baumes hergestellt, die so lange gekocht wird, bis alles Wasser verdampft ist, und nur ein feiner Satz auf dem Boden des Gefäßes zurückbleibt. — Der Zauberer bläst zunächst ein wenig von dem Staub durch ein Stück K u r a t á, Arundinaria-Rohr, aus dem diese Indianer ihre Blasrohre verfertigen. Dann zieht er mittels desselben Rohres den Staub mehrmals nacheinander in beide Nasenlöcher. Offenbar hat das Mittel eine aufreizende Wirkung. Er schmettert die einzelnen Worte des Zaubergesanges gellend heraus, indem er den Oberkörper unaufhörlich vor- und rückwärts wirft.

Beim burlesken Nachspiel hockt die ganze Jugend um den Geist herum und wälzt sich vor Lachen über seine Witze, die ich leider nicht verstehe.

Bei aller Einförmigkeit bringt der schlaue Manduca doch stets etwas Abwechslung in seine Beschwörung. Entweder zieht er den Refrain „*ī́* — — — *hī* — *yē*“ auffallend lang, oder er leistet sich irgend einen anderen Scherz. Gestern trat gegen den Schluß hin ein Geist auf, der in ganz rauhen Tönen unzusammenhängende Worte hervorstieß, dann wie ein wütender Jaguar knurrte und brummte und plötzlich wie toll umherhüpfte, sodaß die jugendlichen Zuhörer ausrissen. Dann wurde der Geist wieder gemütlich, machte Witze, und alles lachte.

27. Oktober. Die Stimmung der Indianer ist schlechter als je. Schon lange vor Sonnenaufgang berieten sie sich leise. Sie haben irgend eine Gaunerei im Sinne, das ist klar, denn verstellen können sie sich ebensowenig wie Kinder. Manduca macht ein verbissenes Gesicht und spricht kein Wort. Er rekelt sich in der Hängematte herum, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Die anderen packen Lasten und wenige Lebensmittel in Kiepen. Nichts deutet auf eine monatelange Trennung.

Kurz vor 10 Uhr marschieren wir ab. Hermina und ihre Schwiegermutter schleppen einen Teil des Gepäcks bis zu einer Pflanzung, wo sie Maniokwurzeln holen wollen. Manduca trägt nur meinen Karabiner. Zunächst ersteigen wir in südwestlicher Richtung die steile Anhöhe, an deren Fuß die Maloka liegt. Dann geht es wenig abwärts durch eine ausgedehnte Pflanzung in ein verwachsenes Tal, das von klaren Wasseradern durchflossen ist. Hier bleiben die Frauen zurück. Hermina weint bitterlich, als sie mir zum Abschied die Hand reicht. Sie ist vielleicht die einzige, die ein wenig Zuneigung zu uns gefaßt hat. Auf einer niedrigen Anhöhe rasten die Indianer. Manduca ist mitten unter ihnen. Finster blickt er zu Boden. Schwiegervater sitzt mit verlegener Miene mehrere Schritte abseits. Ich frage Manduca nach dem Namen des hohen Gebirges, das vor uns im Südwesten aufsteigt. Widerwillig und nach längerem Zögern gibt er mir die Antwort, ohne den Blick zu erheben. Die anderen machen ernste, fast feindselige Gesichter. Offenbar hat wieder eine Beratung stattgefunden. In schweren Gedanken gehe ich weiter. An einem kleinen Bach warte ich mit Schmidt lange auf die Leute. Da kommen sie an. Manduca fehlt. Sein Bruder, ein hellfarbiges Individuum, der uns, glaube ich, aus tiefster Seele haßt, liefert den Karabiner ab. Er wirft ihn Schmidt vor die Füße. Unter dem schweren Rucksack keuchend, klimmen wir auf breitem, vielbetretenem Pfad durch Hochwald steil hinan. Schmidt, der sehr anämisch ist, bleibt alle Augenblicke stehen und schnappt nach Luft. Zur Linken stürzt ein Bach parallel dem Wege rauschend ins Tal. Zur Rechten erscheinen zwischen den Bäumen schroffe Felswände aus Granit wohl

150 m hoch und höher. Ihâni-hede nennen die Indianer diesen etwa 1500 m hohen Gebirgszug, den wir mühsam erklettern. Endlich sind wir auf der Höhe, wo uns die Leute schon erwarten. Hier oben herrscht frische Gebirgsluft. Von Mauarúnya an sind wir etwa 750 m gestiegen. Ich trete an den Rand des senkrechten Absturzes und blicke weit nach Osten und Nordosten über das dichtbewaldete Gebirgsland des oberen Merewarí. Im Nordosten überragt seine Umgebung der hohe Tafelberg Pauá, auf dem der Merewarí entspringt.

Die Indianer drängen sich nicht wie sonst um mich, sondern sitzen weit hinter mir auf einem umgestürzten Baumstamm, während ich die Gegend mit dem Glas betrachte. Ich muß Schwiegervater herbeirufen, daß er mir die einzelnen Gebirgszüge mit Namen nennt.

Der Pauá, sagt er, sei ein tückischer Berg. Zwar wüchsen auf ihm viele Blasrohre, aber man könne sie nicht holen. Wenn man in die Nähe käme, würde es ganz finster, und die Leute müßten sterben.

Nach kurzer Rast gehen wir weiter, aber, wo ist der Weg? Der flache Kamm des Ihâni ist weithin mit riesigen, halbverbrannten Baumstämmen bedeckt, die in wildem Gewirr durch- und übereinander liegen.

Während des letzten außergewöhnlich scharfen und langen Sommers vertrocknete der Wald. Indianer vom oberen Auarí oder Padámo, die, vom Caróni kommend, in ihre Heimat zurückkehrten, legten hier Feuer und verursachten große Waldbrände, deren Rauch das Tal des Merewarí erfüllte und im März tagelang Dämmerungserscheinungen hervorrief. Die Wirbelstürme, die regelmäßig zu Beginn und am Ende der Regenzeit wiederkehren, wehten dann die angebrannten Baumstämme über den Haufen.

Mit unendlicher Mühe klettern wir über das Chaos und finden endlich nach längerem Suchen am gegenüberliegenden Waldesrande den Weg wieder. Nach geringem Abstieg müssen wir abermals über eine Kette. Die Zunge klebt am Gaumen. Seit Stunden fehlt das Wasser, und die feine Asche der Brandstätte hat die Kehle ausgetrocknet. Doch bald geht es steil abwärts in ein Tälchen, wo wir am Ufer eines munter sprudelnden Bächleins mit hellbraunem Wasser das Lager beziehen. Es ist die Quelle des Tauacúni, eines kleinen rechten Zuflusses des Yaniacá, der kurz oberhalb Mauarúnya mündet.

28. Oktober. Gegen 8 Uhr marschieren wir ab. Wir kriechen zunächst durch einen feuchten, mit vereinzelten stacheligen Palmen durchsetzten Krüppelwald, dessen Bäume mit dicken Moosen und langen Flechten behangen sind. Wieder kommt ein steiler Höhenzug, und der Weg ist zu Ende. Seinen Kamm bedeckt ein Waldbruch, weit größer und schlimmer

als der gestrige. Haushoch liegen an manchen Stellen die angekohlten Bäume übereinander. Wie Seiltänzer turnen wir über schwankende Stämme und ein Gewirr von Ästen, stets in Gefahr, abzustürzen und Hals und Beine zu brechen. Der schwere Rucksack zieht den geschwächten Körper bald nach dieser, bald nach jener Seite. Die Zacken der halbverbrannten Äste bohren sich schmerzhaft in die nackten, mit Wunden bedeckten Füße. Es ist ein Marterweg in des Wortes vollster Bedeutung, auch für die Indianer. Manducas Bruder stürzt mehrmals hin und rollt schließlich mit seiner Last einen Abhang hinunter, wo er laut weinend liegen bleibt. Streckenweise müssen wir auf dem Bauch unter den Baumleichen hin kriechen, zwischen denen wir uns mit dem Waldmesser einen schmalen Weg bahnen. — Dabei ist die Aussicht von dieser Höhe unbeschreiblich schön. Vor uns haben wir ein tiefes Tal, in das zur Rechten ein ansehnlicher Bach, von der grellen Sonne silbern bestrahlt, wohl 30 m hoch über dunkle Felsen springt. Es ist der Cufaracúni, der dem Emecuní oberhalb des Falles Kuyádi-sóde zufließt. Im Westen über mehrere Höhenrücken hinweg erkennt man das breite Tal des Auarí und als Abschluß des herrlichen Bildes die gewaltige Parímakette, die Wiege des Orinoco. In fast ununterbrochenem Zug verläuft sie von Norden nach Süden, erhebt sich im Südsüdwesten in einzelnen hohen Kuppen und verliert sich in blauer unbekannter Ferne. — Stundenlang möchte ich hier oben weilen, aber jetzt ist nicht die Zeit, in Naturschönheiten zu schwelgen.

Nach manchem Ach und Weh erreichen wir den Waldessaum und steigen ins Tal hinab, wo wir auch den Weg wiederfinden. Wir überschreiten mehrmals den Cufaracúni und sammeln uns unter einem alten Schutzdach. Die Indianer hocken mißmutig da. Manducas beide Brüder sind krank und gehen zurück, ohne von mir Abschied zu nehmen. Ein Korb Maniokmehl muß hier liegen bleiben. Ich frage die Leute: „Wo ist Manduca? Kommt er uns morgen nach zum Auarí?“ Damit hatte sein Schwiegervater mich über sein Fernbleiben beruhigt. — Jetzt antwortet man mir mit spöttisch-verlegenem Lachen.

Auf gutem Weg marschieren wir weiter über eine Anhöhe. Ich bin etwas zurückgeblieben. Hinter mir kommt ein Träger. Ich stelle mich vor ihn und frage ihn schroff: „Wo ist Manduca?“ „In Mauarúnya!“ „Kommt er zum Auarí?“ „Nein!“ — Der Schuft hat uns betrogen! —

Abermals geht es steil bergan, und abermals stehen wir vor einem Waldbruch, soweit das Auge reicht. Nur mit aller Anstrengung kommen wir hinüber und finden auch im dichten Wald trotz längeren Suchens den Weg nicht mehr. Die Schatten werden tiefer; die Nacht naht heran. Die Indianer

haben die Lasten hier und dort niedergeworfen. Der Koffer liegt oben auf der Höhe; der Theodolit, die photographische Kamera und die anderen Sachen sind im Walde verstreut. Wie gehetztes Wild brechen die Indianer durch das Gestrüpp und finden endlich in einem Tälchen Wasser. Romeo errichtet mit dem einen Yekuaná ein Schutzdach für die Nacht. Schwiegervater und der andere sind auf der Suche nach dem Weg. Mit dem Einbruch der Dunkelheit kommen sie an. Sie haben keinen Weg gefunden. Weiter nach Westen sei alles verfallen, schlimmer als bisher. Mit finsteren Gesichtern liegen sie in den Hängematten. Der Alte erklärt mir, sie hätten Hunger.

Zwei Tage lang haben wir bei den ungeheuren Anstrengungen nur von Maniokmehl und Wasser gelebt, da die Gegend wildleer ist. Auf dem ganzen Marsch war nicht ein kleiner Vogel zu sehen. Es herrschte eine unheimliche, auch für die Indianer beängstigende Stille. Wahrscheinlich ist das Wild seinerzeit vor der ausgedehnten Feuersbrunst und dem erstickenden Rauch geflohen und noch nicht wieder zurückgekehrt.

Es sei unmöglich, fährt er fort, weiter vorzudringen. Sie würden morgen früh nach Mauarúnya zurückkehren. Wenn wir nicht mit ihnen gingen, würden sie uns und das Gepäck im Stiche lassen.

Soll ich hier meine Gedanken und Empfindungen schildern? Schlaflos verbringe ich die Nacht, ich sitze am Feuer und lege von Zeit zu Zeit Reisig hinzu, daß es aufflammt und die dunklen Gestalten der Indianer beleuchtet, die in ihren Hängematten liegen und sich halblaut besprechen. Ich bin vor eine schwere Frage gestellt, die sich freilich von selbst beantwortet. Ein rascher Entschluß ist nötig. Schmidt ist den Strapazen nicht mehr gewachsen. Er ist krank, und seine Füße sind von eiternden Wunden zerrissen. Schon heute kam er kaum noch mit. Was soll ich allein mit vier schweren Trägerlasten in dieser furchtbaren Einöde, ohne Weg, ohne Lebensmittel? —

Ich rufe den Alten und erkläre ihm in aller Ruhe, ich sähe die Unmöglichkeit ein, und würde morgen mit ihm zurückkehren. „Willst du mich dann mit deinen Leuten über den Fewéte zum Ventuarí bringen, damit ich auf diesem Weg den Orinoco erreiche?“ Er antwortet ausweichend. —

Hätte ich auf meinem Willen beharrt, vielleicht hätten wir zwei uns mit Hilfe des Kompasses durchgeschlagen bis zum Auarí — vielleicht! — wenn wir nicht unterwegs Hungers gestorben wären. Aber was war dann gewonnen? Wir kennen ja die Lage der einzigen Yekuaná-Niederlassung im Quellgebiet dieses Flusses nicht, und die Indianer haben uns immer

versichert, daß das Dorf verlassen sei, daß alle Bewohner zum Merewarí verzogen seien. Und wären wir auch schließlich dort angekommen und hätten Leute gefunden, was hatten wir dann erreicht? Ohne Instrumente, von allen Mitteln entblößt, in halbnacktem Zustande, denn unsere Kleider hängen jetzt schon in Fetzen! Als Abenteurer waren wir dann der Gnade der Indianer preisgegeben! —

Ja, wenn wir auch wirklich, vielleicht auf einem Floß, mit Instrumenten und Tauschwaren bis zu den Máku, drei Tagereisen Auarí abwärts, gelangt wären, so hätten wir dort noch lange keine Mannschaft für die Weiterreise bekommen, denn die wilden Schirianá, die allein diese unendlichen Wälder der Paríma, die Quellgebiete des Uraricuéra und Orinoco, durchziehen, stehen allen ihren Nachbarn feindlich gegenüber und werden von ihnen aufs äußerste gefürchtet. — Selbst wenn Manduca und Romeo uns begleitet hätten, wir wären wahrscheinlich nie bis zum Orinoco durchgedrungen. Unsere Lebensmittel wären nur zu bald ausgegangen. Nur zu bald hätten wir die Boote verlassen müssen, da der obere Uraricuéra durch gebirgiges Land fließt. Wege gibt es nicht in diesem Teil des Gebirges, der von den seßhaften Indianern ängstlich gemieden wird. Das Gebiet ist arm an Wild. Am Ende wären wir dem Hunger, den furchtbaren Strapazen erlegen, und niemals hätte ein Mensch erfahren, wo wir geblieben wären.

Manduca hatte recht, wenn er mir so und so oft erklärte: „Die Reise ist unmöglich!" Ich habe ihn gedrängt und immer wieder gedrängt und schließlich selbst gezwungen, sich auf diese echt indianische Weise aus dem Handel zu ziehen[1].

Eines ist mir in diesen Tagen klar geworden: Die Quellen des Uraricuéra und des Orinoco zu erreichen, ist nur einer mit größeren Mitteln ausgestatteten, vorwiegend geographischen Expedition möglich, denn ethnographisch ist in diesem sehr schwach bevölkerten und nur von streifenden Indianern auf sehr niedriger Kulturstufe durchzogenen Gebiet nicht viel zu holen. Eine solche Expedition muß mindestens aus drei, besser noch aus vier wissenschaftlichen Mitgliedern bestehen, damit eine Trennung möglich ist. Sie muß sich reichlich mit Lebensmitteln versehen — viele Tauschwaren braucht sie nicht mitzunehmen — und im Oktober

[1] Meinem Vorgänger Robert Schomburgk ist es 1839 ähnlich ergangen. Kurz vor dem Ziel „vor der Schwelle der Quellen des Orinoko" zwangen ihn die Majonggong umzukehren, aus Angst vor ihren Todfeinden, den „Kirischanas" (Schirianá), unter deren blutigen Überfällen sie damals zu leiden hatten. Vgl. Reise in Guiana und am Orinoko. S. 437—438.

den Uraricuéra möglichst rasch aufwärts fahren bis zur Niederlassung der Máku am mittleren Auarí. Hier wird ein mehrwöchiger Aufenthalt genommen, der zum Herstellen von Reisezehrung, besonders Maniokmehl, benutzt wird und zu Vorstößen auf dem oberen Uraricuéra, bei denen möglichst weit und in bestimmten Zwischenräumen Lebensmitteldepots angelegt werden. Die Weiterreise folgt dem Laufe des Uraricuéra, der ja nach der Aussage der Indianer auf demselben Berg entspringen soll wie der Orinoco. Die erste Vorbedingung aber für das Gelingen der Expedition ist eine feste, durchaus zuverlässige Mannschaft, denn auf die Indianer dieser Gegenden, die dazu noch untereinander mehr oder weniger feindlich sind, ist gar kein Verlaß. — Und selbst einer solchen wohlausgerüsteten Expedition würden sich in diesem wilden, unwegsamen, menschenleeren Gebiet unendliche, vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen.

Am meisten Aussicht auf Erfolg hätte es, wenn die Sache gleichzeitig von zwei Seiten in Angriff genommen würde, d. h. wenn Brasilien und Venezuela gleichzeitig je eine Expedition ausschickten, die sich gegenseitig in die Hand arbeiteten, um die beiden Quellgebiete und damit die Grenze endgültig festzulegen. Die venezolanische Expedition müßte am Alto Orinoco oberhalb der Mündung des Padámo, wo die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen, ebenfalls in bestimmten Zwischenräumen Depots von Lebensmitteln anlegen, die von Zeit zu Zeit ergänzt würden, was sich verhältnismäßig leicht ausführen ließe. Die brasilianische Expedition müßte ihrerseits durch den Auarí und über Land Padámo abwärts, also auf dem Schomburgk'schen Weg und damit dem alten, heute noch vielfach benutzten Handelswege der seßhaften Indianer beider Gebiete, mit der venezolanischen Expedition in Verbindung treten, sodaß der Vormarsch zur Parímakette von beiden Seiten gleichzeitig unternommen werden könnte. Beide Teile träfen sich auf dem Paríma-Gebirge, wo sie gemeinsam arbeiteten, um dann gemeinsam über den oberen Orinoco, auf dem bequemeren Wege, heimzukehren. Ich halte es aber schon wegen der ungeheuren Transportschwierigkeiten für ausgeschlossen, daß sich aus einer Erforschung dieser Gegenden in absehbarer Zeit wirtschaftliche Vorteile ergeben könnten. —

So bleibt mir nun der Ventuarí. — Gelingt es mir, den Widerstand und die Indolenz der Indianer zu überwinden und auf diesem Wege zum Orinoco durchzustoßen, so ist damit ein großes, bisher unbekanntes Gebiet erschlossen, und der Lauf eines der größten Nebenflüsse des Orinoco in seiner ganzen Länge festgelegt[1].

[1] Auf die Wichtigkeit der Erforschung dieses „noch so gut wie unbekannten" Nebenflusses des Orinoco haben Sievers und Jahn wiederholt hingewie-

29. Oktober. Der Alte teilt mir mit, sie wollten noch heute rasch nach Mauarúnya zurückkehren, weil sie Hunger hätten. Die Lasten würden sie deshalb am Wege liegen lassen und später nachholen.

7 Uhr ab. Die Yekuaná sind weit voraus. Romeo ist unser Führer. Fern von Manducas Einfluß ist er ein anständiger Bursche und guter Kamerad. Er kommt selbst nur langsam vorwärts, da er an Malaria leidet und von den Strapazen sehr mitgenommen ist. Der Rückweg erscheint uns noch fürchterlicher als der Hinweg, da wir ihn kennen. Beim Durchschreiten des Cufaracúni bricht das unterwaschene Ufer mit mir ab, und ich nehme mit dem Rucksack ein unfreiwilliges Vollbad. Auf luftiger Höhe in der Mittagssonne wird alles rasch wieder trocken. Beim Weitermarsch schießt Romeo ein feistes Inambú[1]. Unter einem Schutzdach liegen der Koffer, die Ledertasche mit dem Theodolit und die photographische Kamera auf einem Gerüst, fein säuberlich aufgestapelt und bedeckt. Wir lagern wieder an der Quelle des Tauacúni. Romeo, der vorausgeeilt war, hat das Rebhuhn schon gekocht. Selten hat mir etwas so gut geschmeckt.

30. Oktober. Gegen 8 Uhr klettern wir weiter. Auf dem Kamm des Ihâni-Gebirges finden wir den Kleidersack, der außer der wenigen Wäsche, die uns noch verblieben ist, einige Äxte, Pulver, Schrot und andere notwendige Tauschwaren enthält. Auch diese Last ist sorglich auf Baumstämme gelegt und mit einer Zeltbahn gegen Regen geschützt. Man merkt die ordnende Hand des Schwiegervaters. Ich entnehme dem Sack meinen letzten „fast neuen" Kakianzug. Meine Lumpen schenke ich Romeo, der sich sofort damit behängt. Kleider machen Leute. Der in seiner Nacktheit schöne, schlanke Mensch sieht nun aus wie ein Vagabund.

Nachmittags gelangen wir nach Mauarúnya. Das Wiedersehen mit Manduca ist, von meiner Seite wenigstens, sehr kühl. Leider brauche ich ihn und seine Leute noch zu sehr. Er ist von bestrickender Liebenswürdigkeit gegen uns, wie nur je in seiner besten Zeit, lädt uns mehrmals zum Essen ein und überläßt sogar Schmidt seine eigene Hängematte, da dessen Hängematte ganz zerrissen ist, sodaß er schon auf dem Boden schlafen wollte. Morgen will Manduca die Lasten holen lassen, und in den nächsten Tagen würde uns sein Schwiegervater weiter bringen bis — Casiquiare. — Wers glaubt! —

sen. Wilhelm Sievers: Süd-u. Mittelamerika. 2. Aufl. Leipzig u. Wien 1903. S. 27. Alfredo Jahn: Beiträge zur Hydrographie des Orinoco u. Rio Negro. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1909 S. 100. — Vgl. auch Sievers: Süd- und Mittelamerika 3. Aufl. Leipzig u. Wien 1914. S. 25.

[1] Crypturus sp.; Art Rebhuhn.

31. Oktober. Frühmorgens — die Leute wollen gerade weggehen, um das zurückgelassene Gepäck zu holen — wird dicht bei der Maloka ein Tapir gemeldet. Alles, was Waffen tragen kann, eilt weg mit Hunden, Flinten und Lanzen. Fernes Geschrei und Hundegebell, das immer näher kommt. Schwiegervater erscheint hoch oben auf der steilen westlichen Anhöhe, brüllt etwas zu uns herunter und saust dann mit seiner langen Lanze in vollem Lauf hinab. Unsereiner hätte dabei unfehlbar Hals und Beine gebrochen. Ganz in der Nähe fallen kurz nacheinander mehrere Schüsse. Manduca ist der glückliche Schütze. Unter gewaltigen Anstrengungen schleppen sie die Beute heran. Ein mächtiger Kerl, stark und fett wie ein Ochse. Der Alte wirft ihn aus und zerlegt ihn hinter dem Haus. Dort wird auch der Bratrost errichtet; sonst müßten die Kranken sterben. Dann werden sämtliche jüngeren Bewohner, junge Burschen, junge Frauen und Kinder, vom Alten ausgepeitscht, damit das Wildbret sie nicht krank machen kann. Sie treten vor den Tapirkopf und erhalten drei bis vier kräftige Hiebe über Beine und Lenden, wie es in Mauakúnya beim Einzug in die neue Maloka geschah. Dieselbe Zeremonie beobachtete Schmidt vor einem Jahr in Koimélemong, als Neves für die zahlreichen Festgäste einen Ochsen schlachten ließ.

Auch das Abendessen wird hinter dem Haus eingenommen. Es gibt Kutteln. Magen und Därme sind so schlecht gereinigt, daß einzelne Kotbrocken in der fetten Suppe schwimmen und ihr eine grünliche Farbe verleihen. Doch wir sind bei den Majonggóng schon an einiges gewöhnt.

Manduca, sein Schwiegervater und seine beiden kranken Brüder essen nichts vom Tapir. Ein Jäger hat eine Cutía geschossen, sodaß auch sie nicht zu kurz kommen.

Die halbe Nacht Krankenbeschwörung mit Schnupfen von Hakúdufa wie gestern.

1. November. Die gute Stimmung der Indianer, die wohl aus einer Art Schamgefühl entsprang, ist schon wieder vorüber. Überall begegnen wir unfreundlichen Gesichtern. Manduca zieht mit seiner ganzen Familie ab, um die Lasten zu holen.

Schwiegervater erklärt mir nun auf einmal, er wolle uns nur bis zum „Kapitána" bringen, der jetzt am Yatéte seinen Wohnsitz haben soll. Später sagt er dann wieder, er ginge mit bis zum Casiquiare. Er ist ein alter Schwätzer.

Nachmittags kommt Manduca allein ohne Last zurück. Er ist unterwegs krank geworden. Stöhnend wirft er sich in der Hängematte herum, macht aber dann wieder stundenlang seinen Hokuspokus, diesmal ohne

Krankenkur, vielleicht zur Selbststärkung. Schwiegervater befragt eifrig das Orakel über unsere Weiterreise. Danach fühlt sich der Herr Doktor anscheinend wieder ganz wohl. Was doch die Einbildung vermag!

2. November. Gegen Mittag kommt Manducas Familie mit dem Gepäck. Einige Gebrauchsgegenstände sind aus dem Sack entwendet; auf welche Weise, ist mir rätselhaft, da die Öffnung mit einem Bügel verschlossen ist, und der Sack sonst keinen Schaden zeigt. Aber ich kann mich mit solchen Kleinigkeiten jetzt nicht aufhalten. Es steht mehr und höheres auf dem Spiel. Was ist aus meinen Hauptgepäck, meinen Aufzeichnungen und Sammlungen geworden, die ich Antonio anvertraut habe? Dieser Gedanke lastet seit Tagen schwer auf mir. Deshalb fort von hier, sobald als möglich!

22. KAPITEL.

AUF NEUEN WEGEN ZUM ORINOCO.

Der heutige Tag setzt allem die Krone auf. Am frühen Morgen teilt mir Manduca mit, sein Schwiegervater wolle uns bis „Antoniorínya“ bringen, d. h. bis zum Hause des Oberhäuptlings am I u r é u a, einem linken Nebenfluß des unteren Ventuarí, weit unterhalb der großen Katarakte. Heute könnten wir reisen. Dann macht er sich davon, ohne mir, der ihn weit über ein Jahr als Freund behandelt hat, auch nur Lebewohl zu sagen, und entzieht sich dadurch aller Verantwortung.

Kaum ist er weg, da bricht die üble Stimmung der Indianer in offene Feindschaft aus. Beim Packen fehlt eine große Zeltbahn. Auf die Frage nach dem Verbleib erschallt höhnisches Gelächter. Nun werde ich furchtbar grob, da bringt Manducas Mutter den vermißten Gegenstand von draußen herein. Sie hatte ihn in der Pflanzung versteckt. Jetzt wird Schwiegervater wütend und schreit, wenn ich das Tuch, das mir die Alte vor die Füße geworfen hat, nicht hier ließe, würde er überhaupt nicht mit mir gehen. So geht es eine ganze Weile hin und her. Ich stehe inmitten des Hauses, auf meine Flinte gestützt, Schmidt sitzt neben mir auf einem Koffer; Schwiegervater hockt abseits und schlürft irgend ein Getränk aus einer Kalabasse, die ihm eine der Frauen gereicht hat.

Endlich tritt etwas Ruhe ein, und man fängt wieder an zu packen. Ich verpflichte einen jungen Yekuaná, einen gutmütigen dicken Kerl, der mich schon zum Auarí begleitet hatte, mit Pulver und Schrot zum Tragen

des Theodolit, der photographischen Kamera und anderer kleinerer Sachen. Nun fehlt noch ein Träger für den Eisenblechkoffer. Manducas Brüder und ein anderes unnützes Individuum liegen in den Hängematten und grinsen spöttisch. Jetzt reißt auch Schmidt die Geduld. Mit ein paar kräftigen Flüchen springt er hin und nimmt ihnen einen kleinen Vorderlader weg, den ich ihnen überlassen hatte. Ich erkläre ihnen, sie würden das Gewehr erst am Fewéte zurückerhalten, wenn sie den Koffer hinübertrügen. Endlich gehen Schwiegervater und der Dicke ab, von Schmidt begleitet. Romeo, der gestern wieder mit Manducas Bruder einen heftigen Streit gehabt hat, und jetzt eilt, von hier wegzukommen, nimmt kurz entschlossen den schweren Koffer auf den Rücken, obwohl er in heftigem Fieberanfall schwankt. Hermina, die gute Seele, belädt sich mit der Last ihres Freundes, einem Korb Maniokmehl. Beide verschwinden im Wald. Mario will nicht mit uns gehen. Mag er hier bleiben und ganz Majonggóng werden!

Nun bin ich noch allein da. Ich sitze auf meinem Rucksack, drehe mir zur Beruhigung eine Zigarette und warte, wie sich die Dinge weiter entwickeln werden, ohne mich um das Gezeter der Weiber zu kümmern. Ausdauer führt gegenüber widerspenstigen Indianern fast immer zum Ziel. Schließlich erhebt sich auch Manducas Bruder, rollt seine Hängematte zusammen und geht hinter den anderen her. Ich mache den Schluß und eskortiere die ganze Gesellschaft mit drei Gewehren im Arm. Das Zelttuch habe ich in meinen Rucksack gesteckt. Die Alte reicht mir noch die Hand. Ich drücke sie ihr, daß sie hoch springt und laut aufschreit.

Bald treffe ich Romeo, der nur mühsam vorwärts kommt. Er schimpft auf die Majonggóng und sagt, er wolle Hermina mit sich nehmen. Auf einer Lichtung finden wir die übrigen. Der Abschied zwischen Romeo und Hermina ist ernst und lange. Er redet eifrig auf sie ein. Sie schüttelt das Haupt. Schwiegervater bewacht sie mit Argusaugen. Ich schenke ihr noch einige Schnüre großer Perlen, die wohl nicht lange in ihrem Besitz bleiben werden. Dann sage auch ich ihr Lebewohl. Es wird mir sehr schwer, sie hier zurückzulassen, die arme kleine Frau. Diesen rohen Menschen, die ihr alles gestohlen haben, und sie als Fremde hassen, ist sie nun schutzlos preisgegeben. Ihre schöne Heimat und ihre Angehörigen wird sie wohl niemals wiedersehen. Ich werde es immer bereuen, daß ich sie gegen ihren Willen mit auf diese Reise nahm. —

Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Manducas Bruder schleppt den Koffer. Bald sind uns die Indianer aus dem Gesicht entschwunden. Nun könnten sie die Lasten irgendwo niederwerfen und querwaldein

zurücklaufen. Aber ein Indianer ist in seinen Handlungen selten folgerichtig, was häufig recht unangenehm, bisweilen aber auch, wie in diesem Falle, gut ist.

Nach anstrengendem Marsch von 7 Stunden durch regennassen Wald treffen wir die ganze Gesellschaft unter einigen Schutzdächern.

4. November. 7 Uhr ab. Der Regen hat wieder eingesetzt. Ich bleibe dicht bei den Indianern, muß mich aber anstrengen, mit zu kommen, da die Kerle trotz ihrer schweren Lasten im Laufschritt vorwärts eilen. Nach 2 ½ Stunden kommen wir zu der Baracke am Fewéte, wo das Flüßchen schiffbar wird. Manducas Kahn, in dem wir flußabwärts fahren wollten, ist nicht mehr da. Durchreisende Indianer haben ihn wahrscheinlich mitgenommen. Schwiegervater geht deshalb mit Romeo und dem Dicken über Land nach Mauakúnya, um uns morgen im Boot von hier abzuholen.

Manducas Bruder kehrt heim. Ich bin froh, daß ich diesen widerlichen Burschen mit der unnatürlichen weißen Haut und dem weibischen Gesicht und weibischen Benehmen nicht mehr zu sehen brauche.

Schmidt und ich machen es uns so bequem wie möglich, kochen uns eine warme Mehlsuppe und knabbern trockene Maniokfladen mit Salz. Kein Majonggóng stört unsere Einsamkeit.

5. November. Gegen Mittag kommen Romeo und der Dicke in einem großen Kanú. Wir fahren sehr gemächlich, da die Indianer beständig kleine Fische angeln. Unser altes Heim Suhínya ist niedergebrannt. Bald wird hier der Wald wieder unumschränkt herrschen.

Erst am späten Nachmittag gelangen wir nach Mauakúnya, wo wir von den wenigen Familien, die anwesend sind, freundlich empfangen und mit Tapirbraten und Kaschirí bewirtet werden. Kaikuschí ist in der Zwischenzeit noch mehr auf den Hund gekommen. Er ist halb verhungert, nur noch ein Schatten, erkennt aber seinen alten Herrn sofort wieder. Die Leute bitten mich um Chinin, da mehrere von ihnen Fieber haben. Wir schlafen sehr gut in der geräumigen, fast menschenleeren, sauberen Maloka. Es ist ein wunderbares Gefühl, diese fürchterlichen Landmärsche endgültig hinter sich zu haben. Vor uns liegt die offene Wasserstraße, der Weg zum Orinoco, der Heimweg! Jeder Reisetag bringt uns jetzt der Heimat näher!

6. November. Beim Morgenbad nehme ich Abschied von meinem armen vierbeinigen Freunde. Er wird ihn nicht lange überleben. Leider kann ich ihn nicht mitnehmen. Das Boot ist schon für uns fünf Mann mit dem Gepäck zu klein. Schwiegervater fährt deshalb mit Schmidt in einem leichten Kahn voraus. Schmidt steht aufrecht im Bug des schwankenden

Fahrzeugs und arbeitet mit der Stange; der Alte sitzt im Heck und steuert Die beiden können anfangs gar nicht einig werden. Der Alte kommandiert und schreit nach seiner Gewohnheit, besonders wenn es scharf zwischen Steingeröll durch die zahlreichen Schnellen geht, und Schmidt versteht kein Wort Yekuaná. Macht er dann eine falsche Wendung, und stößt das Boot wider einen Stein, sodaß er um ein Haar herausfällt, dann bricht sein Genosse in ein brüllendes Gelächter aus, und wir andern lachen mit.

Das Flüßchen strömt in zahlreichen Windungen nach Nordwesten und ist breit und seicht. Die Ufer sind flach und versumpft. An einer Stelle steigt das linke Ufer steil an und verursacht einen Fall, an den sich eine lange Stromschnelle anschließt. Ich gehe mit Schmidt über Land, während die Leute die Kähne mit der Ladung hindurch ziehen. Das linke Ufer besteht hier aus roter, toniger Erde. Unterhalb des Falles wird der Fewéte schmäler und tiefer und hat einzelne Sandbänke. Nach dreistündiger Fahrt lenken wir in den Ventuarí ein.

Der Ventuarí wird in seinem Oberlauf von den umwohnenden Indianern Parauá genannt[1]. Er kommt aus Nordosten und entspringt nach Aussage der Indianer auf keinem bestimmten Gebirge, sondern läuft westlich vom Berge Pauá aus kleinen Waldbächen zusammen. An der Mündung des Fewéte sind beide Flüßchen fast gleich breit, 30-35 m, aber der Parauá ist tiefer als der Fewéte und hat weißes Wasser, während jener schwarzes Wasser führt. Die Quelle des Ventuarí erreiche man von hier aus in drei Tagen Bergfahrt.

Wir kommen an einer Hütte vorbei, die auf dem rechten Ufer inmitten einer Pflanzung liegt. Sie gehört dem uralten Zauberarzt, aber Exzellenz ist abwesend. Eine Stunde unterhalb der Mündung des Fewéte ruft ein niedriger Gebirgszug, der nahe an das rechte Ufer herantritt, einen kleinen Fall, Waráme-sóde, hervor. Kurz darauf legen wir bei einer Hütte an. Hier hält sich zurzeit der Häuptling von Mauakúnya auf. Der Mümmelgreis empfängt uns mit mürrischem Gesicht. Meinen Yekuaná setzt er Frühstück vor. Uns lädt er nicht einmal ein, was nach indianischen Anstandsbegriffen eine große Beleidigung ist. Wir machen uns aber nichts daraus und essen im Boot mit Romeo Tapirbraten. Auch unserem Steuermann scheint es bei seinem Bruder und Nebenbuhler gar nicht behaglich zu sein. Er hat mit ihm ein gleichgültiges Wechselgespräch. Dann fahren wir weiter.

[1] Parauá oder Palauá (spanisiert: Paragua) bezeichnet in den dortigen Indianersprachen einen „großen Fluß" oder auch das „Meer". Außer dem großen linken Nebenfluß des Caróni nennen die Indianer so den oberen Orinoco bis zur Mündung des Guaviare. Vgl. Alexander von Humboldt: Reise. Bd. III S. 286.

Kurz nach 2 Uhr kommen wir nach Tyahokónya (Pfefferfresserdorf), einer kleinen, schmutzigen Maloka auf dem hohen rechten Ufer. Die Bewohner sind alte Bekannte von uns, freundliche Leute. Das Innere des Hauses ist vollkommen finster. Die Wand des „Korridors" besteht nicht wie sonst aus breiten Rindenstücken, sondern aus Palmlatten. Schmidt sagt, es sähe hier aus wie im Kartoffelkeller seiner Mutter in Wittstock.

Unter einem Schuppen nahe dem Wohnhaus richten wir uns für die Nacht ein. Aus den astronomischen Beobachtungen wird es leider nichts. Mit Einbruch der Dunkelheit überzieht sich der Himmel von Westen her mit schweren Wolken, die sich in einem heftigen Unwetter entladen. Der Wind treibt den Regen in die auf allen Seiten offene Baracke und läßt uns vor Kälte klappern. An Schlaf ist nicht zu denken.

7. November. Unter dichtem Regen fahren wir um 8 Uhr ab. Ich habe hier einen weiteren Ruderer angenommen, einen freundlichen und willigen Jüngling vom feinen Yekuaná-Typus. Rasch kommen wir vorwärts. Der Fluß strömt stark, und die Leute rudern flott.

Die Ufer sind größtenteils flach und mit niederem Wald bestanden, der mit Schlingpflanzen laubenartig dicht verhängt ist. Zahlreiche Paschiúba-Palmen und weißstämmige Ambaúva-Bäume heben sich von dem einförmigen Grün ab. Hier und da reckt die zierliche Assaï ihr feingefiedertes Köpfchen empor. Das Tierleben ist spärlich, wie immer in diesen Überschwemmungsgebieten: eine Affenherde, ein Cujubim, ein spitzschnäbeliger Carará, ein kleiner Socó-Reiher; das ist alles, was man im Vorbeifahren erblickt. Die Hauptrichtung des Flusses ist seit der Mündung des Fewéte Westen. Die Breite beträgt etwa 50 m. Auf beiden Seiten münden kleine Nebenbäche, so zur Rechten Wadéku und Netúka mit weißem Wasser.

Wir fahren an der Maloka Marurányá vorüber, die auf einer Erhebung des rechten Ufers in einer großen Pflanzung liegt. Es ist ein geräumiges, ziemlich neues Haus, aber verlassen. Die Yekuaná haben riesige Maniokpflanzungen, bilden doch Maniokspeisen neben Wildbret ihre vorwiegende Nahrung.

Beide Ufer steigen allmählich an. In sausender Fahrt geht es durch die Kóno-sóde, deren heftiger Strudel den schwachen Kahn fast im Kreise herumreißt. Links ergießt sich der ansehnliche Zufluß Farídyeta mit schwarzem Wasser. Das Flußbett wird von felsigen Ufern eingeengt. Felsinselchen und spitze Klippen ragen aus den schäumenden Wogen, die ihre Spritzer ins Boot senden. Schnellen und Abstürze folgen dicht aufeinander. Der Fluß hat eine südwestliche Richtung angenommen und tritt in

eine Gebirgsregion ein, die er in mehreren hohen Katarakten nach Süden durchbricht. Vor uns donnert der erste Fall, Wadí-sóde. Ihm folgen Gömö-sóde, Kurú'na und der gewaltige Yalakádu-sóde. Wir aber lenken in den schmalen linken Zufluß Wadí ein und fahren ihn in ostsüdöstlicher Richtung aufwärts bis zu einem Hafen, wo ein Fußpfad nach Süden dieses Kataraktengebiet umgeht.

Kaum sind wir angekommen, da bricht ein furchtbares Gewitter mit strömendem Regen los, der bis in die Nacht hinein mit unverminderter Heftigkeit andauert.

Die Temperatur ist stark gesunken. Wir haben das Gepäck zum Teil ausgeladen und sitzen nun dicht aneinandergeschmiegt, vor Kälte zitternd darauf, die Zelttücher über uns. Aber solchen himmlischen Gießbächen hält nichts stand. Das Wasser rinnt uns am Leibe herab. Alles wird in wenigen Augenblicken durchnäßt, auch das Gepäck, der Kleidersack mit Inhalt. Die Indianer hocken ganz grau und faltig unter einigen Palmwedeln, die sie in den Boden gesteckt haben. Schließlich bauen wir uns im strömenden Regen ein kleines Schutzdach, das aber kaum für die Indianer reicht. Sie holen ein rundes Termitennest von einem Ast und benutzen es auf originelle Weise als Kochherd, da alles dürre Holz bis in den Kern hinein naß ist. Aus dem Nest schlagen sie ein Stück heraus, zerkleinern es und zünden damit in der Grube, die dadurch in dem Nest entstanden ist, ein Feuer an. Das Innere des Nestes glimmt unter fürchterlichem Qualm wie Zunder weiter und wird allmählich verzehrt. Wir setzen den Kochtopf auf dieses primitive Herdloch und bereiten uns eine warme Mehlsuppe, die die erstarrten Lebensgeister wieder etwas auffrischt.

Erst gegen 8 Uhr läßt der Regen nach. Wir binden die nassen Hängematten an einige Bäume und schlafen, in die feuchten Decken gehüllt, warm und fest, obwohl es noch die ganze Nacht von den Zweigen auf uns herabtropft.

8. November. 8 Uhr ab durch den triefenden Wald. Ich folge mit Anstrengung dem Alten, der wie ein flüchtiger Hirsch durch die Büsche rennt. Die andern haben wir weit hinter uns gelassen. Der Weg, wenn man überhaupt von einem Weg sprechen darf, führt durch gebirgige Gegend nach Süden. Wir durchwaten zahlreiche Sümpfe und Bäche, die nach Norden dem Wadí zufließen, und steigen endlich steil bergan auf die Höhe der Wasserscheide, die sich etwa 210 m über unserem letzten Nachtlager erhebt. Hier warten wir lange auf die übrigen. Mein neuer Träger, der den Eisenblechkoffer schleppt, kommt ganz ermattet an. Romeo wechselt mit ihm die Last.

Um Mittag geht es weiter. Wieder renne ich mit dem Alten voraus, immer steil abwärts über mehrere Wasseradern, die nach Süden fließen. Nach einer Stunde erreichen wir den Wö'séto, einen etwa 50 m breiten, reißend über Felsgeröll strömenden linken Nebenfluß des Ventuarí. Der junge Mann aus Tyahokónya schwimmt elegant durch die braune Flut und holt ein Kanú, auf dem wir übersetzen. Am linken Ufer gehen wir weiter nach Westen und überschreiten einen Höhenzug, durch den sich der Fluß in einzelnen Stufen Bahn bricht. Durch einen breiten, tosenden Bach, vorbei an den Resten eines niedergebrannten Hauses, kommen wir um 3 Uhr zu der kleinen Maloka Kastánya, die auf einer Anhöhe in einer Maniokpflanzung liegt.

Den Bewohnern merkt man an, daß sie noch nie Weiße gesehen haben. Der Hausherr ist ein Alter mit wüstem Haarwuchs, offenbar Zauberarzt, denn an einem Querbalken hängen zwei große Sitzschemel in Jaguargestalt. Außerdem sind noch anwesend ein auffallend schöner junger Mann vom Arekuná-Typus, eine ebensolche junge Frau, einige ältere Weiber mit kurzgeschorenem Haar und ein paar dicke Kinderchen, welche die Weißen aus sicherer Entfernung scheu anstaunen. Man reicht uns die übliche Bewirtung und die „Friedenspfeife", in Maisblatt gewickelte Zigaretten für jeden einzelnen. Schwiegervater hält ein langes Palaver mit dem alten Zauberer. Dann lassen wir uns unter einem Schuppen häuslich nieder. Die Nacht ist kühl. Ein frischer Ostwind weht aus dem Tal. Der klare Himmel gestattet eine Reihe astronomischer Beobachtungen.

9. November. Schwiegervater will heim. Er wünscht nicht, wie er sagt, mit Antonio zusammenzutreffen, der am nahen Yatéte weilt. Bei der Auszahlung benimmt er sich anständiger, als ich dachte. Er verlangt nur Pulver, erhält aber auch Schrot und eine Sportmütze dazu. Den Jüngling aus dem „Pfefferfresserdorf", der uns bis zum Yatéte begleiten wollte, hat er uns abspenstig gemacht. Er will ohne Lohn zurückkehren. Ich gebe ihm eine Handvoll Schrot, was er reichlich verdient hat.

Der schlaue Alte brauchte wohl noch einen Ruderer, um bequemer reisen zu können. Auch Romeo wollte er wieder mit sich nehmen, aber der blieb standhaft; er hat genug von der Sippschaft.

Die drei Majonggóng ziehen ab. Schwiegervater trägt stolz einen neuen englischen Vorderlader, den er hier gegen spätere Bezahlung erstanden hat. Mit ihnen verschwindet die letzte greifbare Erinnerung an Mauarúnya und alles Unangenehme, was damit zusammenhängt.

Wir trocknen unser nasses Zeug in der prallen Sonne, rauchen von dem schweren Tabak des Zeuberers und freuen uns, daß wir endlich

„unter uns“ sind. Romeo ist ganz aufgelebt, seit er von seinem Quälgeist, dem Alten, der ihn wie seinen Sklaven behandelte, befreit ist. Er gibt uns wenig erfreuliche Aufklärungen über die letzten Tage in Mauarúnya: Manducas bleichgesichtiger Bruder hatte seiner Mutter verboten, uns Essen zu bringen. Derselbe heimtückische Kerl hat den Kleidersack am Boden aufgetrennt, um die Sachen herauszunehmen. Die Stelle ist so sorgfältig vernäht, daß man sie nur bei genauer Untersuchung erkennen kann. Eine ganz raffinierte Gaunerei! — Besonders traurig berührt es mich, was mir Romeo von Manduca erzählt: Seinem minderwertigen Bruder hat er seine arme schwangere Frau überlassen! Daher Romeos Wut auf jenen. — Beim Beginn der Reise zum Auarí, als die Indianer mit finsteren Gesichtern am Wege hockten, hatte Manduca meinen Trägern den Rat gegeben, uns zu ermorden. Sie sollten uns entweder im Schlaf mit einem Knüppel totschlagen oder uns hinterrücks die hohen Felsabhänge des Iháni-Gebirges hinabstürzen. Das Gebirge könnte man dann, wie er spöttisch sagte, „Dotúru-hede“ (Doktor-Gebirge) nennen[1]! Daher sein verwirrtes Gesicht, als ich ihn unmittelbar darauf nach dem Namen des Gebirges fragte. — Noch in der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober hat sein Schwiegervater, wie ich damals richtig vermutete, den andern den Vorschlag gemacht, uns mit dem Gepäck einfach im Stiche zu lassen. Und doch haben wir unser Leben wahrscheinlich nur seiner Gutmütigkeit zu verdanken.

Genug davon! Mauarúnya liegt hinter uns! Wer weiß, was noch vor uns liegt! — —

Die Hiesigen sind ruhige, freundliche Leute. Für Perlen bringen sie uns ihre vegetarischen Speisen, darunter gerösteten und gestoßenen Mais. Mehr haben sie selbst nicht. Der kühle Gebirgsbach, der in der Nähe vorbeisprudelt, liefert ein prächtiges Bad.

10. November. Endlose Verhandlungen mit den Herren Indianern. Für eine Axt als Vorausbezahlung willigen sie schließlich ein, mich bis zu Antonio am Yatéte zu bringen. Ich muß mit dem alten Gauner wegen der Weiterreise sprechen und will vor allem endlich Gewißheit erhalten über mein Hauptgepäck, von dem mir die Leute von Mauakúnya sonderbare Geschichten erzählt haben.

10 Uhr ab mit dem jungen Mann und zwei Weibern. Die jüngere trägt den schweren Koffer. Wir gehen nach Nordwesten am linken Ufer des Wö'séto entlang, der fortgesetzt tosende Fälle und wilde Stromschnellen

[1] Die Indianer bezeichnen Örtlichkeiten gern nach besonderen Ereignissen, die dort stattgefunden haben, taufen sie auch manchmal danach um.

bildet. Nach zwei Stunden machen wir Halt. Der Fluß ist noch immer reißend, strömt aber ohne Schnellen. In einem uralten, morschen Kahn setzen wir über. Die Lecke werden notdürftig mit Stücken meines Badetuches verstopft. Erneute Verhandlungen mit den Indianern. Der Mann will zurück. Er habe keine Hängematte mitgenommen, und was der Vorwände in einem solchen Falle mehr sind. Wahrscheinlich sind die Weiber an dieser plötzlichen Sinnesänderung schuld. Wenn sie dabei sind, ist mit diesen Herren der Schöpfung nie etwas rechtes anzufangen. Schopenhauer und Nietzsche hätten hier Studien machen können. — Als ich auf meinem Schein bestehe, gibt der Tapfere nach und setzt seine beiden Weiber, die heimkehren, über. Wir fahren endlich ab und erreichen nach zwanzig Minuten wieder den Ventuarí, der hier aus Nordosten kommt.

Der Wö'séto gibt dem Hauptstrom, der nunmehr eine Breite von 80—100 Meter hat, eine nordwestliche und dann nördliche Richtung. Auf beiden Ufern erheben sich anfangs bewaldete Kuppen, Ausläufer der Gebirgsregion, die er verlassen hat. Die ersten Inseln treten auf. Bald geht er wieder in die nordwestliche Richtung über und empfängt aus Südsüdwesten den Y a t é t e, ein etwa 40 m breites Flüßchen mit weißem Wasser, dessen Mündung man vom Wö'séto an mit guten Ruderern in zwei Stunden erreichen kann.

Der Yatéte, den wir nun aufwärts fahren, strömt in scharfen Krümmungen, die bisweilen nur durch schmale Landbrücken voneinander getrennt sind. Die Ufer sind mäßig hoch und mit niederem Wald bestanden, aus dem vereinzelte höhere Bäume emporragen. Neben der charakteristischen Ambaúva, der geradestämmigen Paschiúba, der graziös geneigten Assaï erfreut hier auch die königliche Inajá-Palme mit ihrem majestätischen Wipfel das Auge. Das Gestein ist ein feinkörniger, heller Biotit-Granit. Weiter aufwärts begleitet das Flüßchen auf beiden Seiten je ein langgestreekter 300—400 m hoher Gebirgszug, rechts A r á u a i - h e d e, links die etwas höhere S e r ó d i - h e d e, die eine Tagereise von der Mündung, dicht herantretend, einen Fall bildet. In sechs Tagen Fahrt erreicht man nach der Angabe der Indianer das Quellgebiet. Von dort führe ein Landweg von 4 Tagen, drei davon über Savanne, zum Quellgebiet des Padámo. Man kreuze auf dieser Strecke den Oberlauf des Cunucunúma, der sich also offenbar in einem Bogen zwischen Yatéte und Padámo schiebt. Die dortige Gegend scheint noch verhältnismäßig dicht bevölkert zu sein. Auf dem Landweg treffe man jeden Tag eine Maloka. Der Padámo gilt als Zentrum des Yekuaná-Kunuaná-Stammes. —

Dicht an der Mündung des Yatéte sehen wir unter einem Schutzdach

eine Anzahl Körbe mit Maniokmehl, daneben einen Teil meines Gepäcks, die in Sackleinwand eingenähten großen Ethnographica, Blasrohre, Bogen, Pfeile, Körbe u. a. Bald darauf kommen wir abermals an einem Schutzdach vorüber. Hier lagern auf einem Gerüst ordnungsgemäß nebeneinander meine Koffer! Die Leute von Mauakúnya hatten also recht, als sie mir erzählten, mein gesamtes Gepäck sei nur bis zum Yatéte gegangen. Doch, ich will mich noch nicht trüben Gedanken hingeben. Es wäre ja ein Wunder gewesen, wenn von der an endlosen Schwierigkeiten so reichen Reise gerade dieser Teil glatt verlaufen wäre.

Auf einem Felsenvorsprung am linken Ufer übernachten wir. Romeo fährt mit dem Yekuaná noch einmal weg und bringt einen Mutum und einige Fische, darunter einen weißen Pacú[1], der im Ventuarí flußabwärts zahlreich vorkommen soll.

In der Dunkelheit legt ein Kanú an. Es ist die Tochter Antonios mit ihrem lustigen Gatten, die in irgend einem Auftrag des Häuptlings reisen. Antonio scheint noch mit allen seinen Leuten am Yatéte zu sein. Bis spät in die Nacht hinein erzählen wir unsere Reiseerlebnisse. Der dicke Prinzgemahl, der sonst über alles lacht, ist sichtlich betroffen, als er von dem raffinierten Diebstahl der Familie Manducas erfährt.

11. November. 7 Uhr ab. Das Ehepaar ist schon vor Tagesanbruch weiter gefahren. Gegen Mittag begegnen wir einem Kanú mit Leuten von Kastánya. Mein Ruderer hat mit seinen Verwandten eine lange Unterredung. Er will die Gelegenheit zur Heimkehr benutzen und läßt sich auch nicht halten, als ich ihm ein Messer verspreche. Schmidt setzt sich ans Steuer, und ich muß nun auch noch Wasser ausschöpfen, das durch die vielen Löcher unseres von Termiten zerfressenen Kastens dringt. In der linken Hand halte ich Peilkompaß und Uhr, in der rechten den Bleistift, um die unzähligen Flußwindungen aufzuzeichnen. Schon umspült das Wasser meine Beine, den Körperteil, auf dem ich sitze. Rasch lege ich Tagebuch und Stift zur Seite und greife nach der Kalabasse. So ist der Kreislauf meiner Tätigkeit. Da bedauert man, nicht vier Hände zu haben.

Unendlich langsam kriechen wir aufwärts. Romeo angelt winzige Fischchen und zankt sich mit dem Steuermann, der sein Handwerk nicht recht versteht. Jeden Augenblick fahren wir im Ufergebüsch fest. An einer Pflanzung machen wir kurzen Halt. Ein größerer Schuppen wimmelt von Flöhen. Nach drei Stunden gelangen wir zu einer neuen Baracke, die aber leer steht. Hier will Antonio seinen Wohnsitz aufschlagen. Das Ehepaar, das schon wieder auf der Rückreise ist, hat uns in seinem leichten Kahn

[1] Myletes sp.

überholt und bewirtet uns mit fetten Pacú-Fischen, einem lange entbehrten Genuß. Erst kurz vor Sonnenuntergang kommen wir nach Anakadínya.

Die Maloka liegt ein wenig landeinwärts auf dem linken Ufer. Einige Kilometer weiter zieht sich die langgestreckte Seródi-hede von Nordwesten nach Südosten. Das Tosen des Falles dringt deutlich herüber. Das kleine, schmutzige Haus steckt voll Menschen. Es sind durchweg Bekannte aus Mauakúnya, unter ihnen die alte Exzellenz und die vier Leute, die ich mit meinem Gepäck zum Casiquiare geschickt hatte. Fuyúdi, der Narr, ist bei seinem Vater zurückgeblieben. Sein jüngerer, intelligenter Bruder, der mir seinerzeit bei der Aufnahme des Ihuruána-Dialektes gute Dienste leistete, ist für ihn eingesprungen. Eine Gaunerei, wie ich sie anfangs befürchtete, scheint nicht vorgefallen zu sein. Der Häuptling brauchte die Leute vorläufig für seine eigenen Zwecke. Er selbst ist flußaufwärts gefahren und wird in den nächsten Tagen zurück erwartet. Dann können wir hoffentlich mit der ganzen Gesellschaft weiter reisen. In einer Ecke des Hauses lagern große Körbe mit Maniokmehl und viel europäischer Kram in buntem Durcheinander. Antonio hat ihn mitgebracht, um hier Gimpel zu fangen. Meine Briefe, die ich ihm in Mauakúnya übergab, kann ich nun selbst mitnehmen, und ob ich von San Fernando aus über Ciudad Bolívar Nachricht nach Hause schicken kann, ist noch sehr fraglich.

12. November. Ein wolkenloser, heißer Sommertag. Nach dem langen Aufenthalt in den frischen Gebirgsgegenden sind wir an die Hitze gar nicht mehr gewöhnt. Hier gibt es zahllose Piuns, eine uns neue rötliche, sehr blutgierige Art. In dem engen, staubigen Raum, der wegen der Stechmükken verdunkelt ist, herrscht eine erstickende Luft. Ich sitze auf einem niedrigen Schemel vor einem kleinen Loch in der Lehmwand und schreibe oder zeichne die Karte. Einige neugierige Indianer hocken immer um mich herum. Hunger werden wir nicht zu leiden brauchen. Die Roste liegen voll frischen Wildschweinsbraten, und man bringt uns Stücke von allen Seiten. Der alte Fleischverteiler von Mauakúnya, mein „*fáha*“ (Papa), waltet auch hier seines unparteiischen Amtes. Am Hafen verfertigen sie ein großes Kanú. Unsere Reiseerlebnisse müssen wir so und so oft erzählen, wobei der Diebstahl der Familie Manducas ernst besprochen wird.

14. November. Mein Befinden ist schlecht. Ich leide an Ruhr und leichtem Fieber, das ich fast nie auf der Reise, sondern stets bei längerem Aufenthalt in diesen ungesunden, dumpfen und dann wieder zugigen Malokas bekomme. Dazu plagt mich seit anderthalb Monaten ein hartnäckiger Bronchialkatarrh.

Nachmittags kommt der Oberhäuptling mit großem Gefolge. Er begrüßt

uns sehr liebenswürdig und sucht mir zu erklären, warum er mein Gepäck noch nicht weiter habe schaffen können. In vier Tagen, so sagt er wenigstens, würden wir alle die Reise fortsetzen.

Drei Tage lang sei die Flußfahrt gut; dann kämen zwei große Katarakte — die letzten —, die über Land umgangen werden müßten, aber auf bequemen Wegen, da dort Savanne sei. Dieses Kataraktengebiet bildet offenbar die Grenze zwischen den Yekuaná und einer Reihe anderer Stämme. Unterhalb wohnten Wökiáre, Yauarána, Kuraschikiána, Piaruá, Máku u. a., leider alle weit landeinwärts an den Zuflüssen (Caños), außer den Yauarána, die eine Maloka am Ufer des Ventuarí hätten. Diese arbeiteten jetzt nicht mehr bei den Weißen am Orinoco, da vor kurzem einer von ihnen dort gestorben sei. Die Máku, Verwandte der Piaruá, hätten Furcht vor den Weißen und entzögen sich ihnen meistens durch die Flucht. Sie bereiteten ein starkes Pfeilgift und verhandelten es an die anderen Stämme. Wenn man in ihre Malokas käme, würde man gastfrei aufgenommen. Von allen Seiten brächten sie Lebensmittel. Sie sängen ganze Nächte lang und gingen dann am andern Tag auf die Jagd, um mit dem Blasrohr Mutuns und andere Tiere zu erlegen. Unterhalb der großen Katarakte fehle es nicht an Nahrung, besonders gebe es dort viele gute Fische. Vom Yatéte brauche man bei rascher Fahrt nur vier Tage bis zur Mündung des Iuréua und zum Hause des ersten Spaniers namens Chicho González. Von da sei es nur ein Tag bis zur Mündung des Ventuarí und und ein weiterer Tag bis San Fernando. Dort herrsche ein starker Verkehr, auch von Indianern verschiedener Stämme.

Eine Mitteilung interessiert mich besonders: Zwei „Racionales[1]", ein weißer Venezolaner und ein „farbiger Engländer", Neger aus Trinidad, hielten sich jetzt am oberen Yatéte auf, um Indianer für die nahe bevorstehende Arbeit in den Kautschukwäldern zu holen. Sie seien über den Cunucunúma dorthin gekommen. Der Weiße wird in den nächsten Tagen hier erwartet. Vielleicht kann er mir von Nutzen sein.

16. November. Antonio gibt mir meine Briefe zurück, die jetzt überflüssig geworden sind. Was soll nun werden? —

Nach großem Abschiedspalaver, wie es nur bei längerer Trennung üblich ist, fahren zwei Boote mit Indianern flußabwärts davon, darunter drei von den vier Mann, die mein Gepäck zum Casiquiare bringen sollten, in einem großen, leeren Kahn. Die einen sagen: „Sie fahren Ventuarí abwärts"; die anderen: „Sie kehren nach Mauakúnya zurück". Wem soll man glauben? —

[1] „Zivilisierte" vgl. S. 327 Fußnote 1.

Dazu kommt, daß Schmidt gestern Abend zwei Schalen aus buntem Zelluloid, wie ich sie zum Entwickeln der Platten gebrauche, in der Hand Antonios gesehen haben will. Hat der Elende meine Koffer erbrochen und ausgeraubt? — —

17. November. Heute morgen packte der Häuptling einen seiner Koffer mit „remedios" (Heilmitteln) aus. Er hat eine Unmenge von dem Zeug bei sich, weiß aber nicht, wie man sie anwendet, da er ja nicht lesen kann, und fragt deshalb Schmidt bei jedem einzelnen um Rat. — Da sah ich zwei meiner Zelluloidschalen und die rote Scheibe des Dunkelkammerzeltes, durch die ein paar Jungen hindurchschauten! Eine Täuschung ist ausgeschlossen, denn alles geschah vor unseren Augen, wenn auch im halbdunklen Hintergrunde der Maloka. Ich muß mich zusammennehmen, um den Kerl nicht ins Gesicht zu schlagen!

Aber, was sollen wir machen? Wir sind ganz in seiner Hand. Die Indianer sind weitaus in der Überzahl, und der Orinoco ist noch fern.

Immer wieder frage ich mich: Was ist aus meinen Sammlungen, meinen Aufzeichnungen geworden? Wie steht es mit dem wertvollen Gepäck, das an der Mündung des Yatéte lagerte? Haben es die Leute, die gestern mit dem leeren Boot abfuhren, vielleicht mitgenommen und irgendwo versteckt, damit Antonio nachher sagen kann, die Ihuruána hätten die Sachen gestohlen, und sich dadurch der Verantwortung entzieht? So gehen die Gedanken im Kreis, und erst lange nach Mitternacht kommt der erlösende Schlummer.

18. November. Der edle Kapitána hat sich heute besonders fein gemacht und seine breiten Indianerpatten in funkelnagelneue Schnürstiefel mit Lackkappen gezwängt. Auch salbt sich diese entartete Gesellschaft alle paar Tage mit minderwertigem Parfüm ein, von dem sie eine Unzahl Fläschchen mit sich führt, sodaß man es in dem schon überheizten, rauchigen Haus nun auch noch vor Kulturgestank kaum aushalten kann. Gestern brachte man uns einen Maniokfladen, der mit Patschuli getränkt war. Selbst Romeo schüttelte sich vor Ekel.

Gegen Mittag kommt Antonios ältester Sohn Emilio mit dem Weißen und einigen Indianern. Der Venezolaner ist ein harmloser Jüngling von kaum zwanzig Jahren, der zum erstenmal hier ist. Er ist Angestellter eines gewissen Domingo Martínez, der als „comisario", d. h. als eine Art Polizeikommissar über die Indianer seines Bezirks[1], einige Tagereisen ober-

[1] Diese „comisarios" entsprechen ungefähr den „directores dos indios" in Brasilien, haben aber wie diese meistens nur eine nominelle Macht, ja kennen häufig gar nicht die einzelnen Stämme in ihrem oft weit ausgedehnten Bezirk.

halb San Fernando am Orinoco wohne. Das bartlose Bürschchen stammt aus Caicára am unteren Orinoco. Er scheint wenig indianisches Blut in den Adern zu haben, kann aber weder lesen noch schreiben und ist ein Peon[1] wie jeder andere. Auch benimmt er sich wie ein Indianer und rühmt das edle Volk der „Maquiritáres", bei dem er jetzt vier Monate gelebt habe. Freilich hat er nichts zum Stehlen. Eine Kiepe mit seinen geringen Habseligkeiten schleppt er selbst. Für unsere Zwecke, um ihn vielleicht gegen den alten Sünder auszuspielen, ist er gar nicht zu gebrauchen, und bis ich ihn zu seinem Herrn zurückgeschickt hätte, und von dort Hilfe käme, würden Monate vergehen.

Abends bringt er uns von Antonio, der wieder einmal seine Koffer ordnet, ein Rasiermesser im Etui, um zu erproben, ob es magnetisch sei. Es hat einst Schmidt gehört, kenntlich an einer kleinen Scharte und dem Firmenstempel „Hammesfahr-Solingen" Schmidt schäumt vor Wut.

19. November. Wieder packt der Kapitána einen Koffer aus. Es kommen eine Menge gestohlener Sachen zum Vorschein, ein Pack Scheren, ein Säckchen Perlen, geblümte Taschentücher, eine Schachtel Kämme und so manches andere.

Was denkt sich der Spitzbube eigentlich? Ist es Frechheit oder Dummheit oder beides zugleich? Hält er uns für blödsinnig? Und wir können nichts dagegen tun, solange das Hauptgepäck in seiner Gewalt ist. Aber Rache kommt nie zu spät! —

Der Venezolaner ist heute Morgen mit seinen beiden Indianern über Land nach Kastánya gegangen, um dort einen Mann zu holen. Meine einzige Hoffnung bleibt nun der „Mäkoró", der ein gebildeter Mann sei, wenigstens lesen und schreiben könne. Er halte sich jetzt beim Häuptling Karamakáte am Rio Hacha auf, einem linken Nebenfluß des Ventuarí, eine Tagereise von hier. Ihn wollen wir möglischt bald aufsuchen. Ich teile deshalb Antonio mit, daß ich morgen weiter reisen wolle und ein Boot und einen Ruderer brauche. Er verspricht alles.

Die ganze Diebsgeschichte und, was damit zusammenhängt, wäre ja zum Lachen, wenn ich nicht immer in Sorge um mein wissenschaftliches Material sein müßte.

An einem kleinen Bach dicht bei der Maloka, an dem die Weiber gewöhnlich Wasser holen, ist plötzlich ein starker Keiler erschienen. Das Tier scheint krank oder geistesgestört zu sein, denn es rührt sich nicht vom Fleck, schnaubt nur wütend und zeigt das helle Gewaff, als wir dicht herantreten. Die Indianer reizen es mit Stöcken, töten es aber nicht und

[1] Knecht.

lachen spöttisch, als ich sage, wir wollten es auf den Bratrost legen. Offenbar fürchten sie krank zu werden, wenn sie das Wildbret genießen.

20. November. Wir kommen heute noch nicht fort. Der Häuptling läßt mir durch Emilio mitteilen, die Weiber müßten erst „Casabe“ (Maniokfladen) backen für die Reise. Morgen solle uns sein Sohn zum Rio Hacha bringen und dann das Gepäck nachholen. Er selbst würde uns in kurzem folgen.

Der alte Sünder hält sich seit einigen Tagen scheu vor mir zurück. Gewissensbisse wird er wohl keine haben, vielleicht aber Angst. Er weiß anscheinend nicht, was werden soll, wenn ich den Diebstahl in den Koffern entdecke, zumal ich ihm „plata“ (Silber, Geld) versprochen habe, wenn er alle meine Sachen unbeschadet zu Chicho González schaffte. Er hat ja nicht gedacht, daß er mich noch einmal sehen würde.

21. November. Um 9 Uhr fahren wir ab mit Emilio als Steuermann. Antonio hat seinem Sohn noch lange Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg gegeben, die leider auch Romeo nicht versteht, da das Ihuruána, das er gelernt hat, vom Kunuaná, das Antonio spricht, erheblich abweicht.

Ein Kanú mit jungen Leuten begleitet uns ein Stück. Sie wollen, wie schon die letzten Tage, flußabwärts Wald roden für eine Pflanzung. Antonio will dort eine Maloka bauen und zwei Jahre wohnen. Dann will er zum Merewarí ziehen. Mit den Venezolanern am Orinoco scheint er sich in der Tat überworfen zu haben.

Erst jetzt erzählt mir Romeo, daß man ihn noch im letzten Augenblick bestohlen habe. Man hat ihm ein Säckchen mit seiner armseligen Habe und seine Hängematte entwendet, die er am Eingang des Hauses niedergelegt hatte, während er das letzte Gepäckstück zum Hafen trug. So verletzt dieses verkommene Gesindel eine Pflicht der Gastfreundschaft, die selbst dem wildesten Indianer in der Regel heilig ist. Emilio kann ich dafür nicht zur Verantwortung ziehen, da er während der ganzen Zeit bei mir im Boot war, aber ich mache wenigstens meinem gepreßten Herzen in Worten Luft.

Als wir an den Platz kommen, wo der Hauptteil meines Gepäcks lagert, lasse ich halten und sage zum Steuermann: „Ich will mir einige Bücher aus den Koffern holen.“ Er entfärbt sich und macht ein ängstliches Gesicht. Ich öffne die drei Koffer aus Eisenblech, die unter anderem Tauschwaren enthielten. Eine gähnende Leere starrt mir entgegen! Der Schuft hat ganze Arbeit gemacht! Der größte Teil des Inhalts fehlt. Von jeder Art Tauschwaren hat er etwas zurückgelassen, wie wenn man in Monte Carlo dem Ausgeplünderten das Reisegeld wiedergibt. Auf meinen Gillette-Apparat hat er verzichtet. Wahrscheinlich wußte er nichts damit anzufan-

gen, denn Schmidts Rasiermesser, sein Rasierspiegel, die wohlriechende Seife sind weg. Auch mein Brustbeutel mit meinem letzten Geld, einem halben englischen Pfund und ein wenig brasilianischem Silber, ist verschwunden. Alle Schriftlichkeiten hat er verschont. So ist wenigstens das wertvolle Material gerettet!

Der alte Gauner ist ganz raffiniert vorgegangen und hat auch noch Glück gehabt. An einem der Koffer hat er die Stifte, welche die hinteren Scharniere des Deckels zusammenhalten, herausgestoßen und dadurch den Deckel gehoben, ohne die Schlösser zu beschädigen. Dabei ist er durch Zufall gleich an den Koffer gekommen, in dem die Reserveschlüssel lagen. So war die weitere Arbeit leicht.

Auch die Holzkoffer mit den Ethnographica, fertigen Platten, Herbarien u. s. w. hat er geöffnet. An dem einen ist der Deckel geborsten. Offenbar hat er den Inhalt ausgepackt und mit Gewalt wieder hineingestopft. Doch scheint nichts zu fehlen[1]

Ich entnehme den Koffern meine Tagebücher und andere Aufzeichnungen, die Briefe aus der Heimat, unterdrücke meine brausende Wut und kehre zum Boot zurück. Freundlich unterhalte ich mich mit Emilio, als sei nichts vorgefallen. Was sollte es mir auch helfen, wenn ich ihn hier festnehmen würde? Davon würden meine Sachen nicht zum Orinoco kommen. Zudem ist unser Fahrzeug bei weitem nicht groß genug, um auch nur einen Teil von dem mitzunehmen, was hier lagert. So muß ich das ganze Gepäck vorläufig in der Gewalt Antonios zurücklassen. Er allein kann mir hier Boote und Ruderer verschaffen.

Die übrigen Gepäckstücke an der Mündung des Yatéte scheinen unversehrt zu sein.

Rasch fahren wir den Ventuarí abwärts, der auf 120—150 m Breite angewachsen ist. Bald nimmt er rechts den größeren Bach S i h é t e auf, von dessen Quellgebiet ein Weg zum Caura, wahrscheinlich zum Erebáto, führen soll. Nahe dem rechten Ufer verläuft die Kette S a i n y á u a und ruft die nach ihr benannte Stromschnelle hervor. Die Hauptrichtung des Flusses ist Nordwesten.

Mit Einbruch der Nacht lagern wir auf breiter Sandbank unter dem dichten Laub überhängender Uferbäume. Die beiden Indianer sind zu einem Felsinselchen gefahren, um dort zu fischen. Der Vollmond wirft

[1] Wie sich nachher herausstellte, hatte er nur ein Dutzend Platten mit anthropologischen Typen entwendet, die ihm später abgenommen wurden, leider aber auch ein paar feine Tonschalen vom Matacuní, die bei den dortigen Indianern in hohem Werte stehen, sodaß ich von diesen interessanten Stücken keine Probe mitgebracht habe. Vgl. oben S. 249.

sein glitzerndes Licht über die breite Wasserfläche. Leise rauscht der Strom. Ein frischer Wind weht aus Osten. Es ist eine Lust, wieder im Freien zu schlafen nach dem langen Aufenthalt in der heißen, menschen überfüllten Maloka.

22. November. Nach kurzer Fahrt wird der Wald zur Rechten lichter. Hier und da blickt man zwischen den Bäumen über offenes Land. Bald verschwindet der schmale Galeriewald, und vor unseren entzückten Blicken breitet sich die freie Savanne aus. Zackige Curatella-Bäume, Gruppen herrlicher Mauritia-Palmen verleihen diesen weiten Grasflächen, die nur von vereinzelten niedrigen Kuppen unterbrochen werden, ihren besonderen Reiz. Fern im Nordosten haftet das Auge auf hohen, anscheinend dicht bewaldeten Gebirgen, die von Nordwesten nach Südosten ziehen. Es ist die Wasserscheide zwischen Ventuarí und Caura, deren Flußgebiete hier einander sehr nahe kommen. Eine in ihren höchsten Erhebungen etwa 1500 m hohe Kette nennt Emilio Uaschádi-hede (Tapir-Gebirge). Sie ist wohl identisch mit dem Maigualida-Gebirge der Karten, auf dem der Erebáto entspringt.

Romeo strahlt über das ganze Gesicht. Die Gegend erinnert ihn lebhaft an seine ferne Heimat. Auch wir atmen befreit auf. Nach endlosen Kreuz- und Querfahrten durch dumpfe Urwälder kommen wir uns vor wie Gefangene, die nach langer Haft dem Kerker entronnen sind.

Die Felsen im Fluß werden immer zahlreicher; die Strömung wird immer heftiger. Kleine Schnellen reihen sich aneinander. Auch das linke Ufer zeigt jetzt Savanne. An einer Stelle verbreitert und verflacht sich der Fluß außerordentlich und bildet die von Felsinselchen durchsetzte, starke Stromschnelle Kuratáke. Sicher führt Emilio das Boot zwischen den Felsen durch. Am Ausgang der Schnelle ist der Fluß auf etwa 30 m zusammengeschnürt. Eine weitere Stunde rascher Fahrt bringt uns zum Rio Hacha, der an der Mündung 30-40 m breit ist und „tiefschwarzes“, klares Wasser hat.

Der Rio Hacha, von den Eingeborenen Wewekúdu genannt, hat seinen Namen „Axtfluß“ daher, daß die Indianer früher hier das Material zu ihren Steinbeilen holten und sofort an Ort und Stelle bearbeiteten, wie zahlreiche Schleifrillen auf den Granitfelsen bezeugen. Er kommt von den Gebirgen, die im Süden und Südosten 1000-1500 m hoch aufragen und die Wasserscheide mit den rechten Nebenflüssen des oberen Orinoco bilden. Als wilder Gebirgsbach mit zahlreichen Stromschnellen und Fällen fließt er zunächst nach Südwesten an der nördlichen Seite der hohen Kette Taraukumádi entlang, die von Nordwesten nach Südosten verläuft,

wendet sich dann nach Nordosten und behält diese Richtung im wesentlichen bis zu seiner Mündung in den Ventuarí bei. In seinem Oberlauf strömt er durch Regenwald und tritt dort dem Rio Parú sehr nahe, der sein ebenfalls schwarzes Wasser nach Nordwesten dem unteren Ventuarí zuführt, da dieser später eine scharfe Wendung nach Süden macht. Nach seinem Austritt aus dem Gebirge empfängt der Rio Hacha von rechts seinen einzigen ansehnlicheren Zufluß Seté und bildet dann nicht weit voneinander die beiden Fälle Huhúku-sóde und Tóko-sóde. Die Baumsavanne, die er in seinem Unterlauf durchfließt, ist mit dunklen, abgerundeten Felsen übersät. Vereinzelte bewaldete Kuppen und niedrige Gebirgszüge steigen aus ihr auf. Schmaler Galeriewald hält stellenweise die Ufer besetzt. Die Vegetation ist stärker als nördlich vom Ventuarí, wie es für die Übergangsgebiete zwischen Savanne und Regenwald charakteristisch ist. Das Hauptgestein ist ein mittelkörniger Biotit-Granit. Dazwischen finden sich Hornsteinknollen von schwarzer, dunkelviolettgrauer und gelblichgrauer Farbe mit weißlicher Verwitterungsrinde, ähnlich dem Hornstein auf dem Sandsteingebirge Scharischarináma am Canaracúni.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichen wir oberhalb Huhúku-sóde einen Hafen am linken Ufer, wo ein kleiner Schuppen steht. Während wir ausladen, kommt von der Savanne her ein alter, bis auf den Schurz nackter Yekuaná. Mit seinen langen, weißen Bartstoppeln am Kinn, seinem riesigen Bauch, den ganzen Körper scheußlich bedeckt mit schwarzer Purupurú[1], deren Schorf er beständig abkratzt, kann er gerade nicht als eine Zierde seines Geschlechts gelten. In seinem Gesicht hat er eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem alten Brüllaffen. Er begrüßt uns und lädt uns nach längerer Unterhaltung mit Emilio zu seiner Maloka ein, die wenig landeinwärts auf freier Savanne liegt. Es ist der Häuptling Karamakáte, der Herr von Huhukúnya.

Der farbige Engländer war ein Abgesandter von Chicho González am Iuréua. Leider ist er schon vor einigen Tagen flußabwärts gefahren und hat von hier vier Männer mitgenommen. Nur der Alte, ein Sohn von ihm, einige Weiber und Kinder sind zurückgeblieben. Wir lassen uns in der fast leeren Maloka häuslich nieder und verzehren mit dem dicken Herrn ein fettes Cujubim, das Emilio unterwegs geschossen hat.

Mit der Dunkelheit kommen Wolken von Moskiten. Die Bewohner sind auf das andere Ufer des Flüßchens in den schmalen Waldstreifen geflüchtet, wo es keine Moskiten gibt. In Motokurúnya am Canaracúni machten es die Leute ebenso. Ich spanne meine Hängematte im Freien zwischen zwei

[1] Eine Art Flechte; vgl. oben S. 288—289.

Pfählen auf und versuche, unter dem Moskitonetz zu schlafen. Romeo hat unter mir auf dem warmen Boden mit einem Zelttuch sein Lager zurecht gemacht und sich mit meinem Mantel zugedeckt. Vergeblich! — Mit dem scharfen Südwind, der hier in der Trockenzeit jeden Abend gegen 8 Uhr von den hohen Gebirgen her einsetzt, sind zahllose Blutsauger eingedrungen. Rauchend und plaudernd und den prächtigen Sternhimmel betrachtend, erwarten wir deshalb den Morgen, der von dem uralten Haushahn heiser angesungen wird. Er hat leider keine Lebensgefährtin und ist der erste seiner Gattung, dem wir seit mehr als einem Jahr wieder begegnen.

23. November. Emilio geht über Land zum Parú, der von hier nur wenige Stunden weit im Westen hinter der nächsten Anhöhe fließt. Er will dort 4—5 Mann für mich verpflichten, die in einem großen Boot mein gesamtes Gepäck holen und bis zum Iuréua bringen sollen. Mit Schreibereien und Ausarbeiten der Karte habe ich für die nächsten Tage genug zu tun.

Karamakáte ist ein gemütlicher alter Kerl und ein aufmerksamer Wirt, was man wirklich nicht von allen seinen Stammesgenossen sagen kann. Dreimal am Tage läßt er durch die Weiber Essen, Pfeffertunke und vorzügliche frische Maniokfladen auftragen. Dazu gibt es eine Kalabasse Kaschirí (Abb. 109). Auch verkauft er uns gegen kleine Angelhaken und Schrot ganze Lasten großer, goldgelber Papáya, eine der gesündesten, blut-, magen- und darmreinigenden Früchte der amerikanischen Tropen[1]

Die Lage von Huhukúnya ist außergewöhnlich reizvoll. Die Maloka erhebt sich auf einem großen, sauber gehaltenen, mit Baumwollsträuchern und Kürbisgewächsen eingefaßten Platz aus rötlicher Erde und Kieselgeröll und gewährt einen weiten Blick nach allen Seiten. Stolze Mauritiapalmen begleiten kleine Wasseradern, stehen an sumpfigen Stellen in dichten Hainen zusammen und heben sich mit ihrem kräftigen Grün von der gelblichen Grasfläche ab, aus der hier und da von Wind und Wetter geschwärzte Felsen aufragen. Weithin kann man den Lauf des Flüßchens verfolgen, bald an dem schmalen Uferwald, hinter dem sich die dunkle Flut verbirgt, bald an dem silbern glitzernden Schaum seiner zahlreichen Stromschnellen. Im Süden bilden die hohen Gebirge der Wasserscheide den Abschluß, besonders die mächtige Kette Taraukumádi, die mit ihren kahlen Felsen und ihrem beständig von düsteren Wolken umlagerten, zackigen Kamm an den

[1] Carica Papaya L., in Brasilien Mamão genannt; Melonenbaum. Die großen, beerenartigen Früchte ähneln sehr den Wassermelonen. Das rötlich-gelbe, süßliche Fleisch ist zugleich erfrischend und nahrhaft. Der Saft und besonders die schwarzen Samen vertreiben die Würmer.

Roroíma erinnert. An sie schließt sich im Osten das wohl 1000 m hohe Gebirge Ewáhi an, in dessen Nähe der Yatéte entspringt. Im Westen blickt man auf die nicht weniger hohe, isolierte Kette Waséhi, die jenseits des Parú anscheinend von Südwesten nach Nordosten verläuft. Den nördlichen und nordöstlichen Horizont begrenzen in blauer Ferne wiederum wasserscheidende Gebirge, von denen das charakteristisch geformte „Tapir-Gebirge“ seine Umgebung überragt. — Aber, wie alles Schöne, so hat auch dieser herrliche Platz seine Schattenseiten: am Tag blutdürstige Piuns, bei Nacht blutdürstige Moskiten; dazu unzählige Sandflöhe. —

24. November. Wißbegierig ist auch unser dicker Gastwirt, aber er hat nicht die lästige, oft gefährliche Neugierde vieler seiner Stammesgenossen. Bis jetzt hat man uns hier noch nichts gestohlen, obwohl Karamakáte alle meine Sachen, auch die Instrumente, Uhren, Barometer, höchsteigenhändig genau untersucht. Den meisten Eindruck machen ihm natürlich die Gewehre, da ihre Einrichtung so ganz anders ist als bei den englischen Vorderladern, die auch hier im Gebrauch sind. Für die Nacht, wenn er vor den Moskiten in den Wald flüchtet, nimmt er zum Schutz gegen wilde Tiere meinen Winchester mit, aus dem ich freilich die Kugeln herausgezogen habe.

Wir schlafen jetzt unter dem Moskitonetz im Haus, wo die nächtlichen Plagegeister nicht so in Masse auftreten.

25. November. Gegen Mittag kommt Emilio vom Parú zurück, begleitet von einem jungen, fast weißen Yekuaná, Typus: jugendlicher Taschendieb. Er hat, wie er sagt, den Häuptling Alexandrino mit vier Ruderern für mich verpflichtet. Freilich würden die Leute erst in einigen Tagen hier eintreffen, da sie noch nicht genug Casabe für die Reise hätten.

In den letzten drei Tagen hat es jeden Abend geregnet, obgleich wir mitten in der Trockenzeit sind. Die hohen Gebirge im Süden erinnern in ihrer Lage auf der Grenze zwischen Savanne und Regenwald an den Roroíma und rufen daher auch ähnliche meteorologische Erscheinungen hervor. Die Hauptmasse der Niederschläge ergießt sich stets über die schroffen Abhänge von Taraukumádi, an dem sich die Wolken sammeln.

Nach dem heutigen Regen hatten wir das wunderbare und seltene Schauspiel eines Mondregenbogens, der, in der klaren Luft scharf abgegrenzt, im Südwesten nahe der Maloka auf der Savanne stand.

26. November. Emilio nimmt Abschied. Er fährt mit seinem Genossen zum Iuréua. Ich gebe ihm ein kurzes Schreiben an den dortigen Venezolaner mit, in dem ich diesem meine baldige Ankunft melde.

Gegen das scharfe Quarzgeröll, dem meine von Sandflöhen und Frieiras[1] mitgenommenen Füße nicht mehr gewachsen sind, hat mir Romeo ein paar Miritísandalen verfertigt, wie sie in seiner Heimat getragen werden. Bei den Majonggóng sind sie nicht im Gebrauch.

27. November. Romeo ist mit unserem Wirt frühmorgens auf die Jagd gegangen.

Gegen Mittag erscheint Antonio mit Frau und einigen Kindern. Seine übrigen Leute lagern angeblich an der Mündung des Rio Hacha, von wo sie morgen zum Iuréua weiterfahren wollen. Er hat nur wenig Gepäck mitgebracht. Seine Koffer mit den gestohlenen Waren sind am Yatéte geblieben. So werden wir wohl nichts mehr von unserem Eigentum wiedersehen. — Antonio kehrt vorläufig nicht zum Orinoco zurück. Er will diesen Sommer Kumarú-Bohnen[2] sammeln, die in Angostura (Ciudad Bolívar) jetzt einen hohen Preis haben sollen.

Spät abends kommen meine beiden Jäger, müde und hungrig, aber sehr stolz mit zwei starken Sauen; nach einer Reihe fleischloser Tage eine angenehme Abwechslung.

28. November. Antonios Frechheit ist groß. Seine Buben laufen mit geblümten Halstüchern aus meinem Besitz herum. Er selbst ist mit einem langen, schwarzen Hemd ohne Ärmel bekleidet, das mir bei näherem Hinschauen sehr bekannt vorkommt. Er hat es sich aus meinem großen photographischen Einstelltuch zurechtgeschneidert! Dabei ist er von bestrikkender Liebenswürdigkeit gegen mich. Hält er mich für so dumm oder für so nobel, daß ich auf solche Kleinigkeiten keinen Wert lege? —

Der Tag vergeht mit mancherlei Arbeit. Die Schweine müssen zerlegt, gebrüht, geschabt und gebraten werden. Jesus Sirachs Gebote werden mehrmals stark übertreten. Romeo sitzt neben dem Kochtopf und gibt sorgsam acht, daß das Wasser nicht überkocht und das Feuer auslöscht, sonst würde er nach dem Glauben seines Stammes immer erfolglos auf der Jagd bleiben. Noch spät in der Nacht ruft er uns vom Theodolit weg zum leckeren Mahl. Antonio hat sich gestern den Magen verdorben, aber der dicke Karamakáte gibt uns die Ehre und macht reinen Tisch. — Maniokfladen haben die Leute hier sehr wenig, da die Pflanzung nur geringen Ertrag an Maniok und nur kleine Wurzeln liefert.

Während wir draußen nach den Sternen gucken, miauen und heulen

[1] Entzündung zwischen den Zehen. Vgl. oben S. 282.

[2] Die sog. Tonka-Bohnen: Dipteryx odorata; wohlriechende Samen eines hohen Urwaldbaumes, die stark Kumarin enthalten und daher in der Parfümerie Verwendung finden.

kleine und große Panterkatzen nicht weit von uns in der Savanne. Sie freuen sich über den Mondschein, sagen die Indianer. Ein großer Jaguar röchelt vom Waldesrande her aus tiefer Brust seine unheimlichen Laute, ein alter Herr, der auch den Menschen gefährlich ist. Es gäbe hier viele dieser Raubtiere. Auch Klapperschlangen kämen häufig vor. Im vergangenen Jahr sei ein junger Mann dicht bei der Maloka gebissen worden und bald darauf gestorben.

Antonio zeigt mir Sternbilder und nennt mir die Namen in seiner Sprache. Er fragt mich, ob die Sterne Leute seien. Ich erzähle ihm von der schönen „Venus", dem schönsten aller Weiber, von dem wilden Jäger „Orion", von dem Kapitána „Jupiter" der so viele Frauen gehabt habe.

29. November — 2. Dezember. Die Zeit vergeht, und die Leute vom Parú kommen nicht. Auch Karamakáte läßt sich seit Tagen nicht blicken. Er liege im Wald mit Schmerzen in den Beinen, wahrscheinlich Podagra.

Ich schaukele mich untätig in der Hängematte, lese abwechselnd „Faust" und „Ut mine Stromtid" oder die letzten Briefe aus der Heimat vom September 1911. Vierzehn Monate! Was kann sich inzwischen alles ereignet haben! Die nächsten Briefe warten auf mich in São Felippe am oberen Rio Negro. Wie lange werde ich noch brauchen, um dorthin zu kommen!

In den kühleren Stunden des Tages nehme ich mit dem jüngsten Sohn Antonios eine Liste der Dekuána-Sprache auf. Er ist ein intelligenter Junge, der die Wörter sehr deutlich ausspricht und sich nicht eher zufrieden gibt, als bis ich sie richtig nachgesprochen habe.

Das D e k u á n a, das am Rio Hacha, Parú und Iuréua gesprochen wird, sei identisch mit dem K u n u a n á, der Sprache des oberen Orinoco und seiner rechten Nebenflüsse Cunucunúma, Iguapo und Padámo. Jedenfalls sind die dialektischen Unterschiede ganz gering, während das Dekuána vom Ihuruána des Fewéte und vom Yekuaná des Merewarí nicht unerheblich abweicht, was sich zum Teil in ganz verschiedenen Wörtern äußert. Romeo sagt, er verstände die Sprache der Hiesigen nur sehr schwer. Ebenso geht es Antonio nach seiner Aussage mit den Leuten von Mauakúnya.

Nachts sind wir meistens Alleinherrscher in der Maloka. Wir sitzen noch spät abends mit Romeo draußen unter dem funkelnden Sternenhimmel und unterhalten uns über dies und das, bald deutsch, bald portugiesisch mit Indianisch gemischt. Ein Nachtvogel, wahrscheinlich eine Eule oder ein Ziegenmelker, den die Wapischána nach seinem Ruf „U l ŭ m a t e k ŏ k o", die Makuschí „P o r l ŏ t o t ó" nennen, läßt sich vom nahen Walde hören. Romeo erzählt dazu eine Geschichte:

In alter Zeit war dieser Vogel ein Mensch. Eines Tages ging er mit dem Hahn auf die Jagd. Sie erlegten viele Tiere, rösteten das Wildbret sofort und packten es in ihre Kiepen. Als sie auf dem Heimweg waren, überfiel sie ein heftiger Regen. Sie kamen an einen großen Fluß. Die Eule setzte über, ließ aber ihre Kiepe auf dem andern Ufer zurück. Dann rief sie dem Hahn zu: „*Orlŏto nokölĕkö yakŏ* —!" „Mein Wildbret bring herüber, Schwager!" Aber der Hahn konnte nicht übersetzen, da der Fluß vom Regen zu sehr angeschwollen war. Die Eule schrie und schrie und verwandelte sich allmählich in einen Vogel. Und so ruft sie nach ihrem Wildbret bis auf den heutigen Tag.

3. Dezember. Gegen Mittag kommt endlich Alexandrino mit seiner ganzen Familie, ein Mann von etwa 40 Jahren. Mit seinem scharf geschnittenen, schlauen Gesicht, aus dem eine starke Hakennase vorspringt, erinnert er mich an einen glattrasierten oberhessischen Bauer. Ein großes Kanú hat er mitgebracht. Morgen kämen seine vier Leute.

Alexandrino spricht etwas spanisch. Seine Neugierde läßt nichts zu wünschen übrig. Kaum hat er uns begrüßt, da öffnet er auch schon meine Ledertasche, die an einem Hauspfosten hängt, und nimmt Uhr und Instrumente heraus, sodaß Schmidt rasch hinzuspringt, um ihm die kostbaren Sachen zu zeigen und, soweit es möglich ist, zu erklären. Mitten in diese wissenschaftliche Vorlesung hinein bringt eine Frau die aufregende Nachricht, auf dem anderen Flußufer hätten sich Wildschweine gezeigt. Antonio und Alexandrino mit meinem Winchester eilen hinüber. Nachmittags kommen sie ohne Beute zurück. Alexandrino ist auf eine starke Rotte Sauen gestoßen, aber, wie ich voraus ahnte, mit dem Laden des Karabiners nicht fertig geworden und hat keinen Schuß getan.

4. Dezember. Antonio, das schamlose Subjekt, hat uns gestern Abend ein großes Stück Schweinebraten vom Rost gestohlen. —

Zu unserer Freude hält der dicke Karamakáte wieder seinen Einzug. Zwar humpelt er noch am Stock, aber sein Humor ist derselbe geblieben, und auch sein Appetit scheint nicht gelitten zu haben.

5. Dezember. Die Maloka ist voll von halberwachsenen Jungfrauen und Kindern. Alexandrino hat allein fast ein Dutzend; ein fleißiger Mann, der seine Pflicht kennt und dafür sorgt, daß sein edles Volk nicht so bald ausstirbt.

Da kann man lustige Sachen sehen: Alexandrino sitzt in einer Ecke und trinkt warme Mehlsuppe aus einer großen Kalabasse. Ein zweijähriges Töchterchen kommt zu ihm gelaufen. Der sorgsame Vater stellt die Kalabasse zu Boden und füttert die Kleine mit Casabe. Währenddessen



108. Katarakt Ekenkua. Rio Ventuari.



109. Frühschoppen bei Karamakate.

plätschert ein Bächlein in die Mehlsuppe, die der Alte dann ahnungslos weiter trinkt. Wir lachen Tränen. —

Die versprochenen Ruderer sind wieder nicht gekommen. Antonio teilt mir nachmittags mit, er würde morgen selbst mit Alexandrino zum Parú gehen und die Leute holen. Auch wollten sie dort möglichst viel Casabe für uns als Reisezehrung kaufen. Ich solle ihm zu diesem Zweck Tauschwaren geben. — Ich antworte ihm, hier hätten wir fast gar keine Tauschwaren, in den Koffern am Yatéte dagegen noch eine Menge! Wir würden die Lebensmittel nachträglich bezahlen. — So schlage ich den Schuft mit seinen eigenen Waffen; weiß er doch ebenso gut oder besser als ich, daß die Koffer leer sind. —

Wenn Antonio jetzt unsere Weiterreise mit so viel Eifer betreibt, so tut er dies sicherlich nicht um unsertwillen, sondern aus eigenem Interesse. Die Leute, die uns zum Iuréua fahren, sollen ihm in dem großen Boot von Chicho González, für den er hier Kumarú sammeln will, Waren mitbringen. Da er selbst nicht lesen und schreiben kann, diktiert er Schmidt eine lange Liste von Sachen, die wir für ihn bei dem Venezolaner bestellen sollen. Bescheiden ist er nicht.

6. Dezember. Die Nacht habe ich kaum ein Auge zugetan. Es war ein fürchterlicher Lärm in der rauchigen, heißen Bude. Die Weiber buken Casabe und schwatzten dabei, die kleinen Kinder schrien, die Jungen sangen Tanzlieder, Antonio hatte mit Alexandrino eine lange Unterredung. Nach dem Frühstück zieht die ganze Gesellschaft mit Sack und Pack ab.

Nachmittags schießt Romeo einen kleinen Savannenhirsch, der dicht an die Maloka kommt. Leider ist das Wildbret nicht zu gebrauchen. Zwei alte Schußlöcher im Leib zeigen schon starke Verwesung und wimmeln von Maden. Trotzdem ist das Tier nicht eingegangen und lief noch eine gute Strecke flink davon, als ihm mein Wapischána den schweren Lungenschuß beibrachte.

7.—9. Dezember. Romeo hat jeden Tag Fieber. Auch bei mir meldet sich wieder die Malaria, wie immer, wenn ich längere Zeit in einer dieser schmutzigen Malokas liegen muß. Oder ist es die erzwungene Untätigkeit? — Das Hin und Her mit diesem unzuverlässigen, wankelmütigen Volk wird auf die Dauer unerträglich.

10. Dezember. Endlich kommen die Leute vom Parú, vorläufig zwei Männer, ein Knabe, drei Weiber, acht kleine Kinder und vier Hunde. Ein junger Mann mit angenehmen Gesichtszügen hat lange Beine wie ein Maguarý-Storch und trägt um die Fußknöchel breite Umwicklungen aus Menschenhaar-Schnüren.

Gegen Abend stellen sich auch Antonio und Alexandrino wieder ein. Sie erwarten noch zwei Mann vom oberen Parú. Am ganzen Parú lägen nur zwei Malokas; am Rio Hacha gebe es außer Huhukúnya noch eine Maloka weiter flußaufwärts.

11. Dezember. Wieder gibt es Schwierigkeiten mit den Herren Indianern. Ich teile Antonio mit, daß Schmidt mit den Leuten heute zur Mündung des Yatéte fahren und das Gepäck holen solle. Er sagt, wie immer, zu allem „ja", hat aber dann eine lange Beratung mit Alexandrino und Karamakáte. Endlich kommt unser dicker Hauswirt, hockt sich zu uns und spricht längere Zeit in erregtem Ton auf uns ein. Antonio übersetzt: Wenn Schmidt mitginge, würden die Leute nicht gehen. Sie seien keine „ladrones" (Diebe) und würden von dem Gepäck nichts wegnehmen! — Es ist zum Lachen! — Ich antworte ihm, aus diesem Grunde solle Schmidt nicht mitgehen, sondern um das Gepäck richtig zu verladen und vielleicht einen Koffer zurückzulassen, wenn das Boot nicht ausreiche. — Da beruhigt sich der Alte. — Offenbar hat ihn Antonio nur vorgeschickt, weil er selbst zu feig dazu ist, mir zu widersprechen.

Um 10 Uhr fährt Schmidt in dem großen Kanú mit drei Mann rasch flußabwärts, zwei Leuten vom Parú und dem Sohne Karamakátes, einem dickbäuchigen, stupid aussehenden Individuum.

Abends habe ich vor dem Haus einen heftigen Auftritt mit Alexandrino. Als ich ihm sage, er solle mein Steuermann zum Iuréua sein, wird er ganz wild, springt herum wie ein Narr, schlenkert mit Armen und Beinen und schreit, er ginge nicht mit mir, die Boote reichten nicht aus, die Stromschnellen seien zu gefährlich, er habe keine Lust zu ertrinken usw. Er wolle nach Uránya fahren und dort für mich ein Kanú kaufen. — Uránya ist eine der Baracken kurz unterhalb der Mündung des Fewéte! — Ich erkläre ihm darauf energisch, ich hätte schon so viel Zeit verloren und keine Lust, noch Wochen hier zu warten. Wenn er nicht mitginge, würde ich mit Romeo nach San Fernando fahren und dem Gobernador erzählen, was für Leute sie hier wären. — Da läuft er wütend in das Haus hinein und hat mit Antonio, der inzwischen vom Fischfang gekommen ist, eine endlose Besprechung.

Lange noch sitze ich draußen, einsam in der dunklen Nacht, und die ganze Reise mit ihren vielen Schwierigkeiten, die kein Ende nehmen wollen, zieht an meinem Geist vorüber.

12. Dezember. Das gestrige Gewitter hat die Luft gereinigt. Alexandrino kommt von selbst zu mir und setzt mir auseinander, er wolle heute zum Parú gehen, um dort Casabe machen zu lassen. In drei Tagen würde

er wieder hier sein und mich dann mit seinen Leuten zum Iuréua bringen. Darauf zieht er ab.

Auch Antonio verabschiedet sich, um zum Yatéte zurückzukehren. Für seine „treuen Dienste" habe ich ihm einen Schein ausgestellt, den er Chicho González übergeben soll. Angeblich lautet das Schriftstück:

> „Haben Sie die Güte und zahlen Sie dem Herrn Antonio Yaracúne, Oberhäuptling des Ventuarí, für seine Mühe, mein Gepäck vom oberen Ventuarí bis zur Mündung des Yatéte zu bringen, die Summe von 100 Pesos, die Ihnen das Haus Blohm in Ciudad Bolívar zurückerstatten wird."

So lese ich ihm vor. In Wirklichkeit heißt es ganz anders:

> „Ich Endesunterzeichneter erkläre hiermit Antonio Yaracúne, Oberhäuptling des Ventuarí, für einen großen Spitzbuben! Er versprach, mich mit meinem Gepäck flußabwärts bis zum Casiquiare zu bringen, aber an der Mündung des Yatéte öffnete er mit Gewalt meine Koffer und stahl Waren, photographische Artikel und Gebrauchsgegenstände im Wert von 350 Pesos[1] — — Haben Sie die Güte, und bezahlen Sie diesen Antonio, wie man die Diebe bezahlt in Venezuela!"

Der alte Gauner wird Augen machen, wenn ihm der Venezolaner dieses Zeugnis vorliest. Schade, daß ich ihn nicht dabei sehen kann[2].

Gott sei Dank, daß ich den Heuchler los bin! Mit den anderen, die durch unsere sogenannte „Kultur" noch wenig verdorben sind, werde ich jetzt, da sie seinem Einfluß entrückt sind, schon fertig werden.

14. Dezember. Mitten in der Nacht kehrt Schmidt mit den Indianern zurück. Sie hatten schwer anzukämpfen gegen die heftige Strömung, da der Ventuarí und seine Nebenflüsse infolge der starken Regenfälle in den letzten Tagen sehr angeschwollen sind. Die Ladung haben sie an der Mündung des Rio Hacha zurückgelassen.

15. Dezember. Gegen Mittag kommt wirklich Alexandrino, wie er versprochen hatte. Morgen soll es endlich vorwärts gehen! Weitere Ruderer hat er nicht mitgebracht; wir haben sie auch nicht nötig. Wenn wir die

[1] Etwa 700 Mk.

[2] Erst zwei Jahre später hat Antonio seine gerechte Strafe empfangen. Bei meiner Ankunft in San Fernando de Atabapo machte ich meinem Freunde, Ingenieur Alfredo Jahn in Caracas brieflich Mitteilung von dem Raub. Im März 1915 schrieb er mir, daß der Gouverneur Abelardo Gorrochotegui den „Räuber bestraft" und ihm einige der gestohlenen Negative abgenommen habe. Infolge der Zeitereignisse konnte ich bis jetzt nichts näheres darüber erfahren, aber ich muß gestehen, daß mir schon diese kurze Nachricht eine große Genugtuung bereitet hat.

Ladung etwas verringern, können wir alle zusammen in dem großen Boot fahren.

16. Dezember. Kurz nach 10 Uhr fahren wir ab, nach freundlichem Abschied von Karamakáte. Sein Sohn hat sich in der Nacht aus dem Staub gemacht. Er wollte uns nicht begleiten und verzichtet lieber — echt indianisch — auf seinen Lohn für vier Tage Ruderdienste zum Yatéte und zurück; aber es geht auch ohne ihn.

Wir fahren im großen Kanú mit Alexandrino und Romeo als Vorruderern, einem alten freundlichen Dekuána als Steuermann und seinem Sohn als Passagier. In dem wurmstichigen Boot, das uns hierher gebracht hat, fährt der langbeinige junge Mann mit seiner Frau.

An der Mündung des Rio Hacha halten wir, um die Ladung einzunehmen. Wir packen um. Ein Holzkoffer und eine Ledertasche werden leer und bleiben mit Gegenständen zurück, die ich nicht mehr brauche, oder die von den Termiten zerstört sind. Die Indianer werden sie sich schon holen. Auch in den Kleidersack sind die fleißigen Tierchen eingedrungen und haben ihre rasche Vernichtungsarbeit getan. Das Dunkelkammerzelt weist große Löcher auf, und auch mein letzter guter Kakirock, den ich mir für die „Zivilisation" aufgespart hatte, zeigt nur zu deutlich die Spuren ihrer Tätigkeit.

Ich sehe furchtbar heruntergekommen aus. Das Hemd ist schmutzig und voll Löcher, durch welche die Sonne braune Flecken auf die Haut zeichnet. Und dann die Hose! Sie ist unten zerfranst und wird immer kürzer. An den Knien ist sie vielmals aufgeplatzt und immer wieder mit Palmfaserschnur zusammengenäht. Sie starrt so von Schmutz, daß sie fast aufrecht stehen bleibt, wenn ich sie auf den Boden stelle. Wollte ich sie jetzt noch waschen lassen, sie würde sich unter den Händen in ihre Bestandteile auflösen. Ich werde wohl halbnackt in São Felippe ankommen. Wenn ich mir vorstelle, daß es Menschen gibt, die in Frack und weißer Halsbinde zur Abendgesellschaft gehen, so muß ich lachen. —

Die Boote fassen bequem die ganze Ladung. In nordwestlicher Richtung fahren wir weiter, den Ventuarí abwärts. Meine beiden Vorruderer strengen sich nicht sonderlich an. Der neugierige Alexandrino will von Romeo alle Einzelheiten der Reise wissen. Meistens lassen wir uns von der starken Strömung treiben und angeln dabei zahlreiche Pacú, die uns ein wohlschmeckendes Nachtessen liefern.

17. Dezember. Langsames Fahren und Angeln wie gestern. Nachmittags kommen wir an eine Reihe von Stromschnellen. Der Fluß teilt sich hier in drei Arme, die zwei große, bewaldete Inseln umschließen. Auf der linken lagern wir, am Kopf der Schnelle Uaschádi-wenáde.

Meine neuen Ruderer sind prächtige Leute, ruhig, freundlich und aufmerksam gegen uns Europäer. Auch Alexandrino hat sich sehr zu seinem Vorteil verändert, seitdem er der verderblichen Atmosphäre Antonios entzogen ist. Er ist ein intelligenter und weitgereister Mann. Bis zu den Arekuná am Caróni ist er gekommen, um eine englische Flinte zu kaufen. Auch bei den Piaroa, Máku und Yabarána war er schon und kennt zahlreiche Wörter aus den Sprachen dieser Völker. Er hat überhaupt etwas vom Sprachforscher in sich. Für alles will er die Ausdrücke in meiner Sprache wissen und versucht vergeblich, sie nachzusprechen. Bei der Arbeit ist er stets der Erste. Er greift selbst zu und hält die andern dazu an. — Kurz und gut, ich kann mit meiner neuen Mannschaft sehr zufrieden sein. Das Zusammensein mit diesen liebenswürdigen Menschen entschädigt mich für manches Schlimme, was ich von ihren Stammesverwandten erfahren habe.

Viel Vergnügen macht es ihnen immer wieder, wenn ich ihnen vorführe, wie die „Ihuduána" Regenwürmer essen. Die „U a n y u n g ó m u", wie sich die Dekuána auch selbst nennen, finden an diesem Leckerbissen keinen Geschmack, sehen überhaupt mit etwas Verachtung auf die Bewohner des Quellgebiets herab.

18. Dezember. Der Fluß ist außerordentlich fischreich. Auch Wild ist da. Frühmorgens schießen die Leute auf der andern Insel drei Mutuns.

Rasch geht es dann durch die Stromschnellen, die sich auch unterhalb der Inseln mit kurzen Unterbrechungen fortsetzen. Beide Ufer zeigen noch immer Savannen. Zwei niedrige Ketten, die uns gestern fast den ganzen Tag begleiteten, zur Rechten W e d é m a, zur Linken Y á u a, nähern sich allmählich und treten an ihrem nordwestlichen Ende durch einen Felsenwall, der sich quer durch den Fluß zieht, miteinander in Verbindung. Die Kataraktenreihe, die dadurch entsteht, fassen die Indianer unter dem Namen W o d i n t á d e zusammen. Eine Menge kleiner Inseln und Felsklippen teilt die wild erregte Flut in zahllose Stromschnellen, Abstürze und hohe Fälle, die in ihrer Gesamtheit einen Höhenunterschied von 30 m überwinden. Das Gestein ist ein porphyrartiger Biotit-Granit.

In rasender Fahrt werden wir durch die Schnellen gerissen, die den Abstürzen vorangehen. Wir landen links in einer Bucht. Ein Pfad führt von hier aus durch den schmalen Galeriewald und über die Savanne. Er schneidet die nächsten Katarakte ab. Die Indianer schaffen auf ihm das Gepäck bis zu einem schmalen, seicht über Felsgeröll strömenden Flußarm. Über fünf Stunden müssen wir hier warten, bis die Leute mit den Booten kommen. Sie hatten schwere Arbeit, da sie die Boote eine größere Strecke

über die Felsen schleifen mußten. Der Hauptabsturz ist sehr hoch. Rasch laden sie und fahren vorsichtig weiter. Ich gehe mit Schmidt über Land, um die Boote zu erleichtern, da fortgesetzt kleinere Abstürze und Schnellen kommen. Am Kopfe eines hohen, tosenden Kataraktes treffen wir wieder zusammen. Die Ladung wird unterhalb des Falles geschafft und dort aufgestapelt. Wir lagern bei den Booten.

19. Dezember. Mühsam schleifen wir die Boote einen Kilometer weit steil bergab durch den Wald, laden und fahren bald aus dem schmalen Arm in den Hauptstrom.

Mit Wodintáde hat der Fluß eine westliche Richtung angenommen, die bald in eine westnordwestliche übergeht. Die Savanne hat üppigem Wald Platz gemacht. Auf beiden Seiten münden unbedeutende Zuflüßchen, links K u m á k a und W a h ú n a, rechts H a r a y á t a und K u y ú i d u. Wir lagern schon früh am Nachmittage oberhalb einer Reihe von Inseln, um die vielen Pacúfische zu rösten, die wir wieder während der langsamen Fahrt auf dem stillen Fluß gefangen haben. Auch kommt jetzt eine böse Strecke.

Wirft man beim Essen Fischabfälle ins Wasser, so gibt es nach dem Glauben der Wapischána und Makuschí Regen.

20. Dezember. Kurz nach Mitternacht heftiger Regen. Nach einer wilden Fahrt zwischen Inseln und zahllosen Felsen, durch Stromschnellen, über kleinere und größere Abstürze machen wir in einer Bucht am rechten Ufer Halt, von wo ein Fußpfad den großen Katarakt von E k é n k u a umgeht. Die Leute tragen die Ladung bis unterhalb des Falles und kommen erst nachmittags wieder. Der Weg sei weit. Auf der andern Seite haben sie ein kleines Kanú gefunden, sodaß wir morgen nur das große Boot über Land zu schaffen brauchen.

8 Uhr abends wiederum starker, anhaltender Regen, ebenso gegen 2 Uhr nachts. Meine Hängematte trieft. Ich wickle mich in den Mantel und schlafe unter einer der kleinen Baracken, die sich die Indianer aus Blättern der „Banana brava“ errichtet haben, „trotz alledem fest, doch etwas unbequem“, nämlich auf dem Erdboden, während der Regen allmählich in kleinen Bächlein unter mir durchsickert.

Es ist nicht so einfach, auf solchen Flußfahrten eine einigermaßen brauchbare Karte zustande zu bringen. Man sitzt auf einem Rundholz, visiert alle Augenblicke durch den Peilkompaß, vergleicht zwischendurch die Uhr, fragt den Vorruderer nach dem Namen der Zuflüsse, Gebirge, Stromschnellen, schreibt und zeichnet bei dem ewigen Schwanken des kleinen Fahrzeuges, zwischen Felsen und brausenden Wogen. Entsteigt man

endlich nach sechs-bis achtstündiger, nur durch die Mittagspause unterbrochener Fahrt dem engen Kahn, so fühlt man kaum die steifen Beine, und das Sitzfleisch kommt einem wie zerhackt vor. Dabei muß man dem Himmel noch dankbar sein, wenn er keinen schweren Regen herabschickt. — O, ihr Stubengeographen, die ihr oft mit Geringschätzung auf unsere Pionierarbeit herabseht, weil wir nicht vom Handwerk sind, wie heilsam wäre euch eine solche Fahrt! —

21. Dezember. Auf die Regennacht folgt ein klarfrischer Morgen. In einer guten Stunde erreichen wir auf dem breiten, vielbenutzten Pfad den Fuß der Fälle. Das rechte Ufer springt hier in einer von hohen Felsen starrenden Landzunge weit vor und bildet dadurch eine tiefe Bucht, deren Wirbel und Strudel bei Hochwasser das Treibholz nicht abschwimmen lassen. Mit dem Sinken des Wassers schichten sich die glattgeschliffenen Stämme auf und zwischen den Felsen nebeneinander, sodaß es hier wie auf einem riesigen Zimmerplatz aussieht. Das Gestein ist Biotit-Granit, wie am ganzen Ventuarí.

Die Indianer gehen zurück, um das Boot zu holen; Schmidt wäscht seinen einzigen Anzug; ich schreibe und zeichne. Leider wimmelt der sonst frische Platz von Piuns und lästigen Schweißbienchen, die überall dahin kriechen, wo sie nichts zu suchen haben.

Kurz nach Mittag machen wir zwei uns auf den Weg zum Hauptfall. Es ist der großartigste Katarakt, den wir bis jetzt gesehen haben. Frei von Inseln, stürzt der stark zusammengedrängte Fluß unter furchtbarem Getöse etwa 30 m hoch über eine senkrechte Felsenstufe und zerschellt in der Tiefe in weiße Gischtmassen. Wie ein Nebelschleier hängt der aufsteigende Dunst über dem Fall. In weitem Umkreis ist alles mit Feuchtigkeit überzogen. Ich muß hart an das schroff abfallende Ufer treten, um meine photographische Aufnahme zu machen, und doch gibt das Bild nicht entfernt den überwältigenden Eindruck wieder, den der Fall in Wirklichkeit auf den Beschauer ausübt; denn man sieht auf der Photographie nur den oberen Teil des Absturzes, weil mein Standort zu hoch war. (Abb. 108) Nach seinem gewaltigen Sprung aber tost der Fluß durch eine enge, unzugängliche Schlucht. Die Gesamthöhe von Ekénkua beträgt 50 m.

Nachmittags kommen die Leute mit dem Boot, und wir lagern etwas flußabwärts auf einer sauberen Sandbank am rechten Ufer.

22. Dezember. Der Fluß wendet sich bald nach Westen. Im Süden, nicht sehr weit entfernt, erblickt man ein etwa 600 m hohes Gebirge, Tehúschi, das von Südwesten nach Nordosten auf das Kataraktengebiet von Ekénkua hinzieht und wahrscheinlich die Felsenstufen im Flußbett

hervorruft. In einer durchschnittlichen Breite von 120—150 m fließt der Ventuarí nun ruhig dahin. Nur an einer Doppelwindung über Süden und Osten verschmälert er sich auf 80—90 m und hat stärkere Strömung. Beide Ufer sind außerordentlich einförmig. Sie tragen niedrigen Wald, der mit Schlingpflanzen dicht verhangen ist. In der Regenzeit ist es Überschwemmungsgebiet.

Nach fünf Stunden Fahrt erreichen wir den ersten größeren Zufluß zur Rechten, Aschíta, der auf den Gebirgen der Wasserscheide mit dem Erebáto entspringen soll. Zwei Boote mit bekleideten Indianern treiben langsam aus der 60—70 m breiten Mündung. Es sind Yabarána[1] unter ihrem Häuptling Francisco. Durch ihre schlanken Gestalten und feinen, schmalen Typen unterscheiden sie sich stark von den oft plumpen Majonggóng mit ihren rohen Gesichtszügen. Einige haben schräggestellte, etwas geschlitzte Augen. Alle sind mit Purupurú bedeckt und sehen krank und heruntergekommen aus. Der jugendliche Häuptling fährt dicht neben mir und erkundigt sich höflich in gutem Spanisch nach „Woher und Wohin“ Er ist sofort im Bilde und fragt mich, ob ich „den Fluß erforschen wolle“.

Die etwa 3 km lange gerade Strecke nach Westsüdwesten, die wir nunmehr fahren, heißt Kamáhudi-saruíne nach dem Bache Kamáhudi, der an ihrem Ende links mündet. Bald darauf kommen wir zum Hafen der Yabarána am rechten Ufer. Kaum haben wir ausgeladen, da zieht von Osten ein Gewitter herauf und bringt starken Regen. Ich will den Pfad landeinwärts zur Niederlassung laufen, da teilt mir Francisco mit, daß seine Maloka vor einiger Zeit mit allem Inhalt niedergebrannt und noch nicht wieder aufgebaut sei. Er haust mit seinen Leuten unter elenden Schutzdächern. Noch spät in der Nacht lädt er uns dorthin zu Gast. Es gibt jungen Alligator.

23. Dezember. Den ganzen Vormittag treibe ich mit dem Häuptling Sprachstudien. Das Yabarána ist ein noch wenig bekanntes Glied der Karaibengruppe, sehr verschieden vom Yekuaná und seinen Dialekten. Bisher gab es nur eine Wörterliste von dieser Sprache, die Tavera-Acosta, wie es sich jetzt im Gespräch herausstellt, ebenfalls aus dem Munde Franciscos aufgenommen hat[2].

Nachmittags mehrmals Gewitter mit heftigem, anhaltenden Regen von Osten.

Unsere Geistesarbeit schafft Nacheiferung. Die Yabarána hocken mit

[1] Ich behalte hier die spanische, in die Literatur eingeführte Schreibweise bei. Die Indianer sagen Yauarána.

[2] B. Tavera-Acosta: En el Sur. (Dialectos indígenas de Venezuela). S. 108 ff. Ciudad-Bolívar 1907.

meinem **Wapischána** unter unseren Baracken und tauschen unter lautem Lachen ihre Sprachen aus. Auch Handelsgeschäfte werden gemacht, wie stets, wenn ein Stamm den anderen besucht. Alexandrino tauscht seinen Arekuná-Deckelkorb gegen ein aus Palmblättern hübsch geflochtenes Deckelkörbchen, das von den Piaroa stammt. Dicke Stränge Glasperlen wandern in den Besitz des Häuptlings für irgend eine frühere oder spätere Gegenleistung.

Von der wenig landeinwärts gelegenen Maloka steht nur noch ein Teil der Lehmwand. Der Grundriß ist elliptisch und mißt 15 m in der Länge, 7 m in der Breite. Das Haus war also sehr verschieden von den im Grundriß kreisrunden Malokas der Yekuaná und ihrer Verwandten. Schade, daß nur noch so wenig davon übrig ist. Die Wand hat drei Türlöcher, von denen aber keines dem anderen unmittelbar gegenüber liegt, wahrscheinlich, um einen scharfen Durchzug zu vermeiden.

Eine andere Maloka befände sich zwei Tage über Land an einem kleinen Zufluß des Ventuarí unter dem Häuptling Margarito, der aber mit den Weißen nichts zu tun haben wolle.

24. Dezember. Die letzten Sprachaufnahmen mit Francisco. Gern hätte ich den intelligenten, feinen Menschen weiter mit mir genommen, aber er will nicht. Er hat Angst vor den Venezolanern. Er bittet mich, den Gobernador in San Fernando zu veranlassen, daß er ihm das Nötigste sende, da ihnen alles verbrannt sei[1]. Bitter beklagt er sich über einen Venezolaner Namens M. am Orinoco, bei dem die Yabarána jahraus, jahrein gearbeitet hätten, sodaß sie keine Zeit hatten, ihre Pflanzungen zu bestellen, und jetzt Hunger leiden müßten, was man nach ihrem Aussehen nicht bezweifeln kann. Auch habe er sie schlecht bezahlt; die alte Klage. — Zum Abschied schenke ich dem armen Kerl noch Schrot, Angelhaken und andere entbehrliche Sachen.

Wir fahren langsam. Die Leute haben sich wieder viel zu erzählen und rudern dabei nicht. Von Zeit zu Zeit halten wir und suchen Regenwürmer, um Matrinchans und andere Fische zu angeln. Auch Piránya[2] gibt es hier, die uns mit ihren messerscharfen Zähnen manche Angel abbeißen. Als Köder benutzen wir für diese gefräßigen Raubfische Stücke Wildbret oder auch Teile ihrer eigenen Artgenossen, über die sie mit derselben Gier herfallen. Um sie anzulocken, wühlt man vorher das Wasser mit der

[1] Später wurde mir am Orinoco erzählt, die Yabarána hätten die Maloka selbst angezündet, nachdem sie alle ihre Habe weit ins Innere am oberen Aschíta in Sicherheit gebracht hatten, um dadurch den Bedrückungen der Weißen zu entgehen.

[2] In Brasilien piranha: Serrasalmo, Myletes sp., Pygocentrus sp.

Spitze der Angelgerte tüchtig auf. Die Fische glauben, irgend eine Beute sei im Wasser, und eilen von allen Seiten herbei, um ihr Opfer zu zerstückeln.

Pacúfische kommen unterhalb der Fälle nicht mehr vor. Dagegen treten jetzt zahlreiche Delphine auf, und es ist ein hübsches Spiel, wenn sie plötzlich dicht beim Boot auftauchen und unter lautem Pusten ihre glänzenden, schwarzen Körper halb aus dem Wasser wälzen.

Die Breite des Ventuarí bleibt sich immer gleich. Die Tiefe ist anscheinend beträchtlich, die Szenerie der Ufer fortgesetzt einförmig. Sie bestehen aus Lehm und sind nur wenige Meter hoch, aber meistens nicht der Überschwemmung ausgesetzt. Im Nordwesten erblickt man einen Gebirgszug, Y a m á d a - h e d e, und weiter entfernt den hohen Tafelberg A n a í t y a, das Land der Piaroa und Máku. Auch fern im Norden erscheinen höhere Gebirge, die Wasserscheide mit dem Caura. Dort im Quellgebiet der Nebenflüsse des Caura wohnen die wilden W a r u w á d u.

Um Mittag kommen wir am rechten Nebenbach Y a k a u á h u vorüber, an dessen Oberlauf der Yabarána-Häuptling Margarito Zuflucht gefunden hat, und erreichen nachmittags den großen rechten Nebenfluß W a n a p i á r i. Er ist an seiner Mündung zwar nur 50 m breit, aber infolge seiner Wassermasse der bedeutendste Zufluß des Ventuarí, dessen Breite er auf 150 bis 180 m anwachsen läßt.

Der Wanapiári, wie ihn die Indianer nennen, „Manapiari“ der Karten, Humboldts „Manipiare“, entspringt im Norden am Südabfall der hohen Gebirge, auf deren Nordseite der C u c h i v é r o, ein rechter Nebenfluß des unteren Orinoco, seine Quellen hat. Ein Überlandweg von nur einem Tag verbindet nach der Angabe der Indianer beide Flußgebiete miteinander. Mehrere Stämme haben dort ihre Wohnsitze, außer Piaroa und Máku auch W ö k i á r i und die gefürchteten K u r a s c h i k i á n a[1] Von Ciudad Bolívar aus über den Cuchivéro wären diese interessanten und an Kultur den Yekuaná offenbar überlegenen Stämme verhältnismäßig leicht zu erforschen, vorausgesetzt daß man über genügend Lebensmittel und eine durchaus zuverlässige Mannschaft verfügte.

Der Gebirgsregion im Nordwesten rücken wir immer näher. Deutlich erkennen wir die schroffen, im Schein der Abendsonne rötlich leuchtenden Felsenhänge des gewaltigen Anaítya, der seine Umgebung weit überragt. Er hat eine Höhe von mindestens 2000 m und gehört offenbar der Sandsteinformation an.

[1] Der Yabarána-Häuptling Margarito gehört angeblich dem Stamme der Wökiári an.

An der Mündung des Wayáhi, eines ansehnlichen rechten Zuflüßchens, lagern wir. In seinem klaren, bräunlichen Wasser, das über hellen Sand rieselt, sieht man ganze Züge verschiedenartiger Fische. Romeo fängt einen riesigen Wels, den die Dekuána wegen seiner schwarzen Tupfenzeichnung Máro (Jaguar) nennen.

Prächtige Mondnacht. — Zu Hause feiern sie Weihnachten. —

25. Dezember. $3^1/_2$ Uhr bei hellem Mondschein ab. Der Fluß wendet sich in großen Krümmungen nach Südwesten. Auf der rechten Seite empfängt er den 40—50 m breiten Camáni und bald darauf den ebenso bedeutenden Mariéte. In ihrem Quellgebiet hausen wiederum Máku und Piaroa, furchtsames Volk, das die Weißen flieht. Eine kleine, verfallene Schutzhütte am rechten Ufer schreiben meine Leute diesen Indianern zu, die bei niedrigem Wasserstande hierher kommen, um Terecaí-Schildkröten[1] zu fangen.

Der Ventuarí nimmt nun in einer Breite von 200—250 m eine südliche Hauptrichtung an. Durch das westöstlich verlaufende Gebirge Akúai, das mit seinen zwei steilen, 400—500 m hohen Spitzen dicht an das rechte Ufer herantritt, wird der Fluß vorübergehend auf die Hälfte seiner bisherigen Breite verschmälert und nach Osten abgedrängt.

Wir finden an den versumpften Ufern keinen geeigneten Platz zum Übernachten und fahren daher in der Dunkelheit weiter. Der Mond ist noch nicht aufgegangen. Erst gegen 10 Uhr nachts erreichen wir einen trefflichen Lagerplatz auf einem großen, flachen Felsen, der weit in den Fluß hineinreicht. Spätes, aber reichliches Abendessen, zwei Gänge: Piránya-Fische und fettes Cujubim-Huhn. Wir schlafen auf den warmen Granitfelsen, stehen aber schon wieder von 4 Uhr an bis zum Morgengrauen am Theodolit.

26. Dezember. Den Felsen nennen die Dekuána Yauitéue-tehúru nach dem Yauitéue, der gegenüber mündet und wohl identisch ist mit dem „Yavitari" der Karten, der aber bei weitem nicht die Bedeutung hat, die ihm diese zuschreiben. Eine größere Insel heißt Yauitéueantáde. Fern im Ostsüdosten wird für kurze Zeit ein etwa 1500 m hohes Gebirge sichtbar, das die Indianer Kenéwa nennen. Es ist der Cerro de Cuneva der Karten. Der Fluß hat hier eine Breite von etwa 250 m.

Romeo schießt eine starke Sau. Schon frühzeitig machen wir deshalb Halt auf dem flachen Felsen Serúrumö-tehúru, der aus einer weiten Bucht am linken Ufer in den Fluß vorspringt. Das gewohnte Abendbad müssen wir heute aussetzen. Durch das Blut und die Abfälle unserer

[1] Emys sp., in Venezuela Terecaí, in Brasilien Taracayá oder Tracajá genannt.

Beute sind unzählige Piranyafische angelockt worden, die uns in Stücke zerreißen würden. Mit einer großen Kalabasse schütten wir uns Wasser über den Körper.

27. Dezember. Nach kurzer Fahrt kommen wir an der Mündung des rechten Zuflüßchens Iyo vorüber. Auf den Savannen seines Oberlaufes, eine Tagereise über Land, und weit flußabwärts wohnen Máku „in kleinen schlechten Hütten" Sie hätten keine Kanús, sagen die einen. Die andern sagen, sie hätten viele Kanús, die sie am Ufer des Hauptflusses unter Wasser verborgen hielten und, wenn sie sie brauchten, durch Tasten mit einer langen Stange suchten.

Vom Iyo an wendet sich der Ventuarí in einem offenen Bogen über Südosten nach Südwesten und behält diese Richtung im wesentlichen bis zu seiner Mündung in den Orinoco bei. Er nimmt zur Linken den 40—50 m breiten Parú auf, der in seinem Quellgebiete dem Rio Hacha sehr nahe kommt, und bald darauf den 25 m breiten Maruéto, der auf dem Gebirge Kenéwa entspringt. Beide führen schwarzes Wasser. Im Ostnordosten erblickt man in blauer Ferne das stattliche Gebirge Waséhi oder Wasáhi, das wir von Huhukúnya aus im Westen sahen. Auch im Quellgebiete des Maruéto wohnen Dekuána, die sich aber von den Weißen fern halten. Eine längere Insel nahe dem linken Ufer führt den Namen Maruetantáde.

Der Ventuarí hat nunmehr eine Breite von 350—400 m. Zur Rechten trennt ihn nur schmaler Galeriewald von der Savanne, die aber bald wieder durch dichten Regenwald abgelöst wird.

Mit dem Einbruch der Nacht erreichen wir einen alten Lagerplatz an der Mündung des Iuréua.

28. Dezember. Der Iuréua, auf den Karten „Iurebe" genannt, ist in seinem Unterlauf etwa 25 m breit, aber anscheinend von beträchtlicher Tiefe. Er hat milchig-weißes Wasser und strömt rasch zwischen niedrigen, versumpften, in der Regenzeit weithin überschwemmten Ufern, deren dichte Wälder zahlreiche Kautschukbäume enthalten. Noch jetzt stehen längere Strecken unter Wasser. Man meint, das Fieber zu riechen.

Mühsam stoßen wir uns mit Stangen gegen die starke Strömung weiter. Vom rechten Ufer werden wir auf spanisch angerufen. Ein Neger steht dort mit einer weißen Frau, beide in blendend sauberen Kleidern. „Woher kommt ihr? Wohin geht die Reise?" Es ist der „farbige Engländer" — Hähne krähen, wir kommen an einigen elenden Hütten vorbei, die halb im Wasser stehen. Ein Mulatte mit seiner Familie schaut uns verwundert nach. Da — um eine Ecke mehrere größere Pfahlbauten; im Hafen ein blau und weiß gestrichenes, geräumiges Lastboot[1]. Rasch ziehe

[1] In Venezuela mit einem indianischen Wort pirágua, in Brasilien batelão genannt.

ich mir die „neuen“, von Termiten zerfressenen Hosen an. Wir sind bei Don Chicho González. „Descanso“ heißt der Platz. Auch für uns bedeutet er ein „Ausruhen“. —

Der Hausherr, ein noch junger, schlanker Mann kommt mir entgegen. Er geleitet mich an der Hand über das Treibholz, das sich am Ufer angehäuft hat, auf festes Land und begrüßt mich herzlich. Rafael Federico González ist sein eigentlicher Name, Chicho ist familiärer Kosename, den die Indianer angenommen haben. Seit zwei Jahren lebt er jeden Sommer an diesem Kautschukflüßchen, die übrige Zeit des Jahres in San Fernando. Seine liebliche junge Frau führt ihm musterhaft den Haushalt. Der Sonnenstrahl ihrer Hütte ist ein reizendes Kindchen von acht Monaten.

Man reicht uns Kaffee und Zigaretten. Wir setzen uns an einen mit sauberem Tuch gedeckten Tisch, bedienen uns sauberer Servietten, essen vorzüglich mit Gabel und Messer von anständigen Tellern, trinken ein Glas Rotwein dazu. Wir fühlen uns wie in einer anderen Welt.

Die Unterhaltung dreht sich um unsere Reise und um die „Welt“, von der wir nun seit mehr als einem Jahr nicht das geringste wissen: China Republik, Krieg zwischen Italien und der Türkei um Tripolis und so viele andere Neuigkeiten. Ein Jahr ist lang.

Chicho war Begleiter des früheren trefflichen Gouverneurs Tavera Acosta auf dessen Inspektionsreisen. Der jetzige Gouverneur sei über meine Ankunft von San Carlos aus unterrichtet und erwarte mich in San Fernando schon seit Oktober. Unsere Dekuána wollen uns auf Fürsprache Chichos morgen dorthin bringen, $2\frac{1}{2}$ Tagereisen von hier.

29. Dezember. Unser Blick fällt auf einen Abreißkalender: Sonntag, 29. Dezember? Unsere beiden Tagebücher zeigen übereinstimmend für heute den 30. Dezember! Wir machen Chicho darauf aufmerksam. Da fragt er uns mit feinem Lächeln: „Haben Sie denn das Schaltjahr berechnet?“ —

Alexandrino und seine Leute wollen nun auf einmal nicht weiter mit uns gehen aus Furcht vor dem Venezolaner M., bei dem sie früher gearbeitet haben. Chicho schickt sie deshalb den Iuréua aufwärts, damit sie dort einige von seinen eigenen Leuten für mich holen, obwohl diese jetzt mitten in der Kautschukarbeit fast unabkömmlich sind.

Den ganzen Tag herrscht ein beständiges Kommen und Gehen von Booten. Chichos Leute bringen Kautschuk in großen, runden Ballen und nehmen Waren in Empfang. Außer Negern und Farbigen hat er Indianer verschiedener Stämme in seinen Diensten. Makiritáre (meistens Dekuána und Ihuruána), Piaroa, Piapóko vom Guaviare, Puináve vom Inírida,

Guahívo vom Vichada, Yavitéro vom oberen Atabapo und sogar einen Tukáno von fernen Uaupés.

Abends bringt er mir einen Piapóko, mit dem ich eine kleine Wörterliste aufnehme. Es ist ein Aruak-Dialekt, näher verwandt dem Karútana, das am oberen Rio Negro und am Atabapo gesprochen wird.

Vor dem Schlafengehen gibt es noch vorzügliche Schokolade mit Biskuits, lange entbehrte Genüsse.

30. Dezember. Von unseren Wirten habe ich nach wie vor den allerbesten Eindruck. Sie sind von einer selbstverständlichen, nicht aufdringlichen Liebenswürdigkeit. Es sind gute, ruhige Menschen von zartem Empfinden. Dies merkt man schon an der Art und Weise, wie sie mit ihrem Kindchen spielen und sich auch nach meinen Lieben zu Hause erkundigen.

Es ist bewundernswert, wie die kleine, feine Frau ihr Heim, eine primitive Palmstrohhütte, in Ordnung und Sauberkeit hält. Hier hört man kein Geschrei, kein Rumoren mit Schüsseln und Tellern. In aller Stille, ohne daß man etwas davon merkt, wickelt sich der ganze Haushalt ab. Pünktlich steht das Essen auf dem Tisch, und bei aller Einfachheit was für ein Essen! Nach der mannigfachen Arbeit des Tages sitzt sie noch bis Mitternacht an der Nähmaschine, um die niedlichen Röckchen und Höschen für die Kleine zu fertigen.

Die Piumplage ist hier fürchterlich, besonders morgens und nachmittags. Es gibt Stunden, in denen man kaum atmen kann. Chicho spannt mir ein großes Moskitonetz auf, unter dem ich wenigstens einigermaßen gegen die zudringlichen Blutsauger geschützt bin und meine Kartenblätter zeichnen kann.

Kurz nach Mittag kommt Alexandrino mit seinen Leuten zurück. Sie bringen die Nachricht, daß fast sämtliche indianische Kautschuksammler am oberen Fluß, 18 Männer und 9 Frauen, an „Sarampión“ (Masern), die vom Orinoco eingeschleppt sind, schwer erkrankt seien. Hier sind vor unserer Ankunft schon drei Indianer an dieser Seuche gestorben, die doch bei uns eine bei richtiger Behandlung verhältnismäßig harmlose Kinderkrankheit ist. Die treuen Kerle empfangen ihren wohlverdienten Lohn und fahren noch in der Nacht ab. Sie haben mit Recht eine entsetzliche Angst vor der Krankheit.

In der Dunkelheit kommt Chichos Bruder, Pedro González, mit zwei Indianern, darunter einem alten Bekannten aus Mauakúnya. Die Leute sollen uns morgen nach San Fernando bringen. Unser Wirt schreibt bis spät in die Nacht Briefe, die wir mitnehmen. Er hat ein Haus in San Fernando, das er uns für die Dauer unseres Aufenthaltes zur Verfügung stellt.

31. Dezember. Abschied von den guten Menschen, dem herzigen Kindchen, das mich immer so zutraulich anlächelte.

Es war nach langer, langer Zeit der erste Lichtblick, und zwar ein heller Lichtblick ohne Schatten. Dieser Friede war so wohltuend nach dem langen, wilden Wanderleben, ein Ausruhen für Körper und Seele, aber er weckte auch das Heimweh. —

Chicho gibt uns drei Leute mit bis San Fernando, zwei „Maquiritáres“ und einen „Racional“. In dem neuen, geräumigen Boot können wir sogar bis zum Flecken Yavíta am oberen Atabapo fahren, wenn wir in San Fernando genug Ruderer bekommen. Von Yavíta führt ein alter, kurzer Indianerpfad, den schon Humboldt benutzt hat, zum Pimichín, einem linken Zuflüßchen des Guainía, oberen Rio Negro, den man auf diesem Wege viel rascher erreicht als über den Orinoco und Casiquiare.

Mit Zigaretten, Konserven, Mehl, Kaffee, Zucker u. a. hat uns unser freundlicher Wirt reichlich versehen. Als ich mich sträubte, alle diese Wohltaten ohne Entgelt anzunehmen, sagte er in seiner ruhigen, bescheidenen Weise: „Behalten Sie mich und mein Haus in gutem Andenken; das ist mir genug!“ — Darauf kann er sich verlassen! —

Bald sind wir wieder im Hauptfluß und fahren weiter nach Südwesten dem Orinoco entgegen.

Im Westnordwesten in einer Entfernung von etwa 25 km erscheint ein wohl 2000 m hoher Tafelberg, ähnlich geformt wie der Anaítya, mit dem ich ihn anfangs verwechselte. Es ist der Cerro Sipápo, auf dem der gleichnamige rechte Nebenfluß des Orinoco entspringt. Er bildet den südlichsten höchsten Teil einer Bergkette, die sich von Nordnordwesten nach Südsüdosten erstreckt, und ist das weithin sichtbare Wahrzeichen des mittleren Orinoco.

Aus dem Fluß ragen zahlreiche Granitfelsen. Wir kommen an zwei größeren Inseln vorüber und lagern kurz vor Sonnenuntergang auf einigen Felsen am linken Ufer.

Nach venezolanischer Sitte brauche ich mich um nichts zu kümmern. Die Leute stehen unter dem Befehl des „Patron“ (Steuermannes), eines höflichen Bediensteten Chichos. Er kocht sogar und trägt uns die Speisen auf: Ölsardinen, Reis, Maismehlklöße, Kaffee.

1. Januar 1913. 4 Uhr bei Mondschein ab. Eine herrliche Fahrt auf dem breiten Strom. Frischer Wind kündet den nahen Morgen. Im Osten steigt die Dämmerung empor. Allmählich überzieht sich der Horizont mit unendlich zarten Farben. Plötzlich schießt ein blendender Strahl auf, vor dem der Zauber erlischt, und in kurzem steht der glühende Sonnenball am wolkenlosen Himmel.

Einige Schüsse zu Ehren des Neugeborenen: Viva año nuevo!

Glatt nehmen wir die leichte Stromschnelle von Picúa, die nur bei sehr trockenem Fluß unangenehm sein kann. Auf dem linken Ufer etwas landeinwärts erstreckt sich eine kleine Savanne mit niedriger Erhebung. Die Felsen und Inseln werden immer zahlreicher. Links zeigt sich eine breite Öffnung. Es ist der Eintritt des Mündungsarmes Macurúcu, der sich in starken Windungen mit dem Orinoco verbindet. Im Innern hat er eine Stromschnelle. Die Breite des Ventuarí beträgt hier 500—600 m. Durch ein Gewirr von großen und kleinen Inseln, die das ausgedehnte Delta des Ventuarí bilden, fahren wir um 2 Uhr in den Orinoco ein.

Das Ziel ist erreicht auf neuem Weg, wenn auch auf einem anderen Weg, als ich anfangs dachte. —

Frei von Inseln liegt der majestätische Strom vor uns, wohl 800 m breit, aber ohne alles Leben. Nur am linken Ufer, wo gewaltige, von der Flut abgerundete Granitblöcke aus dem Wasser aufsteigen, paddeln zwei dunkle Gesellen in weißen Gewändern ihr winziges Kanú emsig flußaufwärts. Nach Westen geht unser Weg, eine endlose gerade Strecke, wie wenn der Fluß schon hier ins Meer münde. Man sieht den freien Horizont.

Eine große Wohltat gewährt uns der Orinoco. Seit wir den Ventuarí verlassen haben, treten keine Stechmücken mehr auf.

Kurzen Halt machen wir in Santa Barbara, wo eine Steinbarre den Fluß durchquert und eine leichte Schnelle hervorruft. Ein alter Neger begrüßt uns und staunt mit unzähligen „carajos“ über die lange und gefährliche Reise, die wir hinter uns haben. Das ganze Nest, zu Humboldts Zeit ein Missionsdorf von 120 Einwohnern, besteht heute aus zwei Palmstrohhütten. An der eigenartigen Vegetation erkennt man noch den Standort des alten Dorfes auf der ausgedehnten Savanne des linken Ufers, die weiterhin nur durch ganz schmalen Galeriewald aus niedrigen Laubbäumen und vereinzelten Palmen vom Flusse getrennt ist.

Wir fahren zwischen mehreren Inseln durch, von denen die größte den Namen Guayáre führt. Die Besiedelung bleibt fortgesetzt spärlich; hier und da die ärmliche Behausung eines Kautschuksammlers oder eine Gruppe größerer Palmstrohhütten unter dunkelgrünen Mangobäumen. Ein großes Lastboot mit Sonnendach fährt am Ufer mühsam gegen den Strom. Die Mannschaft stößt das plumpe Fahrzeug mit Stangen vorwärts oder zieht es mit Haken am Ufergebüsch weiter. Im Ostnordosten erblickt man in der Ferne den Yapacána, einen etwa 2000 m hohen, isolierten Gipfel am rechten Ufer des oberen Orinoco.

Gern verzichten wir auf ein menschliches Dach und lagern auf einigen Felsen unter dem funkelnden Sternenhimmel.

2. Januar. Um 4 Uhr fahren wir bei Mondschein weiter. Wiederum geht es in riesigen freien Strecken nach Westen. Gewaltige Sandbänke dehnen sich auf beiden Seiten aus. Im Nordnordosten erscheint der Cerro Sipápo. Rechts hinter der langen Insel Guacamáyo[1] mündet der Caño Ubúa[2], der im Innern durch einen See fließt. Auf dem linken Lehmufer, das schroff abfällt, erkennt man eine große Wüstung. In alter Zeit hätten hier viele Indianer gewohnt, jetzt sind sie gestorben oder haben sich vor den Weißen an die schwer zugänglichen Nebenflüßchen zurückgezogen.

Über einem allmählich aus dem Wasser ansteigenden Felsen, der gegen die gefährlichen Oststürme einen geschützten Hafen bildet, liegt ein langgestrecktes Gebäude mit einigen Hütten, Guacamáyo, der Wohnsitz des bei den Indianern so gefürchteten M. Ein Kanú mit einem Weißen und vier farbigen Ruderern kommt auf uns zu. Es ist der Hausherr selbst. Er sucht vier „Maquiritáres", die ihm weggelaufen sind.

Wir fahren an zwei ansehnlichen Zuflüßchen zur Rechten, Caño de Pavón und später Caño Masagua, und an einigen Inseln vorbei, Isla Palometa und Isla Tablón, wo sich der Fluß vorübergehend auf die Hälfte verschmälert, und lenken früh am Nachmittage an der großen Insel Guayavayáre in den breiten Guaviare ein, der vielfach als der Hauptquellfluß des Orinoco angesehen wird. An seinem rechten Ufer fahren wir in südsüdöstlicher Richtung aufwärts. Hier strömt schwarzes Wasser vom nahen Atabápo, aber schon mit dem weißen Wasser des Guaviare gemischt. Inmitten des Stromes breitet sich die Isla Tambór aus. Bald darauf öffnet sich rechts eine tiefe und weite Bucht, von vorspringenden flachen Granitfelsen eingeschlossen. Auf der Höhe des sanft ansteigenden Ufers liegt eine größere Gruppe mit Wellblech oder Palmstroh gedeckter Häuschen und Hütten unter hohen, langwedeligen Kokospalmen, San Fernando de Atabápo, zur Zeit Humboldts der Mittelpunkt der Missionen des Orinoco und Rio Negro, heute der Hauptort des venezolanischen Territorio Amazonas.

Wir landen, machen das Boot fest und gehen das Ufer hinan. Ich habe mich so fein wie möglich gemacht, meine „Salonhose" angezogen, Bart und die langen Haare gekämmt, ein buntes Tuch um den Hals geschlungen; an den Füßen trage ich neue weiße Strümpfe und Miritísandalen. So halte ich meinen Einzug in das Städtchen.

Während wir, mit dem Patrón an der Spitze, im Gänsemarsch durch die Hauptstraße zum Hause Chichos wandern, werden wir von einem fein-

[1] Das Wort bezeichnet in Venezuela den Arára: Macrocercus Macao.

[2] Caño bezeichnet in Venezuela einen Nebenfluß.

gekleideten Herrn angerufen. Es ist Don Pablo Enrique Pulido, „Jefe Civil“ von San Fernando, der die Vertretung seines zurzeit abwesenden Bruders, des Gouverneurs General Roberto Pulido übernommen hat.

SCHLUSS.

In San Fernando ist die eigentliche Forschungsreise zu Ende. Der Anschluß an das Bekannte ist erreicht. Was noch übrig bleibt, ist rasch erzählt.

Wenn auch der Weg bis Manaos noch weit war und manche Schwierigkeiten und Gefahren bot, so waren diese doch nicht nennenswert im Vergleich zu denen, die hinter uns lagen.

San Fernando liegt auf der rechten Seite der Mündung des Atabápo in den Guaviare und hat das Aussehen vieler Landstädtchen in den südamerikanischen Tropen. Auf den Straßen wuchert das Grün, lebt das liebe Vieh in voller Ungebundenheit, Ochsen, Kühe, Schweine, ein dicker, träger Maulesel und Hunde unwahrscheinlichster Mischrassen. In kleinen, wilden Gärten hinter primitiven Zäunen aus klobigen, ungleich zugehauenen Holzscheitern, auf denen schwarze Aasgeier sitzen, verstecken sich niedrige, helle Häuschen und braune Hütten. Hohe Kokospalmen überragen dunkle Mangobäume und verwachsenes Gebüsch. Dazu kommt hier der tiefblaue, mit vereinzelten weißen Wölkchen besäte Himmel des Tropensommers, dessen blendende Sonne alle Einzelheiten scharf hervortreten läßt, und als Hintergrund der im Widerschein des Himmels blau leuchtende Wasserspiegel, dessen ferne Ufer in bläulichgrauem Dunste verschwimmen.

Die Tage sind jetzt glühend heiß, die Nächte kühl, sodaß wir vor Kälte schaudern, wenn wir beim frühen Morgenbad das klare, schwarze Wasser des Atabápo verlassen. Unvergeßlich wird mir das in die zarten und doch vollen Farben des tropischen Sonnenaufgangs getauchte, großartige Bild des Zusammenflusses der beiden gewaltigen Ströme bleiben.

Besonders angenehm empfinden wir es, daß hier die kleinen geflügelten Plagegeister gänzlich fehlen, vor allem die Piuns, in Venezuela Mosquitos genannt, von deren Stichen wir am Ventuarí so viel zu leiden hatten und schwere Wunden davontrugen. Der ganze Atabápo ist frei von ihnen. Fährt man aber vom Hafen von San Fernando nach dem Guaviare hinüber, so gerät man, sobald die Zone des schwarzen Wassers überschritten ist, in ganze Wolken von Stechmücken hinein.

In der Regenzeit liegt das Städtchen auf einer Insel, die durch einen

Arm des Atabápo mit dem Orinoco gebildet wird. Im Sommer trocknet dieser Kanal aus.

Auf kurzem Fußpfad gelangt man von San Fernando in einer knappen Viertelstunde an das Ufer des Orinoco, der in dieser Jahreszeit sehr niedrig ist. Überall sieht man langgestreckte Sandbänke, riesige Granitfelsen, die in einzelnen scharf abgegrenzten Marken den Hochstand des Flusses anzeigen.

Es gibt in San Fernando viele Müßiggänger, die gern lange schlafen. Wenn wir längst vom Morgenbad zurück sind, stehen die Honoratioren erst auf, baden, bummeln in den Straßen herum oder kommen wohl auch zu einem kurzen Plauderstündchen zu uns herein. Den größten Teil des Tages und der Nacht sitzen sie in der gegenüberliegenden Kneipe, spielen Karten, würfeln und treiben Politik unter großem Geschrei.

San Fernando soll mehr als hundert Wohnungen und im Sommer tausend, im Winter einige tausend Einwohner haben, was mir viel zu hoch gerechnet erscheint. Ich glaube, daß in der Trockenzeit, wenn die meisten in den Kautschukwäldern arbeiten, nicht mehr als 400 bis höchstens 500 Menschen im Ort sind. Die Mehrzahl davon sind reinblütige Indianer.

Die Kirche ist im Innern überaus einfach, dazu stark vernachlässigt. Im Hintergrunde steht auf dem Altar die fast lebensgroße, aus Holz geschnitzte, steife Figur des heiligen Ferdinand, des Königs „Fernando de Castilla y Aragón", mit goldener Krone auf dem Haupt und goldenem Scepter in der Hand, bunt bemalt, in der Uniform eines spanischen Soldaten. Es ist wahrscheinlich Indianerarbeit aus dem 18. Jahrhundert, der Zeit der Missionen. Zwei Glocken, welche die Gläubigen, meistens Frauen und Kinder, zur Andacht rufen, wenn gerade ein Priester da ist, hängen vor der Kirche an einigen Balken.

Ähnlich wie in den großen Handelsplätzen am Amazonas, so spielt auch im kleinen San Fernando der Kautschuk die größte, man kann wohl sagen, die einzige Rolle. Der ganze Handel geht mit Lastbooten über die „Raudales", die großen Stromschnellen von Maipures und Atures nach Ciudad Bolívar und von da nach England und den Vereinigten Staaten. —

Vierzehn Tage blieben wir hier als Gäste des stellvertretenden Gouverneurs. Ruderer bis Yavíta waren nicht zu bekommen. Es würde uns auch nicht viel genützt haben, denn auf der andern Seite am Pimichín und Guainía waren, wie man uns sagte, weder Boote noch Leute, die uns hätten weiter bringen können, da alles in den Kautschukwäldern arbeitete.

Ich verwendete die Zeit zu Sprachaufnahmen und erhielt von Indianern, die in San Fernando und in der Umgebung bedienstet waren, größere Wörterlisten des Piapóko, Guahívo und Puináve.

Leider gab es keine regelmäßige Verbindung mit Ciudad Bolívar, doch sollte in nächster Zeit ein rasches Postboot dorthin gehen. Ich benutzte diese Gelegenheit und schrieb an den deutschen Konsul, er möchte meine Ankunft am Orinoco nach Deutschland kabeln. Mein Brief wurde dem Konsul nach Barbados, wo er gerade zur Erholung weilte, nachgesandt. Infolgedessen kam sein Telegramm erst am 8. April in die Heimat, fast einen Monat, nachdem ich selbst von Manaos aus gekabelt hatte.

Bargeld, das in San Fernando selten ist, konnte ich für meinen Wechsel, der auf Don Germano Garrido in São Felippe lautete, nicht bekommen. Aber ein freundlicher Italiener, der Don Germano persönlich kannte und durch ihn von meinen Reisen am Uaupés usw. viel gehört hatte, gab mir Waren auf Kredit, sodaß ich auch für die Weiterreise wohl versorgt war.

Endlich bot sich uns eine Gelegenheit, weiterzukommen. Am 14. Januar kam ein Postboot vom Casiquiare, ein weißer Venezolaner mit zwei Mann, einem Farbigen und einem Baníwa-Indianer vom Guainía. Die beiden Leute sollten sofort zurückkehren. So konnte ich sie als Ruderer verwenden. Don Pulido besorgte mir einen etwas altersschwachen Kahn. Zwei Kautschuksammler, die ebenfalls zum Casiquiare fuhren, übernahmen den größten Teil meines Gepäcks. Am 16. Januar nachmittags sagten wir unseren Freunden Lebewohl. Wir ahnten damals nicht, daß den meisten von ihnen nur noch ein kurzes Leben beschieden war. Anfang Mai (1913) fielen sie einer Revolte zum Opfer.

Wir nahmen eine Menge Briefe mit, die wir unterwegs abgeben sollten. Auch an den amerikanischen Forschungsreisenden Hamilton Rice und seinen Begleiter Peter Paul von Bauer waren einige Briefe dabei, die schon mehrere Monate in San Fernando gelagert hatten. Die Herren machten zu derselben Zeit eine kühne Reise durch die unbekannten Gebiete zwischen dem oberen Guaviare und Caquetá. Sie fuhren auch den Inírida ein großes Stück abwärts, wendeten sich aber dann nach Südosten und erreichten über den Uaupés den Rio Negro und damit den Anschluß an die Heimat. So kam ich leider um die Freude, mit ihnen in San Fernando zusammen zu treffen.

Langsam paddelten wir den Orinoco aufwärts, von einer der weit auseinander liegenden Behausungen der Kautschuksammler zur andern. Überall wurden wir in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen. Am 19. Januar waren wir wieder in Santa Barbara, passierten am nächsten Tag das Delta des Ventuarí und kamen zwei Tage später nahe beim Cerro Yapacána vorüber, der in der scharfen Trockenzeit des vergangenen Jahres ganz kahl gebrannt war. Nur wenig stromaufwärts münden zur

Rechten zwei ansehnliche Nebenflüsse Jao in einem zweiarmigen Delta und Purunáme. Ihr Lauf ist noch ganz unbekannt. Ihre Ufer werden angeblich von Piaroa oder Máku bewohnt. Einen Ruhetag machten wir in Maricapána beim „Comisario General“ Domíngo Martínez, einem lustigen Philosophen, der uns lachend erzählte, daß einige Wochen vorher sein ganzes Besitztum mit fast allem Inhalt niedergebrannt sei.

Über die Räuberei des edlen Antonio Yaracúne war er sehr entrüstet und versprach, ihn exemplarisch zu bestrafen. Leider wurde auch er bald darauf ein Opfer der Revolte. Mit einem seiner Piaroa konnte ich eine Wörterliste anlegen. Ich sah hier den „Espanyol“ wieder, den ich im November 1912 in Anakadínya am Yatéte kennen gelernt hatte. Wie mir Martínez erzählte, hatten schon im Oktober Indianer vom Cunucunúma die Nachricht gebracht, im Quellgebiet des Ventuarí seien zwei Weiße. Der eine heiße „Dotúru“; er schreibe viel auf das Papier und wisse alles, Flüsse, Wege usw., aus seinen Papieren. Er mache Bilder von den Leuten und treibe viel Zauberei. Sie hätten Furcht vor ihm. — Vielleicht hat uns diese Furcht das Leben gerettet. —

Kurz oberhalb Maricapána holte uns der Venezolaner ein, der den Hauptteil meines Gepäcks mit sich führte. Wir stiegen auf sein großes Lastboot über, verstärkten seine Mannschaft mit unseren drei Ruderern, und kamen nun rascher vorwärts. Am 29. Januar fuhren wir an der breiten Mündung des Cunucunúma vorüber und lenkten am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang in den Casiquiare ein. Dunkel, aber in voller Klarheit hob sich der mächtige Duida vom rötlich strahlenden Morgenhimmel ab.

Der Eintritt des Casiquiare war früher sehr schmal. Einige Jahre vorher aber war das rechte Lehmufer nachgebrochen. Man sah es noch an dem schroffen Abfall, an dessen äußerster scharfer Kante einige Hütten standen und bei der nächsten Gelegenheit in den Fluß zu stürzen drohten. Auch so ist die Öffnung noch wenig auffällig. Wenn man am rechten Orinoco-Ufer aufwärts fährt, kann man sie für eine tiefere Bucht halten und leicht verfehlen.

Es macht einen eigenartigen Eindruck, wenn das Boot plötzlich in den rasch strömenden Kanal gerissen wird. Romeo, der sonst alles Neue äußerlich mit stoischem Gleichmut in sich aufnahm, konnte sich gar nicht vorstellen, wie man von dem Orinoco in den Rio Negro käme, ohne über Land gehen zu müssen. — Er mag sich trösten. Ganz anderen Leuten hat diese großartige Gabelteilung das geographische Gleichgewicht gestört. Noch fünfzig Jahre, nachdem La Condamine in einer öffentlichen Sitzung der Pariser Akademie von der Entdeckung des Kanals Mitteilung

gemacht hatte, leugnete ein bedeutender französischer Gelehrter seine Existenz als eine „geographische Ungeheuerlichkeit", die „ohne allen Grund in der Welt verbreitet" worden sei[1].

Nach rascher Fahrt erreichten wir in 40 Minuten den Caño Carípo, das erste Zuflüßchen von links mit schwarzem Wasser. Einen großen, flachen Felsen, über dem einige Hütten lagen, fanden wir ganz bedeckt mit zahlreichen Steinaxtschliffen und interessanten Ritzzeichnungen. Der Casiquiare ist reich an diesen Spuren der alten Aruak-Kultur.

In Carípo verließen wir das Lastboot des Venezolaners, der mit 600 kg Kautschuk nach San Fernando zurückkehrte, und fuhren in einem kleineren Boot weiter.

Wenige Stunden flußabwärts machten wir die Bekanntschaft des Coronel Emiliano Perez Franco, des „Koronéru" der Ihuruána. Er arbeitete mit zahlreichen „Maquiritáres" (Kunuaná) vom Cunucunuma, Padámo, Matacuní[2], und anderen Zuflüssen des oberen Orinoco. Ihrem Oberhäuptling, der den merkwürdigen Namen „Waíka" führte, einem älteren Indianer mit schlauem Gesicht, hatten wir vom Gouverneur ein Patent seiner Würde mitgebracht. Er war über unsere Reise genau unterrichtet und erzählte u. a. in Übereinstimmung mit den Angaben Manducas, am oberen Matacuní sei eine Maloka von „Guaríbos mansos", zahmen Schirianá oder Waíka, die aber mit ihren wilden Stammverwandten der Paríma-Kette in Todfeindschaft lebten. Dieselbe Nachricht erhielt ich schon am Orinoco von dem Comisario Domíngo Martínez und einem anderen Kautschuksammler. — Zu einer Erforschung der Wildstämme der Parímakette würde vielleicht der Matacuní der geeignetste Eingangspunkt sein.

Auch am Casiquiare wüteten die Masern. Bei Perez Franco waren in kurzer Zeit acht Leute daran gestorben, an einem andern Platz sechs. Meistens sind es Indianer, die der Krankheit erliegen, weil sie mitten in der Fieberhitze baden.

Die Niederlassung des „Koronéru" lag auf dem rechten Ufer an der Mündung des Cumacápe, eines schmalen Kanals mit dem Orinoco, der im Sommer austrocknet.

In seinem Oberlauf ist der Casiquiare noch sehr schmal, 30—40 m, verbreitert sich aber bald infolge Zustroms größerer Nebenflüßchen zur Linken, von denen der Pamóni und der Curamóni mit seinem klaren rotbraunen Wasser die bedeutendsten sind. Er fließt in zahlreichen Krümmungen. Trotz des vorwiegend schwarzen Wassers seiner Zuflüsse hat das

[1] A. von Humboldt: Reise u. s. w. Bd. IV, S. 64-66.

[2] Die Venezolaner sagen Matacóni.

Wasser des oberen Casiquiare eine häßliche schmutziggraue Farbe und starken Satz. Die Stechmückenplage ist womöglich noch schlimmer als am Orinoco. Die meisten Anwohner leiden am Sumpffieber. Auch Beriberi tritt in manchen Jahren stärker auf.

Am 1. Februar kamen wir nach Capihuára, wo der Casiquiare durch einen riesigen, flachen, vom linken Ufer aus weit in den Fluß vorspringenden Felsen die größte Enge hat. Zehn Tage genossen wir hier die vornehme Gastfreundschaft des damaligen Jefe Civil, späteren Gouverneurs Rodríguez Franco. Es herrschte dort ein starker Verkehr. Unter den zahlreichen Gästen fand ich mehrere Bekannte von meiner vorigen Reise, so meinen lieben Freund Jacinto Gavini aus Vescovato auf Corsica, den Venezolaner Roberto Molínar u. a. Gavini hatte wenige Wochen vorher Don Germano in São Felippe besucht und erzählte mir, der alte Herr sei sehr besorgt um unser Schicksal gewesen und sehr erfreut, als er erfuhr, im Quellgebiet des Ventuarí seien zwei Weiße angekommen. Auch das deutsche Konsulat in Manaos hatte sich mehrfach nach meinem Verbleib erkundigt[1]

Der Platz ist benannt nach den beiden „Capihuáras", einem in zwei gleiche Hälften geborstenen Felsen, der in der oberen Bucht aus dem Wasser ragt und von den Indianern als zwei in grauer Vorzeit in Stein verwandelte Wasserschweine angesehen wird.

Ich traf hier einen intelligenten Baré-Mischling wieder, mit dem ich 1903 auf dem Dampfer „Solimões" während der Fahrt den Rio Negro aufwärts eine Wörterliste des Baré aufgenommen hatte. Aus dem zehnjährigen Knaben war ein wohlerzogener junger Mann geworden, der lesen und schreiben konnte. So machten unsere Sprachstudien, die wir sogleich fortsetzten, keine Schwierigkeiten und ergaben ein reiches grammatikalisches Material dieser weichen, klangvollen und leicht faßlichen Sprache.

Am 11. Februar traf der Rest meines Gepäcks ein, und wir fuhren in einem bequemen Boot, das mir Rodriguez Franco mit fünf Ruderern zur freien Verfügung stellte, rasch weiter.

Eine kurze Strecke unterhalb Capihuára führt rechts der schmale Caño Mé dem Casiquiare schwarzes Wasser zu. Er wird gewöhnlich „El Desecho" („der Arm") genannt, weil er durch den Kanal Conorochite mit dem Caño San Miguel in Verbindung steht, der unterhalb des Indianerdorfes Maróa in den Guainía (Alto Rio Negro) mündet.

[1] Weil ich mit solchen Schwierigkeiten und Verzögerungen, wie ich sie bei den Majonggóng fand, vorher nicht rechnen konnte, hatte ich eine zu kurze Zeitdauer bis zu meiner Ankunft in São Felippe angegeben, sodaß man in der Heimat vielfach annahm, ich sei nicht mehr am Leben.

Den folgenden Tag verbrachten wir bei Gavini. Am Caño Catiríco, einem schmalen rechten Nebenflüßchen mit klarem, kühlem Schwarzwasser, bewohnte er ein großes, sauberes, inmitten einer ausgedehnten Bananenpflanzung gelegenes Haus. Die angenehmen Stunden mit diesem lieben feinen Menschen gingen nur zu rasch vorüber. Er brachte meinen Studien volles Verständnis entgegen und zeigte sich dabei als aufmerksamer Wirt, der einen vortrefflichen Tisch führte. Welcher Unterschied zwischen seinem ausgezeichneten Bordeaux und dem dickflüssigen Kaschirí der Majonggóng, das wir noch wenige Wochen vorher getrunken hatten! —

Unter den zahlreichen Indianern Gavinis, meistens Baníwa von Maróa, befand sich auch ein Adzáneni[1], von einem Stamme des oberen Guainía, der von den Baníwa mit Spottnamen Karúsana, Karó, Korikaró oder Koripág genannt wird. Die Sprache, von der ich noch bis tief in die Nacht hinein eine Wörterliste aufnahm, ist eng verwandt den Aruak-Sprachen des Içána.

Ich erfuhr auch einiges über den noch wenig bekannten Oberlauf des Guainía. Der letzte bewohnte Platz an diesem Flusse und zugleich die westlichste Niederlassung der Adzáneni sei Lóro, 4—5 Tage oberhalb der Ortschaft La Sabána und kurz oberhalb eines hohen Kataraktes gelegen. Von da an sei der Fluß fast ohne alle Strömung und entstehe schließlich aus einer Reihe von Lagunen.

Gavini stellte mir ein Boot und Ruderer bis São Felippe. Mit Lebensmitteln hatte er uns reichlich ausgestattet. Dazu kamen Schildkröteneier, die wir jetzt massenhaft in den Sandbänken fanden. Aus einem Nest gruben wir 128 Stück aus. Einmal überraschten wir eine riesige Tartarúga[2] von etwa 40 kg Gewicht beim Eierlegen. Die Leute liefen rasch hin und drehten sie auf den Rücken, bevor sie entfliehen konnte. So hatten wir das Tier samt den Eiern.

Am 14. Februar fuhren wir an der etwa 140 m breiten Mündung des linken Nebenflusses Siápa vorüber, über dessen Lauf nur ungenaue Angaben vorliegen. In seinem Quellgebiet, das von wilden Indianern, vielleicht Schirianá, bewohnt sei, soll er dem Mavaca, einem linken Nebenfluß des oberen Orinoco, nahe kommen und anderseits durch einen kurzen Überlandweg mit dem Mararý und durch diesen mit dem Padauirý, einem linken Nebenfluß des mittleren Rio Negro, in Verbindung stehen.

Mit der Einmündung des Siápa nimmt die Breite des Casiquiare bedeu-

[1] „Gürteltier-Indianer“ von den Brasilianern mit einem indianischen Wort Tatú-Tapuyo genannt, was dieselbe Bedeutung hat.

[2] In Venezuela Tortúga genannt: Emys amazonica.

tend zu, aber auch zahlreiche Stechmücken, Piuns und Maruins, treten vorübergehend auf, wohl infolge des weißen Wassers, das der große Nebenfluß zugeführt hat.

Am Siápa wohnten früher Mandauáka. In einer Ansiedlung traf ich einen alten Indianer dieses Stammes, mit dem ich eine Wörterliste seiner Sprache aufnahm. Es ist ein Aruak-Dialekt. Die Mandauáka leben hier und da verstreut als Kautschukarbeiter in den Ansiedlungen am unteren Casiquiare. Ein kleiner Rest von ihnen findet sich auch im Quellgebiet des Rio Cauabury̆, eines linken Nebenflusses des mittleren Rio Negro.

Die indianische Bevölkerung des Casiquiare und seiner Nebenflüsse ist gegen früher an Zahl stark zurückgegangen. Von dem einst großen Stamm der Baré, dessen Machtbereich noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts sich bis zum mittleren Rio Negro erstreckte, sind nur noch Trümmer übrig. Die ungesunde Arbeit in den Kautschukwäldern, der schwere Ruderdienst, der die Indianer jahraus jahrein bis Manaos einerseits, bis Ciudad Bolívar anderseits führt, räumen furchtbar unter ihnen auf. Der Frondienst bei den Weißen läßt ihnen kaum Zeit, ihre Felder zu bestellen. Fieber und Zivilisationskrankheiten geben ihnen den Rest. Es ist das traurige Schicksal dieser armen braunen Menschheit. An den zweifelhaften Segnungen der sogenannten „modernen Kultur" geht sie zugrunde. Dem Götzen Mammon wird sie geopfert. —

Am 16. Februar kamen wir an der ungefähr 250 m breiten Mündung des linken Nebenflusses Pacimóni vorüber, der durch die Menge seines schwarzen Wassers den Casiquiare stark vergrößert und ihm eine klarere, dunkle Färbung gibt. Sein südlicher Quellfluß Baría, die Wiege des Barévolkes, steht durch den Kanal Maturacá in direkter Verbindung mit dem Cauabury̆; ein Weg, der von den Indianern beider Flußgebiete seit alter Zeit viel benutzt wird.

Vier Stunden unterhalb der Pacimóni-Mündung liegt auf dem linken Ufer der große Granitfelsen Culimacári oder Guanarí, der allmählich aus dem Flußbett ansteigt und wenig landeinwärts in einer malerischen Gruppe von mehreren nackten Spitzen den verwachsenen Urwald hoch überragt. Hier machte Alexander von Humboldt am 11. Mai 1800 seine astronomischen Beobachtungen für die Länge und Breite, nach denen er die Lage der Mündung des Casiquiare in den Rio Negro berechnete[1].

Am nächsten Tag fuhren wir in den Rio Negro ein, der hier eine Breite von ungefähr 550 m hat, während der Casiquiare an seiner Mündung nur um etwa 50 m schmäler ist. Der Hauptort San Carlos, den wir zwei

[1] A. von Humboldt: Reisen u. s. w. Bd. IV, S. 11.

Stunden später erreichten, war kurz vorher von einer schweren Feuersbrunst heimgesucht worden. Der Trümmerplatz der 25 niedergebrannten Häuser machte einen traurigen Eindruck. Viel war nicht stehen geblieben von dem alten Baré-Dorf.

Die spärlichen, kleinen Ansiedlungen am oberen Rio Negro, Strohhütten mit vorwiegend indianischer Bevölkerung, liegen außerordentlich reizvoll unter Palmen verschiedener Art auf vorspringenden Felsen, die bei niederem Wasserstande auf beiden Seiten aus der glänzend schwarzen, klaren Flut hoch aufsteigen.

In einer dieser Hütten besuchten wir eine weithin bekannte Sehenswürdigkeit, auf die man mich schon am Casiquiare mehrfach aufmerksam gemacht hatte, einen Baré-Mischling, der ohne Arme geboren war und nun alles mit den sehr ausgebildeten Zehen machte. Er blieb anfangs scheu im Halbdunkel seiner Hütte und wollte sich nicht photographieren lassen, bis ihm einer meiner Ruderer, der ihn kannte, gut zuredete. Ich reichte ihm mein Zigarettenpapier und meinen Tabakbeutel. Er nahm ein Papier heraus, drehte sich sehr geschickt eine Zigarette und zündete sie mit einem Streichholz an. Zierlich nimmt er den Hut ab, fädelt eine Nadel ein, näht sich Knöpfe an die Jacke, schießt mit der Flinte, erlegt Fische mit Bogen und Pfeil, angelt, schwimmt, taucht und greift Schildkröten unter Wasser. Er war damals 20—25 Jahre alt und hatte einen kleinen, verkrüppelten Körper, einen Höcker, einen großen, langen Kopf und zeigte den typischen Gesichtsausdruck eines Verwachsenen. Die Zehen beider Füße hatten eine außergewöhnliche Länge und wurden wie Finger gebraucht. Seine Frau war eine junge üppige Baré-Indianerin. Die Familie seiner Mutter wollte ihn anfangs bei seiner Geburt töten, weil man sagte, er sei der Sohn eines „máguari" (bösen Geistes).

Am 18. Februar kamen wir nach Amanadóna, einem kleinen Platz von einem Dutzend Häuschen auf dem linken Ufer, dem Sitz der venezolanischen Zollbehörde. Der Administradór de Aduana (Zollinspektor), General Antonio Varéla[1], eine prächtige Soldatengestalt, stellte mir bereitwillig einen Paß aus, sodaß wir am folgenden Tag ohne längeren Aufenthalt die Grenze passierten.

Das weithin sichtbare Wahrzeichen der brasilisch-venezolanischen Grenze ist der 250 m hohe, in drei Spitzen auslaufende Granitfelsen von Cucuhý oder Cocuy. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war hier der

[1] Auch er fiel bald darauf mit seinen beiden Söhnen der Revolte zum Opfer, nicht ohne daß er, der eifrige Nimrod, einen Angreifer niedergeschossen und mehrere schwer verwundet hatte.

Wohnsitz des gleichnamigen „Königs der Manitivitanos“, eines tapferen Kriegers, aber auch, wie Humboldt schreibt, „vielberufen wegen seiner Grausamkeit und seiner raffinierten Schwelgerei“[1]. Noch heute wissen die Indianer am oberen Rio Negro manches von seinen Taten zu erzählen.

Die brasilianische Grenzstation lag etwas unterhalb des Felsens auf dem steilen linken Ufer; ein sauberer Platz mit dem Hause des Kommandanten, eines Leutnants, und sechs Soldatenhütten, die nebeneinander in einer Linie angeordnet waren. Einige alte Kanonenrohre waren drohend nach dem Fluß zu gerichtet, aber ebenso unschädlich verrostet, wie ein paar Haufen eiserner Kugeln.

Bei der Weiterfahrt erblickten wir im fernen Südosten ein hohes, langgestrecktes Gebirge mit einzelnen spitzen Kuppen, die Wasserscheide zwischen Baría und Cauabury.

Nachmittags kamen wir an der Ortschaft Marabitánas vorüber, etwa 15 Hütten und einer Kapelle mit Glockentürmchen auf dem rechten Ufer. Von der alten brasilianischen Grenzfestung sind nur noch einige grasbewachsene Wälle übrig.

Am nächsten Mittag erreichten wir die Ortschaft São Marcellino an der Mündung des rechten Nebenflusses Xié, den nördlichsten Punkt meiner Reise im Jahre 1904. Die Ufer des Xié, die einst von Aruak-Stämmen besiedelt waren, sind heute ganz entvölkert. Die Kautschukwälder haben die Bewohner hingerafft.

Nachdem wir am folgenden Tag auch die Mündung des Içána hinter uns gelassen hatten, sahen wir bald am Ausgang der langen nordsüdlichen Strecke die riesige, hell leuchtende Sandbank von São Felippe. Mit Sonnenaufgang legten wir im Hafen an. Don Germano kam mir entgegengelaufen. Nach acht langen Jahren hatte ich meinen verehrten väterlichen Freund wieder. —

Don Germano hatte sich in seinem Wesen gar nicht verändert. Seine freundliche Güte war dieselbe geblieben; sein Feuer, seine Spannkraft hatten nicht wesentlich nachgelassen. Nur sein Kopf war ganz weiß geworden.

São Felippe war mir wie eine zweite Heimat. Ich empfand dies jetzt noch mehr als vor Jahren. Jetzt erst fühlte ich ganz plötzlich und mit aller Macht: Alle Leiden sind vorüber; ich bin bei treuen Freunden; ich bin nicht mehr so unendlich fern von allem, was ich lieb habe.

Und dann habe ich gelesen und gelesen, Nächte lang, bis der Morgen dämmerte, die vielen Briefe, die letzten zuerst, und, Gott sei Dank, ich las nur Gutes! —

[1] A. von Humboldt: Reise u. s. w. Bd. III, S. 277; Vgl. auch S. 386.

Die zehn Tage, die wir in São Felippe verbrachten, vergingen wie im Flug. Für die Wissenschaft gingen sie nicht unbenutzt vorüber. Tukáno und Desána vom Uaupés, Karútana vom Içána, Leute von Don Germano, gaben jeden Abend Flötenduette, die ich mit dem Phonographen aufnahm. In der „República", wie man in São Felippe das Haus nennt, wo die unverheirateten Söhne wohnen, ging unter großem Zulauf sämtlicher Indianer die Sache vor sich.

Es sind immer zwei verschieden große, aber gleich dicke, 1—1½ m lange Flöten aus dem Holz der Paschiúbapalme[1]. Die Indianer nennen sie Yapurutú oder Yapurúto. Jedes Paar ist aufeinander gestimmt. Die längere, dumpfere Flöte liefert stets die Begleitung.

Die Weisen, welche die Indianer diesen einfachen Instrumenteu entlocken, sind einförmig, aber sehr melodisch und streng rhythmisch. Sie haben etwas unsagbar Trauriges, diese Dissonanzen, die sich allmählich in Harmonien auflösen. Man denkt an eine arme Seele, die sich vom Leib losreißt und in die Ewigkeit entschwebt. Es spiegelt sich gleichsam in diesen Melodien das ganze unabwendbare Geschick der braunen Rasse. —

Am 2. März kam der Abschied, ein schwerer Abschied. — — —

Wir fuhren in einem Ruderboot mit Hildebrando Garrido, der ein paar Zentner Kautschuk zum Dampfer brachte. Ein Portugiese, der gerade zur rechten Zeit mit seinem kleinen Dampfboot São Felippe anlegte, hatte den größten Teil meines Gepäcks flußabwärts mitgenommen.

Am 8. März nahm uns unterhalb Santa Izabel oder Tapurucuára, dem Endpunkt der Dampferfahrt, der Schraubendampfer „José Rozas" auf.

Wir kamen bei der Weiterfahrt an gewaltigen Strecken niedergebrannten Uferwaldes vorüber. Im März des vergangenen Jahres hatte hier eine riesige Feuersbrunst gewütet, welche die ganze Gegend und besonders den Flußlauf in erstickenden Rauch und in Finsternis hüllte, sodaß die kleinen Dampfboote zwischen den zahllosen Inseln vielfach den Weg verloren, die größeren Dampfer überhaupt nicht flußaufwärts fahren konnten. Viele Kautschukwälder brannten ganz aus, und die Besitzer wurden schwer geschädigt. Seitdem traten an diesem Teil des Flusses, besonders in Santa Izabel, Schwärme von Moskiten und schwere Fieber auf. — Es war um dieselbe Zeit, als uns am Merewarí ein dichter Rauchschleier tagelang die Sonne verbarg, und ein Riesenbrand die Waldbestände auf den Gebirgszügen zwischen dem Merewarí und der Paríma-Kette verwüstete und uns dadurch später den Weg zum Quellgebiet des Uraricuéra und Orinoco

[1] Iriartea exorrhiza.

versperrte. — Wie weit muß die Trockenheit vorgeschritten sein, bis eine allgemeine Feuersbrunst diese feuchten Tropenwälder vernichten kann! —

Romeo war zum Küchenjungen avanciert. Er wusch Teller und Tassen und durfte sich dafür bei uns in der ersten Kajüte bewegen und mit den schwarzen Aufwärtern essen und trinken. Er bekam also erstklassiges Essen. Seine Backen wurden von Tag zu Tag runder. Freilich war dies ein anderes Essen, als die „*motó*“ (Regenwürmer) der Majonggóng! — Als er sich zum erstenmal zu Tisch setzte, war ich gespannt, wie er sich benehmen würde. Einen kurzen, unmerklichen Blick warf er zur Seite auf die anderen; dann nahm er das Besteck regelrecht in die Hände, und niemand hätte ihm angemerkt, daß er von Jugend auf gewohnt war, am Boden zu hocken und Fleisch und Fisch mit den Händen zu zerpflücken.

Am 14. März kamen wir an der Mündung des Rio Branco vorüber und liefen zwölf Stunden später in den Hafen von Manaos ein.

Die deutsche Kolonie feierte uns, die man schon für tot gehalten hatte, in der herzlichsten Weise. Wir mußten uns in unserem abgerissenen Zustand photographieren lassen, wurden auf die Redaktionen der verschiedenen Zeitungen geschleppt und nach jeder Richtung hin ausgefragt. Die Einladungen jagten sich und stellten fast übergroße Anforderungen an unsere Kräfte. Wer aber am meisten gefeiert wurde, war mein Romeo, der Wapischána. Er nahm alle Ovationen als selbstverständlich entgegen. Mit offenen Augen nahm er alles in sich auf, aber er wunderte sich über nichts. Er fuhr stundenlang im Auto, als hätte er sein Lebtag nichts anderes getan. Eines Abends war ich mit ihm zu einer deutschen Familie geladen. Ich sehe ihn noch da sitzen, aufrecht, korrekt, in der rechten Hand das Weinglas, in der linken das Glasschälchen mit Gebäck. Er ließ sich von der schönen Frau des Hauses bedienen und benahm sich durchaus als Kavalier. Als ein Herr ihm mit großer Fingerfertigkeit ein längeres Musikstück auf dem Klavier vorspielte und ihn dann fragte: „Nun Romeo, wie hat es dir gefallen?“ antwortete er, ohne eine Miene zu verziehen: „Es war hübsch. Es war gerade wie bei einer Schreibmaschine!“ — Noch nie habe ich ein so erstauntes Gesicht über solche niederschmetternde Kunstkritik gesehen. — Romeo, der die einfachen Melodien seines Stammes natürlich viel schöner fand als dieses Übermaß an Tönen, hatte nur auf die gelenkigen Finger gesehen. Dabei hatte er sich unseres Freundes Gavini erinnert, dem er in Capihuára beim Schreiben mit der Maschine zugeschaut hatte.

Eine einzige erstaunte Frage hat Romeo an mich gerichtet. Eines Tages saß er auf dem Balkon bei Hübner und sah auf die breite Avenida Eduardo Ribeira hinab, auf der die Menschen geschäftig hin und her eilten. Da

fragte er mich: „Sag einmal, Doktor, warum laufen hier die Leute so durcheinander?" — Ein Indianer läuft nie, wenn er nicht gerade spielt oder tanzt oder einem Wild nachrennt. —

Auch über die Größe der Ozeandampfer, die im Hafen lagen, drückte Romeo sein Erstaunen aus.

Als dann der deutsche Dampfer da war, der mich heimbringen sollte, schlug seine Stimmung um. Von Tag zu Tag wurde er nachdenklicher. Mehrmals fragte er die schwarze Köchin im Konsulat, die ihn bemutterte: „Muß ich sterben, wenn ich mit dem Doktor in sein Land gehe?" Aber sie, die aus dem heißen brasilianischen Küstengebiet stammte, konnte ihm auch keine Auskunft geben. — Er wäre gern mit mir gegangen, aber ich hätte es für eine Sünde gehalten, den treuen Jungen in unser wechselndes Klima zu verpflanzen. —

Der Tag meiner Abreise kam. Nach alter, guter Sitte begleiteten mich alle Freunde auf den Dampfer, und wir leerten ein letztes Glas auf gute Fahrt und frohes Wiedersehen. Romeo saß zu meiner Linken. Als der Dampfer zum erstenmal tutete, zum Zeichen, daß die Gäste das Schiff verlassen müßten, sprach ich leise noch einige gute Worte zu ihm und gab ihm Ratschläge für seine Heimkehr. Da sah er starr geradeaus, und ein paar Tränen rollten ihm über die braunen Wangen hinunter. Sie löschten alles Widerwärtige aus, was mir während des letzten Jahres von seinen Rassegenossen begegnet war. — — —

Mein treuer Schmidt hatte mich schon bald nach unserer Ankunft in Manaos verlassen und war mit einem brasilianischen Dampfer nach Santa Catharina gefahren, wo er noch heute weilt. Romeo blieb noch kurze Zeit nach meiner Abreise in Manaos, da für ihn eine Fahrgelegenheit fehlte. Deutsche Freunde nahmen sich seiner an und beförderten ihn schließlich auf einem Regierungsdampfer, der zum Rio Branco fuhr, in seine Heimat. Er hat alles erhalten, was sein Herz wünschte, und ist dadurch wohl zum reichsten Mann und begehrtesten Heiratskandidaten seines Stammes geworden. Er wird seinen Freund, den „Doktor", nicht vergessen und seinen Kindern und Kindeskindern bis an sein seliges Ende erzählen von unserer Fahrt ins Land der Majonggóng,

vom Roroíma zum Orinoco.

Reisewege der Expedition Koch-Grünberg in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911-1913.

Maßstab 1:750000.

Uebersichtskärtchen nach Stielers Hand-Atlas. № 95. (Nördliches Südamerika)

M. 1:10 000 000

CARAIBISCHES MEER

VENEZUELA

COLUMBIA

BRASILIANISCH GUAYANA

AMAZONAS

GUAYANA

I. São Marcos-Roroima.

II. Rio Uraricuera.

III. Rio Merewari.

IV. Rio Ventuari.

SCHRIFT- u. ZEICHENERKLÄRUNG:

- Felsen (Pedras; Piedras)
- Sandbank (Praya, Playa)
- Stromschnelle, Katarakt (Cachoeira, Salto, Raudal)
- Savanne, Campo (Grenze zwischen Savanne u. Waldgebiet)
- Indianische Ansiedlung od. Dorf
- Europäische Ansiedlung (Sitio)
- Ende der Dampferfahrt
- Mission
- Weg der Expedition
- Lager der Expedition
- Astronomische Beobachtungen

Igarapé, Jg., Caño, C. = Bach, Nebenflüßchen
MAKUSCHI = Stammesnamen

Lith. u. Druck v. H. Kohler, München.

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin

